Weltgeschichte.

Von

Leopold von Ranke.

Erste bis dritte Auflage.

Achter Theil.

Kreuzzüge und päpstliche Weltherrschaft
(XII. und XIII. Jahrhundert).

Herausgegeben von
Alfred Dove, Georg Winter, Theodor Wiedemann.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1887.

Das Recht der Uebersetzung bleibt vorbehalten.

Vorwort.

Was vorm Jahr bei der Herausgabe des siebenten Theils der Weltgeschichte Rankes nicht sicher versprochen werden konnte, hat sich bei sorgfältiger Prüfung als ausführbar erwiesen: eine Fortsetzung, sogut wie unmittelbar aus den nachgelassenen Papieren des Meisters geschöpft. Wie es sich näher damit verhält, davon geben die folgenden Zeilen Rechenschaft, deren Ablegung mir die Herren Mitarbeiter freundlich überlassen haben.

Ranke selber war nicht gesonnen, wenn ihm die eigenhändige Vollendung seines Werkes beschieden gewesen wäre, dasselbe in gleich eingehender Weise bis auf die neueste Zeit herabzuführen. Er, der eine unüberwindliche Scheu vor jeder Wiederholung in sich trug, konnte die allgemeine Geschichte der modernen Jahrhunderte, die in der Summe seiner Hauptschriften enthalten ist, nicht abermals des breiteren erzählen wollen. Wenige Wochen vor seinem Tode vernahm ich aus seinem Munde, daß er statt dessen nur einen raschen Ueberblick in einem groß angelegten Schlußcapitel zu geben vorhatte. Dagegen lag es ihm dringend am Herzen, seine Anschauung auch des späteren Mittelalters — ein Gegenstand,

über den er in der Literatur noch kaum das Wort ergriffen — dem deutschen Leser im Zusammenhang vorgeführt zu sehen. In letztwilligen Aufzeichnungen sprach er den Wunsch aus, daß diese Absicht auch nach seinem vorzeitigen Hingang ins Werk gesetzt werde.

Die Jahrhunderte, welche jetzt noch in Betracht kommen, hat Ranke in seinen Vorlesungen öfters behandelt: das zwölfte und die erste Hälfte des dreizehnten in Verbindung mit den vorhergehenden zuletzt im Winter von 1869 auf 1870, die Zeit vom Ausgang der Staufer bis zum Ende des Mittelalters im darauf folgenden Sommersemester. Wie für alle seine Collegien, wurden auch für diese ausführlich gehaltene Hefte angelegt und aufbewahrt. Die einfache Herausgabe solcher Hefte hat er selbst nun freilich nicht ins Auge gefaßt. Er dachte vielmehr an ihre Bearbeitung durch einen geistig befreundeten Fortsetzer, der, überall im engsten Anschluß an die Ideen und Absichten des Verewigten, doch auch wieder eine eigene, auf den gegenwärtigen Stand der Forschung erhobene Darstellung darauf gründen sollte. In dem Kreise der Hinterbliebenen und Vertrauten, der darüber zurathe ging, konnte man sich indeß zu einer derartigen Auskunft nicht entschließen. Ganz abgesehen von der ungemeinen Schwierigkeit eines Verfahrens, welches in jedem Augenblick die Vereinigung von Dienst und Freiheit, Selbständigkeit und Selbstentäußerung erfordert hätte, schien auch im Falle des Gelingens das vornehmste Verlangen der Lesewelt durch eine derartige Fortsetzung nicht befriedigt. Es ist ein Beweis edler Bescheidenheit, wenn Ranke außer Acht ließ, daß dem Publicum an seiner Weltgeschichte nichts so wichtig war, als daß es eben Rankes Weltgeschichte sei und nichts anderes. Aus dieser Erwägung ergab sich als Grund-

satz: die schlichte Herausgabe der hinterlassenen Papiere, mit demjenigen Maße äußerer Bearbeitung, ohne welches an eine Veröffentlichung überhaupt nicht zu denken gewesen wäre.

Denn soviel lehrte der Augenschein, daß vom bloßen Abdruck des Vorhandenen nicht die Rede sein könne. Die jüngere Periode vom Jahre 1250 an lag noch allenfalls in einer Fassung vor, welche großentheils aus einem Guß, und zwar für jene letzte Wiederholung des Vortrags im Jahre 1870 gefertigt ist; doch fehlte es auch hier nicht ganz an kleinen Lücken, Einlagen älteren Ursprungs, mehrfachen Berichten über die nämlichen Begebenheiten u. s. w. Dagegen verdienten diejenigen Papiere, welche sich auf die allgemeine Geschichte vom ersten Kreuzzug bis auf den Tod Kaiser Friedrichs II. beziehen, überhaupt kaum mehr den Namen eines Collegienheftes. Es waren höchstens die Trümmer eines solchen, das, ursprünglich in den dreißiger Jahren geschrieben, seitdem niemals im Ganzen, desto häufiger jedoch — bis in die funfziger, vielleicht die sechziger Jahre hinein — in fast allen einzelnen Abschnitten umgewandelt worden ist. Bisweilen fand sich die jüngere Version auf die ältere aufgeklebt; weit öfter liefen die verschiedenen Gestaltungen neben, wohl auch durch einander her, so daß das Ganze einem Chaos glich, in welchem sich nur der Schöpfer leicht zurechtgefunden haben mag.

Die Familie von Ranke dachte mir die Ehre der Herausgabe zu; doch glaubte ich, dieselbe mit einem besonders dazu Berufenen theilen zu müssen. Ranke selbst hatte ausdrücklich auf Herrn Dr. Georg Winter, Kgl. Archivar in Marburg, als auf denjenigen unter all den jüngeren Gelehrten, die ihm wissenschaftlich an die Hand gegangen waren, hingewiesen, welcher seine Schriftzüge, die bei Aufzeichnungen zu eigenem

Gebrauch sehr nahe an das Unleserliche streifen, am sichersten zu enträthseln verstehe. Dr. Winter übernahm auf unsere Bitte bereitwillig den schwierigsten, wichtigsten, in jeder Hinsicht grundlegenden Theil der erforderlichen Leistung: die philologische Herstellung des überlieferten Textes in seinem ganzen Umfange. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß diese, schon äußerlich betrachtet ungewöhnlich große Arbeit nur durch eine ebenso angestrengte innere Thätigkeit zu vollbringen war. Zur bloßen Entzifferung bedurfte es eines in den Gegenstand eindringenden Studiums, welches der Sache selbst noch weiter zugute kam, insofern Dr. Winter nicht versäumte, die angezogenen Documente und Quellenaussagen im Wortlaute zu vergleichen, eine Anzahl von Versehen in Daten, Namen und sonstigen thatsächlichen Angaben zu berichtigen u. s. f. Ueberdies ordnete er innerhalb der von Ranke vorgenommenen Gliederung nach Capiteln das zersplitterte Material nach chronologischen und sachlichen Gesichtspunkten, so daß sich die Grundzüge der Composition deutlich herausstellten. Nicht minder war er beflissen, die doppelten, mitunter drei- oder mehrfachen Fassungen der Erzählung von einander zu sondern und ihr relatives Alter zu bestimmen. Kurzum, er entledigte sich seiner mühevollen Aufgabe in einer Weise, daß man das wesentlichste Verdienst an dem Zustandekommen der vorliegenden Edition ihm beizumessen hat.

Unserer Abrede gemäß stellte mir Dr. Winter sein musterhaftes Manuscript aufs gütigste zu weiterer Verfügung. Da wir nichts drucken durften, was Ranke selbst bereits entschieden verworfen, der Vorzug der einen oder der anderen Wendung sich jedoch nicht immer direct erkennen ließ, so blieb nichts übrig, als sich an zuverlässige Schülerhefte aus jüngster Zeit

zu halten. Die Vorlesung über das nachstaufische Zeitalter habe ich selbst bei ihrer letzten Wiederholung im Sommer 1870 als Gymnasiallehrer nachgeschrieben. Für die vorhergehende Periode stand mir ein Heft zugebote, das wenigstens ihre vorletzte Reproduction vom Winter 1864/65, und zwar, wie ich schon damals bewunderte, überaus genau und vollständig wiederspiegelt: es stammt von der Hand des früh verstorbenen Dr. Otto Heyne, Verfassers einer von Ranke hochgeschätzten Abhandlung über den Kurfürstentag zu Regensburg. Diese beiden Hefte gaben die Richtschnur ab für die endgiltige Zusammensetzung, Ordnung und Revision des Textes vom dritten bis zum letzten Capitel des vorliegenden Bandes. Sie erlaubten, geringe Lücken in dem Bestand der nachgelassenen Papiere mit eigenen Sätzen Rankes auszufüllen. Sie boten die Möglichkeit, hie und da einen lebensvollen Zusatz von epigrammatischer Schärfe, wie er dann und wann im freien Vortrag unwillkürlich sich einstellte, der Vergessenheit zu entreißen.

Mit den beiden ersten Capiteln, welche zur Einleitung in die Kreuzzüge die Erzählung der orientalischen Begebenheiten vom neunten Jahrhundert an nachholen, hat es eine etwas andere Bewandtniß. Für sie lag, dürftige Spuren ausgenommen, eine Niederschrift Rankes nicht mehr vor; statt deren jedoch eine Fülle von Dictaten aus den letzten Monaten seines Lebens, verfaßt im unmittelbaren Anschluß an die zur eigenen Fortsetzung seines Buches betriebene Lectüre. Inmitten bloßer Auszüge aus fremden Werken, die doch immer die beabsichtigte Auswahl des Stoffes kundgaben, fanden sich zahlreiche Betrachtungen von durchaus originaler Bedeutung. In ihrer Masse gestaltlos, konnten diese Dictate für den sieben-

ten Theil der Weltgeschichte, der nur Abgeschlossenes bringen sollte, von dessen Herausgeber, Herrn Paul Hinneberg, nicht wohl benutzt werden. Sie jetzt nicht zu verwerthen, wäre ein unverzeihliches Versäumniß gewesen. Das fehlende Gerüst ihres Aufbaues ließ sich dem Heyneschen Heft, neben dem ich in diesem Falle noch eine Reihe älterer zurathe zog, entnehmen. In den genannten Capiteln hat also der Leser noch einmal Rankesche Werkstücke letzter Hand, in einer wenigstens indirect von dem Meister herrührenden Verbindung, vor Augen. Eine kleine Anzahl aphoristischer Bemerkungen zur staufischen Epoche selbst, die sich ebenfalls in den jüngsten Dictaten verbargen, ließ sich ohne Zwang in dem Eingange zum vorliegenden Theile unterbringen, der im übrigen nach Dr. Winters Abschrift die Einleitung wiedergiebt, welche Ranke seinem Colleg über die Zeiten vom neunten oder auch zehnten Jahrhundert bis zum Interregnum vorauszuschicken pflegte.

Anmerkungen mit Quellencitaten, die weder sehr häufig waren, noch über das allgemein Bekannte hinausgingen, glaubte ich der Kürze wegen fortlassen zu dürfen; die lateinischen Anführungen im Texte wurden übersetzt. In einigen Excursen fanden sich Urtheile über die einschlagende historische Literatur der neueren Zeit, wie Ranke sie auch in der Vorlesung mündlich abzugeben liebte. Interessant wie sie waren, konnten sie doch nicht veröffentlicht werden, da es nicht schicklich gewesen wäre, den Verstorbenen als Recensenten auftreten zu lassen. Auseinandersetzungen mit modernen Forschern über einzelne Fragen im Texte selbst sind natürlich stehen geblieben.

Ich wiederhole, daß die Herausgeber darauf verzichten

mußten, Rankes Auffassung und Meinung da, wo sie mit bereits gesicherten Ergebnissen der späteren geschichtlichen Forschung in Widerspruch steht, kleinmeisterlich zu verändern. Um ein Beispiel anzuführen, so beruft er sich vom achtzehnten Capitel an wiederholt auf Ricordano Malespini. Gerade während jenes Collegs von 1870 erschien die Abhandlung von Scheffer-Boichorst über diesen angeblichen Autor, deren schlagende Beweisführung nicht ohne Eindruck auf Ranke blieb. Dennoch hat er sich damals noch nicht entschlossen, der früheren Ansicht von der Entwicklung der florentinischen Geschichtschreibung zu entsagen. Die Bemerkungen, die er darüber auf Seite 495 macht, sind nun theilweise hinfällig geworden; nach dem Grundsatz unseres Verfahrens konnte uns das jedoch nicht bestimmen, sie umzugestalten.

Daß dagegen diese ganzen, mehr oder minder fragmentarischen Aufzeichnungen, die nicht eigentlich für den Druck geschaffen waren, nicht selten einer stilistischen Nachfeilung bedurften, liegt auf der Hand. In zufälligen Flecken würde man die Echtheit gewiß nicht suchen wollen. Ranke selbst hat sich gegen die Seinen entschieden darüber ausgesprochen, daß er eine erbarmungslose Scheinpietät in solchen Fällen nicht billige. Wiederholungen mancher Gedanken, selbst einzelne Widersprüche ließen sich freilich nicht stets beseitigen; noch weniger der natürliche Contrast des Ausdrucks, welcher zwischen einem jugendlichen Ausruf aus den dreißiger Jahren — wie etwa dem über die Ritterorden auf Seite 108 — und der bedächtigeren, hie und da entfärbten Redeweise der späteren Zeiten besteht. Wenn in den Abschnitten über die nachstaufische Geschichte die Composition bei weitem weniger gelungen erscheint, so liegt das doch auch am

Gegenstande: der Gang der welthistorischen Entwicklung verliert in dieser Epoche an Einfachheit. Trotz alledem, darf man sagen, weht durch das Ganze überall derselbe Geist.

Mit der Fortsetzung, welche die Hauptmasse dieses Bandes vorstellt, ist zugleich ein Nachtrag verbunden: Analekten; eigentlich, wie der anmuthige Eingang zeigt, zum sechsten Theile bestimmt, aber damals zurückgelegt. Beide Abhandlungen, die über die Lebensbeschreibungen der Königin Mathilde wie die über Liudprand, sind von Ranke im Jahre 1885 Herrn Dr. Theodor Wiedemann dictirt und mit ihm erwogen worden. Dr. Wiedemann, welcher so manches Jahr hindurch mit selbstloser Hingebung dem Verewigten als getreuester Helfer bei all seinen literarischen Arbeiten zur Seite gestanden, hat die vorliegende Ausgabe besorgt. Auch diese konnte nicht geschehen, ohne daß der vollkommen in Rankes Absicht eingeweihte Herausgeber dem Schlusse beider Erörterungen die noch mangelnde in sich zusammenhängende Redaction angedeihen ließ.

Man sieht: so liegt die Sache nicht, weder in dem einen noch in dem anderen Theile dieser Publication, daß jedes einzelne Wort, wie und wo es eben dasteht, im buchstäblichen Sinne von Ranke selber dort hingesetzt wäre: unter solcher Bedingung hätten wir auf das ganze Unternehmen von vornherein verzichten müssen; es war schlechthin unmöglich. Nur dies war die Frage: sollte Rankesche Darstellung im Schiffbruch untergehen, oder, von einem fremden Elemente äußerlich leicht benetzt, zur Freude vieler ans Ufer geborgen werden?

Ein neunter Theil, kaum halb so stark wie dieser achte, wird die noch übrigen Capitel, die allgemeine Geschichte des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts betreffend, enthalten;

er ist wiederum in erster Linie von Dr. Winter, in zweiter von dem Unterzeichneten zur Ausgabe hergerichtet. Ihm zur Seite stellt sich ein kleiner Ergänzungsband, welcher die von Ranke im Jahr 1854 dem Könige Max von Bayern über die Epochen der neueren Geschichte gehaltenen Vorträge in stenographischer Nachschrift wiedergiebt; die Hoffnung ist, daß man darin eine Art Ersatz für jene nicht zur Ausführung gekommene welthistorische Schlußbetrachtung erblicken werde. Beide Theile sollen neben einander im Frühjahr ausgegeben werden. Für diesmal wünschten wir, nach alter frommer Sitte mit etwas Fertigem in der Hand zum Weihnachtsfeste zu erscheinen. Reiche Wohlthäter nehmen gern darauf Bedacht, daß auch nach ihrem Hinscheiden die gewohnte Spende den Empfängern nicht ausbleibe. Aus solcher Stiftung bringen wir Herausgeber als Boten diese Rankesche Gabe dar.

Alfred Dove.

Bonn, im December 1887.

Inhaltsverzeichniß.

Druckfehler.

Seite 60 Zeile 5 von oben lies: Magrib.

Eine große Periode im Leben des menschlichen Geschlechts, vom Ausgang des fünften bis zu dem des funfzehnten Jahrhunderts, sind wir gewohnt mit dem Namen Mittelalter zu bezeichnen. Die Vorstellung einer tausendjährigen Unterbrechung der allgemeinen Cultur, die man ehedem mit dieser Benennung verband, hat, aus humanistischen Anschauungen entsprungen, auf literargeschichtlichem Gebiet einen Schein von Berechtigung: für die universalhistorische Betrachtung kommt ihr keinerlei Wahrheit zu.

Vielleicht an keinem anderen Gegenstand ermißt man so deutlich die Vertiefung der geschichtlichen Ansicht, zu der die Forschung unseres Zeitalters geführt hat. Während des achtzehnten Jahrhunderts erblickte man im Mittelalter, gegenüber der antiken wie der modernen Welt, fast nichts als Barbarei und Finsterniß; es galt für eine Epoche der Knechtschaft unter hierarchischem und aristokratischem Joch; man wollte an den Erscheinungen dieses ausgedehnten Zeitraumes kaum etwas wahrnehmen, was der Aufmerksamkeit würdig wäre. Mit wie lebendiger Theilnahme wandte sich dagegen der Geist des neunzehnten Jahrhunderts eben diesen Erscheinungen zu!

Die Poesie des Mittelalters hat nach verachtender Verkennung, wie sie selbst unser Friedrich der Große auf das

schroffste aussprach, wieder Gnade gefunden vor den Augen der Gelehrten; alle Nationen wetteifern nun, ihre Denkmale ans Licht zu ziehen, sie zu studieren. Die herrlichen Monumente der Baukunst, die man verfallen ließ oder durch vermeinte Verschönerungen verunstaltet hatte, wurden in ihrer ursprünglichen Pracht und Größe wiederhergestellt oder vollendet. Die Rechtsalterthümer der germanischen Stämme und der aus ihnen erwachsenen Reiche beschäftigten die historische Rechtswissenschaft als eines der größten Probleme. Die Philosopheme der Scholastiker, die man lange Zeit als Verkehrtheiten belacht hatte, erregten das ernste Interesse der Theologen und Philosophen. Tausend locale Beziehungen jener Vergangenheit zur Gegenwart, ihre Reliquien, die sich da und dort erhalten haben oder aus dem Boden aufgegraben werden, boten allerorten den Stoff zu einer neuen, mit Liebe gepflegten Alterthumskunde. Man fand Gefallen, wie an dem Gesange des Ritterthums, so an den idealen Tendenzen der Kirche, dem Schwung der Kreuzzüge. Die gewaltigen Hierarchen erweckten soviel Bewunderung wie die heroischen Fürsten, die sich ihnen gegenüberstellten; in ihrem Gleichgewicht oder Gegensatz erschien das Wesen, die Bewegung der Welt. Denn die productive Kraft der Religion zeigte sich zwar als die mächtigste, jedoch keineswegs als die einzige Quelle des mittelalterlichen Lebens; mit den kirchlichen trafen überall die weltlichen, die nationalen Elemente in voller Originalität zusammen: staatbildende Triebe waren, wenn je, gerade damals vorhanden. Fand man doch hier den Weg, Freiheit und Unterordnung zu verbinden in der Idee der persönlichen sittlichen Verpflichtung. Die gesetzlich beschränkte, legitime Monarchie, der Stolz der Gegenwart, enthüllte sich so in ihrem Kern als ein Product des Mittelalters; einer der

vornehmsten Constitutionellen unserer Tage, Guizot, hat den Ursprung freier Staatsverfassungen in den ständischen Einrichtungen desselben nachgewiesen.

Nicht als dürfte man darüber das Gefühl des Unterschiedes der Epochen verlieren. Aus dem Geiste der Corporation, der das öffentliche Leben jener früheren Zeit allenthalben erfüllt und beherrscht, ließe sich der Gedanke der individuellen Freiheit, der das heutige Dasein durchdringt, in der That nicht herleiten. Ueberhaupt, wer wollte an eine Wiederherstellung entschwundener Zustände und Begebenheiten denken? Der Boden ist urbar gemacht, die Städte sind gegründet, die Staaten befestigt, in denen wir wohnen, die Kirchen gebaut: es ist unmöglich, daß Gegenwart oder Zukunft etwas dem ähnliches aus ihrem Schooß hervorbringen. Das eben ist das Geheimniß der Geschichte, daß nicht jedes Zeitalter zu allem fähig ist; das Leben des Menschengeschlechtes setzt sich aus allen Epochen zusammen, in keiner einzigen tritt es ganz hervor. Nicht sich selber vermochte daher unser Jahrhundert in der Erkenntniß des Mittelalters wiederzufinden; wohl aber entdeckte es dort mehr als eine der besten Wurzeln seiner eigenen Natur: wir sind inne geworden, daß sich die moderne Welt nicht verstehen läßt ohne die Erforschung jener Zeiten.

Mit alledem wäre jedoch die eigentlich weltgeschichtliche Bedeutung des Mittelalters beiweitem nicht ausgesprochen. Für diese kommt nicht allein der Zusammenhang einer Epoche mit dem Dasein der folgenden in Betracht, auch den vorhergehenden gegenüber muß sie eine Continuität des geistigen Lebens aufweisen: erst in beiden Richtungen offenbart sich ihr wahres Verhältniß zu den großen Aufgaben der Menschheit.

Ich erinnere noch einmal an den Begriff, den ich mit den universalhistorischen Studien überhaupt verbinde. Neben und über der Geschichte der einzelnen Völker vindicire ich der allgemeinen Geschichte ihr eigenes Princip: es ist das Princip des gemeinschaftlichen Lebens des menschlichen Geschlechts, welches die Nationen zusammenfaßt und sie beherrscht, ohne doch in denselben aufzugehen. Man könnte es bezeichnen als die Bildung, Erhaltung, Ausbreitung der Culturwelt; nicht der Cultur, wie man sie gewöhnlich versteht, was einen auf Wissenschaften und Künste beschränkten Horizont ergeben würde. Die Culturwelt umfaßt zugleich Religion und Staat, die freie, dem Ideal zugewandte Entwicklung aller Kräfte; sie bildet den vornehmsten Erwerb und Besitz des menschlichen Geschlechts, der sich von Generation zu Generation fortpflanzt und vermehrt. Sie begreift alle die Kenntnisse, die, einmal erworben, nicht wieder untergehen, die Fertigkeiten, die ein Jahrhundert vom anderen überkommt und herübernimmt, die allgemeinen Begriffe von Moralität und Recht, die zwar dem Menschen angeboren sind, jedoch entwickelt und zu klarem Bewußtsein erhoben sein wollen, überhaupt ein Mitgefühl dessen, was dem Menschen als solchem Ehre macht und geziemt. Nur das, was sich auf diesem Boden bewegt, gehört der Culturwelt an. Es ist aber kein abgesondertes Bestreben, sondern es ist mit Politik und Krieg, mit allen Ereignissen, welche die Thatsachen der Geschichte ausmachen, untrennbar verbunden. Das welthistorische Moment tritt nicht in allgemeingiltigen Formen, sondern in den verschiedensten Gestalten hervor, jenachdem es das besondere Leben der Nationen so mit sich bringt, und zwar keineswegs in friedlicher und ungestörter Entwicklung, sondern in steten Conflicten und Kämpfen; denn zu streiten

ist die Natur der Menschen. Die Universalhistorie besteht aus der Geschichte unablässigen Ringens um die höchsten Güter der Menschheit; die universalhistorische Bewegung ist ein lebendiges Etwas, das sich unter allen Stürmen durch seine eigene Kraft gewaltig fortbewegt.

Wie das zu allen Zeiten geschehen ist, wie dies einmal entwickelte, aber doch immer an ein bestimmtes politisches Dasein geknüpfte Element der Cultur in den Wechselfällen der Geschicke der Völker, seiner Träger, sich zu erhalten und fortzupflanzen vermocht hat, wie es all den blutigen Zerstörungen, den gewaltsamen Gründungen neuer Zustände zutrotz sich dennoch behauptete, bildet die vornehmste weltgeschichtliche Frage. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, besitzt die tausendjährige Epoche, die wir das Mittelalter nennen, unerschöpflichen universalhistorischen Gehalt.

Es liegt im Wesen der menschlichen Natur, daß die Culturwelt von denen, die an derselben nicht theilnehmen, unaufhörlich angegriffen und gefährdet wird. Allein auch die Nationen, welche ihr angehören, die Gewalten, die sich in ihrem Innern ausgebildet, gerathen unter einander ebenfalls in den heftigsten Widerstreit. Nicht selten wirkt beides, die innere Entzweiung und der Angriff von außen, auf das verderblichste zusammen. Zuweilen endlich tritt überdies der Fall ein, daß die Träger der Cultur durch ein dem inneren Gebot der menschlichen Würde, der moralischen Weltordnung widersprechendes Verhalten im öffentlichen und privaten Leben in sich selbst verkommen und untauglich werden, ihren allgemeinen Beruf zu erfüllen. In verhängnißvollstem Maß vereinigten sich diese Erscheinungen in den Zeiten des sinkenden römischen Reiches. Darauf beruht es, daß die antike Culturwelt, an

deren Aufrichtung so viele Generationen, so geisteskräftige Völker, so große Charaktere gearbeitet, alles Widerstandes ungeachtet durch barbarische Nationalitäten überfluthet und theilweise überwältigt ward. Vor allem im Abendlande nahm ein chaotisches Treiben überhand, in welchem sich mehrere Jahrhunderte lang, trotz mannigfacher Versuche, das Alte mit dem Neuen zu versöhnen, nichts Bleibendes zu bilden vermochte. Das Kaiserthum von Byzanz, das mit der mehr und mehr erstarrenden Tradition der antiken Cultur den Anspruch auf Behauptung der Weltherrschaft verband, unternahm gegen die kaum gegründeten Königreiche der Germanen einen ausdauernden Kampf, der doch zu durchgreifender Entscheidung nicht zu bringen war. Zumal, da der einen wie der anderen Region gegenüber sich rasch und gewaltig eine dritte Macht erhob, die Weltmacht des Chalifats, welches den Orient umfaßte und zugleich in den Occident erobernd eingriff.

Daß sich inmitten dieser äußersten Verwirrung im fränkischen Reiche der Karolinger dennoch eine haltbare Autorität wiederherstellte, daß in der verjüngten abendländischen Welt, die aus dem Toben der Stürme hervortrat, auch die altüberkommenen Elemente der Cultur eine Stätte gefunden, von einer einigermaßen gesicherten, wenngleich noch immer zweifelhaften Zukunft: das eine wie das andere ward, wie jedermann weiß, vornehmlich durch die Kraft der Religion bewirkt. Die Siege freilich wurden auch diesmal durch die Waffen erfochten; allein wie im Andrange des Islam selbst, so gaben auch in der Abwehr, die ihm Halt gebot, die religiösen Impulse den Ausschlag. Sie sind es nicht minder gewesen, was im Innern der romanisch-germanischen Welt den Zwiespalt der Nationalitäten, den Gegensatz der überlieferten Principien

zu den eigenthümlichen Tendenzen der neuen Einrichtungen überwand. In der Kirche, wie sie sich im römischen Papstthum concentrirte und nicht weniges in sich aufnahm, was dem Bedürfniß roher Völkerschaften entsprach — ich will nur des Reliquiendienstes und der Localheiligen gedenken, welche überall verehrt wurden und in der That etwas vom alten Heidenthum an sich trugen — waren doch immer die Ideen des echten Christenthums enthalten; es bestand selbst die Nothwendigkeit ihrer Verbindung mit Wissenschaft und Kunstübung, die niemals ganz vernachlässigt wurde. Die Kirche des Mittelalters erwarb sich das Verdienst, die Ueberlieferungen des Alterthums zu den geistlichen Interessen, die dem Menschen am nächsten liegen, in Beziehung zu setzen und sie dergestalt fortzupflanzen. Sie bewahrte ihre Denkmale, erkannte ihren Werth, repräsentirte ihren Inhalt und rettete den Zusammenhang der neuen Existenz mit der alten. Eben deshalb waren Staat und Kirche auf das engste Bündniß mit einander angewiesen; sie bildeten zusammen ein mächtiges Gefüge, dessen imposante Einheit der Monarchie Karls des Großen ihren weltgeschichtlichen Charakter verleiht.

Auch dabei konnte es indeß nicht lange sein Bewenden haben. Der Fortgang der universalen Entwicklung beruhte zunächst auf zwei Momenten von scheinbar destructiver Richtung.

Das karolingische Reich, in welchem die Idee der abendländischen Christenheit sozusagen historisch präformirt zu Tage tritt, erscheint, an der späteren Verwirklichung dieses Begriffs gemessen, in seiner inneren Zusammensetzung unhaltbar, seinem äußeren Umfang nach hingegen unvollständig. Gewiß, in dem Processe seiner Auflösung stehen andere Erscheinungen und Motive der Zersetzung im Vordergrund: dynastische Irrungen,

das Emporkommen einer unbotmäßigen Aristokratie, der Zwist der geistlichen mit den weltlichen Interessen. Allein unleugbar ist doch, daß die in jenem Reiche vereinigten Völkerstämme, indem sie unter dem belebenden Einfluß der Cultur allmählich im Umkreis der gleichartigen Elemente zu nationalen Massen zusammenwuchsen, auf die eine oder die andere Weise aus-einander streben und schließlich auseinander fallen mußten. So wie es nunmehr geschah, vollzog es sich zugleich nicht ohne die entschiedenste Mitwirkung einer bisher vom Zuge der allgemeinen Geschichte noch unberührten Außenwelt. Den ehemaligen Barbaren, die sich zu Erben des römischen Imperiums im Occident aufgeschwungen, traten an den Marken ihrer eigenen Civilisation im neunten Jahrhundert neue Barbaren kampfgerüstet entgegen. Die versuchte Propaganda erwiderten sie mit wilder Feindseligkeit. Indem dann alles zusammengriff: — das innere Zerwürfniß, die wieder vordringende Macht der Saracenen, die alte byzantinische Rivalität — so sah es wohl noch einmal so aus, als werde die gewonnene Grundlage der Cultur wieder umgestürzt werden; wie das in der That an einem vorgeschobenen Punkte mit der irischen Gesittung geschah. Im großen und ganzen jedoch ereignete sich abermals das Gegentheil. Wie die Wuth des heidnischen Angriffs sich hauptsächlich gegen die religiösen Institute gerichtet hatte, so war es die Bekehrung, die auch diesmal zu jedem weiteren Verständniß die Brücke schlug. Die eingedrungenen Feinde wurden von den Elementen der kirchlich-politischen Bildung, welche sie zu zerstören getrachtet hatten, ergriffen und festgehalten.

Wohl kein Ereigniß läßt sich in dieser Hinsicht an Wichtigkeit der Ansiedelung der Normannen im westlichen Francien

vergleichen. Denn erst dadurch ward es möglich, den nordischen Einfällen nachhaltigen Widerstand zu leisten. Zu den mannigfaltigen Volkselementen, aus denen allmählich die französische Nationalität erwuchs, gesellte sich dergestalt zum Abschluß ein neues, welches eine Zeitlang sogar eine vorwiegende Bedeutung gewinnen sollte. Von der nämlichen Stelle aus ward sodann jenes England der Eroberung gegründet, aus dem doch eigentlich erst das moderne England hervorgegangen ist. Und zugleich gelang den französischen Normannen noch eine andere Eroberung, in der sich der Umschwung der Weltverhältnisse im Occident auch dem Orient gegenüber ankündigte. Indem Apulien den Griechen, Sicilien dem Islam entrissen ward, empfing nun auch die italienische Nation den unbeengten Schauplatz ihrer späteren Entfaltung.

Ueberhaupt, was im zehnten Jahrhundert angebahnt, ward im elften in den Grundzügen vollendet. Nach und nach finden wir das Christenthum und mit ihm die Anfänge höherer Staatsordnung auch auf die Heimath der noch vor kurzem so feindseligen neuen Völkerstämme übertragen. Ausgedehnte Gebiete wurden der universalhistorischen Bewegung eröffnet, der Culturwelt angeschlossen. Auch im östlichen Europa hatten wir analoger Erfolge der griechischen Kirche zu gedenken; doch war es diesen Regionen nicht beschieden, fortan einer ununterbrochenen Entwicklung zu genießen. Definitiv hingegen bildete sich so der große Complex der abendländischen Nationen aus, der die lateinische Christenheit des Mittelalters constituirte, ein Gemeinwesen der Cultur, in sich keineswegs von zufälliger Zusammensetzung. Es ist vielmehr die bei aller Umwandlung ungebrochene Natur der Urbevölkerung dieser Bereiche, deren Rückwirkung dem Ganzen seine große, niemals hinweggeräumte

Mannigfaltigkeit verleiht. Denn was damals im Conflict aller Weltelemente zustande kam, besteht im wesentlichen noch heute: in jener Epoche erhoben sich die Nationen und Reiche des modernen Europa in ihren allgemeinen Umgrenzungen und charakteristischen Besonderheiten.

Anders aber konnte es nicht sein: indem diese abendländische Christenheit sich zwar auf der Grundlage des karolingischen Reiches, jedoch nicht minder im Gegensatz zu diesem ausbildete, nahm sie einen vielfach abweichenden Charakter an. Vor allem: ihre Einheit stellte sich nicht mehr, wie in den Tagen Karls des Großen, im Kaiserthum dar; an seine Stelle ist seit dem Ende des elften Jahrhunderts das Papstthum getreten.

Das deutsche Kaiserthum, wie es nun geworden, hat der neuen Ordnung der Dinge fast nach allen Seiten mit hingebender Anstrengung Bahn gebrochen; den Anspruch universaler Oberhoheit, den es dabei immer aufrecht erhielt, konnte es gleichwohl nicht entfernt mehr durchzusetzen hoffen. Das Fundament, auf welchem es durch Otto I. errichtet worden, war in gewissem Betracht ein nationales. Denn eben, daß die deutsche Nation unter diesem großen Herrscher inmitten der schwersten Erschütterungen zuerst unter allen abendländischen Völkern zu consolidirter Macht gedieh, gab ihrem Könige den Anstoß und die Kraft, den vorwaltenden Rang, der mit dem Namen des Kaiserthums verknüpft blieb, für sich selbst und für seine Nachfolger in Besitz zu nehmen. Ein allgewaltiges Kaiserthum aber konnte Deutschland selber auf die Dauer nicht ertragen; erst in dem Maße, als diese ideale Bahn verlassen ward, constituirte sich das deutsche Reich, wie es hernach bestanden hat. Denn wie hätte das Leben der Nation

in einem doch immer fremdartigen Berufe völlig aufgehen sollen? In der Opposition des deutschen Fürstenthums, der geistlichen wie der weltlichen Aristokratie, in den Regungen popularen und provinzialen Widerstandes erschien von jeher eine Seite des nationalen Daseins, an der die Ausübung der kaiserlichen Würde eine Schranke fand. Sie fand eine solche nicht minder an dem Emporkommen anderer nationaler Selbständigkeiten, wie sie allmählich rings um die deutschen Grenzen her, im Osten und Norden so gut wie im Westen und Süden, sich aufstellten oder befestigten. Selbst in den wirklich unterworfenen italienischen und burgundischen Landen begannen in der Tiefe des geistigen Lebens divergirende Strömungen sich hie und da geltend zu machen.

Nicht allein ungeschwächt, sondern eher von Tage zu Tage verstärkt, hatte sich indeß dem gegenüber das kirchliche Gemeingefühl im gesammten Abendlande behauptet. Auf ihm beruhte, wie berührt, von Anfang an das friedliche Verhältniß dieser werdenden Völkerwelt. Die Hierarchie, wie sie Gregor VII. allerdings aus der inneren Consequenz der besonderen römisch-priesterlichen Principien entwickelte, hat doch mit nichten ihrerseits erst jenes Gemeingefühl hervorgerufen oder gar erzwungen. Soviel Widerspruch sie auch in der einen und der anderen realen Frage durch ihre anmaßenden Neuerungen erweckte: für die ideale Forderung der Einigung der abendländischen Culturwelt unter der Hoheit des Papstthums fand sie die Geister allenthalben vorbereitet.

Noch war beiweitem nicht alles zum Ziel geführt. Nicht zu gedenken der Kämpfe, die auch dieser Weltmacht mit jedem ferneren Schritte wider sich aufzuregen bestimmt war, so bedurfte es selbst für den Anfang noch eines großen und fort-

reißenden Unternehmens von universaler Bedeutung, um den Völkern des Occidents ihre Stellung innerhalb dieser vom Papstthum gelenkten Gemeinschaft erst recht zu Gemüthe zu führen. Was für die karolingische Monarchie die Schlacht von Poitiers, ist für das päpstliche Weltreich die Eroberung Jerusalems geworden.

Auch für die Zeiten vom neunten bis zum elften Jahrhundert war die Entfernung der islamitischen Potenzen und ihres Einflusses auf die Christenheit doch immer das große Object der abendländischen Politik geblieben. Erinnert man sich der Thätigkeit, welche Kaiser Ludwig II. in dieser Richtung entfaltete, so kann kein Zweifel darüber bestehen, daß vornehmlich der Abgang des karolingischen Kaiserthums die Gegenwehr verhindert hat, welche weiterhin erforderlich gewesen wäre. Das deutsche Kaiserthum aber wurde zwar überaus mächtig im Norden und Osten, allein eben dadurch unfähig, im Süden entscheidend einzugreifen. Noch im Beginne des Kampfes ist Otto II. dort erlegen, und seine Nachfolger konnten nicht daran denken, denselben von germanischer Seite wieder aufzunehmen. Es geschah also, daß die zunächst betheiligten Romanen sich selbst helfen mußten. Auf solche Weise sind die italienischen Seestädte Pisa und Genua emporgekommen; im Streite mit den Omajjaden übte sich Barcelona. Der Nerv des Widerstandes lag dann in jenem Eingreifen der Normannen, deren Uebertritt zur Christenheit dieser selbst eine aggressive Kraft verlieh, welche sie sonst nie erworben hätte. Eben der Kampf mit dem Islam, den sie so anstelle des Kaiserthumes auf sich nahmen, brachte diese kleinen Potenzen in die engste Verbindung mit dem Papstthum.

Das Zeitalter kann insofern als das romantische betrachtet werden, als die romanischen Völker überhaupt von einem neuen Impulse ergriffen wurden, der sich alsdann in den Kreuzzügen auf das lebendigste aussprach. Durch sie wurden die Ideen des Abendlandes nach dem Morgenlande übertragen. Noch immer bestand das griechische Reich in einem hohen Grade von Durchbildung auf den altüberlieferten Grundlagen; allein dem wiederholten Anlauf des Occidents gegen den Orient vermochte es nicht zu widerstehen. Unter päpstlichem Imperium breitete sich der lateinische Name noch einmal über die griechischen Küsten aus.

Indem das Papstthum zu dieser allumfassenden Stellung emporstieg, war es zugleich in fortwährendem Conflict mit dem deutschen Kaiserthum begriffen, in welchem sich die Kaiser jederzeit auf das tapferste schlugen. Man muß diesem Kampfe volle Aufmerksamkeit schenken; indessen es leuchtet ein, daß er die Höhe der Universalgeschichte nicht mehr beherrschte. Mit der Weltstellung des ottonischen oder selbst des salischen Hauses läßt sich die des staufischen nicht vergleichen. Die Freiheit der lombardischen Städte, deren Entwicklung mit der allgemeinen Bewegung der Epoche der Kreuzzüge aufs innigste zusammenhängt, bildet ein Moment für den definitiven Rückgang der kaiserlichen Macht. Alle späteren Bemühungen haben daran nichts ändern können. Bei einem directen Versuch, an den Kreuzzügen leitenden Antheil zu nehmen, den Kampf gegen den Islam mit den deutschen Streitkräften durchzuführen, kam Friedrich I. um. In Heinrich VI. erstand eine Erscheinung, die in weitgreifenden, aber auch unhaltbaren Entwürfen an Otto III. streift. Die eigenthümliche Position Friedrichs II. beruhte dann auf der Verbindung des Kaiserthums mit dem

sicilischen Königreich der Normannen. An sich verfolgte er ungefähr die nämliche Direction, wie die Kaiser Ludwig II. und Otto II. Allein zu einer realen Einigung der süditalienischen Intentionen mit den deutschen vermochte auch er es nicht zu bringen.

Wendet man dagegen auf dieser Stufe der allgemeinen Geschichte den Blick von den großen äußeren Erfolgen auf die Entwicklung des inneren Lebens hinüber, so muß man auch den vergeblichen Bestrebungen der Staufer unvergänglichen Werth beimessen. Denn sie hielten an der vornehmsten Stelle die Idee der Unabhängigkeit der weltlichen Gewalt dem hierarchischen Wesen gegenüber aufrecht. Sie retteten das germanische Princip vor der Unterdrückung durch das romanische. Sie halfen eine kommende Epoche heraufführen, in welcher die Einheit der abendländischen Culturwelt, zwar auf den Ruinen des Kaiserthums, aber auch befreit von der Alleinherrschaft des Papstthums, in einer Fülle verwandten und doch an jeder Stelle selbständigen nationalen Geisteslebens zutage trat.

Erstes Capitel.

Innere Abwandlungen der orientalischen Verhältnisse vom neunten bis ins elfte Jahrhundert.

Wollen wir die Lage des Morgenlandes verstehen, durch welche die Kreuzzüge nicht allein möglich geworden, sondern selbst hervorgerufen sind, so müssen wir der Schicksale des Chalifats von Bagdad gedenken, das wir in dem Augenblick verließen, wo — kurz vor dem Tode Karls des Großen — Al Mamun, der Sohn Harun al-Raschids und einer persischen Sklavin, nachdem er seinen Stiefbruder Emin überwältigt, die Alleinherrschaft gewann.

Auch hernach hatte Mamun (813—833) noch Gefahren in Menge zu bestehen. Wie für seinen Vater, so lag für ihn selbst eine Schwierigkeit in dem Verhältniß zu seinem Wesir. Bei der scharfen Betonung der geistlichen Seite des Chalifats, worauf die Erhebung des abbasidischen Geschlechts hauptsächlich beruhte, läßt es sich an und für sich begreifen, doch mag überdies eine Erinnerung an persische Einrichtungen dazu mitgewirkt haben, daß die weltliche Verwaltung des Reichs sich in der Spitze eines obersten Vertrauensamtes zusammenfaßte. Allein ein Nebenfürstenthum, wozu sich das Wesirat nur allzuleicht gestaltete, wetteifernd an Glanz, Freigebigkeit und populärer Fürsorge, konnte von Herrschern, welche die

Fähigkeit zur Ausübung der höchsten Gewalt in sich selber fühlten, nicht anders als mit Eifersucht betrachtet werden. Eben deshalb hatte Harun die Barmekiden, in deren Hand das Wesirat beinah erblich geworden, in plötzlicher Aufwallung gestürzt, um alsdann in stolzer Einsamkeit weiter zu regieren. Al Mamun hatte gegen den Perser Fadhl, der seine Schritte anfangs ausschließlich geleitet, noch einen besonderen Grund zur Beschwerde: die Politik des Wesirs trug ein einseitig persisches Gepräge und erwies sich daher dem Wohle des Ganzen, welches die innere Aussöhnung beider Nationalitäten erheischte, verderblich. Auf den Rath Fadhls meinte sich der Chalif der noch immer unruhigen Partei der Aliden nähern zu müssen; er legte den grünen Turban an und dachte sogar die Nachfolge einem der Ihrigen zu. Hierüber gerieth jedoch Irak abermals in Aufruhr; in der Hauptstadt erhob man Ibrahim, einen Oheim Mamuns, zum Gegenchalifen; die Verwirrung pflanzte sich in andere Provinzen des Westens fort. In dieser Situation geschah es, daß Fadhl von Dienern seines Chalifen ermordet ward, die dann freilich von Mamun bestraft wurden. Erst danach gelang es, die Empörung zu beschwichtigen. Mamun ward (819) in Bagdad aufgenommen und erschien wieder in der schwarzen Farbe der Abbasiden. Was sonst nicht in der Art seines Hauses lag: er ließ Ibrahim und seinem Anhang Gnade widerfahren.

Es würde zu weit führen, wollte ich noch anderer Bewegungen, sei es politischer, sei es religiöser Natur, erwähnen, wodurch auch in den folgenden Jahren das Reich hie und da erschüttert ward. Man sieht: von einem durchaus gesicherten Zustande blieb man weit entfernt. Trotzdem läßt sich diese Epoche der ersten Abbasiden als die einer friedlichen Ent-

wicklung des Chalifats bezeichnen. Nach außen ward der Krieg gegen Byzanz auch unter Mamun erneuert, allein er stellt sich mehr wie ein Wettkampf benachbarter großer Mächte dar. Von dem Impulse fortschreitender Eroberung, wie er die omajjadische Dynastie beseelt hatte, war auf den Hof von Bagdad nichts übergegangen. Die universalhistorische Bedeutung des letzteren liegt dagegen in dem Streben nach Aneignung und Förderung der allgemeinen Cultur, das in Bezug auf das materielle sowohl wie das geistige Leben zu glänzenden Resultaten führte. Ein Vergleich mit der großen fränkischen Monarchie des Zeitalters läßt sich dabei kaum von der Hand weisen. Die Abbasiden und die Karolinger begegneten einander nicht bloß in politischen Directionen: beide Häuser und Reiche erscheinen, jedes an seiner Stelle, von ähnlichen Tendenzen der Bildung durchdrungen. Im unmittelbaren Erfolge muß man dem Orient wohl den Vorzug einräumen; wie denn die allgemeine Bemerkung verstattet sein wird, daß die Araber ihre weltgeschichtliche Arbeit überhaupt schneller, als die Germanen vollbracht haben. Soviel später aus ihren Sitzen aufgebrochen, hatten sie dennoch die ihnen bestimmte Welthälfte beinah ohne Wechselfälle, gleichsam in einem Zuge unterworfen. Mit der nämlichen Energie ergriffen sie nun in überraschend kurzer Zeit Besitz von einem Hauptbestandtheil des technischen und geistigen Erbes der Vergangenheit; allerdings, um ihn hernach zu fernerer Ausnutzung doch eben dem Abendlande zu übermitteln. Denn dem beschleunigten Aufschwung entspricht auf der anderen Seite ein vorzeitiges Herabsinken. Auch die Keime der Verwilderung hat der islamitische Süden in derselben Ueppigkeit in sich fortwuchern lassen.

Von den Anfängen unter Al-Mansur ist bereits früher die Rede gewesen; wieviel großartiger aber entfaltete sich alles unter seinem Enkel und Urenkel! Unermeßlich breitete sich der Handel aus: auf dem Seewege vom persischen Meerbusen durch die indischen Gewässer bis nach China hin erreichte er den östlichen Saum der alten Erdfeste, wie er am atlantischen Ocean den westlichen berührte. Machte sich darin ein ursprüngliches Talent der Araber geltend, so blühte das Gewerbe, zumal der künstlichen Weberei, das am Euphrat und Tigris von jeher heimisch gewesen, unter ihren anstelligen Händen von neuem auf. Nicht minder lag ihnen der Anbau erlesener Culturgewächse, die Pflege der Gärten und der Bewässerung am Herzen. Die Ergebnisse aller dieser Bemühungen kamen dann der gesammten mohammedanischen Welt zugute; sie haben in Spanien wie in Sicilien die Bewunderung und zumtheil die Nacheiferung noch der christlichen Sieger erregt. Denn die politischen Trennungen innerhalb des Islam hoben die Einheit des Verkehrs und der Civilisation nicht auf.

Faßt man die geistige Regsamkeit im Bereich der abbasidischen Macht ins Auge, so ist, wie berührt, ein persischer Einfluß unverkennbar, der beiweitem sicherer und tiefer auf das arabische Wesen hinüberwirkte, als zur omajjadischen Zeit das byzantinische Beispiel. Keineswegs ist übrigens alles dem Wunsch und Befehl der Herrscher zuzuschreiben. Nicht bloß Wesire und Statthalter oder die Großen überhaupt nahmen an ideellen Bestrebungen einen Antheil, den man im germanischen Abendland außerhalb der clericalen Kreise doch noch vermißte: die Vorschrift, welche das Lesen des Korans jedermann zur Pflicht machte, gab der aufsteigenden Literatur eine

breite Unterlage. Das Arabische, das nun auch grammatisch ausgebildet wurde, ward zur Sprache der Schule, des Staats und der Geschäfte. Für das alte Volkslied der Wüste war, wie gesagt, die Zeit der Production natürlich vorüber. Die Poesie der Araber nahm im Contact mit der neuen Bildung einen bewußten Charakter an und lernte dem Luxus des höfischen und städtischen Lebens dienen. Immerhin fand in der Hamasa, die Abu-Temmam in den Tagen Mamuns zusammenstellte, auch der Heldengesang der heidnischen Urzeit einen Platz des Andenkens. Wenn zur selben Zeit die von Karl dem Großen angelegte Sammlung altgermanischer Heldenlieder, für deren Reiz die Generation Ludwigs des Frommen keinen Sinn besaß, zugrunde ging, so sieht man, wieviel es besagte, daß die Religion des Islam ein national-arabisches Element in sich bewahrte.

Ohne Frage die wichtigste Erscheinung ist nun aber die Wissenschaft. Nicht auf das nächstliegende kommt es dabei an: auf die Entwicklung der moslimischen Theologie und der von ihr abhängigen Rechtskunde, auch nicht auf die sprachliche Disciplin oder die Anfänge der Geschichtschreibung. In solchen Leistungen blieb der Occident dem Orient meist überlegen. Das merkwürdige ist vielmehr, daß, während von den beiden Richtungen der alexandrinischen Gelehrsamkeit die grammatischen Studien durch das Medium der römischen Bildung auf das Abendland übertragen wurden, die Araber ihrerseits sich mit ausgesprochener Vorliebe den mathematisch-physischen Kenntnissen zuwandten. Man hat darin zugleich ein specielles Verdienst des Chalifen Mamun anzuerkennen. Harun al-Raschid genießt doch mehr eines poetisch-gefärbten Ansehens und erscheint im engeren Umriß einer

rein orientalischen Gestalt: was sein Sohn an Gunst und Antrieb dem Studium der exacten Wissenschaft und der aristotelischen Philosophie gewährte, ist insofern von welthistorischem Belang, als daraus zuguterletzt auch der allgemeinen Entwicklung ein nicht hoch genug zu schätzender Vortheil erwuchs. In Mamun schlug ohne Zweifel eine Ader persischer Geistesfreiheit, wie er denn entschieden der aufgeklärten Tendenz der Mutazeliten zuneigte. Dem Abscheu der sunnitischen Orthodoxie zutrotz hat er die Lehre vom Erschaffensein des Korans zum Gesetz erhoben. Damit mag denn seine auf das Reale gerichtete Wißbegier in Zusammenhang stehen. Er hat in Bagdad Bibliothek und Sternwarte gegründet, zahlreiche Uebersetzungen griechischer Werke angeregt und fürstlich belohnt; unvergessen ist die Gradmessung, die er auf der Ebene von Palmyra vornehmen ließ.

Eigenthümlich tritt auch hier die universale Verflechtung der Culturbeziehungen hervor. Bei den Uebertragungen des Hippokrates, Dioskorides und Galen, des Euklid und Ptolemäus, des Aristoteles haben auf der einen Seite die Nestorianer, die unter den Sassaniden eine Zuflucht gefunden und auf der Aerzteschule zu Gondisapur in Chusistan die medicinische Tradition der Griechen aufrecht erhielten, auf der anderen die syrischen Mönche, welche so den arabischen Gebietern gleichsam die bei der Eroberung bewilligte Duldung vergalten, die unentbehrlichen Dienste der Vermittlung geleistet. Als ein weiteres Moment erscheinen die alten Berührungen des persischen Ostens mit dem erfinderischen Geiste der Inder: der Gedanke des Stellenwerthes der Ziffern ist auf diesem Wege der Mathematik der Araber zugeführt worden. Man braucht indessen den Namen der Algebra und vor allem den der Chemie

nur auszusprechen, um zugleich das originale Verdienst der letzteren nach Gebühr zu würdigen. Der Erdkunde, deren lebendiger Betrieb sich bei dem ausgedehnten Horizont ihres Handels von selbst verstand, gaben sie durch die Verbindung mit ihren astronomischen Beobachtungen methodischen Halt. In der aristotelischen Philosophie endlich erkannten sie mit natürlichem Takte dasjenige speculative System, das sich mit der Summe dieser geistigen Bestrebungen am besten vertrug. Alles das ist dann ebenso wie die materielle Gestalt der arabischen Cultur im Laufe der nächsten Jahrhunderte vielfältig entwickelt und in die westlichen Regionen zu weiterem Gedeihen verpflanzt worden. Man weiß, wie dadurch auch die abendländische Ideenwelt im späteren Mittelalter in eine neue Phase hinübergeführt ward.

Der eigenen Herrlichkeit der Abbasiden war indeß keine längere Dauer beschieden, als der einheitlichen Macht der Karolinger. Zwei Momente wirkten beim Verfall ihres Chalifats zusammen: das Emporkommen einer concurrirenden Gewalt von militärischem Ursprung im Centrum der Regierung, die dem Beherrscher der Gläubigen zuletzt nichts übrig ließ, als seine geistliche Würde; daneben die unabhängige Aufstellung localer Dynastien in den Statthalterschaften, eine allgemeine Erscheinung, von der wir zunächst nur die östliche Seite berühren wollen. Das eine wie das andere stand jedoch mit tiefer liegenden Verhältnissen in der elementaren Zusammensetzung des Reiches in Verbindung.

Die fortwährende religiös-politische Spaltung der arabischen Nation und der unüberwundene Gegensatz, in dem sie, wie die Zeiten Mamuns bewiesen, zur persischen stand, sowie die allgemeine Gährung, die aus diesen Zuständen hervorging,

legten den Gedanken nah, die persönliche Sicherheit des Herrschers gleichsam außerhalb dieser Sphäre in einer Leibtruppe zu suchen, die aus anderem Material bestehend jenen Einwirkungen unzugänglich bliebe. Es kam hinzu, daß die Araber an sich selbst in den neuen Lebensformen jener Epoche dem kriegerischen Beruf mehr und mehr den Rücken wandten. Schon Mamun hatte daher fremden Sklaven und Freigelassenen, besonders von türkischer Herkunft, die Reihen des Heeres eröffnet. Sein Bruder und Nachfolger Motaßim (833—842), dessen Succession gerade bei den in Kleinasien im Felde stehenden Truppen auf Widerspruch gestoßen, beeilte sich, nachdem er Frieden mit Byzanz geschlossen, dies Heer aufzulösen und schritt sodann zu einer massenhaften Formation — man spricht von 70 000 Mann — überwiegend türkischer Sklavenscharen, deren Ansprüche bald sehr beschwerlich fielen. Ihre Anführer erkühnten sich bereits nach dem Tode des folgenden Chalifen (847), dessen Bruder Mutawakkil wider Recht auf den Thron zu setzen. Was sich in den Despotien aller Zeiten so oft ereignet hat, geschah denn auch hier: die Verfügung über die höchste Gewalt gerieth in die Hände habsüchtiger Söldner und ihrer ehrgeizigen Oberhäupter. Vergebens suchte Mutawakkil einen anderen Halt, indem er in den Fragen des Glaubens die Wege Mamuns verließ und das Chalifat zur orthodoxen Lehre zurückführte. Wie er selbst, so fielen seine Nachfolger einer nach dem anderen durch Mord, bis auf Mohtadi herab, den sein tadelloser Wandel nicht rettete (870). Eine Zeitlang trat darauf unter tüchtigeren Regenten eine Besserung ein. Allein der schwache und unwürdige Moktadir, in dessen Zeit (908—932) zugleich die verhängnißvolle Erhebung der Fatimiden fällt, erkannte die

maßgebende Stellung des Oberfeldherrn durch die Verleihung des Titels Emir al-Omara — Emir der Emire — gewissermaßen förmlich an. Nachdem sowohl er wie sein Nachfolger ein gewaltsames Ende gefunden, erscheint in seinem Sohne Radhi (934—940) der letzte Chalif von Bagdad, welcher öffentlich geredet hat und die Cultur des Reiches in sich repräsentirte. Die weltliche Gewalt ging völlig an den Emir al-Omara über; denn auch das Wesirat, das sich lange vergebens bemüht hatte, inmitten des Abfalls der Provinzen und der hauptstädtischen Wirren den finanziellen Ruin aufzuhalten, verlor dem militärischen Regiment gegenüber seine Bedeutung.

Wollte man die Summe der eingetretenen Umwandlung kurz aussprechen, so würde es noch nicht hinreichen, generell zu sagen, das Chalifat, das vordem Papstthum und Kaiserthum in sich vereinigte, sei nunmehr auf die Stellung des ersteren eingeschränkt worden. Richtiger wäre der specielle Hinweis auf die Position, welche gerade damals auch im Abendlande das Papstthum einnahm, nach dem Abgang des karolingischen Kaiserthums und vor dem Eintritt der ottonischen Restauration. Denn wie hätte nicht auch die geistliche Autorität des Chalifen, die bisher aufs engste mit seiner weltlichen Macht verknüpft gewesen, mit dieser zugleich den empfindlichsten Eintrag erleiden sollen? Sie ward vielmehr für den Augenblick überall auf eine leere theoretische Anerkennung reducirt und behielt eine reale Bedeutung nur in dem kleinen Umkreis, den der Obergeneral der Leibwache mit seinem Schwerte beherrschte, d. h. bei der allgemeinen Zersplitterung wenig über das Weichbild von Bagdad hinaus. Dies ist der Moment, von welchem Elmacin mit einiger Ueber-

treibung sagt, daß, wer irgend eine Stadt besaß, sich König derselben nannte. Der Emir al-Omara dieser Epoche hat etwas von dem gleichzeitigen Princeps der Römer, jenem Alberich, dem Sohne der Marozia, der das abendländische Papstthum zugleich besetzte und niederhielt. Auch für den Orient kam es nun darauf an, ob sich eine wahrhaft bedeutende weltliche Gewalt von außenher der Stadt des Chalifen bemächtigen werde: nur so konnte die diesem verbliebene geistliche Autorität einen weiteren Wirkungskreis zurückgewinnen. Daß dies in der That geschah, beruht darauf, daß die Auflösung des abbasidischen Reichs, sogut wie die der karolingischen Monarchie, auch eine positive Seite hatte. Bei dem Emporkommen provinzieller Dynastien erscheinen wenigstens zum Theil nationale Factoren im Spiel.

Eine eigentliche Geschichte dieser Vorgänge ließe sich kaum zustande bringen. Die orientalische Ueberlieferung hebt gewöhnlich in mehr poetischer Weise die persönlichen Motive hervor; dem inneren Gewebe der Kräfte, welches den Thatsachen zu Grunde liegt, läßt sich selten beikommen. Doch genügt es für unseren Zweck, die Hauptpunkte in Erinnerung zu bringen. Das wesentlichste ist die Emancipation des persischen Ostens im neunten und zehnten, die Hereinziehung und der Sieg des türkischen Elements im elften Jahrhundert.

Noch einmal müssen wir hier des Chalifen Mamun gedenken. Er war es, der dem Perser Tahir, eben dem Manne, dem er die Beseitigung Emins verdankte, (821) die Statthalterschaft von Chorasan übertrug. Er belieh, obwohl Tahir kurz vor seinem Ende den Versuch gemacht, ihm den Gehorsam aufzukündigen, dessen Söhne nichtsdestoweniger mit der nämlichen

Würde. Deren Nachkommen bekleideten dieselbe ebenfalls; und so entstand ein erbliches Fürstenthum, das von der Residenz zu Nischapur aus den größten Theil des iranischen Hochlandes umfaßte und zum erstenmal seit dem Falle der Sassaniden ein nahezu selbständiges Staatswesen von vorwaltend persischem Charakter in sich darstellte. Denn die Tahiriden erkannten zwar die Oberhoheit von Bagdad an, indem sie den Namen des Chalifen auf den Münzen wie im Kanzelgebet beibehielten. Im übrigen aber führten sie ein unabhängiges Regiment, ohne den Einspruch der schwächeren Nachfolger Mamuns befürchten zu müssen. Sie haben diesen vielmehr umgekehrt in ihren Verlegenheiten beigestanden, was ihnen selbst am Ende zum Schaden gereichte. Denn sie theilten dadurch ihre Kraft und wurden zugleich den Chalifen doch auch unbequem, so daß diese eine revolutionäre Gegenbewegung in Iran nicht ungern sahen, ja sogar beförderten.

Diese Bewegung, deren Ergebniß man als die Gründung einer zweiten Dynastie in den östlichen Regionen zu betrachten pflegt, ist doch von gänzlich verschiedener Natur und eher als eine Störung der unter den Tahiriden begonnenen Entwicklung anzusehen. Locale Parteikämpfe in der Landschaft Sedschestan brachten einen Mann aus dem Volk empor, Jakub Ibn Leith, mit dem Beinamen Saffar, der Kupferschmied, bezeichnet. Eine merkwürdige Gestalt: bei der Nahrung von Kleienbrot und Zwiebeln aufgewachsen, rauh, scharfsichtig und verschlossen, ein geborener Führer für seinesgleichen. Er sammelte eine Freischar von einigen Tausenden um sich, die ihm unbedingt folgten; niemand kannte seine Pläne. Bald griff er über Sedschestan hinaus, und der Chalif, dem er alle Ehre erwies, ließ ihn, um ihn vom Westen abzuhalten, im Osten desto

freier gewähren. Zum Statthalter von Balch ernannt, von wo aus er das einheimische Fürstenthum in Kabul mit seinen indischen Diensten räuberisch zerstörte, gerieth Jakub mit dem Tahiriden Mohammed in Conflict. Er drang in Chorasan ein und nahm Mohammed gefangen (873), dessen Haus sich niemals wieder zu seiner früheren Stellung erhob. Eine so unregelmäßige Gewalt aber, wie die Saffars, konnte dem Wohl der persischen Lande dafür keinen Ersatz bieten. Saffar hat sich in weitere Kämpfe gestürzt; als ihm nicht alle seine Forderungen bewilligt wurden, zog er gegen den Chalifen selbst zu Felde. Da aber erlitt er (876) am Tigris unfern Bagdad durch das Reichsheer eine gründliche Niederlage. Von einer Aussöhnung mit dem Chalifen, die ihm dieser anbot, wollte er bis an seinen Tod (879) nichts hören. Seinem Bruder Amru gegenüber, welcher Jakubs Herrschaft zu behaupten unternahm, beobachtete der Hof zu Bagdad die gleiche Politik. Man versuchte ihn auf Sedschestan zu beschränken, ließ ihn, als er dennoch um sich griff, als Rebellen von den Kanzeln verfluchen und überwies ihm dann doch wieder Chorasan, um ihn gegen andere Empörer auszuspielen. Auch er hat tapfer gestritten, bis er zuletzt (900), im Begriff über den Oxus vorzudringen, dem Samaniden Ismail unterlag und als Gefangener nach Bagdad geschickt ward. Die späteren Saffariden haben keine Bedeutung mehr erlangt.

Eine ganz andere Erscheinung sind die Samaniden, in gewissem Sinne die Fortsetzer der Tahiriden. Auch ihnen hat noch Al-Mamun ihren historischen Schauplatz angewiesen. Als er den Osten verließ, vertraute er den Söhnen des Asad Ibn Saman, aus vornehmstem Persergeschlecht, dem man königliche Herkunft nachsagte, die höchsten Aemter in Mawa-

rannahr, dem alten Transoxanien, an. Dort blieb die Familie den Tahiriden untergeordnet, erlangte jedoch nach deren Sturz die unmittelbare Statthalterschaft jenseit des Oxus. Sie hatte ihren Hauptsitz zu Bochara und hielt sich auch in so weiter Ferne dem Chalifate gegenüber stets auf der gleichen legalen Linie wie das Haus des Tahir. Durch den Sieg über den Saffariden Amru gewann der Samanide Ismail sodann ganz Chorasan. Ein volles Jahrhundert hindurch (901—999) ward die Herrschaft dieser Dynastie in dem stattlichen Umfange vom Jaxartes und den Pässen von Kabul bis zu den kaspischen Bergen und der medischen Wüste behauptet. Die Samaniden hielten prächtig Hof und verfolgten fast durchweg friedliche Ziele, selbst nicht ohne eine gewisse Toleranz. Wohl die anziehendste Gestalt in ihrer Mitte ist Naßr II. (914—943), der noch als Knabe von Aufrührern, den Mördern seines Vaters Ahmed, zum Fürsten ausgerufen ward. Er hatte einige Kämpfe zu bestehen, die er mit Hilfe tüchtiger Heerführer siegreich beendigte. Dann aber erwarb er den Ruf eines der weisesten, freigebigsten, liebenswürdigsten Regenten des Orients; glücklich in allem, nur daß er nicht zu hohen Jahren kam. Als sein Liebling erscheint Rudegi, der Chorführer der persischen Poesie, der sie durch Gedichte von Geist, Anmuth und Feuer auf das würdigste einleitet. Auch hier behielt man die indischen Märchen im Auge. In der lyrischen Form aber macht sich arabisches Muster geltend. Denn nicht durchaus waren die Araber die Empfänger; die Lust zu literarischer Production ist in den Persern durch den Wetteifer mit ihnen erst eigentlich belebt worden. Das Resultat war darum nicht weniger national.

Noch unter jenem Naßr ist auch Firdusi in Chorasan geboren und im Reich der Samaniden sechzig Jahr alt geworden.

Man kann einem Staatswesen so voll aufblühender Cultur eine historische Sympathie nicht versagen; in die Geschicke des Orients aber vermochte es nicht bestimmend einzugreifen. Seine Lage war für die islamitische Welt zu excentrisch, seine politische Organisation zu schwach. Es besaß die Kraft, die benachbarten türkischen Stämme anzuziehen, ohne sie doch bemeistern zu können. Auch zur Regeneration des Chalifats indeß, woran sich die Tahiriden versuchten, haben die Herren von Bochara nichts beigetragen. Das unternahm eine andere Dynastie aus dem bequemer gelegenen persischen Westen, die der Bujiden.

Ihr Ursprung und Emporkommen erinnert an die Saffariden. Auch die Söhne Bujehs waren von niederem Stande; überdies aus dem rohesten der iranischen Volksstämme, den Deilemiten, die in den kaspischen Waldbergen von Ghilan kaum wirklich unterworfen dahinlebten und sich meist zur alidischen Partei hielten, da sie den schiitischen Glauben bekannten. Es waren drei Brüder, Ali, Haßan und Ahmed, die sich in Kriegsdiensten während der Irrungen hervorgethan, welche in der Zeit der äußersten Erniedrigung des Chalifats auch die westlichen Landschaften Irans erfüllten. Sie bemächtigten sich der illegitimen Herrschaft in diesen Gebieten und nahmen in den Randgebirgen über dem Tigris eine Stellung ein, die ganz dazu geschaffen war, Bagdad selbst zu dominiren. Dort hatte nach dem Tode Radhis die Verwirrung ihren Gipfel erreicht. Die Milizen zerfielen unter sich; man schlug sich um das Amt des Emirs der Emire. Der ohnmächtige Chalif mußte mehrmals die Stadt verlassen; er nahm seine Zuflucht zu

den Hamdaniden. Die Hamdaniden, ein arabisches Geschlecht, verwalteten die Satrapie von Mesopotamien und Nordsyrien. Sie haben von Aleppo aus den Byzantinern am Taurus und oberen Euphrat oft genug herzhaft widerstanden; in ihrem wohlregierten Bezirk fand die arabische Dichtung und Philosophie in ihrer geistreichsten Gestalt eine Freistatt. Allein in Bagdad Ordnung zu stiften, ging über ihr Vermögen. Dazu bedurfte es einer stärkeren Faust. Der Bujide Ahmed zog von Chusistan herbei, warf die Söldner nieder und hielt zu Ende des Jahres 945 seinen Einzug. Der Chalif Mustakfi machte ihn zum Emir al-Omara, begrüßte ihn mit dem Namen Moëz-ed-dawlah — Verherrlicher des Reichs — und verlieh seinen Brüdern ähnliche Ehrentitel, indem er sie zugleich in ihren Provinzen bestätigte. Moëz selber bezeichnete sich jedoch als Sultan, wodurch er die Idee einer unabhängigen weltlichen Hoheit zum Ausdruck brachte. Die Namen der Bujiden erschienen auf den Münzen wie im Kanzelgebet, wenngleich hinter dem des Chalifen. Vertrauen aber bestand zwischen ihnen nicht: wenige Wochen darauf ließ Moëz den Mustakfi vom Thron herabziehen und zu Fuß in sein Haus führen, wo er geblendet ward. Er setzte einen anderen Abbasiden ein, mit dessen Haltung er zufrieden war.

Ich zweifle, ob ich Zustimmung finden werde, wenn ich hiebei dessen gedenke, was sechzehn Jahr später in Rom zwischen Otto I. und Johann XII. vor sich ging. Doch liegt am Tage, daß sich Sultan und Chalif ungefähr wie Kaiser und Papst in jener Epoche gegenüberstanden. Nur fällt, indem wir den Parallelismus der Begebenheiten anerkennen, ihr ungeheurer Abstand desto mehr ins Auge. Von einer so ernsten Hingabe an die Interessen der Religion, wie sie die

Schritte der sächsischen Kaiser lenkt, ist im Orient in diesem Stadium der Dinge nicht die Rede. Da steht in erster Linie Herrschsucht und Gewalt, die vor dem brutalsten Ausbruch selten zurückscheut. Selbst abgesehen davon aber widmen damals die herrschenden Kreise des Islam der allgemeinen Cultur mehr Sorgfalt, als der Sache des Glaubens. Auch die Bujidensultane haben sich diesen Tendenzen nach und nach angeschlossen. Besonders Adhud-ed-dawlah — dem Arm des Reichs — dem Zeitgenossen Ottos II. (976—983), wird neben Gerechtigkeit und Mildthätigkeit Sinn für Kunst und Wissenschaft nachgerühmt. Er ist zugleich der, welcher die äußere Macht des Hauses, die neben Irak die vorderen persischen Landschaften umfaßte, am kräftigsten in seiner Hand vereinigt hat. Sonst haben die Bujiden, obwohl sie über ein Jahrhundert (945—1055) im Herzen des Islam als Herrscher walteten, ihrer Aufgabe doch nur wenig genügt. Sie zersplitterten sich durch vielfältige Theilungen und hielten schlechten Frieden unter einander. So vermochten sie weder im Westen dem energischen Vordringen der Fatimiden und der Byzantiner zu wehren, zwischen denen die Hamdaniden zugrunde gingen, noch im Osten die große Umwälzung zu verhüten, die zur Katastrophe der Samaniden führte und dadurch ihre eigene vorbereitete.

Worin bestand nun unter solchen Umständen ihr Einfluß auf das Chalifat? Das merkwürdigste ist, daß sie selber Schiiten waren und blieben. Auch machten sie wirklich einen und den anderen Versuch, ihren alidischen Ideen das Uebergewicht zu verschaffen. Allein sie fanden damit nur bei ihrem landsmännischen Anhang, den Deilemiten, Beifall. Die türkischen Mannschaften, auf die sie nicht minder Rücksicht nehmen

mußten, waren überzeugte Sunniten. Es ist darüber zu widerwärtigen Unruhen gekommen, aus denen die fest begründete Orthodoxie unerschüttert hervorging. Indem die bujidischen Sultane sich dieser Entscheidung beugten, erwiesen sie doch der geistlichen Autorität des Chalifats, wie es einmal war, einen gewissen Respect. Im übrigen aber behielten sie dasselbe ganz in ihrer Hand. An eine Freiheit der Bewegung, wie sie das Papstthum unter den deutschen Kaisern genoß, war hier nicht zu denken; eine innere Erhebung aber war ohne eine solche vollends unmöglich. Nach außen dagegen stieg und sank das Ansehen des abbasidischen Chalifats mit der Macht des Sultanats der Bujiden. Um die Mitte des elften Jahrhunderts waren sie beide tief heruntergekommen, und die Zustände reif für eine abermalige Veränderung, die nicht auf sich warten ließ.

Alles, was bisher geschehen war, vollzog sich doch immer in dem herkömmlichen ethnographischen Kreise. Es war neben der arabischen die historisch soviel ältere persische Nationalität, die, von neuen Impulsen bewegt, die Verhältnisse des Orients modificirte, ohne ihnen eine wesentlich andere Gestalt zu geben. Ein Weltereigniß war es, daß nunmehr ein neuer Volkscharakter diese Bühne betrat, dem auf Jahrhunderte hinaus die thätigste Rolle daselbst beschieden war: der türkische. Nicht auf die zahlreichen Individuen dieser Stammesart kommt es an, denen wir in jenen Leibgarden zu Bagdad vorlängst begegnet sind: deren Einwirkung war nur negativ und zudem bereits wieder überwunden. Diese ganze Institution einer fremden Soldtruppe in der Hauptstadt, wie sie zu allen Zeiten im byzantinischen Reiche bestand, gab nicht den Anlaß zu der jetzt eintretenden entscheidenden Begebenheit.

Es handelt sich vielmehr um einen Vorgang, der an den Grenzen der mohammedanischen Welt beginnt; um die Attraction, welche diese Welt, nicht anders als die christliche, durch Religion und Cultur auf benachbarte, noch uncivilisirte Völker ausgeübt. Die Analogie zwischen dem, was auf solche Weise im Orient geschah, und den Umbildungen, die der Occident durch die Aufnahme, besonders der Normannen erfuhr, kann niemandem entgehen. Doch läßt sich ebensowenig ein tiefgreifender Unterschied verkennen. Die Normannen gehen in den älteren Nationalitäten auf und wirken auf diese von innen her als ein Ferment; die Türken ergreifen und behaupten die Herrschaft, die denn zumeist als ein Druck von oben empfunden wird. Eben hiedurch aber haben sie den Islam in seiner universalhistorischen Größe aufrecht erhalten; wie nach Indien, so trugen sie ihn — tiefer als je zuvor — nach Europa.

Aus der türkischen Stammsage, wie sie in den genealogischen Geschichten des Abulghasi Chan erscheint, läßt sich für das geschichtliche Verständniß gar nichts entnehmen. In das Gewand populärer Tradition hüllt sich späte Erfindung, um so unglaubwürdiger, je mehr sie mit Ideen der islamitischen Theologie vermischt ist. Wir berührten, wie der türkische Stamm, den wir auf der einen Seite von den finnischen Völkern, auf der anderen von den wahren Mongolen unterscheiden, bereits im sechsten Jahrhundert, zu den Zeiten Kaiser Justins II., in den Gesichtskreis der Oströmer trat. Heraklius verband sich mit den Chazaren an der Wolga, dem westlichsten Zweige desselben, gegen die Perser. In den turanischen Steppen im Osten des kaspischen Meeres kamen seitdem andere Horden, auf denen der türkische Name vorzugsweise ruht, mit dem über Iran ausgebreiteten Islam in bald

feindliche, bald freundliche Berührung. Den größten Einfluß auf eine intensivere Verbindung muß man der Samanidenherrschaft in Bochara zuschreiben, die unzweifelhaft bereits einige türkische Elemente umfaßte. In ihrem Bereich ist denn auch der erste welthistorisch bedeutende Türke, Sultan Mahmud von Ghazna, emporgekommen.

Der Succession Mansurs, eines der späteren Samaniden, hatte sich der Statthalter von Chorasan Alptegin, ein türkischer Freigelassener, zu widersetzen versucht und war alsdann nach dem Osten geflüchtet, wo es ihm gelang, sich in Ghazna, unfern von Kabul, auf den Confinien der iranischen und indischen Lande, eine selbständige Position zu gründen. Er vererbte dieselbe auf seinen Eidam Sebuktegin, ebenfalls einen freigelassenen Türken, der als ein tüchtiger Kriegsmann sein Gebiet nach beiden Seiten ausdehnte, sodaß die samanidischen Fürsten es gerathen fanden, seine Hilfe gegen innere und äußere Feinde in Anspruch zu nehmen und ihn durch Ehren auszuzeichnen. Dessen Sohn ist der Ghaznawide Mahmud Jemin ed-dawlah — Rechte des Reichs —, der nach dem Tode des Vaters (997) dessen Gewalt überkam, nicht ohne zuvor einen Bruder bekämpfen zu müssen, den er jedoch als Sieger mit Großmuth behandelte. Auch gegen seine Oberherren hat er eigentlich keine Treulosigkeit begangen. Das Reich der Samaniden fiel durch die Schwäche seiner letzten Herrscher und die Empörung anderer ehrgeiziger Großer, mit welcher die Feindseligkeit eines benachbarten Häuptlings im freien Turkestan zusammengriff. Der letztere, Ilek Chan, hat (999) die Residenz der Samaniden, Bochara, eingenommen und das persische Transoxanien überhaupt mit seinem heimischen Gebiet von Kaschgar und Khotan vereinigt. Der Lande

diesseit des Oxus aber wurde Mahmud Meister, dessen Siege inmitten der allgemeinen Verwicklung zugleich den Triumph der Ordnung bedeuteten.

Ein Menschenalter hindurch — er starb 1030 — hat er mit Kraft und Glück das Schwert geschwungen. Afghanistan und Balutschistan wurden erst durch ihn dem islamitischen Völkerleben fester eingefügt. Er legte sich selbst den Sultanstitel bei und entriß den Bujiden wichtige medische Plätze. Allein dem Chalifat war das nicht unwillkommen; denn Mahmud hielt sich zu ihm als ein strenger und eifriger Sunnit und wies die Anträge der Fatimiden mit Entrüstung von sich. Dafür hat man auch in Bagdad für seine Erhaltung gebetet, seine Siegesberichte von den Kanzeln herab verkündet. Sie lauteten wunderbar genug: auf immer wiederholten, immer weiter greifenden Kriegszügen drang er als der erste tief in die indische Welt ein. Was Alexander versagt blieb: er erreichte, er überschritt den Ganges. Einer nach dem anderen wurden die Radjas unterworfen, überall die Götzenbilder zertrümmert; unermeßliche Schätze fielen in seine Hand. Man müßte es als eine symbolische Handlung bezeichnen, wenn es wahr wäre, daß er aus dem heiligen Somnat an der Küste von Gudscherat, das er 1026 eroberte, die großen Tempelthüren aus Sandelholz entführte, welche die Engländer unserer Tage nach mehr als achthundert Jahren zurückgewonnen haben wollten. Denn soviel ist gewiß, daß er in das bis dahin abgeschlossene Wesen Indiens eine Oeffnung für alle Zeit gebrochen hat. Er ist als der historische Begründer des indischen Mohammedanismus anzusehen, mit welchem im Kampf sich die europäische Macht am Ganges festsetzen sollte.

Sultan Mahmud von Ghazna ist eine große Gestalt in

der Vorhalle der türkischen Geschichte. Er trägt Züge an sich — wie sich versteht: in orientalische Farbe getaucht —, die ihn den namhaftesten seiner Zeitgenossen im Abendlande, jenem Boleslaw Chrobry, dem Urheber der polnischen Macht, und Kanut, dem Herrn des germanischen Nordens, nicht unebenbürtig an die Seite treten lassen. Wenn er mit dem ersteren die geniale Rastlosigkeit, die stete Verbindung von Klugheit und Kühnheit gemein hat, so nähert ihn dem letzteren der Sinn für Gerechtigkeit und die Ehrfurcht, mit der er als Fremdling eine höhere Cultur beherrschte. In seinen Schlachten wird er sich am meisten auf seine türkischen Reiter verlassen haben, wie Kanut auf seine Huskarle. Im Frieden aber wollte, wie der eine als Fortsetzer der angelsächsischen Könige, so der andere nach dem Muster der arabischen wie der persischen Herrscher des Ostens walten. Am engsten knüpfte Mahmud, wie natürlich, an die Samaniden an; nur hielt er sich, wie gesagt, vollkommen orthodox. Er hat Schulen gestiftet, die er reich beschenkte. Er ruhte nicht, bis er einen ganzen Kreis von persischen Hofdichtern um sich versammelt sah; vor allem: er hegte und ermunterte Firdusi. Unter seinen Augen kam das Schah-Nameh zustande, an dessen Stoff Jahrhunderte gearbeitet, das jedoch nun erst seine unzerstörbare Form empfing; ein Gedicht voller Geist und Tiefsinn, unübertroffen an Nationalgefühl, eine Darstellung orientalischer Sagen von historischem Ernst, die ihresgleichen nicht hat. Sultan Mahmud vermochte sich doch nicht ganz auf der Höhe eines solchen Vorzugs zu halten. Soviel wird man der Ueberlieferung entnehmen dürfen, daß sein Dank gegen den großen Poeten dem, was man von den nationalen Herr-

3*

schern gewohnt war, nicht entsprach. Doch soll er darüber, wenngleich zu spät, auch wiederum Reue bezeigt haben.

Es waren Uebergangszustände, wie man sieht; die echt türkische Epoche stand erst bevor: sie wird eröffnet durch die Seldschuken. Die Seldschuken sind kein Stamm, sondern eine bewaffnete Horde, die sich um Seldschuk, den Sohn Jekaks, in der Kirgisensteppe zu einer eigenthümlichen Kriegsgenossenschaft zusammenscharte. Sie wanderten nach Bochara aus, das damals noch den Samaniden gehorchte und haben diesen, nachdem sie sich zum Islam bekehrt, dessen größte Vorfechter sie werden sollten, unter anderem gegen die Angriffe Ilek Chans Beistand geleistet. Seldschuk soll ein Alter von hundert und sieben Jahren erreicht haben und hinterließ die Gewalt über die rasch anwachsende Horde, zu der sich besonders der türkische Stamm der Ghusen gesellte, seinen Söhnen und Enkeln. Bei der Auflösung aller Staatsordnung, die mit dem Ende des zehnten Jahrhunderts in jenen Gegenden eintrat, gelangten die Seldschuken zu selbständiger Bedeutung. Sie trieben ihr Wesen zwischen den Parteien und begannen zugleich ihre räuberischen Anfälle nach Chorasan hinein, ja gegen die östlichen Grenzen der bujidischen Besitzungen zu richten. Sultan Mahmud wußte sie indessen noch zu Paaren zu treiben; sein Tod bildet den Wendepunkt für die Entwicklung dieser Begebenheit. Die Enkel Seldschuks, unter denen Toghrilbeg die größte Thatkraft bewies, brachten den Nachkommen Mahmuds (um 1040) eine Reihe von Niederlagen bei, welche die Ghaznawiden nöthigten, sich auf ihre afghanisch-indischen Gebiete zurückzuziehen, von wo aus sie auf die westlichen Geschicke keinen Einfluß mehr zu üben vermochten. Unwiderstehlich aber drangen die Seldschuken

vor: wie die Ghaznawiden aus Merw und Nischapur, aus Herat und Balch, so mußten die Bujiden vor ihnen aus Rei, aus Ispahan und Hamadan weichen. Der Sultan von Bagdad suchte durch Vermittlung des Chalifen ihre Freundschaft nach und erlangte so in der That einen kurzen Aufschub. Toghrilbeg wandte sich zunächst gegen Adherbeidschan und gerieth, da der griechische Statthalter den Durchzug durch das byzantinische Armenien verweigerte, ebendort mit den christlichen Waffen in blutigen Conflict (1048, 1054). Es war ein erstes Zusammentreffen, welches noch nicht zur Entscheidung führte; doch mußte das Ansehen des Türkenhäuptlings, den selbst der Kaiser von Constantinopel, um einen gefangenen Verbündeten auszulösen, durch Geschenke und Zugeständnisse zu begütigen nicht verschmähte, in den Augen der islamitischen Welt durch dies Unternehmen beträchtlich steigen. Und da inzwischen in Bagdad abermals unerträgliche Zwistigkeiten und Unordnungen ausbrachen, infolge deren der Chalif Alkaim gleichsam ein Gefangener war, so erschien Toghrilbeg, als er 1055 unter der Versicherung seiner Ergebenheit friedlichen Einlaß begehrte, daselbst nicht anders, als im Lichte eines Retters.

Ohne viel Umstände beseitigte er dann den letzten bujidischen Emir al-Omara Melik ar-Rahim und bemächtigte sich selbst der unumschränkten Gewalt. Es nimmt nicht wunder, daß sich dagegen doch bald eine heftige Opposition erhob. Selbst Alkaim sah sich anfangs rücksichtslos behandelt; ein Jahr lang hielt es Toghril nicht für der Mühe werth, den Chalifen zu besuchen, und seine rohen Ghusen hausten ihrer Rechtgläubigkeit ungeachtet in Bagdad nicht viel besser, als die Normannen Robert Guiscards in Rom. Allein es zeigte

sich, daß man ihrer nicht mehr entbehren konnte. Die Anhänger der gestürzten Bujiden pflanzten nämlich, indem sie noch einmal zu den Waffen griffen, ihrerseits ohne Scheu das alidische Banner auf. Während Toghrilbeg abwesend war, um den Aufstand eines Bruders zu dämpfen, nahmen sie Bagdad ein, vertrieben Alkaim und riefen den fatimidischen Chalifen aus, dem sie Mantel und Turban des Abbasiden übersandten. Alkaim mußte sich glücklich schätzen, daß ihn Toghril, nachdem er die Gegner leicht bezwungen, mit großem Pomp auf seinen Sitz zurückführte (1060). Der Chalif verlieh dem Seldschuken den Titel: König des Ostens und des Westens, überhäufte ihn mit Gnaden und bestätigte ihm alle Eroberungen. Ihm auch die Hand seiner Tochter zu gewähren, mochte er sich freilich schwer entschließen; der siebzigjährige Sultan starb (1063), bevor die Vermählung vollzogen war. Die historische Verbindung jedoch zwischen dem sunnitischen Chalifat und der türkischen Macht, wofür jene Ehe das Wahrzeichen bilden sollte, war durch den unerschrockenen Enkel Seldschuks dauerhaft ins Werk gesetzt.

Ich denke, man kann doch auch hier nicht vergessen, daß es die nämlichen Jahre waren, in denen das reformirte Papstthum, bestritten und bedroht wie es war, einen Rückhalt für seine Existenz durch die Einsegnung der normännischen Kriegsthaten und Staatsgründungen gewann. Man möchte mehr sagen: auf solche Weise rüsteten, ohne es noch zu wissen, durch die gleichen Mittel Rom und Bagdad wider einander. Bleiben wir bei dem bestimmten Moment und bei dem orientalischen Ereigniß stehen, so erhellt auch in dieser Beschränkung von selbst die Bedeutung dessen, was geschehen war. Die äußere Gleichförmigkeit fast aller dieser morgenländischen

Umwälzungen wirkt, es läßt sich nicht leugnen, ermüdend auf den Geist des Betrachters. Allein es ist doch auch da der universalhistorische Gang einer stetigen Entwicklung — der man nur nicht die Idee des Fortschritts unterschieben darf — unverkennbar. Das Reich der Seldschukensultane erstreckte sich schon beim Tode Toghrilbegs vom Euphrat bis zum Aralsee, es stellte demnach eine Combination der Macht der Bujiden und der Samaniden dar. Die Autorität des abbasidischen Chalifen, der auch persönlich besser behandelt ward, empfing mithin eine wesentlich erweiterte Geltung; um so mehr, als die Seldschuken von der schiitisch abweichenden Tendenz ihrer Vorgänger im Sultanat jederzeit durchaus entfernt waren. Wer wollte den Schaden ermessen, den eine Invasion wie die türkische über Wohlstand und Cultur der von ihr betroffenen Landstriche bringen mußte! Doch hat unter den Nachfolgern Toghrils, seinem Neffen Alp Arslan (1063—1073) und besonders dessen Sohne Melikschah (1073—1092) die einsichtige Verwaltung des Wesirs Nizam, eines Persers, in die alten Bahnen materieller und geistiger Fürsorge wieder eingelenkt. Vor allem aber — und eben hierin liegt die Uebereinstimmung mit dem Einfluß der Normannen auf das Abendland: die frische, kriegerische Nationalität der türkischen Schwärme verlieh dem Islam Asiens einen Schwung, der ihn in den Stand setzte, dem griechischen Kaiserthum sowohl wie der ägyptischen Macht der Fatimiden mit siegreichem Angriff entgegenzutreten; ein Conflict von weltgeschichtlicher Wirkung, insofern dadurch die Kreuzzüge ins Leben gerufen wurden.

Zweites Capitel.

Mohammedanisch-christliche Verwicklungen bis zum ersten Kreuzzuge.

Vorderasien bildete doch nur die eine Hälfte der islamitischen Welt. Wenn nun selbst dort, seiner centralen Stellung ungeachtet, das Chalifat von Bagdad die Einheit des Reichs und die eigene fürstliche Autorität nicht aufrecht zu erhalten vermochte, wie hätte sich dieselbe im entfernten Westen behaupten lassen? Die Wahrheit ist, daß sie hier niemals in vollem Umfange begründet worden. Die Omajjaden, im Orient gestürzt, ließen sich Spanien, wo sie eine Zuflucht gefunden, durch die Abbasiden nicht entreißen. Ihr Beispiel wirkte nach Afrika hinüber, wo die Familien der Statthalter, im erblichen Besitz der Verwaltung ihrer Provinzen, sich zu factisch unabhängigen Dynastien entwickelten; wie die Edrisiden in Fez schon gegen Ende des achten Jahrhunderts, so zu Anfang des neunten in Kairwan die Aglabiten, deren wichtigste Handlung die Eroberung Siciliens ist. Um das westliche Becken des Mittelmeers gelagert, welches Omajjaden und Aglabiten um die Wette mit Feindseligkeiten gegen die lateinische Christenheit erfüllten, durch das Gefühl ihrer Selbständigkeit zu neuer Energie erweckt, bildeten diese kleineren Mächte des Islam einen besonderen historischen Bezirk, den man im Hin-

blick auf seine geographische Ausdehnung vom Ebro bis nach Palermo hinüber, sowie auf seine drohende Wendung gegen das romanische Europa, gar wohl mit dem Wirkungskreis der alten Punier vergleichen kann. Auch sie vertraten sozusagen auf eigene Hand die Sache des Orients gegenüber dem Occident. In ihrer Trennung von der asiatischen Hauptmacht des Islam darf man indeß keinen tiefgreifenden Gegensatz erblicken. Wohl erscheint auch hier ein eigenthümliches nationales Element, das der Berberstämme, dem arabischen Wesen beigemischt; allein es ist geistig viel zu untergeordnet, um einen Einfluß, ähnlich dem persischen in Iran, auszuüben. Wohl bestritt das Chalifat von Cordova, wie schon sein Titel bezeichnet, dem von Bagdad die innere Berechtigung; allein diese Opposition blieb lediglich dynastischer Natur. Im Hause der Edrisiden endlich war zwar die im Osten so oft unterlegene alidische Partei zum erstenmal ans Ruder gelangt; aber ihr Staat war zu schwach und zu entlegen, um mit den Abbasiden in ernste Concurrenz zu treten. Eine solche vermochten den letzteren erst die Fatimiden zu bereiten.

Wir wissen, wie dies Geschlecht im Beginn des zehnten Jahrhunderts sich in Kairwan der Herrschaft bemächtigte. In der schiitischen Lehre vom Imamat besaß das Chalifat der Fatimiden von Anfang an eine theoretisch abweichende Grundlage, welche durch die ismaelitische Secte in höchst heterodoxer Weise ausgebildet ward. In der extremsten Gestalt dieser Ideen verband sich die Umdeutung, ja die Leugnung der bestehenden Religion bis zum baren Unglauben, auf das sonderbarste mit der unbedingten Verehrung des Herrschers, der als göttliche Erscheinung betrachtet wurde. Es versteht sich von selbst, daß die officielle Doctrin sich im ganzen von jenen Ver-

irrungen frei hielt und die positive Seite des Systems hervorkehrte. Auch in der aber lag ein unversöhnlicher Widerstreit mit den Ansprüchen des sunnitischen Chalifats von Bagdad; ein religiöser Gegensatz, nicht eben von der Tiefe, vielleicht jedoch noch von größerer Schärfe, als der, welcher zwischen der römischen und der griechischen Kirche bestand. Auf die westafrikanischen Regionen beschränkt, hätte die ketzerische Richtung der Fatimiden gleichwohl kaum eine weltgeschichtliche Bedeutung gewonnen; allein es gehörte zu dem grundsätzlichen Charakter ihrer Opposition, daß sie von vornherein ihre Waffen zum entschiedenen Angriff nach Osten wandten. Was bereits der Stifter der Dynastie versucht, setzte dessen Urenkel Moëz glücklich ins Werk: wir sahen, wie sein Heer im Jahre 969 Aegypten unterwarf, wo bisher die Ikschiden — sogut wie ihre Vorgänger, die Tuluniden — bei aller politischen Selbständigkeit doch stets dem Chalifat von Bagdad die religiöse Anerkennung bewahrt hatten. Jetzt aber schlug in dem neu gegründeten Kairo der geistliche Nebenbuhler der Abbasiden seinen Sitz auf, jederzeit dazu bereit, dem Dasein der Gegner auch durch weltliche Gewalt ein Ende zu machen. Und wenigstens Syrien, das von dem Hader der Machthaber am Nil und am Tigris zu allen Zeiten mit betroffen worden, fiel alsbald größtentheils den Fatimiden in die Hände. In Jerusalem und Damaskus, bis nach Aleppo hin, ward dem schiitischen Namen gehuldigt.

Hiemit aber war die Grenze der fatimidischen Erfolge erreicht. Fragt man, warum, so läßt sich den späteren Bujidensultanen schwerlich ein Verdienst daran beimessen. Allerdings enthielten sie sich, ihrer alidischen Gesinnung ungeachtet, solange sie in Bagdad walteten, jeder Hinneigung zu den Gebietern

von Kairo; sehr natürlich, da ihre ganze Bedeutung auf dem Schutze beruhte, den sie dem orthodoxen Chalifate gewährten; erst nach ihrem eigenen Sturze durch Toghrilbeg machten sie daher, wie berührt, einen verspäteten Versuch, sich durch den Anschluß an die Fatimiden zu retten. Einem kräftigen Vorstoß der letzteren wären sie dagegen wahrscheinlich rasch erlegen. Daß es hiezu überhaupt nicht kam, erklärt sich zumtheil aus dem inneren Rückgange des fatimidischen Staatswesens, einer gewöhnlichen Erscheinung bei den späteren Generationen orientalischer Despotien; daneben aber darf man der Gegenwirkung vonseiten des byzantinischen Reiches nicht vergessen.

Durch die großen Kriegsfürsten des zehnten Jahrhunderts, Nicephorus und Tzimisces, waren Cilicien und Antiochien dem griechischen Scepter wieder unterworfen worden. Dort nun, auf den Trümmern der Hamdanidenherrschaft, stieß die fatimidische Eroberung mit der byzantinischen zu gegenseitiger Einschränkung zusammen. Ihre Streitigkeiten fochten beide Reiche mehr im Westen aus; wir bemerkten, wie in den Zeiten Ottos II. und Heinrichs II. Katapane und Emire in Calabrien und Apulien einander mit wechselndem Erfolg entgegentraten. Im Orient dagegen, wo die eine wie die andere Macht zugleich den Hof von Bagdad im Auge behalten mußte, nahmen sie in der Regel eine bloß beobachtende Haltung gegeneinander an. Die Fatimiden konnten nicht daran denken, die starke Aufstellung der Byzantiner vor den Pässen des Taurus zu erschüttern. Auch die Griechen aber, wiewohl sie damals unzweifelhaft das Uebergewicht besaßen, begnügten sich damit, fernere Fortschritte der neuen Nachbarn zu verhindern. Kaiser Basilius II. setzte seine großartige Kraft an die dringendste Aufgabe, die Ueberwältigung der Bulgaren. Indem die Nach-

folger hiedurch freie Hand zum Kampfe wider den Islam bekamen, fanden Romanus III. Argyrus und Michael IV. der Paphlagonier es doch gerathen, das außerordentliche Talent des Georg Maniaces lieber gegen andere moslimische Provinzen, als die syrischen, anzustrengen. Im Jahre 1032 nahm dieser ausgezeichnete Feldherr Edessa ein, das nördliche Bollwerk der abbasidischen Euphratlande; 1038 hat er Messina und Syrakus erobert, und Sicilien wäre wohl schon diesmal dem christlichen Namen wiedergewonnen worden, hätten nicht Zerwürfnisse der Griechen unter einander und mit den normännischen Hilfsscharen das glänzende Unternehmen bald vereitelt. Auch von diesem Kriege wurden indeß die Fatimiden nicht direct berührt, da sich die Statthalter auf Sicilien selbst, die Kelbiten, sowie noch entschiedener die Ziriden oder Badisiden in Tunis, welche die Insel ihrerseits in Anspruch nahmen, dem Chalifat von Kairo gegenüber politisch emancipirt hatten.

Das bestehende Verhältniß läßt sich aus den Nachrichten erkennen, welche wir von der Lage der christlichen Kirche in Jerusalem empfangen. Die originellste Erscheinung unter den ägyptischen Chalifen ist Al Hakem (996—1021), in dessen Wesen sich die ausschweifendste Vorstellung von der eigenen göttlichen Berechtigung und die tollste Willkür mit populären Zügen einfacher Strenge und gemeinnütziger Absicht seltsam vereinigen. Nachdem er Christen und Juden durch mancherlei gehässige Maßregeln heimgesucht, ließ er 1010 neben vielen anderen Kirchen in Syrien auch die der Auferstehung in Jerusalem von grundaus zerstören; ein Ereigniß, das bis tief ins Abendland hinein das schmerzlichste Aufsehen erregte. Es hieß, er habe, von einer christlichen Mutter geboren, jede Gemeinschaft mit den Ungläubigen dadurch von sich ablehnen

wollen. Die Zugeständnisse Omars an die Christen Palästinas konnten ihn nicht kümmern; hat er doch in schiitischem Fanatismus bei Todesstrafe verboten, den ersten Chalifen Gutes nachzusagen, ja die Verwünschung ihrer Namen in Goldschrift über die Thore der Moscheen setzen lassen. Noch Hakem selber hob dann freilich in seiner letzten Zeit, wo er unter dem Einfluß der Ismaëliten vollkommene Gleichgiltigkeit gegen die positive Religion zur Schau trug, den persönlichen Druck ebenso plötzlich wieder auf. Zu einer gesicherten Existenz gelangten die Christen in Palästina jedoch erst durch einen Vertrag, den sein Nachfolger Az-Zahir mit Romanus Argyrus abschloß. Der griechische Kaiser erlangte für sich selbst die Erlaubniß zum Wiederaufbau der Grabeskirche, und die Auferstehungsfeier wurde mit der herkömmlichen Pracht aufs neue begangen. Wie einst Harun al-Raschid in politischem Einverständniß gegenüber Omajjaden und Griechen Karl dem Großen in ähnlicher Weise entgegengekommen war, so legte jetzt um der Abbasiden willen der fatimidische Chalif gebührenden Werth auf gute Beziehungen zum byzantinischen Kaiser. Auch so jedoch beschwor er vergebens die Gefahr, die sich alsbald gegen die asiatische Stellung beider Mächte durch das Emporkommen der Seldschuken erhob.

Von wildem Eifer für die moslimische Rechtgläubigkeit entflammt, dazu tapfer und beutegierig wie sie waren, verstand sich für die Seldschuken der Angriff auf den einen wie den anderen Feind von selbst. Auch erscheinen sie auf den ersten Blick beiden zugleich an Kräften in jeder Hinsicht überlegen. Die Sultane Alp Arslan und Melikschah, im Vollbesitz einer soeben begründeten Alleingewalt der bewaffneten Macht, waren dabei noch durchaus von dem Triebe beseelt,

sie nach allen Seiten zu befestigen und durch wiederholte Kriegszüge zu erweitern. Von ihrer Residenz Ispahan aus verloren sie auch das Land jenseit des Oxus nicht aus den Augen; indem sie ihre Hoheit bis nach Kaschgar, an die chinesische Grenze, ausdehnten, brachten sie nahezu die gesammte türkische Stammesverwandtschaft unter ihr Gebot. Um die Ordnung im Innern aufrecht zu erhalten, war es ihnen dann stets willkommen, die vom Osten herzuströmenden unbändigen Horden alsbald gegen den Westen ausschicken zu können. Für gewöhnlich überließen sie dort ihren Verwandten oder anderen unternehmenden Häuptlingen den Kampf, die im Fortgang der Eroberung ihre eigene Ausstattung suchten und fanden; in entscheidenden Augenblicken aber sah man sie persönlich im Felde.

Wie verrieth sich dagegen allenthalben unter der langen Scheinregierung des schwachen Mostansir (1036—1094) die zunehmende Auflösung des fatimidischen Chalifats! Nicht in den Provinzen allein, ganz besonders in dem städtereichen, vielgetheilten Syrien, war der Gehorsam rings verschwunden: am Hofe selber stritten Türken, die auch hier als Söldner Eingang gefunden, mit den Schwarzen der Leibwache; ein Wesir stürzte den anderen. Mostansir ist jener Fatimide, der von den unterliegenden Bujiden noch in letzter Stunde zum Chalifen von Bagdad proclamirt und mit Turban und Gewand des Abbasiden Alkaim beschenkt ward. Man erzählt, er habe darauf in Kairo neben seinem Palast ein kleines Gebäude zum Wohnsitz für den gedemüthigten Gegner aufführen lassen, den er niemals in seine Hände bekam. Vielmehr sah er sich später in bitterer Noth gezwungen, den Ornat Alkaims zu verkaufen; wie er denn alle seine Kostbarkeiten, selbst den

Grabesschmuck seiner Ahnen, in seinen Verlegenheiten losschlagen und die unschätzbare Bibliothek, vielleicht die reichste des Islam, kläglich zerstreuen mußte. Erst gegen Ende fand er in einem seiner syrischen Statthalter, Bedr, einen Wesir, der wenigstens Aegypten zu vertheidigen und dem Ueberrest der fatimidischen Macht neuen Halt zu verleihen wußte.

Diesem jähen, in solchem Maße fast unerwarteten Verfall dürfte man die gleichzeitigen Zustände von Byzanz freilich nicht geradehin an die Seite setzen; immerhin läßt sich auch dort ein allmählich beschleunigter Rückschritt in dieser Epoche nicht verkennen. Nach dem Tode Constantins VIII., des letzten der purpurgeborenen Schwäger Ottos II. (1028), pflanzte sich die macedonische Dynastie nur noch künstlich durch die Hand oder die Gunst der Kaisertöchter Zoë und Theodora fort. Wie schon öfter vordem auf gleichem Wege, wurden auch jetzt einige tüchtige Männer zum Thron befördert; von dem soliden Besitz der vollen Autorität des legitimen Herrscherhauses blieben sie gleichwohl entfernt. Nach und nach mischte sich überdies das Interesse der großen Familien ein, das durch Parteiung schädlich wirkte, bis es den Comnenen gelang, eine neue Dynastie von einer gewissen Dauer zu begründen.

Mittlerweile trafen, wie immer an dieser Stelle, alle Weltverhältnisse zusammen, um der griechischen Politik eine Fülle von Schwierigkeiten zu bereiten. Ganz abgesehen von den erwähnten Waffengängen mit dem Islam in Sicilien und Mesopotamien, von den Reibungen im nördlichen Syrien, gab es Feinde in Menge zu bestehen. Wurden die Aufstände der Bulgaren niedergeworfen, so führte der Versuch, den Serben das byzantinische Finanzsystem aufzuerlegen, zum Abfall dieses Stammes, welcher 1043 ein von Constantin IX. Monomachus

entsandtes Heer in seinen Bergen aufrieb; seitdem erwies sich die serbische Freiheit unbezwinglich. Fast im nämlichen Moment erblickte man noch einmal ein Schiffsgeschwader der Russen unter Wladimir im Bosporus, dessen man sich, wie bei früheren Anfällen, durch griechisches Feuer entledigen mußte. Unaufhörlich galt es an der Donau die Petschenegen abzuwehren; an ihnen vorüber drang 1065 ein anderes Steppenvolk von ähnlicher Wildheit, die Uzen, bis zum Balkan vor, wo Constantin X. Dukas nicht ohne Mühe ihrer Herr ward. Von Tag zu Tage dreister griffen, auf die Billigung erst der deutschen Kaiser, dann der Päpste gestützt, die Normannen in Unteritalien um sich; die griechische Herrschaft wurde zuletzt auf wenige apulische Küstenplätze beschränkt.

Wohl bildeten diese endlosen Kämpfe noch immer eine gesuchte Schule altüberlieferter Kriegskunst; es fehlte nicht an dem üblichen Zulauf streitbarer Mannschaft aus fernen Weltgegenden. Mit den nordischen Warangen begegneten sich um diese Zeit unter den Fahnen des östlichen Reichs auch französische Normannen; selbst Angelsachsen, die der Herrschaft Wilhelms des Eroberers aus dem Wege gingen, dienten hier mit den heimischen Gegnern unter denselben Feldzeichen. Immerhin ist die Behauptung des Johannes Europalates nicht zu übersehen, daß vor dem Ausbruch des Seldschukenkrieges das griechische Heer an Leuten wie an Waffen verwahrlost und untauglich gewesen sei. Wie sich denken läßt, hatten im Gedränge innerer und äußerer Verwicklungen Zucht und Verwaltung mannigfachen Schaden gelitten. Es war eben auch hier nicht dieses oder jenes einzelne Moment, sondern die Summe der Dinge, was die welthistorische Entscheidung herbeiführte.

Als die eigentliche Epoche der Umwälzung ist für Syrien wie für Kleinasien das Jahr 1071 zu betrachten. In diesem Jahr erkannte Aleppo den Sultan Alp Arslan als Oberherrn an, während sich Jerusalem an Atziz, den Anführer eines Schwarmes von rohen Turkmenen, ergab. Nicht ganz ohne Wechselfälle vollzog sich die fernere Besitzergreifung, indem der fatimidische Wesir Bedr hie und da Widerstand zu leisten vermochte. Als jedoch Atziz, der noch Damaskus an sich gebracht, durch Tutusch, den eigenen Bruder Melikschahs, ersetzt und beseitigt ward, gelang es diesem, ganz Syrien und Palästina bis an die ägyptische Grenze zu vereinigen und zu behaupten. Jerusalem erhielt dabei 1086 der Emir Ortok, ein anderer turkmenischer Bandenführer, als eine Art Lehen von Tutusch. Auf das empfindlichste bekamen die Christen den eingetretenen Wechsel zu fühlen. Statt der Schonung, die sie unter den letzten Fatimiden, soweit deren Ansehen in diesen Gegenden noch etwas galt, erfahren hatten, sahen sie sich vonseiten der Seldschuken und Turkmenen empörender Mißhandlung ausgesetzt. Vor allen Ortok und die Seinen haben sich durch ihre Ausschreitungen in Jerusalem einen verhängnißvollen Namen gemacht. Eines Tages ward der Patriarch Simeon von seinem Sitz gerissen und ins Gefängniß geworfen; nicht, weil man ihm ein Verbrechen schuldgab, sondern einzig, um von seinen Glaubensgenossen ein Lösegeld zu erpressen. Eine persönliche Unbill, unendlich wichtig durch die Sache, die dabei verletzt ward.

Wenn sich ohne diese Vorgänge der Ursprung der Kreuzzüge nicht denken ließe, so kommt der Begebenheit zwischen Seldschuken und Byzantinern außerdem eine noch weiter reichende Bedeutung zu: das Schicksal Kleinasiens, mittelbar Constan-

tinopels selber — denn von Kleinasien gingen die Osmanen aus — ist bis auf den heutigen Tag dadurch bestimmt worden. Wir berührten, daß es schon unter Toghrilbeg, noch ehe dieser in Bagdad einzog, zu Conflicten zwischen seinen Türken und den Griechen kam, in denen die Truppen Constantins IX. Armenien noch mit Erfolg vertheidigten. Unter Alp Arslan aber unternahmen die Seldschuken gerade von Armenien aus, dessen Selbständigkeit eben jener Kaiser zur Unzeit gebrochen hatte, alljährlich verheerende Raubzüge in die östlichen Provinzen Kleinasiens. In Constantinopel führte Eudocia, die Wittwe Constantins X., für ihre Knaben die Regentschaft. Da man indessen angesichts der gefährlichen Umstände einen Mann zum Herrscher verlangte, so reichte sie — wie es heißt, nicht ohne überraschende Intrigue — 1067 Romanus Diogenes ihre Hand. Diese Wahl, die niemand erwartet hatte, die man sich nur aus Noth gefallen ließ, vermochte dem neuen Regiment die erforderliche Festigkeit nicht zu geben. Romanus IV. selbst hat seine Pflicht keinen Augenblick versäumt. Durch Rüstung und Werbung suchte er die gesunkene Wehrkraft wiederherzustellen. Da es ihm gelang, die heimgesuchten Landschaften besser, als bisher, zu schützen, entschloß sich Alp Arslan, ihm in Person entgegenzutreten, und am 26. August 1071 kam es bei Mantzikert, nördlich vom Wansee, nach vergeblicher Unterhandlung zur Schlacht. Der für die Griechen unglückliche Ausgang wird verschieden erklärt. Die aus dem Stamme der Uzen geworbenen Söldner sollen zu den Türken übergegangen sein, ein Theil der Reichstruppen selbst, aus Abneigung gegen den Kaiser, versagt haben. Die verständlichste Erzählung läßt die Seldschuken, nachdem sie schon gewichen, den Feind, indem er ihr Lager einnahm, noch einmal

überfallen. In dem Getümmel gerieth Romanus, der vom Rosse gestiegen war und aufs tapferste zu Fuße weiterstritt, in die Gefangenschaft des Sultans.

Man wird an den Augenblick erinnert, wo — mehr als acht Jahrhunderte zuvor und zwar gleichfalls im oberen Euphratgebiet — der Imperator Valerian dem Sassaniden Schapur in die Hände fiel; damals trat innerhalb des römischen Erdkreises eine allgemeine Zerrüttung ein, die nur mit unsäglicher Anstrengung überwunden werden konnte. Alp Arslan behandelte seinen Gefangenen würdiger, als der persische Großkönig; aber die Folgen waren, wenn auch auf engerem Raum, nicht minder unheilvoll. Romanus Diogenes erhielt seine Freiheit wieder gegen das Versprechen des Friedens, der Entlassung der seldschukischen Gefangenen, sowie einer allerdings beträchtlichen Geldzahlung. Allein die Hauptstadt wollte ihn unter solchen Bedingungen nicht wiedersehen. Man rief den ältesten Sohn der Eudocia, Michael VII., zum Kaiser aus. Die Kaiserin, die an ihrem Gemahl festhielt, ward ins Kloster gebracht. Romanus warf sich in einen Bürgerkrieg, in dem er unterlag; nachdem er auf den Thron verzichtet, ließen ihn die Dukas wider alle Zusage durch grausame Blendung umbringen.

Das Ereigniß ist, daß sich seitdem ein Jahrzehnt hindurch eine feste Regierung nicht wieder bilden konnte, während der Seldschukenkrieg, da man in Byzanz den durch Romanus geschlossenen Vertrag nicht gelten ließ, aufs neue entbrannte. Melikschah betraute mit der Anführung seinen Vetter Suleiman, der denn unaufhörlich vordringend binnen kurzem die Hochebene Kleinasiens an sich brachte. Man ermißt die Lage, in der sich Michael VII. befand, aus seinem Verhalten gegen-

über dem Abendlande. Trotz des gründlichen Zerwürfnisses, das erst jüngst unter Papst Leo IX. zwischen beiden Kirchen ausgebrochen war, näherte sich jetzt der griechische Kaiser aus freien Stücken Gregor VII. mit dem versöhnlichsten Erbieten. Weit mehr noch will es besagen, daß er sogar, wie bereits früher erwähnt, mit dem Herzog von Apulien, Robert Guiscard, in die engste Familienverbindung trat, obwohl dieser im Jahre 1071 durch die Einnahme von Bari auch den letzten Rest der alten Eroberung Belisars auf italischem Boden vertilgt hatte. Es lag darin der Verzicht des östlichen Imperiums auf seine ein halbes Jahrtausend über so hartnäckig vertheidigte Weltstellung im Occident. Schon vorher aber sah sich Michael, von Empörung umringt, genöthigt, dem Seldschuken Suleiman die Gewalt über die eingenommenen Provinzen förmlich zu übertragen. Der türkische Beistand, den er dadurch erkaufte, erwies sich indessen als unzuverlässig; denn auch die Gegner wußten sich dessen zu bedienen.

Nach den traurigsten Wirren wurde Michael 1078 durch Nicephorus III. Botoniates entthront, unter dem die Verwicklung dadurch bis zu unerträglicher Höhe stieg, daß Robert Guiscard sich anschickte, das gestürzte Haus der Dukas, in das er seine Tochter vermählt hatte, an dem neuen Gewalthaber zu rächen. Unter fortdauernden Unruhen von allen Parteien angerufen und benutzt und zumeist doch für sich selber arbeitend, nisteten sich die Seldschuken in Kleinasien desto fester ein. In dem alten Nicäa, wo — Jahrhunderte, ehe an einen Islam zu denken war — der Bund zwischen Kaiserthum und Kirche geschlossen worden, von dem die gesammte Entwicklung der neueren Zeiten ausgegangen, führte nun, fast im Angesicht der Weltstadt Constantins, ein Emir

mohammedanischer Barbaren das Regiment. Unter solchen Umständen nahm, von einer neuen Militärrevolution emporgehoben, Alexius Comnenus, auch er nicht ohne die Hilfe türkischer Scharen, 1081 mit stürmender Hand von der Hauptstadt und dem Throne Besitz.

Alexius I. Comnenus entstammte einer paphlagonischen Adelsfamilie, die in dem Oheim Isaak I. dem Reiche schon einen tüchtigen, nur leider kurz (1057—1059) regierenden Kaiser gegeben hatte. Der Neffe, früh im Heeresdienst ausgezeichnet, von Romanus Diogenes begünstigt, wußte sich doch auch mit Michael VII. und den Dukas gut zu stellen. Selbst Nicephorus III. hat er eine Zeitlang gestützt, bis ihn mehr die Gelegenheit, als vordringlicher Ehrgeiz zum Heile des Staates gegen diesen in die Bahn rief. Er ist eine echt byzantinische Natur der besten Art, von äußerster Gewandtheit und nachhaltiger Kraft, nicht ohne vornehme Würde, heldenmüthig und vorsichtig, schwungvoll und verschlagen. Zu den merkwürdigsten Producten der Epoche gehört die Alexias seiner Tochter, der Prinzessin Anna Comnena. Sie begleitet die ganze Entwicklung ihres Vaters, namentlich den normännischen Krieg und dann die Ereignisse des Kreuzzugs. Sie ist glaubwürdig, wo sie Begebenheiten berührt, bei denen die Griechen Antheil hatten, in dem Entfernteren wird sie unzuverlässig; ein treffliches Document der unter allen Bedrängnissen fortlebenden griechischen Bildung, ein Beginn der Literatur historischer Memoiren, die, wiewohl nicht gerade auf ihren Anlaß, im Abendlande so reich ausgebildet worden ist. Vor allen Dingen lernt man daraus Alexius selber kennen. Er gehört in die Reihe der Wiederhersteller, wie sie in diesem Reich inmitten bedenklichster Gefahren zu öfteren malen erschienen

sind. Am meisten erinnern seine Anfänge an die Leos des Isauriers, der während jener arabischen Bedrohung Constantinopels ebenfalls in gewissen Beziehungen zu den Streitkräften des Feindes emporkam, um sich ihm sodann mit allem Ernst entgegenzusetzen.

Auch Alexius hätte sich nichts besseres gewünscht, als sogleich den Triumph des Islam wieder rückgängig machen zu können; doch war hiezu fürs erste nicht die entfernteste Möglichkeit vorhanden. Von der nothwendigen Reorganisation im Innern abgesehen, meldeten sich sofort von anderer Seite her die gefährlichsten äußeren Feinde. Im Sommer 1081 eröffnete Robert Guiscard, einen falschen Michael als griechischen Prätendenten an der Seite, durch eine Landung bei Dyrrhachium jenen merkwürdigen Offensivkrieg, der die Normannen unter ihm und seinem Sohne Boemund bis tief nach Macedonien und Thessalien geführt hat. Mit bewundernswerther politischer Kunst wußte der Comnene, dessen eigene Heeresmacht dem normännischen Ungestüm im offenen Felde nicht gewachsen war, diesen Angriff dennoch zu bestehen. Zur See zog er die Flotte der Venetianer herbei, denen er dafür die Märkte seines Reichs für alle Zeiten aufschloß; zu Lande hat er auch diesmal die Hilfe türkischer Truppen nicht verschmäht, die ihm Suleiman zur Verfügung stellte. Vor allem aber erregte er in Unteritalien Aufstände wider den Normannenherzog und verband sich zugleich mit Heinrich IV., den er, wie früher erzählt, in seinem Kampf um Rom durch Gold unterstützte. Die enge Verbindung Gregors VII. mit Robert Guiscard hatte die Allianz der beiden Kaiser, von denen jeder seine Krone vertheidigte, zur natürlichen Folge. Durch den Tod Roberts, der 1085, wenige Wochen nach Gregor, auf

Cephalonia starb, sah sich denn Alexius von der normännischen Invasion endgiltig befreit.

Auf die Normannen aber folgten die Petschenegen, denen erst 1091 bei Lebunion in Macedonien eine wahrhaft vernichtende Niederlage beigebracht wurde. Hatten hiebei Kumanen aus dem Norden mitgewirkt, so mußten doch auch diese wieder ihrerseits 1094 zu Paaren getrieben werden. Man begreift, daß da von entscheidenden Unternehmungen gegen die Seldschuken nicht die Rede sein konnte. Selbst den weiteren Verlust der starken, nun aber in der Luft schwebenden Positionen von Antiochien und Edessa vermochte Alexius (1085 und 1086) nicht zu verhindern. Einzig an den Seeküsten Kleinasiens hielten hie und da die griechischen Besatzungen stand, während sich im Binnenland unter dem Erben Suleimans, Kilidsch Arslan, der als Sultan von Rum, d. h. des Römerlandes, bezeichnet wird, (seit 1092) das türkische Wesen ungestört zu consolidiren begann. In dieser Situation entschloß sich Alexius — denn kein Mittel unversucht zu lassen, lag in seiner Art —, das christliche Mitgefühl des Abendlandes zum Beistand anzuregen. Um die Wirkung zu verstehen, die sein Gesuch an Papst Urban II. im Jahre 1095 auf die lateinische Welt hervorbrachte, müssen wir unseren Blick auf den Occident zurückwenden.

Das Abendland hatte bisher, wie oben berührt, seinen eigenen mohammedanischen Horizont gehabt, der das westliche Becken des Mittelmeers umspannte. Auch dort nun war im elften Jahrhundert über die Confinien beider Religionen hin der Kampf mit seltenen Unterbrechungen fortgeführt worden. Es ist wahr: er bewegte sich überall zugleich um die particularen und berührte selbst die localen Interessen; nichtsdesto-

weniger kam darin nach wie vor der allgemeine Geist des religiösen Widerstreits zum vollen Ausdruck, das kriegerische Feuer des Glaubens zog daraus beständige Nahrung. Von besonderem Gewicht aber ist die Thatsache, daß man im ganzen mit steigendem Glücke focht; das christliche Abendland gewöhnte sich so daheim wieder an den Muth der Offensive, ohne den an das Wagniß eines Angriffs auf den entlegenen Orient vollends nie zu denken gewesen wäre. Den unerwartetsten Umschwung hatte in dieser Beziehung Spanien erlebt, auf das wir unser Augenmerk zunächst zu richten haben.

Wir kennen die hervorragende Machtstellung, die der omajjadische Chalif Abderrahman III., der Zeitgenoß Ottos des Großen, innehatte; auch sein Nachfolger Hakem II. wußte sie ungeschmälert zu behaupten. Es waren im Innern die Zeiten einer üppigen Blüthe islamitischer Cultur, welche den gleichartigen Erscheinungen im Bereich der morgenländischen Dynastien an Glanz nichts nachgab; in dem prächtigen Ausbau der säulenreichen Moschee zu Cordova hat diese Periode dem spanischen Boden ihr Denkmal hinterlassen. Unter dem minderjährigen Erben Hakems, Hischam II., gelangte jedoch auch hier der höchste Hof- und Staatsbeamte — Hadjib lautet sein Titel — zum factischen Besitz der Herrschaft. Nicht als wäre deshalb das Reich sofort in Verfall gerathen, im Gegentheil: in Ibn Abi Amir, dem ersten Inhaber dieser Gewalt, erschien (978—1002) ein Mann, zwar von schrankenlosem Ehrgeiz, aber auch von ebenso außerordentlicher Begabung. Nach innen setzte er das Regiment jener großen Chalifen würdig fort, nach außen suchte er sie weit zu überbieten. Nur allzu treffend hat er sich selbst officiell den Namen Almansor, der Sieg-begabte, beigelegt, unter dem er der spanischen Ueberlieferung,

in Poesie und Historie, unvergeßlich geblieben ist. Hatten Abderrahman und Hakem den christlichen Fürsten im Norden der Halbinsel, so oft sie nicht in thörichtem Hader die Uebermacht des Chalifats geradezu gegen sich aufriefen, eine zwar bescheidene, bisweilen tributpflichtige, doch im ganzen ungekränkte Existenz vergönnt, so erlitten diese nun, auch jetzt übrigens selten unverdient, eine lange Reihe blutiger Niederlagen. Almansor erstürmte und eroberte Leon, die Hauptstadt des stärksten der christlichen Staaten. Das gleiche Schicksal erfuhr Barcelona, das seit fast anderthalb Jahrhunderten keinen Feind in seinen Mauern gesehen. Ja, was nie zuvor auch nur versucht worden: die heiligste Stätte der spanischen Christenheit, Santiago de Compostela im äußersten Nordwesten, sank in Trümmer; die entführten Glocken wurden auf Almansors Geheiß zu Lampen für den Vorhof der Moschee zu Cordova umgeschmolzen. Seit Menschenaltern hatte es um die Sache der christlichen Freiheit im Süden der Pyrenäen niemals so verzweifelt gestanden.

Desto überraschender wirkt die mit dem elften Jahrhundert anhebende Wandlung, obwohl sie zunächst allein auf der inneren Zerrüttung des moslimischen Staates beruhte. Almansor vererbte seine Autorität auf seine Söhne. Indeß der jüngere, Abderrahman, wagte einen Schritt, den in Bagdad weder Bujiden noch Seldschuken sich je herausgenommen: er ließ sich von Hischam II. die eigene Nachfolge im Chalifat verbürgen. Da die öffentliche Stimme an dem Alleinrecht der Omajjaden unbedingt festhielt, so erhob sich ein Aufruhr, in welchem der Hadjib erschlagen ward. Aus dieser Revolution jedoch entwickelte sich ein Bürgerkrieg, in dessen Verlauf das Reich in eine Menge thatsächlich unabhängiger Emirate aus-

einander fiel, da die letzten omajjadischen Chalifen in ihrer Schwäche nirgend mehr wahres Ansehen zu gewinnen vermochten. In solcher Lage beschlossen am Ende die Häupter der Bürgerschaft von Cordova, indem sie zu einer arabischen Junta zusammentraten, sich eines Scheinherrschers zu entledigen, dessen Dasein der Stadt und ihrem Gebiete nichts als Verlegenheit und Schaden zuzog. Sehr merkwürdig aber beobachteten sie auch jetzt noch, soweit möglich, ein legitimistisches Verfahren. Um nicht selber an den unfähigen Hischam III. Hand anlegen zu müssen, beredeten sie ein anderes Glied des Chalifenhauses, das wie der Urahn Omajja hieß, zur Empörung. Omajja nöthigte darauf, im Jahre 1031, seinen Vetter zur Abdankung. Anstatt der eigenen Anerkennung aber empfing er alsbald den Befehl, in die Verbannung zu gehen, worauf die Urheber der Bewegung Stadt und Provinz in republikanischer Form zu regieren unternahmen.

Das alte, welthistorische Geschlecht der Omajjaden, in dessen Namen einst das gothische Spanien für den Islam erworben war, das sich nach furchtbarem Sturz ebendort aufs neue erhoben und dem größten Theil des Landes ein materielles Gedeihen verliehen hatte, wie es bis heute nicht wieder erreicht worden ist, verschwand unrühmlich im Dunkel. Wie mit einem Schlage war da das Verhältniß der religiösen Parteien auf der Halbinsel verändert. Von Saragossa bis zur Meerenge und dem Ocean hin bedeckte sich das moslimische Gebiet mit einem Dutzend kleiner Fürstenthümer, die nun ihrerseits in ihren Zwistigkeiten die christlichen Könige um Hilfe anriefen oder froh waren, deren Feindseligkeiten durch Tributzahlung abzukaufen. Es kam hinzu, daß sich auf christlicher Seite durch die Ehe Fernandos I. von Castilien

mit der Erbin von Leon und Galizien endlich eine compactere Macht bildete. Fernando (1037—1065) brauchte einige Zeit, um in den westlichen Gebieten völlig Herr zu werden; dann aber säumte er nicht, die günstige Gelegenheit zu ergreifen. Vom Duero drang er gegen das Scheidegebirge vor und nahm den Emiren von Saragossa, Toledo und Badajoz eine Anzahl Grenzstriche mit ihren Festungen ab; ein Jahr vor seinem Ende brachte er Coimbra zu Falle.

Der Kampf seiner Söhne um die getheilte Herrschaft, reich an Treulosigkeit, stellte noch einmal jeden weiteren Fortschritt in Frage. Sobald jedoch Alfonso VI. (1073—1109) sich zum Alleinherrn aufgeschwungen, wurden die castilianischen Eroberungen in größerem Maßstabe wieder aufgenommen. Alfonso hat bis tief in den Süden hinein die Emire von Sevilla und Granada sein Uebergewicht empfinden lassen; seine vornehmste Handlung aber ist, daß er 1085 im Bunde mit Sevilla Toledo einnahm. Die alte Hauptstadt des westgothischen Katholicismus im Herzen von Spanien, wo die Könige mit den versammelten Bischöfen zu tagen pflegten, ward zum Eckpfeiler der neuen castilischen Macht, der trotz mancher Erschütterung niemals wieder umgestürzt worden ist. Mit Vergnügen begrüßte Papst Urban II. den Erzbischof von Toledo als Primas in allen hispanischen Reichen. Auch das arabische Andalusien aber nahm sich im Gefühl eines unersetzlichen Verlustes noch einmal besser zusammen. Der reuige Emir von Sevilla, Motamid, war der erste, die Almoraviden in Afrika zur Hilfe herbeizurufen.

Unter den Berbern der westlichen Sahara war einige Jahrzehnte früher ein Lehrer des Islam, Abdallah, aufgetreten, der es verstand, dem rohen Stamme und seinen Häuptlingen

auch politisch einen höheren Impuls zu verleihen. Unter einem dieser Fürsten, Jusuf Ibn Taschfin, überschritten die Murabitin — d. h. die Asceten, wie sie sich nannten — den Atlas, worauf Jusuf Marocco gründete und nach und nach ganz Mayrib, das ehemalige Gebiet der Edrisiden von Fez, unterwarf. Eben an ihn erging die Ladung der Andalusier, der er freudig mit seinen Berbern folgte. Man kann das Ereigniß fast als die zweite Invasion dieses Stammes in Spanien betrachten; denn schon die Heere Tariks und Musas, denen die Gothen erlagen, hatten der Zahl nach vornehmlich aus Berbern bestanden. Zugleich gewahrt man, wie der örtliche Kampf der Religionen auch hier im Westen eine allgemeine Natur annahm. Bereits unter Fernando, wie nun unter Alfonso, waren Scharen französischer Edelleute, Normannen, Burgunder und Aquitanier, nicht ohne den Segen der Päpste, über die Pyrenäen herangezogen, um an den spanischen Kriegen theilzunehmen. Der Zug der Almoraviden, unmittelbar durch den Fall von Toledo verursacht, erscheint zugleich wie eine Antwort auf jene romanische Waffenbrüderschaft. Er zeigte sich sofort von eingreifender Bedeutung.

Bei Zalacca, unweit Badajoz, erlitt Alfonso mit den Seinigen 1086 durch Jusuf und dessen andalusische Verbündete eine schwere Niederlage. Er ließ darum das Schwert nicht sinken und hat, obwohl noch mehrmals geschlagen, die früheren Errungenschaften im ganzen wohl vertheidigt; eine gleichzeitige Chronik rühmt ihn als das Heil und den Schild Spaniens; er selbst wollte Imperator heißen. Allein es trat für Jahrzehnte ein Stillstand in dem so glücklich begonnenen Werke der Befreiung ein, den man kaum mit dem Namen Gleichgewicht bezeichnen darf. Denn die Almoraviden ließen es ihr

erstes Geschäft sein, allenthalben mit den selbständigen arabischen Kleinfürsten aufzuräumen. Sie umfaßten abermals von Saragossa bis Lissabon, im weiten Bogen um Castilien her, die beiweitem größere Hälfte der Halbinsel unter einem einzigen islamitischen Regiment. In gewissem Sinne kann man sie mit den Seldschuken zusammenstellen, wie sie denn auch formell das Chalifat von Bagdad als das wahre verehrten. Sehr einleuchtend ist es daher, wenn die Päpste alsbald den Unterthanen Alfonsos, Rittern und Clerikern, verboten, sich am Kreuzzug in den Orient zu betheiligen; Paschalis II. hat die spanischen Wallbrüder, deren er in Rom ansichtig wurde, in ihr Vaterland heimgeschickt, indem er für den Kampf mit den wilden Moabitern, wie er sie nennt, den nämlichen Ablaß, wie für die östliche Heerfahrt, bewilligte. Der fernere Fortschritt in der Rechristianisirung Spaniens hat sich dann überhaupt erst unter dem sichtlichen Einfluß der orientalischen Expeditionen vollzogen. Ich möchte darin sogar, neben der Bekehrung und Germanisirung der baltischen Küstenlande, die jedoch weniger unmittelbar damit verknüpft ist, das wichtigste unter den dauernden Ergebnissen der Kreuzzugsbewegung erblicken.

Auf der anderen Seite darf man jedoch den Werth des Beispiels der spanischen Saracenenkämpfe des elften Jahrhunderts für die Anregung zu dem Unternehmen des ersten Kreuzzuges mit nichten gering anschlagen. Die Erfolge der castilianischen Waffen, welche durch die letzte Wendung doch nicht eigentlich rückgängig wurden, konnten ihres Eindrucks auf das christliche Gesammtbewußtsein, wenigstens der romanischen Welt, nicht verfehlen. Der Reiz dieser Kriegführung an sich, der Gewaltsamkeit selber, die durch ein höchstes Ziel geadelt schien, ergriff ohne Zweifel von dorther die benach-

barten südfranzösischen Bevölkerungen, zumal dieselben, wie erwähnt, nicht ohne einen gewissen Antheil daran geblieben waren. Für die eigenthümliche Gesinnung, die sich dabei ausbildete, pflegt man auf die Gestalt des Cid hinzuweisen. Von dem individuellen Bildniß des Campeador, wie es in dem alten Poema erscheint, muß man freilich für die Historie absehen; außer dem naiv Sagenhaften glaube ich darin die Tendenz zur Verherrlichung des Hauses Navarra zu erkennen, das von einer Tochter des Helden abstammt. Der wirkliche Ruy Diaz de Vivar hat allerdings eine Stelle unter den gewaltigen Herren des aufstrebenden Spaniens. Er vollbrachte die eigenmächtige Eroberung von Valencia, die von großem Belang gewesen wäre, wenn sie nach seinem Tode hätte behauptet werden können. Seinen Bruch mit Alfonso, seinen Dienst beim Emir von Saragossa weiß das Gedicht so gut zu rechtfertigen, wie die Ilias den Zorn des Achill. In der That zeigt sich darin wohl die allgemeine Schattenseite der spanisch-christlichen Politik jener schwierigen Zeiten: ein meist selbstsüchtiges, oft unredliches Schwanken zwischen Bund und Krieg mit dem Feinde, ein Verhältniß, wie es aus dem andauernden Contact imgrunde unversöhnlicher Gegensätze leicht entsteht und deshalb ebenso bei den späteren Generationen der fränkischen Barone in Syrien wiederkehrt. Allein die große Idee der ritterlichen Glaubensfehde konnte durch solche Flecken wohl verdunkelt, doch nicht ausgelöscht werden. Das Cid-Ideal gehört dem zwölften, zum Theil erst dem dreizehnten Jahrhundert an; für das elfte kommt ihm immerhin die Wahrheit zu, daß es aus der bahnbrechenden realen Leistung dieses Zeitalters naturgemäß erwachsen ist. Seine Keime dürfen wir also bei den Genossen Fernandos I. und Alfonsos VI. voraussetzen.

Auf einem engeren Schauplatz war inzwischen eine noch durchgreifendere, für den Zusammenhang der Weltereignisse bedeutsamere Entscheidung gefallen. Sicilien war von den Normannen Unteritaliens der Herrschaft des Islam vollständig und für immer entrissen worden. Von Anfang an gehörte das zu dem Programm Robert Guiscards und des mit ihm verbündeten Papstthums. Wir gedachten des Lehnseides, welchen Robert 1059 Nicolaus II. schwur, als: von Gottes und St. Peters Gnaden Herzog von Apulien und Calabrien und mit beider Hilfe künftig von Sicilien. Aus Italien wollte man die Griechen verdrängen, auf der Insel das vollbringen, woran sie zwei Jahrhunderte lang, noch zuletzt trotz der Erfolge des Maniaces, vergeblich gearbeitet. Eben die Complication beider Aufgaben, außerdem die eigenen Zwistigkeiten der Normannen und ihre übrigen Händel verzögerten den an sich unzweifelhaften Ausgang. An tapferer Gegenwehr der Moslimen hat es zwar im einzelnen nicht gefehlt; allein zwischen den Kelbiten der Insel und den Badisiden von Tunis, die überdies von heimischen Schwierigkeiten umgeben waren, bestand auch jetzt in dem gemeinsamen Widerstande kein vollkommenes Einvernehmen. Die Normannen aber waren doch noch herzhafter und vor allem kräftiger, als die Spanier, auch durch keinerlei politische Rücksicht gebunden: sie traten hier wie anderwärts auf als Krieger von Handwerk, die sich Haus und Hof erst erstreiten wollen. Neben Robert erschien sein jüngerer Bruder Roger im Felde, der schon 1060, nachdem das griechische Reggio gefallen, hinübersetzte und im folgenden Jahre Messina nahm. Die Vertreibung der Byzantiner aus ihrem letzten Halt ließ den Brüdern die Hände völlig frei. In der Freude des Sieges eilten sie 1071 von Bari herbei

und eroberten noch im nämlichen Jahre Palermo. Die ferneren Unternehmungen wurden Roger allein überlassen; die Chronisten rühmen, wie ihm dadurch der Muth gewaltig wuchs. Unermüdlich in Schlachten und Belagerungen drang er vor; 1089 fiel als der letzte größere Platz Girgenti in seine Hände. Durch die gütige Behandlung der gefangenen Familie eines Emirs wußte er sich den Rest der Arbeit zu erleichtern: 1090 stand er am Ziel, als der große Graf von Sicilien.

Den unterworfenen Moslimen hat Roger Schonung und Duldung gewährt, und seine Nachfolger hielten bis in die staufischen Zeiten hinein mit gutem Bedacht an diesem Grundsatz fest. Das hat denn allmählich zu einer merkwürdigen Mischung morgen- und abendländischer Culturelemente geführt, welche in der Bildung und Gesinnung Kaiser Friedrichs II. eine weltgeschichtliche Bedeutung für den Kampf mit der päpstlichen Allgewalt erlangte. Wie weit aber war man von dieser Lage der Dinge noch entfernt! Für den Augenblick lag in dem Erreichten nicht nur ein Triumph des römischen Stuhls, sondern für die abendländische Christenheit überhaupt der größte Vorschub, der einer aggressiven Wendung gegen den islamitischen Orient geleistet werden konnte. Was ist eigentlich das Charakteristische in dem damaligen Auftreten der Normannen? Eine heroische Selbständigkeit, in freiwilligem Dienst hierarchischer Bestrebungen; eine Kriegführung, die in abenteuerlicher Form doch niemals den bestimmten Endzweck aus dem Auge verliert; endlich ein derbes Talent zu colonialer Staatsgründung und -einrichtung. Das alles hatte sich bereits in Unteritalien originell entfaltet; in Sicilien ward es zum erstenmal auf eine dem Islam abgerungene Provinz angewandt. Die Wirkung auf das Gemüth der Zeitgenossen mußte

bei einem so völlig gelungenen Unternehmen noch größer sein, als die der spanischen Begebenheit. Bei den stets lebendigen Beziehungen der Mannen Roberts und Rogers zu den alten Genossen in der Heimath, bei den Familienverbindungen, in welche die Anführer selber mit einem und dem anderen französischen Großen traten, wird wiederum Frankreich, diesmal zumeist das nördliche, besonders davon betroffen sein.

Unmöglich wäre es, daneben das geographische Moment zu übersehen. In einer späteren Epoche hat sich die Weltstellung der pyrenäischen Halbinsel enthüllt. Portugal und Spanien hatten nicht sobald den Islam ausgestoßen und ihr europäisches Wesen wiedergewonnen, als sie es auch für ihren Beruf erkannten, im Namen der christlichen Propaganda zwischen Europa und der oceanischen Außenwelt zu vermitteln. Für den inneren Erdkreis der alten Geschichte kam Sicilien nebst den angrenzenden Vorsprüngen des Festlandes eine ähnliche Stellung zu: Phönicier und Griechen haben von dort aus den Occident aufgeschlossen und zu civilisiren begonnen. Am Ausgang des elften Jahrhunderts stand die entgegengesetzte Möglichkeit in Frage: ob es der Macht des Abendlandes, wie einst der römischen, beschieden sei, in den östlichen Bereich aufs neue siegreich einzudringen. Man darf behaupten, daß der Gedanke daran schwerlich allgemein hätte gefaßt werden können, wären nicht zuvor Apulien und Sicilien aus den Händen der Byzantiner und Araber befreit und der Ausblick aus dem lateinischen Meeresbecken in das griechisch-orientalische eröffnet worden.

Schon von der vorhergehenden Abwandlung war auch die See selber nicht unberührt geblieben. Zwischen Spanien und Sicilien mitteninne legten im elften Jahrhundert Pisa und Genua, ebenfalls im Widerstreit mit den Saracenen, den Grund

zu ihrer maritimen Macht. Wir wissen bereits, wie sie in den Jahren 1015 und 1016, von Papst Benedict VIII. ermuntert, Mogehid, den Emir von Denia, Herrn der Balearen, der Sardinien in Besitz genommen, von dieser Insel und aus den toscanischen Gewässern für immer verjagten. Diese That greift insofern selbst in die spanischen Verhältnisse ein, als Mogehid fast der namhafteste und unternehmendste der emporkommenden andalusischen Theilfürsten war. Die beiden Seestädte selber unterwarfen seitdem Sardinien und Corsica ihrem Einfluß und versuchten sich in weiteren Fahrten. Allein was konnten sie ausrichten, so lange ihnen die Concurrenz von Amalfi, das seine griechischen Verbindungen aufrecht erhielt, und die Corsarenwirthschaft der tunesischen Badisiden ungebrochen im Wege stand? Man begreift es, daß die Pisaner die treuesten Freunde der Normannen wurden. Schon 1062 war auch ihre Flotte drohend im Hafen von Palermo erschienen. Wie die Unterwerfung Amalfis durch Robert, so kam jeder Fortschritt des Grafen Roger auf Sicilien den Oberitalienern zugute; aber sie haben ihn auch ihrestheils durch eine kühne Diversion unterstützt. Im Jahre 1086 finden wir Pisaner und Genuesen, denen der Segen Victors III. noch andere Landsleute beigesellt, über dreihundert Segel stark an der afrikanischen Küste. Sie überfielen und verbrannten jenes von dem ersten Fatimiden gegründete El-Mahdia, den großen Markt der saracenischen Piraten, befreiten alle christlichen Gefangenen und führten die reichste Beute heim. Man vernimmt den Widerhall des Ereignisses noch heute aus den Uebertreibungen einer lateinischen Siegeshymne und den Klagetönen einer arabischen Elegie: für das Zeitalter der romanischen Seeherrschaft im Mittelmeer kein übler Anfang. Venedig

das bisher wie Amalfi, der byzantinischen Tradition getreu, auch mit den Mohammedanern Handelsfreundschaft gepflegt, sah sich bald genöthigt, dem Beispiel der Westitaliener folgend, dem Islam gleichfalls den Krieg zu erklären. Wir werden ihm an dem Gestade Syriens begegnen, im Wetteifer mit Genua und Pisa, ohne deren rechtzeitigen Beistand an ein haltbares Ergebniß des ersten Kreuzzuges gar nicht zu denken gewesen wäre.

Gestehen wir jedoch ein, daß in allen diesen Vorspielen und Bereitschaften eine wirklich auf den Orient gerichtete Tendenz noch keineswegs zu finden ist. Als die gerade Fortsetzung der geschilderten Vorgänge stellen sich vielmehr im zwölften Jahrhundert dar: die Einnahme von Lissabon und Saragossa, die Siege der Pisaner und Genuesen auf den Balearen und an der Ebromündung, die vorübergehende Festsetzung der sicilischen Normannenherrschaft an der tunesischen Küste. Und vom Standpunkt eines abendländischen Particularismus aus möchte man es beinahe bedauern, daß nicht alle Kräfte mit vereinter Anstrengung nach dieser Seite hingelenkt wurden. Die Schlachtfelder der Scipionen, das Vaterland Augustins, die Landloose der Vandalen wären vielleicht der christlichen Entwicklung der romanisch-germanischen Welt wieder eingeordnet und vor einem Schicksal bewahrt worden, dem Jerusalem und Antiochien dennoch unrettbar verfallen blieben. Wie aber hätte der Occident dem universalen Zuge der Dinge widerstehen sollen, durch welchen er selbst zu dem geworden, was er war? Daß in seinem Innern geistige Impulse vorhanden waren, die der Aufforderung zu einem orientalischen Feldzuge direct entgegenkamen, erfahren wir bereits aus den Briefen Gregors VII.

Denn keineswegs ganz neu war auch auf der anderen Seite der Gedanke des Kaisers Alexius. Schon zwanzig Jahr früher, als nach dem Tage von Mantzikert und dem Untergange des Romanus Diogenes die Seldschuken Verwüstung und Mord über das innere Kleinasien verbreiteten, waren aus den Kreisen der Bedrängten Hilferufe an den römischen Papst erschollen. Gregor hatte sein Pontificat vor kurzem angetreten; noch stand er mit König Heinrich IV. in freundlichem Verhältniß. Unverzüglich entbot er 1074 seinen Freunden, den Großen von Oberitalien und Südfrankreich, sich mit ihren Reisigen zur Heerfahrt gen Osten bereit zu halten. Er mahnt an die Christenpflicht, gleich dem Erlöser das Leben für die Brüder dahinzugeben; in einem Kampfe, wo Ehre und Ruhm, über jeden irdischen Wunsch erhaben, zu erwerben sei; er überbietet das antike Lob des Todes fürs Vaterland durch ein höheres: das des Todes für Christus und das ewige Leben. Man wird es ihm gerne glauben, daß ihm das Elend einer zahlreichen christlichen Bevölkerung, das Unglück eines großen christlichen Reiches an sich tief zu Herzen ging. Allein sein vornehmstes Motiv, den Griechen die Hand zu reichen, war doch ein anderes.

Nicht ohne Befremden liest man in einem der frühesten Breven Gregors, daß er den französischen Vasallen, die mit seiner Zustimmung in den Glaubenskrieg nach Spanien zogen, nicht sowohl die Sache Christi, als die Sache Petri ans Herz legt, welchem er ein uraltes, unverjährbares Recht auf das Reich Hispanien beimißt. Mit gleicher Offenheit gab er nun dem deutschen Könige den eigentlichen Zweck des beabsichtigten asiatischen Unternehmens kund. Es war ihm dabei in erster Linie zu thun um die Herstellung katholischer Einheit mit der

griechischen Kirche; wie sich bei seiner Theorie von selbst versteht: auf dem Wege der Unterwerfung der Griechen unter den römischen Primat, welche er nach der Annäherung Kaiser Michaels VII. erwarten zu dürfen meinte. Für die gegen den Islam geleistete Bundeshilfe sollte dies der Kaufpreis sein. Eben deshalb wollte der Papst das lateinische Entsatzheer persönlich nach Constantinopel führen. Er gedenkt dabei der Reisen, welche einige seiner Vorgänger, freilich in friedlichem Aufzug, im Interesse der kirchlichen Union ins östliche Reich unternommen hatten. Endlich hofft er — man muß annehmen: im Fortgang der kriegerischen Erfolge — auch den Anschluß der Armenier und der übrigen orientalischen Kirchen an das römische System zu bewirken.

Ein sehr weit aussehender Entwurf, jedoch auf der Stufe päpstlicher Machtentwicklung, die der große Hierarch auch sonst zu erreichen strebte, nicht unnatürlich. Es war gewissermaßen eine Wiederholung und zugleich die Umkehr der Pläne Justinians, übertragen in die Sphäre der Kirche, in der ja überhaupt die alte Idee des einen, untheilbaren Weltreiches noch am wirksamsten fortlebte. Der geistliche Imperator der westlichen Reichshälfte schickte sich an, den Boden der östlichen von den Barbaren der Religion zu reinigen, um ihn zugleich dem eigenen Gebote unterzuordnen. Die weltlichen Waffen, deren er dazu bedurfte, stellten sich dem römischen Stuhl in dieser Epoche zum erstenmal unmittelbar zur Verfügung; Gregor trug kein Bedenken, sie zu jedem seiner Zwecke zu gebrauchen. Das ritterliche Heer der Hierarchie mochte durch seine Siege über den äußeren Feind dazu beitragen, auch die innere Entzweiung hinwegzuräumen.

Es wäre zu verwundern, wenn dieser Gedanke, einmal

formulirt, die Politik der Päpste während der Kreuzzugsperiode je verlassen hätte. Man weiß, wie nahe besonders Innocenz III. seiner Verwirklichung gekommen ist. Bei Gregor VII. war indeß daran noch nicht zu denken. Als die vornehmste Bedingung des Gelingens sah er selbst das vollkommene Einverständniß mit König Heinrich IV. an, das er doch gleich darauf für alle Zeit unmöglich machte. In dem Kampfe, der darüber ausbrach, hat er selber keinen entscheidenden Sieg erfochten; der eine Krieg machte ihm den anderen unmöglich. Hartnäckigen Sinnes und beweglichen Geistes, wie er war, gedachte er dann dem Ziel der griechischen Einigung auch auf gerade entgegengesetztem Wege näher zu kommen: er unterstützte nun vielmehr den Angriff Robert Guiscards auf Byzanz durch die Anerkennung jenes Pseudomichael. Alexius vertheidigte in diesem Augenblick in der eigenen Krone zugleich die Sonderstellung der griechischen Kirche. Die große Combination Gregors von 1074 fiel völlig auseinander.

Allein auch von jedem äußeren politischen Hinderniß absehend, darf man fragen, ob es dem Papste jemals gelungen wäre, für seine Idee einzig vermittelst der oben dargelegten Motive die genügende Anzahl von Streitern zu gewinnen. Den Saracenenkrieg hatte der Occident in Spanien vor der Thür; selbst in Sicilien ging derselbe bei Lebzeiten Gregors nicht zu Ende. An der Unterstützung der Griechen um ihrer selbst willen konnte niemandem viel gelegen sein, nachdem man sie kaum aus Italien hinausgeschlagen hatte. An ihrer Bekehrung aber nahm die Menge der Lateiner erst nach ferneren hundert Jahren, in denen der nähere Umgang gegenseitigen Abscheu erzeugte, ein lebhafteres Interesse. Wenn nun Gregor trotzdem in jenem Schreiben an Heinrich die starke Wirkung

seines Aufrufs rühmt, so thut er das doch in der That nicht ohne die überraschende Hinwendung zu einem anderen, von den byzantinischen Fragen weit abliegenden Gegenstande. Schon rüsten sich, sagt er, mehr denn 50 000 Mann dazu und wollen, wenn sie mich auf ihrer Heerfahrt zum Führer und Priester haben können, das Schwert in der Hand wider die Feinde Gottes anstürmen und bis zum Grabe des Herrn, unter dessen eigener Leitung vordringen. In dem Zusammenhange des päpstlichen Schreibens erscheint, wie mit Recht betont worden ist, der Gedanke an Jerusalem als das Endziel des Zuges hier nur beiläufig, in flüchtiger Erwähnung. Und wirklich konnte für Gregor nach seiner ganzen Tendenz diese specielle Idee nur eine nebensächliche Bedeutung haben. Desto größere hatte sie dagegen für die ritterlichen Kämpen, die er für sein Vorhaben zu erwärmen trachtete. Ich weiß nicht, ob es nicht zu künstlich aussähe, wollte man darauf hinweisen, daß der Name des heiligen Grabes hier streng genommen eben diesen Scharen, die dem Winke des Papstes zu gehorchen bereit sind, in den Mund gelegt wird. Einerlei — ob von ihnen zuerst ausgesprochen, oder von dem Scharfsinne Gregors ihnen entgegengebracht: auf jeden Fall bildete dieser Name das Zauberwort, das die Geister der Epoche zu entfesseln imstande war. Schon in dieser ersten, noch unfertigen, wesentlich anders gemeinten Ankündigung eines Kreuzzuges begegnet uns so, dicht neben dem hierarchischen Moment, das gewaltigere populäre.

Das elfte Jahrhundert ist auch das der Wallfahrten, und eben durch diese bekam das christliche Gemeingefühl des Abendlandes eine positive Richtung auf den Orient. Seit der Bildung einer germanisch-romanischen Völkerwelt war der Blick

im stillen dem heiligen Lande zugewandt. Karl der Große hat über Rom Jerusalem nicht vergessen. Jene locale Verehrung, welche die Schwellen der Apostel fanden, mußte der Gruft des Erlösers noch inbrünstiger zutheil werden. Wie die Zeit, in der sich voreinst das Göttliche unmittelbar mit dem Menschlichen berührt hatte, so erschien auch der Ort, wo das Wunder aller Wunder geschehen, der andächtigen Betrachtung unendlich würdig. Erst jetzt aber war die Sitte der Pilgerschaft recht allgemein geworden. Dem ascetischen Drange des Jahrhunderts, so mächtig er war, möchte ich einen überwiegenden Antheil daran kaum zuschreiben. Es war wohl ebenso sehr eine Sehnsucht des Gemüths nach Anschauung. Dies ist die Periode, wo die Phantasie in unseren jungen abendländischen Nationen allerorten ihre Schwingen regte. In Kunst und Dichtung war die Schulzeit der bloßen Aneignung des Ueberlieferten vorüber; der Geist bewegte sich zum erstenmal mit einer gewissen Freiheit des Suchens. Die heidnischen Vorstellungen sind allmählich auch aus der Sinnenwelt verdrängt, die christlichen nehmen die Breite, wie der inneren, so der äußeren Natur ein. Der Gesichtskreis hat sich überhaupt auch räumlich erweitert, und mit dem ritterlichen wächst ein geistlicher Wandertrieb. Wie hätten da die Normannen zurückbleiben sollen, die in dieser Epoche sozusagen allgegenwärtig sind? Sie pflegten ihren Weg übers Meer zu nehmen: jene vierzig, die im Jahr 1016 bei Salerno ans Land stiegen und dem Fürsten Waimar gegen die Saracenen halfen — was den Anstoß zur Umwälzung von Unteritalien gab — waren von Jerusalem hergekommen. Nicht lange danach zog Herzog Robert von der Normandie dorthin; er freilich zumeist, um die Vergiftung seines Bruders abzubüßen. In Asien erkrankt,

ließ er sich von Saracenen in einer Sänfte weiterschaffen: ihm war dabei zumuth, als trügen ihn Teufel nach dem Paradies. Die Deutschen wählten gewöhnlich die Straße über Ungarn und Constantinopel. Am berühmtesten ward unter ihnen die große Wallfahrt, welche Erzbischof Siegfried von Mainz mit Günther von Bamberg und Tausenden von Begleitern 1065 unternahm. Sie war überaus prächtig und glänzend; allein eben dadurch zog sie die Angriffe der moslimischen Raubsucht auf sich; nicht ein Drittel aller Theilnehmer kehrte zurück.

Denn mit der Stetigkeit und Fülle des Pilgerstromes wuchsen auch die Beschwerden und Hindernisse, mit denen er zu kämpfen hatte. Sehr begreiflich, daß die Saracenen aus dem Besitz der christlichen Heiligthümer eine Erwerbsquelle machten; noch begreiflicher, daß die Wallfahrer diesen Zustand auf das bitterste empfanden. Alle die Widerwärtigkeiten sodann, von denen die Christen Palästinas betroffen wurden, machten sich zugleich den abendländischen Pilgern fühlbar: die Verfolgung vonseiten des Fatimiden Al Hakem; die Anarchie unter Mostansir, die in dem Schicksal jener deutschen Bischöfe in ganzem Umfang zutage trat; endlich der Einbruch und die fanatische Roheit der Seldschuken. In wie manchem der rauhen Kriegsleute, die hier anzubeten kamen, mochte nicht mit dem germanischen Geblüt noch jene Stimmung lebendig sein, in welcher einst Chlodwig als Täufling die Leidensgeschichte des Heilandes vernommen hatte! Der Wunsch, den Herrn gleichsam an seinen Feinden zu rächen, mußte im Angesicht seines Grabes am stärksten aufwallen. Der unpolitische Enthusiasmus sah gewiß zu jeder Zeit in Jerusalem ein höheres Ziel des religiösen Kampfes, als in Toledo oder Palermo; sehr lange freilich ein durchaus ideales.

Dann aber — wäre es wirklich nur noch weiter getriebene Schwärmerei gewesen, was gegen den Ausgang des Jahrhunderts inmitten der abendländischen Angriffsbewegung wider den Islam die Idee der Eroberung Jerusalems mehr und mehr realisirbar erscheinen ließ? Durfte man nicht neben dem religiösen Verlangen auch die politisch begründete Hoffnung hegen, zur Seite der griechischen Heere den in sich selber entzweiten mohammedanischen Orient in der That zu überwinden? Die jüngsten und härtesten Leiden des heiligen Landes waren das Product des Sieges der einen Hälfte der östlichen Moslimen über die andere. Und so durchgreifend der Erfolg der türkischen Horden im vorderen Asien gewesen war: schon ließen sich Anzeichen eines Rückganges ihrer Macht, einer abermaligen Umkehr der Dinge bemerken. Einheit und Größe des seldschukischen Sultanats ging 1092 mit dem Tode Melikschahs zu Ende. Der Zustand beruhte zunächst darauf, daß zwischen seinem älteren Sohne Barkijarok und seiner Wittwe Turkan Chatun, welche ihrem eigenen Knaben Mahmud die Nachfolge sichern wollte, Streit ausbrach. Sie gewann einige Emire für sich, wurde zwar geschlagen, regte jedoch nun die Oheime Barkijaroks gegen den Stiefsohn auf. Vor allem durch Tutusch, den Herrn von Damascus, der sich mit den Statthaltern von Aleppo und Antiochien verband, wurde dann das Land vom Euphrat an mit Bürgerkrieg erfüllt. Darüber sonderte sich nicht nur Kleinasien unter Kilidsch Arslan desto entschiedener von dem übrigen Reichskörper ab: die Hauptsache ist, daß selbst das fatimidische Chalifat in Kairo wieder Athem schöpfte. Der unbedeutende Erbe Mostansirs, Mostali, kommt persönlich nicht in Betracht; gleichzeitig (1094) ging jedoch auch die Gewalt des Wesirs Bedr auf einen Sohn, El Afdal,

über, der den Vater an Unternehmungsgeist noch übertraf. El Afdal faßte die Wiedereroberung Syriens ernstlich ins Auge. Für die Christen Palästinas lag darin die Aussicht auf neue Heimsuchungen, für eine abendländische Intervention eine Möglichkeit des Gelingens mehr.

Kein Zweifel, daß man hie und da im Occident, daß insbesondere Papst Urban II., wie von der steigenden Noth Jerusalems, so von der allgemeinen Lage, zum mindesten von dem zwischen Seldschuken und Fatimiden bestehenden Gegensatz, im großen und ganzen unterrichtet war. Die Legende, wie sie durch Albert von Aachen in die Tradition eingeführt worden, concentrirt in poetischer Weise das Verdienst der Mittheilung in einer einzigen Gestalt, in dem Einsiedler Peter von Amiens, der auf der Wallfahrt vornehmlich durch ein Traumgesicht zu seiner Rolle begeistert wird. Wir brauchen die Erzählung nicht zu wiederholen, da sie vor der kritischen Forschung nicht standgehalten hat. Peter von Amiens nahm in einem späteren Augenblick als populärster Verbreiter des vom Papst ergangenen Aufrufs einen erheblichen Antheil an der Entwicklung der Begebenheit; allein der Ruhm der Initiative gebührt ihm nicht. Nur darf man deshalb nicht an die Stelle des inspirirten Eremiten eine Art von Inspiration des Papstes selber setzen. Die Pilger gingen ab und zu; das Gerücht von den unerträglichen Zuständen in der heiligen Stadt kann in den unteritalischen Häfen nicht klein gewesen sein. Papst Urban, der in seinen ersten Jahren genöthigt war, in diesen Gegenden zu residiren, war auf das bloße Gerücht nicht angewiesen. Es wäre das natürlichste von der Welt, wenn — was als das eigentlich Greifbare in der Legende erscheint — der Patriarch von Jerusalem selbst den großen Amtsbruder im Abendlande

von seinen Bedrängnissen in Kenntniß gesetzt hätte. Um die Situation des Orients überhaupt wußten dagegen die byzantinischen Gesandtschaften Bescheid, welche Urban, wie früher erwähnt, bereits in seinem Exil bei den apulischen Normannen wiederholt empfing.

In dieser gegenseitigen Annäherung zwischen Urban und Alexius liegt nun aber von vornherein das politisch entscheidende Moment. Es hat sich dabei zunächst durchaus nicht um einen Kreuzzug gehandelt. Gleich zu Anfang seines Pontificats wandte sich der Papst mit einem rein kirchlichen Anliegen an den Kaiser: er wünschte die Aufhebung einer Verordnung, durch welche Alexius den Lateinern in seinem Reiche den Gebrauch des ungesäuerten Brotes beim Abendmahl untersagt hatte. Alexius antwortete sofort mit einer artigen Einladung des Papstes zu einem Concil, das anderthalb Jahr später in Constantinopel die ganze Frage — eben die, worüber man vor einem Menschenalter so gründlich miteinander zerfallen war — discutiren und austragen sollte. Er nahm somit die freundliche Haltung Michaels VII. gegen die römische Kirche wieder an, nachdem die durch dessen Katastrophe hervorgerufenen persönlichen Irrungen mit Robert Guiscard und Gregor durch den Tod der letzteren thatsächlich ein Ende gefunden. Papst Urban erkannte sehr wohl, daß davon zugleich das Verhältniß seiner Schützer, der Normannen, zum östlichen Reiche berührt wurde. Bevor er die Einladung anzunehmen wagte, begab er sich nach Troina auf Sicilien, um mit dem Senior der normännischen Herren, dem Grafen Roger, Rücksprache zu nehmen. Nur ungern verließ Roger — es war im Sommer des Jahres 1088 — sein Lager vor einem der letzten saracenischen Felsennester; er traf Anstalten, daß der Kampf auch in seiner Ab-

wesenheit nicht unterbrochen wurde. In Troina gab er dann dem Papste den Rath, die Gelegenheit zur Beseitigung des Schismas nicht zu versäumen.

Eine unscheinbare Begegnung von großer Tragweite. Die Normannen billigten die Aussöhnung des römischen Stuhls mit dem Kaiser in Constantinopel, den sie noch vor kurzem so heftig angegriffen hatten. Sie bequemten sich damit zu stillschweigendem Verzicht auf Griechenland, wie Alexius seine Ansprüche auf Italien fallen ließ. Es war sozusagen eine negative Auseinandersetzung der christlichen Streitkräfte des Westens und Ostens, die nothwendige Voraussetzung ihrer nahe bevorstehenden positiven Vereinigung. Zu jenem Concil ist es dann freilich nicht gekommen. Der fortdauernde Kampf mit Kaiser Heinrich IV., der nur sehr langsam eine günstige Wendung nahm, hielt Urban II. persönlich im Abendlande fest, während Alexius mit der Ueberwältigung der Petschenegen und Kumanen alle Hände voll zu thun hatte. Ihre guten Beziehungen aber wußten beide bis auf gelegenere Zeiten wohl zu pflegen. Man kann in ihnen überhaupt eine verwandte Ader nicht verkennen. Auch der Franzose — denn Urban ist in Châtillon an der Marne unweit Rheims geboren — war wie der Byzantiner auf seinem Felde ein Politiker von echtem Schlage: zäh und unnachgiebig in allen Grundsätzen, geschmeidig und geduldig in den Verwicklungen des Augenblicks. Auch er kam von den schwierigsten Anfängen zu den größten Erfolgen empor; allerdings, wie wir seinerzeit bemerkten, wesentlich durch Glück, welches ihn der Mühe überhob, seine Siege gleich Alexius selbst zu erfechten. Allein das Glück zu ergreifen, festzuhalten, auszubeuten, hat er jederzeit meisterhaft verstanden. In der Durchführung der gregorianischen Ideen, deren Erbe

er war, ist er deshalb weiter gekommen, als Gregor selber. Ein originales Verdienst erwarb er sich indessen nur um eine derselben, um die des Kreuzzugs.

Ende 1093 konnte er wieder in Rom seinen Sitz nehmen. Im folgenden Winter begab er sich nach Oberitalien, wo Mathilde mit den Welfen, den lombardischen Städten und dem Sohne Heinrichs IV. jene Partei für ihn gebildet hatte, die dem Kaiser im Süden der Alpen den Boden unter den Füßen wegzog. Die Synode, welche dann im März 1095 zu Piacenza gehalten ward, hatte vornehmlich den Zweck, diesen Sieg zu vervollständigen. Die zweite Gemahlin des Kaisers, die Russin Praxedis, welche gänzlich mit ihm zerfallen war — denn moralischen Credit konnte sich Heinrich eben nie verschaffen — trat dort mit schmählichen Anklagen wider ihn hervor, die dazu angethan waren, den Rest seines Ansehens bei den kirchlich Gesinnten zu vernichten. Ebenda erschien nun aber eine neue Gesandtschaft von Byzanz, und zwar um dem Papst und durch ihn der lateinischen Christenheit die Bitte um Unterstützung gegen die Moslimen vorzutragen. An der Thatsache ist nicht zu zweifeln, da sie der gleichzeitige Bernold von Constanz berichtet, den Urban selbst als Cardinal zum Priester geweiht, ein Autor, dem wir auch sonst die vollständigste und genaueste Notiz von dieser Synode verdanken. Durchaus überraschend kann die Botschaft den Männern des gregorianischen Kreises an und für sich nicht gekommen sein; sie entsprach überdies vollkommen der damaligen Lage des Alexius. Wie wir uns erinnern, hatte sich dieser gerade 1094 durch die Besiegung der Kumanen seiner übrigen Feinde entledigt. Unermüdlich wie er war, mußte er in dem Angriff auf die Seldschuken seine nächste Aufgabe erblicken, schwer genug, um eine kräftige

Hilfsleistung vonseiten eines wohlwollenden Verbündeten, den er eben jetzt der eigenen Sorge überhoben wußte, nicht überflüssig erscheinen zu lassen. Von Gegenversprechungen erwähnt Bernold nichts, doch läßt er die Byzantiner schlechthin von der Vertheidigung der heiligen Kirche — d. h. doch der einen, gemeinsamen Kirche — reden: die ernstliche Anbahnung einer geistlichen Union zwischen Griechen und Lateinern schien mit dem Schritte des Alexius, seinem Gesuch an den römischen Papst, von selbst gegeben.

Wie hätte Urban II. sich lange bedenken sollen? Soeben war er in vollem Zuge, die hierarchischen Entwürfe seines Meisters im Occident siegreich ins Werk zu setzen: da bot sich ihm die Gelegenheit, auch das orientalische Project desselben in die Hand zu nehmen. Bemerken wir jedoch den Unterschied, der sich unmittelbar aus der Situation ergab. Gregor hatte sich 1074 selbst an die Spitze des Zuges stellen wollen und eben daran die Hoffnung geknüpft, die römische Doctrin und Autorität in der östlichen Christenwelt zur Geltung zu bringen. Er meinte sich aufmachen zu dürfen, weil er noch auf Heinrich IV. zählte, dem er geradezu die Obhut über die römische Kirche während seiner Abwesenheit angeboten hat. Auch Urban war 1088 bereit gewesen, nach Constantinopel zu gehen, um wenigstens in conciliarer Verhandlung die Sache Roms bei den Griechen zu fördern. Damals war der Kaiser im Vortheil, er selber im Exil bei den Normannen; durch eine zeitweilige Entfernung aus Italien hätte er nichts weiter eingebüßt. Jetzt hatte er umgekehrt Heinrich zurückgedrängt und aufs tiefste gedemüthigt; er konnte — ein neuer Triumph — den Antrag von Byzanz entgegennehmen und prüfen, ohne daß dabei von jenem auch nur die Rede gewesen wäre. So-

weit aber war er auch jetzt noch nicht, daß er dem Kaiser und dem Gegenpapst das Feld im Abendland völlig hätte überlassen dürfen. Indem er jedoch auf jede persönliche Theilnahme verzichten mußte, ward das Unternehmen in sich selbst ein anderes. Die Absichten Gregors VII. traten in den Hintergrund; das hierarchische Interesse an der ganzen Frage concentrirte sich mehr auf die Thatsache, daß die orientalische Expedition überhaupt vom Abendlande aus im Namen des Papstes ausgeführt ward. Sollte man ihr da nicht ein Ziel stecken, dessen Erreichung, während sie den Griechen nicht minder zugute kam, das eigene Verlangen des Occidents befriedigte und dem Papstthum den höchsten idealen Gewinn versprach? Das populäre Moment fiel unter solchen Umständen mit dem hierarchischen zusammen: in dem alten Entwurfe, wie er in veränderter Zeit wieder zum Vorschein kam, verschob sich der Accent auch für den päpstlichen Standpunkt unwillkürlich auf Jerusalem.

In Piacenza ist davon schwerlich viel, vielleicht noch gar nicht gesprochen worden. Die Synode als solche ward mit dem Gegenstande überhaupt nicht beschäftigt. Urban beschränkte sich darauf, einer Anzahl von Getreuen das eidliche Versprechen ihrer Bereitwilligkeit zu dem von Byzanz begehrten Hilfszuge abzunehmen. Denn das Abkommen mit den Griechen bildete die nothwendige Voraussetzung, Constantinopel die einzig mögliche Basis für jedes weitere Vorhaben. Zur Reife gedieh der Entschluß des Papstes auf der Reise, die er im August 1095 über die Alpen unternahm, um auch an dem französischen Könige Philipp I., der sich von einer sittlich anstößigen Verbindung nicht lossagen wollte, sein geistliches Oberrichteramt auszuüben. Die fürstlichen Ehehändel boten,

wie in den Zeiten Nicolaus' I., dem hierarchischen Eingriff die bequemste Handhabe dar. Auf den 18. November ward nach Clermont in der Auvergne eine große Synode ausgeschrieben, die der romanischen Welt auch außerhalb Italiens die gebietende Stellung des gregorianischen Papstthums vor Augen führen sollte. In der Zwischenzeit, die er in den provençalischen und burgundischen Landschaften zubrachte, wird sich Urban mit den Großen und Edelleuten dieser Gegenden über die Heerfahrt nach dem Orient verständigt haben. Gleich anfangs finden wir ihn in Le Puy, dessen Bischof Adhemar von Monteil, auch ritterlich eine höchst einnehmende Gestalt, vor einigen Jahren Palästina als Pilger besucht hatte. Indem sich der Papst dann nach St. Gilles begab, dem Erbsitz des Grafen Raimund von Toulouse, Markgrafen von Provence, ist er wahrscheinlich auch mit diesem persönlich zusammengetroffen. Jedenfalls ist mit Raimund, dem mächtigsten Manne zwischen Alpen und Pyrenäen, dessen Urtheil und Beispiel für die aquitanisch-provençalische Ritterschaft vorzüglich maßgebend war, auf die eine oder die andere Weise zum voraus eine Abrede getroffen worden.

Wer wüßte nicht, was darauf in Clermont selbst geschah? Nachdem nun auch König Philipp in den Bann gethan, und die früheren Decrete, in denen die Emancipation der Kirche vom Staate zum Ausdruck kam, nicht ohne gewisse Verschärfungen wiederholt worden, ergriff der Papst am 26. November im Freien auf weitem Platze von einer Bühne aus das Wort, vor einer nach Tausenden zählenden Menge von Clerikern und Laien, Edlen und Geringen, die sich in der That als eine Repräsentation des zugleich devoten und bewaffneten Südwesteuropa betrachten konnten; am zahlreichsten

sah er natürlich seine Landsleute, die Franzosen, aus dem Norden wie dem Süden, sich gegenüber. Die Predigt, welche er da gehalten, ist nicht authentisch überliefert. Die wenigsten mögen den ganzen Wortlaut vernommen haben; auf die Summe des Inhalts waren wohl die meisten mehr oder weniger vorbereitet. Vielleicht hat Urbans Beredsamkeit zu anderen Zeiten schwierigere Proben bestanden; wir wissen, wie er einst als Cardinal die hartnäckig widerstrebenden Sachsen doch endlich von der Rechtmäßigkeit der Excommunication des Kaisers überführte. In dieser Stunde bot sich seiner Kunst die dankbare Aufgabe dar, eine in der Brust unzähliger Zuhörer nur noch leise schlummernde Ueberzeugung vollends zu erwecken. Das gelang ihm vollkommen; es war sein glücklichster, sein welthistorischer Augenblick. Das Temperament der Romanen kam ihm mit lebhafter Begeisterung entgegen. Viele der Versammelten wurden von dem Gefühl übermannt, daß der Feldzug zur Befreiung des heiligen Grabes, wie er hier zum erstenmal öffentlich und feierlich empfohlen ward, der Wille Gottes sei. Darin lag sowohl der Glaube, daß er ausgeführt werden könne, wie die Erkenntniß, daß er ausgeführt werden müsse.

Immerhin erfahren wir von dem besonnensten der anwesenden Berichterstatter, dem Abte Baldrich, späterem Erzbischof von Dol, dessen einleuchtender Darstellung man überhaupt zu folgen genöthigt wird, daß doch auch mancher seine Bedenken nicht zurückhielt. Großen Eindruck machte es da, daß Bischof Adhemar von Puy mit heiterem Antlitz auf Urban zuschritt, sich auf die Knie niederließ und Urlaub und Segen für die Theilnahme am Zuge erbat und erhielt. Und als nun der Papst eben diesen Mann zu seinem Stellvertreter

bei der Heerfahrt ernannte, da erklärte sich die Ritterschaft in Masse bereit, einem solchen Anführer, der ihr volles Vertrauen genoß, zu folgen; unverzüglich hefteten sie das von Urban gewählte Wahrzeichen der Entschlossenen, das Kreuz, auf ihr Gewand. Die noch Zaudernden ließen sich tags darauf durch eine Botschaft Raimunds von Toulouse bestimmen. Der Graf ließ der Synode sagen, daß er bereits das Kreuz angelegt habe und mit einem zahllosen Gefolge von Rittern und Knechten zum Zuge rüste. Er forderte zum Anschluß auf und verhieß den Bedürftigen Unterstützung aus seinen Reichthümern. Aus Baldrichs Erzählung erhellt, wie sehr dadurch die allgemeine Zuversicht gehoben ward. Die weltliche wie die geistliche Leitung des Unternehmens schien gewährleistet: es hatte nun erst eine solide Grundlage gewonnen.

Von nicht minderer Bedeutung waren indeß die praktischen Beschlüsse der Synode selbst. Indem sie eine Expedition zu Roß und zu Fuß zur Erlösung Jerusalems und der anderen Kirchen Asiens aus der Gewalt der Saracenen verordnete, sprach sie allen, die nicht aus Ehr- oder Habsucht, sondern aus reiner Devotion daran theilnehmen würden, volle Sündenvergebung zu und nahm die Güter der Abwesenden in den dauernden Friedensschutz der Kirche. Nicht zu übersehen ist ferner, daß schon in einer der vorhergehenden Sitzungen der Gottesfriede, die alte treuga Dei, zum allgemeinen Gesetz erhoben worden war. Der Gedanke ging dahin, den heimischen Fehden womöglich ein Ende zu machen, um die Kräfte des Abendlandes unzersplittert und ungestört für die große Sache der Eroberung des Morgenlandes einzusetzen. Natürlich bedurfte es dazu der weiteren Kreuzpredigt, die den heim-

ziehenden Bischöfen je für ihren Sprengel zur Pflicht gemacht wurde.

Nach allem, was wir uns vergegenwärtigt haben, würde es unzutreffend sein, in der Kreuzpredigt Urbans II. vom 26. November 1095 eine weltgeschichtliche Improvisation zu erblicken. Sie war das ebensowenig, wie jener ältere epochemachende Act des Papstthums vom Weihnachtstage des Jahres 800, die Kaiserkrönung Karls des Großen. In dem einen wie in dem anderen Falle drängte nicht allein die gesammte bisherige Entwicklung auf das neue Ereigniß hin: auch der Hergang selbst war hier wie dort nicht ohne Umsicht vorbedacht und eingeleitet; nur durch einzelne momentane Züge in der Form der Durchführung sah sich, wie einst der große König, so jetzt die geistliche Volksversammlung überrascht. Indem wir jedoch die beiden Begebenheiten einen Augenblick nebeneinander halten, fällt der ungeheure historische Contrast, in welchem sie zu einander stehen, um so greller ins Auge.

Vor drei Jahrhunderten empfing der fürstliche Führer des fränkischen Heerbannes zum Dank für eine Fülle christlicher Heldenthaten aus den Händen des Papstes die alte Reichskrone, das Symbol des Weltstaates, welcher die Idee der Einheit der Culturwelt in politischer Fassung repräsentirte. Nach vollzogener Krönung hatte sich Leo III. vor dem Kaiser niedergeworfen, um ihm als erster Unterthan, unbeschadet seiner geistlichen Hoheit, die übliche Huldigung darzubringen. Urban II. dagegen handelte zu Clermont, als seien die legitimen Herren der karolingischen Gebiete, der Salier wie der Capetinger, nicht mehr vorhanden. Jetzt stellte sich der Oberpriester in Person an die Spitze der wehrhaften Mannen, die, wiewohl in verändertem Sinne, noch immer den fränkischen Namen

führten. Er krönte sich gleichsam selbst zu ihrem Kaiser und nahm in ihrer Kniebeugung eine zwiefache Adoration entgegen. Wie der große Chalif, in dessen Auftrag einst Jerusalem dem Islam unterworfen worden, so suchte nun der Papst, indem er der Christenheit die Rückeroberung anbefahl, neben der geistlichen auch die weltliche Einheit der im Glauben verbundenen Völker in sich allein darzustellen.

Drittes Capitel.

Erster Kreuzzug. Errichtung des Königreichs Jerusalem.

Zu der gewaltigen Wirkung, welche die Kreuzpredigt nach der Synode von Clermont hervorbrachte, haben die dort zugunsten der Kreuzfahrer getroffenen Bestimmungen gewiß das ihre beigetragen. Allein auch davon abgesehen ist es immer in unserem Europa so gewesen: enthusiastische Regungen haben die Populationen mit einemmal ergriffen; man hält sie dann regelmäßig für etwas neues, ohne daß sie es sind. Auch ist gerade Frankreich für solche Impulse stets besonders empfänglich gewesen. Selbst das ist eine häufige Erscheinung, daß die ausbrechende Bewegung alsbald in zwiefacher Gestalt, auf der einen Seite in niederen, auf der anderen in höheren Kreisen, hervortritt.

Peter der Einsiedler und andere populäre Prediger, die sich an ihn anschlossen, Volkmar und Gottschalk und wie sie sonst heißen, regten im nordöstlichen Frankreich, in Lothringen und am Niederrhein die Massen an. Tumultuarische Haufen erhoben sich zu dieser größten aller Wallfahrten. Sie nahmen ihren Weg von Lothringen her über Baiern und Oesterreich durch Ungarn, wo auch manche Italiener zu ihnen stießen. Nur wenige Ritter, wie Walther von Pacy, Graf Emicho und

Wilhelm genannt der Zimmermann, nahmen daran Theil, etwa ihrer acht. Unter tausendfachen Abenteuern kamen sie in großer Zahl nach Constantinopel. Es ließ sich nicht eben viel von ihnen erwarten. Sie hatten auf ihrem Wege die Juden verfolgt, den Bulgaren das Vieh weggetrieben und andere Gewaltthätigkeiten verübt. Alexius that ihnen Vorschub, um sie nach Asien überzusetzen; aber bei dem ersten Zusammentreffen mit den Seldschuken, welche die wichtigsten Pässe besetzt hatten, mußten diese ungeordneten Haufen erliegen (October 1096).

Erst danach erhoben sich die Ritter und Herren. Es waren vornehmlich jene Magnaten des damaligen Frankreichs, die sich von Gottes Gnaden schrieben und den König doch nur unter bestimmten Bedingungen als Herrn über sich anerkannten. Sie hatten ihrerseits mächtige Vasallen, denen wiederum Untervasallen folgten. Lehnstreue und Ritterehre hielten die einen mit den anderen trotz aller Unbändigkeit zusammen. Drei oder vier Hauptgruppen von Theilnehmern am Kreuzzuge lassen sich nun unterscheiden: die Nordfranzosen, denen sich hernach die italienischen Normannen beigesellten, die Südfranzosen und die Lothringer, welche zwar politisch dem Reich angehörten, jedoch durch ihre Nationalität in der engsten Verbindung mit den Franzosen standen.

Unter diesen letzten der vornehmste Mann, durch seine Stellung einer der vornehmsten des ganzen Zuges, war Gottfried von Bouillon, seit 1088 Herzog von Niederlothringen, also Lehnsmann des Kaisers, in dessen Heer er auch in Italien gefochten hatte, doch als Sohn des Grafen Eustach von Boulogne von Vaterseite her unzweifelhaft Franzose. Sein Herzogthum war damals nicht mehr von Bedeutung; seine Macht

beruhte hauptsächlich auf der Mark Antwerpen und großen Allodien in den wallonischen Gebieten der französischen Zunge. Wir finden ihn da besonders mit den Bischöfen von Lüttich und von Metz in Händel verwickelt, in denen er weder auf geistliche, noch auf kaiserliche Gesinnung Rücksicht nimmt, sondern nur auf sein Interesse und das seiner Familie. Von seinen Brüdern Eustach und Balduin tritt besonders der letztere hervor, eine hohe Gestalt, mächtig und würdig; er hat weit mehr gethan, als Gottfried selber. Eine Rolle spielte in dieser Gruppe auch Balduin von Hennegau. Sie zogen wie die Scharen Peters durch Deutschland und Ungarn.

Die glänzendste Gruppe bildeten die Nordfranzosen. Da war Herzog Robert von der Normandie, der Sohn Wilhelms des Eroberers, der in der Mitte eines ungehorsamen Adels es vorzog, seinem Bruder, dem König Wilhelm II. von England, sein Land für 6666 Pfund Silber zu überlassen und sich mit einem zahlreichen Gefolge aufzumachen. Ihm schloß sich sein nächster Verwandter an, Stephan von Blois, der so viel Burgen besessen haben soll, als Tage im Jahre sind, sowie der Bruder des Königs von Frankreich, Hugo von Vermandois, ein rechter Capetinger der älteren Zeit, leutselig gegen die Ritter, demüthig gegen die Geistlichen. Für überaus kirchlich galt auch Graf Robert von Flandern, der sich diesem Zuge zugesellte. Diese nun nahmen ihren Weg durch Italien, um von Bari aus nach Griechenland hinüberzugehen; unterwegs halfen sie Urban II. den kaiserlichen Gegenpapst aus Rom vertreiben.

In Unteritalien aber begegneten sie ihren Landsleuten, den Normannen, und fanden dort alles zu einem hochbedeutenden Anschluß vorbereitet. Einer der Söhne Robert Guiscards,

jener Boemund, welcher einst die Feldzüge des Vaters gegen Alexius mitgemacht, erkannte, in der Entzweiung mit seinen Verwandten auf das Fürstenthum Tarent beschränkt, in dem Kreuzzuge die Gelegenheit, eine größere und freiere Stellung in der Welt zu erwerben. Mit den Byzantinern stand auch er jetzt in gutem Vernehmen; doch hat man Grund anzunehmen, daß er von vornherein sein Augenmerk auf Antiochien gerichtet habe. Boemund war soeben mit den übrigen Normannen in einer neuen Belagerung von Amalfi begriffen, als er die Kunde von dem Nahen des Kreuzheeres vernahm. Er wiederholte den Ruf: Gott will es, gab die Belagerung auf und zerschnitt seinen Mantel zu Kreuzen für sein Gefolge. Ueberdies sammelte er von nah und fern eine Anzahl von einzeln ziehenden Kreuzfahrern um sich. Neben ihm erscheint sein Vetter Tancred, von dem es heißt, er habe ebenso nach Entbehrungen und Anstrengungen verlangt, wie andere nach Wohlleben: er will nicht selbst von sich reden, aber andere von sich reden machen!

Am populärsten aber blieb der Impuls zum Kreuzzuge nach wie vor im südlichen Frankreich. Graf Raimund von Toulouse, von dem hier der Anstoß ausgegangen, hat auch hernach persönlich den bedeutendsten Einfluß auf die Masse ausgeübt. Er brauchte nichts zu verpfänden; er war einer der reichsten und größten Fürsten der damaligen Welt. Dennoch hat er, das ist über allen Zweifel erhaben, die Absicht gehabt, den Rest seines Lebens diesem Kampfe zu weihen. Er war damals fünfundfunfzig Jahr alt, aber noch voll Feuer. Auf seiner Fahne sah man das Bild der heiligen Jungfrau; in seinem Geleite zog der päpstliche Legat. Eine Menge vornehmer Vasallen, wie der Graf von Bearn, Albert Graf von Roussillon, Franz Herr von Montpellier, schloß sich ihm an;

dazu unzähliges Volk aus der Provence und Aquitanien. Soweit reichte jedoch die Autorität Raimunds mit nichten, daß sich nun diese insgesammt seiner Leitung untergeben hätten; sie zogen vielmehr in einzelnen Haufen, durch Oberitalien, Friaul und Dalmatien; sie, die Küstenbewohner auf dem Landwege: man sieht, wie unentwickelt noch die abendländische Seemacht war.

Welchen Weg sie aber auch nahmen, alle erschienen an der Grenze des griechischen Reiches, das sie jedoch als zweifelhafte Freunde ansah. Wie hätte Alexius auf eine solche Wirkung seines Antrags gefaßt sein sollen? Dieser endlose Zug eroberungslustiger Ritter mußte ihm um so größere Bedenken erregen, als er der Gesinnung der Normannen vielleicht doch nicht so unbedingt trauen durfte. Seine Haltung ward ihm durch die Klugheit vorgeschrieben, die ihn auch in dieser Lage nicht verließ. Er suchte sich vor den Kreuzfahrern zu sichern, und sie auf der anderen Seite doch, wie natürlich, zu Bundesgenossen seines Reichs zu machen. Ganz unvermeidlich war jedoch die Verwicklung, welche in Constantinopel eintrat. Die Kreuzfahrer, zum Theil durch Alexius selbst herbeigerufen, hätten insofern ein und dasselbe Interesse mit ihm, als auch sie die Seldschuken angreifen wollten, die ihn bedrängten. Aber das ihre war doch auch noch ein anderes; es ging auf die Befreiung der schon vorlängst der byzantinischen Herrschaft entrissenen Lande; es hatte einen religiösen Impuls, der von aller politischen Rücksicht fern war. Auch zu dessen Bethätigung freilich konnten sie selber den griechischen Kaiser nicht entbehren.

Eine Handhabe gewann Alexius durch den Umstand, daß Hugo von Vermandois voller Ungeduld seinen Leuten

persönlich nach Griechenland vorausgeeilt war. Der Kaiser erwies ihm die größte Höflichkeit, behielt ihn jedoch zugleich in seiner Gewalt, bis er sich zu dem verlangten Treueide bequemte. Dieser Vorgang war für die übrigen entscheidend. Auch Gottfried, welcher zunächst anlangte, ward, wiewohl erst nach mancherlei widerwärtigen, selbst blutigen Händeln, dahin gebracht, in einer großen feierlichen Audienz seine Hand in die Hand des Kaisers zu legen, sein Lehnsmann zu werden und ihm zu versprechen, wie Anna Comnena sagt: alle Städte, Landstriche und Burgen, welche vordem zum römischen Reiche gehört, nach der Eroberung an die vom Kaiser dazu abgeordneten Beamten auszuliefern. Man wird darunter billigerweise doch nur die von dem macedonischen Hause wiedergewonnenen, zuletzt in die Hände der Seldschuken gerathenen Besitzungen, wozu allerdings auch Antiochien und Edessa gehörten, verstehen dürfen. Immerhin hatte Alexius das erreicht, was König Pippin einst in ähnlichem Falle, nach der Vertreibung der Langobarden aus dem Exarchat, den Griechen grundsätzlich abgeschlagen. Denn auch Boemund und Raimund ließen sich am Ende zu befriedigenden Versicherungen bereit finden.

So geschah es, daß die Abendländer Kleinasien in Verbindung mit den Griechen angriffen. Es war für die Kreuzfahrer selbst ein großer Vortheil, die Seemacht der Griechen für sich zu haben, wie sich sogleich bei Nicäa zeigte, das sie zuerst berannten. Nur durch den Beistand einiger griechischer Schiffe, welche den bei Nicäa gelegenen See beherrschten, gelang es ihnen, dieser Stadt Hilfe und Zufuhr abzuschneiden und sie endlich zu erobern. Sie ward den Griechen überlassen (20. Juni 1097). Die Seldschuken sahen hiedurch alle ihre kleinasiatischen Eroberungen gefährdet: kein Wunder,

wenn sie sich unter der Anführung Kilidsch Arslans sammelten und die Abendländer auf ihrem Zuge durch Phrygien bei Dory-läum mit der Ueberlegenheit der Anzahl, der Landeskunde, der hier tauglichen Waffen anfielen. Es war ein welthistori-scher Moment, wie so die seldschukische Reiterei mit der west-europäischen zusammenstieß. Sie hofften, sagt der älteste Geschichtschreiber der Franken, auch uns mit ihren Pfeilen in die Flucht zu jagen, wie Araber, Armenier, Syrer und Griechen; aber sie werden niemals den Unseren gleich sein. Die Türken wurden völlig zurückgeschlagen. Sie sagten darauf, es gebe nur zweierlei Kriegsleute, sie und die Franken. Auch die Sieger aber räumten ein: wenn jene Christum bekennen wollten, so gäbe es keine besseren Soldaten als sie!

Man kann leicht erachten, welch einen Eindruck die Er-scheinung eines Heeres dieser Art in Asien machen mußte. Aus dem Occident, woher seit den Zügen der Gothen nie-mals mehr Truppen gekommen waren, erschien nun eine so große und tapfere, im ganzen gesittete, begeisterte Schar. Die erste Wirkung war, daß alle Christen in jenen Gegenden auf-athmeten und Muth faßten. In vielen Städten Kleinasiens prädominirte noch die griechische Bevölkerung. Allenthalben zeigten sich natürliche Verbündete. Auch Edessa hielt sich im Innern noch frei von den Seldschuken, doch war es tribut-pflichtig. Man fühlte sich dort in äußerster Gefahr, da der Fürst alt und die Türken so mächtig waren. Allein, wie die Messinesen sich beim Anrücken der Normannen gegen die Araber empört, so entschlossen sich hier die Aeltesten, an Balduin zu schicken und die Stadt ihm anzubieten. Als ein Befreier ward Balduin empfangen. Samosata und Sarudsch fielen in seine Hände. Indessen nahm Tancred Mamistra, Alexandrette und

andere cilicische Ortschaften ein. Der Weg nach Syrien war eröffnet.

Hier nun, wo es sehr schwer gewesen wäre, gegen die Feinde, wenn sie einig zusammengehalten hätten, etwas auszurichten, kam den Kreuzfahrern die Entzweiung der localen Gewalten förderlich entgegen. Der Bürgerkrieg, der mit dem Tode Melikschahs ausgebrochen, hörte nicht auf, als 1095 auch Tutusch starb. Dessen Söhne selber, die Emire Ridwan von Aleppo und Dekak von Damascus, stritten miteinander. Zu Ridwan stand sein Verwandter Bagi Sijan von Antiochien und der Ortokide Sokman in Jerusalem; mit Damascus war der Fürst von Emesa verbündet. In Aleppo war man nicht abgeneigt, selbst bei dem Chalifat von Aegypten eine Stütze zu suchen. Die Fatimiden aber sahen ihrerseits den großen Kampf zwischen Christen und Seldschuken aus der Ferne mit Vergnügen kommen; sie meinten, bei dem Sturze der letzteren selber zu gewinnen.

In diesem Moment erschienen die Franken vor Antiochien; die benachbarten Schlösser gingen zu ihnen über, aber die Stadt selbst war sehr fest und Bagi Sijan sehr tapfer. Unaufhörliche Ausfälle, Mangel an Lebensmitteln, Winter machten ihnen die Angriffe sehr schwer, und wer weiß, was geschehen wäre, wenn nicht noch zuletzt ein Renegat, der Armenier Firuz ez Zerrad, von Bagi Sijan beleidigt, einen Thurm der Stadt an Boemund überliefert hätte, gerade in dem rechten Augenblick. Denn indeß hatten sich auf die Bitten Bagi Sijans die früher entzweiten seldschukischen Emire unter Kerboga von Mosul zum Entsatze vereinigt. Am 8. Juni 1098 erschienen sie vor der eben eroberten Stadt. Es ist ganz wahr, daß eine unerträgliche Hungersnoth in dieser ausbrach. Es

gehörte die ganze Begeisterung, welche die Auffindung der heiligen Lanze veranlassen konnte, dazu, um sich den Seldschuken entgegenzuwerfen. Diese aber waren auch nicht so stark, als es wohl schien; zwischen Kerboga und Ridwan herrschte wiederum ein schlechtes Verständniß. Indessen war doch die Schlacht überaus hart. Sie endete mit dem Siege der Franken. Dadurch wurde Antiochien behauptet, von dem der Mann, der zur Einnahme am meisten beigetragen, der Normanne Boemund Besitz ergriff; auf den mit den Griechen geschlossenen Vertrag nahm er keine Rücksicht.

Schon regten sich überhaupt tausend entgegengesetzte Bestrebungen der einzelnen Machthaber. Man verschwendete die Zeit vor Arkas, bis der ursprüngliche Impuls, der sich in Antiochien wiederholt hatte, auch hier aufs neue hervortrat: Reliquien, die man in Laodicea gefunden hatte, wirkten so mächtig wie jene Lanzenspitze. Indessen hielt sich Balduin in weiter Ferne zu Edessa vollkommen selbständig; Boemund isolirte sich in Antiochien nicht minder; durch die Ansprüche, welche die Griechen auf seine Landschaft machten, war er stets gefährdet. Tancred, der mit 80 Rittern gegen Damascus streifte und den normännischen Räuberkrieg hierher verpflanzte, suchte sich bald darauf in Galiläa ein eigenes Fürstenthum zu gründen. Eine ganz eigenthümliche Politik verfolgte Raimund; auch er strebte nach ähnlichem Gewinn, doch er glaubte ihn am besten durch enge Verbindung mit den Griechen zu erlangen. Sehr geschmälert an Zahl, durch einander widerstreitende Tendenzen gefährdet, nahte sich die bewaffnete Wallfahrt ihrem großen Ziele. Eben jetzt aber zeigte sich eine merkwürdige politische Aussicht.

Was das Vordringen der Kreuzfahrer von Anfang an

erleichtert hatte, der Gegensatz zwischen Fatimiden und Seldschuken, kam ihnen bei dem letzten Schritt ganz besonders zustatten. Kaum hatten die Franken Antiochien erobert, so erschienen die fatimidischen Truppen unter dem Wesir El Afdal in Syrien; sie entrissen den geschwächten und entzweiten Seldschuken Tyrus; sie nöthigten Ridwan, den Chalifen von Kairo wirklich anzuerkennen, und zwangen die Ortokiden, Jerusalem zu verlassen. Die Fatimiden wünschten nun, so erzählt wenigstens Albert von Aachen, eine Abkunft mit den Kreuzfahrern zu treffen. Man muß sich erinnern, daß Jerusalem auch für die Mohammedaner eine heilige Stadt ist. Hätte man unter Verzicht auf die Abtretung einen Vertrag mit ihnen geschlossen, so würde etwa der frühere Zustand unter Mostansir, als der Chalif von Kairo und der griechische Kaiser Verbündete waren, wiederhergestellt worden sein. Den Christen wäre danach ohne Waffen der freie Eintritt in die Stadt gewährt worden. Aber wie wäre mit dieser aus der Ferne hergekommenen, bisher noch immer siegreichen, enthusiastischen Ritterschaft eine so zweideutige, für sie unbefriedigende Uebereinkunft möglich gewesen?

So blieb nichts übrig, als die Belagerung Jerusalems, welche die eigenthümlichsten Schwierigkeiten darbot. Man mußte die benachbarten Burgen und Ortschaften erobern; über ihren Besitz aber brachen nicht selten Streitigkeiten aus. Dann machte die Herbeischaffung des Bauholzes zu den Belagerungswerkzeugen die größte Mühe; sie ist in diesem baumleeren Lande besonders schwierig. Aus entfernten Gehölzen mußte man das Material holen, aus Constantinopel Zimmerleute kommen lassen. Das Beste that wohl die Ankunft einer genuesischen Flotte in Joppe, die an sich ein großes Ereigniß

war, indem sie eine bequemere Berührung mit dem Abendlande ermöglichte. Auch dann noch stand man einer überlegenen Zahl von Vertheidigern gegenüber, in einem fremden, gefährlichen Klima. Alles aber ward von dem Eifer der kriegerischen Wallfahrer überwunden. Endlich am 15. Juli 1099 ward die Stadt erobert.

Ein schreckliches Blutbad zeigte, daß hier nicht von dem echten Christenthum, sondern von einer politisch-kirchlichen Tendenz die Rede war. Gottfried wird gerühmt, doch nur darum, weil er sich nicht auch am Raub betheiligte; sein Schwert bedeckte sich ebensogut mit Blut. In dem Tempel Salomonis reichte das Blut bis an das Knie der Pferde. Den Zustand schildern nun die Gesta Francorum sehr gut. Man hielt einen Rath: Jedermann sollte Almosen geben und Gott bitten, den künftigen Fürsten anzuzeigen. Die lebendigen Saracenen mußten die Todten vor die Thore hinausziehen, wo die Leichen Haufen bildeten wie Häuser. Niemand kannte ihre Zahl, als Gott. Am achten Tage nach der Eroberung erwählte man den Herzog Gottfried zum Fürsten der Stadt: um die Heiden zu besiegen und die Christen zu behüten! Und eben jetzt erschien El Afdal mit einem Heere, von dem er wähnte, es werde keinen Franken am Leben lassen und selbst Antiochien wieder erobern. Aber die Franken, noch ganz vom Enthusiasmus der Eroberung durchdrungen, besiegten ihn in der Ebene bei Ascalon (12. August 1099). Durch diese Handlungen faßten sie Fuß zwischen den beiden Chalifaten der Moslimen, sie waren wie ein Keil zwischen sie hineingetrieben.

Nun aber galt es, eine haltbare Einrichtung zu treffen. Zuerst hatte man dem Grafen Raimund die Herrschaft angeboten; allein seine Erhebung würde von seinen eigenen Va-

fallen ungern gesehen worden sein. Gottfried von Lothringen wurde durch hohe Verdienste und gewisse Visionen, die man geglaubt zu haben scheint, empfohlen: indeß ward auch er nicht zum König, sondern zum Beschützer des heiligen Grabes erkoren. Doch weiß ich nicht, ob er aus Frömmigkeit die Krone ablehnte. Eigentlich nahm die Geistlichkeit die Stadt in Anspruch als Eigenthum Gottes. Da der päpstliche Legat, Bischof Adhemar von Puy, unterwegs gestorben war, so beeilte man sich, einen Patriarchen von Jerusalem einzusetzen. Anfangs erlas man einen armen normännischen Caplan zu dieser Würde, aber schon im Jahre 1100 setzte man ihn wieder ab: wie es unbedacht geschehen war, so ward es plötzlich und leicht wieder rückgängig gemacht, sagt die Quelle. Statt seiner erhob man einen Freund Urbans II., Cardinal der römischen Kirche, Dagobert, der von dem Papst ebendeshalb zum Erzbischof von Pisa gemacht worden war, wo es sonst nur Bischöfe gegeben hatte. Wahrscheinlich trug die Theilnahme der Pisaner, die man im Lande zurückzuhalten wünschte, zu dieser Wahl bei. Das war nun aber ein so ansehnlicher Mann, daß Gottfried seine Macht von ihm zu Lehen nahm. Die Hoheit, welche die Kirche im Abendlande nur in Anspruch nahm, ward hier als förmliches Institut eingeführt.

Ueberaus schwach waren auch sonst die Anfänge der neuen Staatsgründung. Nach der Erzählung Radulfs von Caen wären in Jerusalem nur 200 Ritter zurückgeblieben, an Fußvolk wurden im Jahre 1101 nur 900 Mann zusammengebracht. Die Herrschaft war auf einzelne Städte beschränkt, das Landvolk war räuberisch und ungehorsam. Nur eine große Straße, von Joppe nach Jerusalem, ward in Stand gehalten. Wir haben den Reisebericht eines englischen Pilgers

Seawulf von 1103, der am Wege unbeerdigte Leichen in Menge findet. Man begräbt sie nicht; wer sich dabei aufhalten wollte, würde sich nur den eigenen Tod zuziehen. Nur durch unaufhörliche Hilfe vom Abendlande hätte sich Gottfried behaupten können. In diesem Moment aber ist er gestorben (18. Juli 1100).

Ihm folgte, nicht ohne Schwierigkeiten, sein Bruder Balduin von Edessa, der dies Lehnsfürstenthum einem gleichnamigen Neffen überließ. Er hat, indem er sich zum König von Jerusalem krönen ließ, im Innern dem Patriarchen gegenüber eine unabhängigere Stellung eingenommen, vor allem aber durch seine Kriegsthaten nach außen dem kleinen Reich erst wirklichen Bestand verschafft. Fast Jahr für Jahr hatte man die Fatimiden zu bekämpfen, deren Flotte noch die phönizisch-syrische Küste dominirte; kaum minder gefährlich blieb die Herrschaft der Verweser der Seldschuken in Damaskus. Noch aber war auch der große Impuls vollkommen lebendig, ohne den man schwerlich jemals auch nur den Versuch gemacht hätte, von Europa aus Syrien anzugreifen und in Besitz zu nehmen. Zu keiner Zeit waren wohl die religiöse Begeisterung und der Krieg enger, inniger verbündet. Die große Glocke rief die Gläubigen zur Versammlung, zum Gebet und zum Kampf. Nur unter dem Holz des heiligen Kreuzes griff man den Feind an. Man wählte den Sonntag, weil da der Heiland auferstanden sei, zur Schlacht. Indeß wurden zu Haus Umzüge und Bittgänge gehalten. Unter feierlichen Processionen zog man aus, kam man zurück. Die Rufe: Allah akbar — Gott ist groß! — und Christe Jesu, Christe Sieger! kämpften wider einander.

Doch wäre alle Tapferkeit vergeblich gewesen und das

Königreich ein verlorener Posten geblieben, wenn es nicht gelungen wäre, die Küste zu erobern, wodurch ein freier Zusammenhang mit dem Abendlande gewonnen wurde. War die Einnahme des Binnenlandes die That des Clerus und der Ritterschaft gewesen, so griff nun hier das mehr plebejische Element der Städte ein, das in dem Kampfe zwischen Heinrich IV. und Gregor besonders in Italien zu größerem Selbstgefühl emporgekommen war. Genua und Pisa ergriffen vom ersten Augenblick an die Gelegenheit, den Transport der nachrückenden Pilger nach dem heiligen Lande an sich zu bringen. Das Interesse des Handels und Verkehrs kam den geistigeren Antrieben in entscheidender Weise zu Hilfe. Wir berührten, wie wichtig das Erscheinen einer genuesischen Flotte in Joppe schon für die Einnahme von Jerusalem selbst gewesen. Vornehmlich diesem Moment hatte nun auch König Balduin I. seine Erfolge zu verdanken.

Gleich im Jahr 1101 eroberte Balduin in Verbindung mit Genuesen und Pisanern, die sich dafür ein Quartier der Stadt, ein Drittel der Beute bedangen, Arsuf und Cäsarea. In Cäsarea erbeutete man das berühmte smaragdene Gefäß, das für den dritten Theil der ganzen Beute an Genua kam, wo es wenigstens mit der größten Verehrung aufbewahrt wurde. Es hat sich doch in neuerer Zeit gezeigt, daß es aus grüngefärbtem Glase bestand; damals aber ward es für ein herrliches Kleinod gehalten: die Königin von Saba habe es dem Könige Salomo geschenkt. 1104 eroberte Balduin mit genuesischer Hilfe Ptolemais (St. Jean d'Acre) nach zwanzigtägiger Belagerung. Die Besatzung bekam freien Abzug, den ihr die Genuesen verkümmerten; es war der erste größere Hafen, den sie erwarben. Erst 1109 griff man auch Tripolis

ernstlich an, das Raimund schon zehn Jahr früher vergebens zu erobern unternommen. Ein Sohn Raimunds, Bertram, war jetzt angekommen, seine Ansprüche und seine Unternehmungen fortzusetzen. Glücklicherweise gelang es Balduin, die schon gestörte Eintracht wiederherzustellen. Endlich sah sich Tripolis, da eine fatimidische Flotte durch widrige Winde abgehalten ward, genöthigt, sich zu ergeben. Was man von den Arabern in Alexandrien gefabelt hat, erzählt man in Tripolis von den Franken. Eine herrliche Bibliothek sollen sie den Flammen überliefert haben, weil sie nichts als Korane, Korane enthalte!

1110 schon im April ward Berytus mit Hilfe der Pisaner bezwungen, dann griff man Sidon an. Hier bekam Balduin normännische Hilfe, aus dem Lande der echten Normannen, dem alten Norwegen. Zehntausend Norweger, durch die Reichthümer und Kostbarkeiten gereizt, welche andere im byzantinischen Dienst oder im heiligen Lande erworben, brachen unter dem Königssohn Sigurd auf sechzig Schiffen auf, um für Christum zu streiten. Sie hielten in Spanien, dann gingen sie nach Sicilien; eben zur rechten Zeit langten sie an der syrischen Küste an, um eine Flotte der Fatimiden im Zaum zu halten. Sie wallfahrteten erst nach Jerusalem: dann schlossen sie Sidon zur See ein; es fiel im December 1110. Auch hier ward den Kriegsleuten Abzug gestattet; Sigurd nimmt nur ein Stück von dem heiligen Kreuz mit, das er an dem Grabe des heiligen Olaf niederzulegen verspricht. Auch Tyrus griff Balduin 1112 an, doch hielt sich dies, weil sich in diesem Moment die Damascener zu einem Angriff erhoben hatten.

Inzwischen führte auch Tancred an Stelle Boemunds

einen glücklichen Krieg von Antiochien aus. Er eroberte nach und nach Laodicea, Apamea und eine Menge cilicischer Plätze. Alexius konnte ihm um so weniger widerstehen, da er indessen von Boemund, der nach Hause gegangen war, bei Durazzo angegriffen wurde. Auch die Türken bedrängte Tancred nicht minder. Ridwan von Aleppo verlor verschiedene Plätze an ihn und mußte sich zu einem Tribut verstehen; nicht minder die Fürsten von Schaisar und Hamah. Schon waren diese Emire in einer solchen Gewöhnung an die Ueberlegenheit der Franken, daß sie sich lieber wider das Heer des Emir al-Omara zu Bagdad, der sie in Ordnung bringen wollte, empörten. Roger, Nachfolger Tancreds, brachte diesem dann bei Danit eine große Niederlage bei (1115).

Dergestalt hatten die Franken in wenigen Jahren sich durch Krieg Raum gegen die Seldschuken verschafft und die Küsten von Syrien größtentheils erobert. Balduin faßte schon den Plan, die Fatimiden in Aegypten selbst heimzusuchen. Er nahm Farama unfern Pelusium, und wer weiß, was er erreicht hätte, da der Sieg noch immer dem Kreuze treu geblieben, wäre er nicht von einer Krankheit überfallen worden und im Beginn der Unternehmung umgekommen (März 1118). Seine Gebeine wurden nach Jerusalem gebracht, die Grabschrift pries ihn als den anderen Judas Maccabäus. Seine Eingeweide begrub man in der Salzwüste bei El Arisch unter einem Hügel, auf den jeder vorüberziehende Moslem einen Stein warf, um in ihm den furchtbarsten Feind des Islam mit Haß zu begrüßen. Ursprünglich zum geistlichen Stande bestimmt, hatte Balduin immer etwas von der Würde eines Bischofs beibehalten, wiewohl er sich in seinen Sitten den Orientalen näherte. Aber zugleich war er der wackerste Held,

wie an Gestalt, so an Tapferkeit alle überragend, immer zuerst zur Schlacht bereit. Die Ritter beugten sich willig vor ihm; niemand hat ihm widersprochen, selbst wo er fehlzutreten schien. Kein Späterer ist zu gleicher Autorität gelangt; er blieb der bedeutendste König von Jerusalem.

Noch sterbend hatte er seinen Neffen Balduin II., damals in Edessa, zu seinem Nachfolger empfohlen. Auch dieser hatte sich den morgenländischen Sitten anbequemt und sich, wie sein Vorgänger, mit einer orientalischen Dame vermählt; er war schon bejahrt, aber trotz seiner eifrigen Frömmigkeit scherzhaft und bei guter Laune. Eine seiner ersten Handlungen nach der seldschukischen Seite hin war die Behauptung von Antiochien. Roger von Antiochien war dem Gewalthaber von Aleppo, Jlgazi, erlegen. Er hatte die Herrschaft dem rechten Erben Boemunds vorenthalten; jetzt übertrug man die Stadt dem neuen König, bis der wahre Erbe erscheine. Balduin bestand den Feind in einer großen Schlacht bei Hab (1119). Auch die Moslimen zwar schrieben sich den Sieg zu; aber es ist augenscheinlich, daß Balduin, worauf es ankam, den Besitz von Antiochien behauptete und sicherte. Balduin II. bewegte sich dann zeitlebens in diesem Kampfe. Er stürzte sich von einem Abenteuer in das andere; er ist einmal gefangen und nur durch Zahlung eines großen Lösegeldes befreit worden. Er kam zuletzt dahin, gegen seine eigene Tochter Elisa, Gemahlin Boemunds II. von Antiochien, welche sich nach dem Tode ihres Gemahls die Herrschaft anmaßte, angehen und seine Vasallen aufbieten zu müssen. Elisa wurde genöthigt, ihn um Gnade anzuflehen; sie mußte Antiochien aufgeben. Der Vater ließ die Vasallen seiner Enkelin Constantia, der Tochter Boemunds II., Treue schwören. Kurz nach diesem

Erfolge ist er gestorben (1131). Ohne sein Zuthun, während jener Gefangenschaft, ist die Handlung vollzogen worden, welche seine Regierung am meisten auszeichnet: die Eroberung von Tyrus.

Im Jahre 1123 waren die Aegypter wieder stark genug, um die syrische Küste anzugreifen; sie belagerten Joppe zu Land und zur See. Hierauf erhob sich die Ritterschaft von Jerusalem zu einem großen Zug, bei dem der Patriarch mit dem heiligen Kreuze war. Sie trafen die Aegypter bei Ibelin, küßten das Kreuz und warfen sich auf den Feind. Sie waren 8000, die Aegypter viermal stärker. Dennoch siegten sie vollkommen und trugen drei Standarten, 400 Kameele und viele schöne Rosse als Beute davon. Es war die vornehmste Handlung des Connetable Eustach, der die Stelle des Königs vertrat. Die Aegypter wichen auch zur See, die Stadt war bereits gerettet, als die Venetianer unter ihrem Dogen Domenico Michiele anlangten, nicht als Handelsleute, sondern zum Streit. Sie trafen die ägyptische Flotte in dem Hafen von Ascalon und zerstörten sie, doch war das nicht genug; auf die Aufforderung der Ritterschaft erklärten sie sich noch zu einer anderen Unternehmung bereit. Diese selbst war getheilter Meinung; die einen dachten an Ascalon, die anderen an Tyrus. Man hat förmlich das Loos darüber gezogen, wohin man sich wenden solle, und den Namen Tyrus gefunden. In Tyrus hatten sich die beiden moslimischen Parteien merkwürdigerweise vereinigt. Die Stadt gehörte den ägyptischen Chalifen, aber man hatte aus Furcht vor den Christen einem Anhänger der Abbasiden, dem seldschukischen Atabeg Toghtekin, den dritten Theil derselben abgetreten. Das aber beförderte die Vertheidigung nicht; Toghtekin schien ein- oder zweimal sich

zum Entsatz der Stadt zu rüsten und kam in die Nähe; aber zuletzt begnügte er sich mit einem Vertrag, nach welchem seinen Damascenern freier Abzug bewilligt wurde. Darauf wurde Tyrus von den Rittern und Venetianern erstürmt. Die Venetianer pflanzten ihre Fahne auf einen Thurm, die königliche wehte von dem anderen, von einem dritten die des vornehmsten Vasallen.

So gelangte die ganze Küste in die Hände der Christen, ausgenommen Ascalon, das nicht sehr furchtbar war, da nach der Ermordung des Chalifen Amir Aegypten in unaufhörliche Verwirrung fiel. Als im Jahre 1131 Graf Fulco von Anjou den Thron bestieg, erstreckte sich das fränkische Gebiet von Tarsus in Cilicien und dem Lande um Maridin jenseit des Euphrat bis El Arisch an der Grenze von Aegypten. König Fulco (bis 1143) befestigte das Reich durch Burgen, die sich zuweilen in den Ruinen der alten Städte erhoben, wie in Gath und Rama, welche die Reisenden mit Verwunderung bemerken. Er erwarb sich überhaupt das Verdienst, den vorhandenen Besitz zu vertheidigen; der Aufgabe, den Angriffskrieg fortzusetzen, war er selbst wie die ganze Generation, die ihn umgab, nicht mehr gewachsen. Es war nicht ein Königreich wie ein anderes; auf die Eroberung von Asien dachte man nicht. Hohe politische Gesichtspunkte walten dabei überhaupt nicht ob. Es war nur auf die Hut und Wacht des heiligen Grabes gerichtet, das die Christenheit stark genug gewesen war zu erobern, das sie sich nicht abermals entreißen lassen wollte. Allein schon in der Sache an und für sich lag die Nothwendigkeit einer weiteren Entwicklung. Es war ein Kampfpreis zwischen Orient und Occident.

Höchst merkwürdig ist nun die innere Organisation des

Reichs und seine Rückwirkung auf das Abendland. Es waren eigentlich vier Herrschaften: das Königreich Jerusalem selbst und, in ziemlich freiem Lehnsverhältniß von ihm abhängig, die Grafschaft Tripolis, das Fürstenthum Antiochien und die Grafschaft Edessa; diese letzte weit abseits, jedoch durch eine Menge von schwer bezwinglichen Burgen gesichert. An dem einen wie dem anderen Orte bestanden verschiedene Gewohnheiten, wahrscheinlich in Antiochien mehr normännische, in Tripolis mehr provençalische; denn nach Colonistenart übertrug man die Bräuche der Heimath in die Fremde. Auch in ihrer Gesammterscheinung aber tragen die Institutionen insofern ein coloniales Gepräge, als sich einzelne Ideen, welche das Mutterland beherrschten, hier mit besonderer Kraft hervorthaten; daheim durch die übrigen lebendigen Kräfte zumtheil verdeckt, bildeten sie in dem neuen Lande uneingeschränkt den Grund des beginnenden Lebens. Das zeigt sich sowohl in dem streng regelmäßigen Aufbau des Lehnssystems, als in dem gebietenden Verhältniß der Kirche zum Staat, wie es die Päpste im Occident zwar anstrebten, aber doch noch nicht durchgesetzt hatten.

Die Summe der Einrichtungen entnimmt man aus dem eigenthümlichen Werke, das den Namen Assisen des Königreichs Jerusalem führt, einer um das Jahr 1260 zustande gekommenen Sammlung von Rechtsgewohnheiten, die den Zustand des Reichs etwa gegen Ende des zwölften Jahrhunderts vergegenwärtigt. Sie erlangte später auch in Cypern praktische Geltung und ist von da aus durch die Venetianer zu allgemeiner Kenntniß gebracht worden. Da erscheint nun der König, im Besitz der höchsten Jurisdiction; ihm zur Seite die großen Barone, so selbständig wie die Herzoge in Frankreich

gegenüber den älteren Capetingern. Der König wird so gut wie gewählt; doch hält man sich bei einer Vacanz womöglich an den nächsten Verwandten des Verstorbenen. Erst wenn der versprochen hat, ein guter Lehnsherr zu sein, geloben die Vasallen auch ihrerseits, seine getreuen Mannen zu werden. Dann empfängt er die Insignien: den Ring, das Symbol der Treue, mit der er dem Reiche verwandt ist; das Schwert, zum Zeichen, daß er das heilige Grab zu schützen habe; Krone und Scepter als Sinnbilder der Herrschaft und der Rechtspflege. Mit der Krone schreitet er in den Tempel, an die Stelle, wo Jesus vor Gott dargestellt worden; er legt die Krone nieder und erhält sie erst gegen eine bestimmte Auslösung zurück. Denn die Idee war immer, daß das heilige Grab der eigentliche Souverän, der König nur dessen oberster Schützer sei. Wenn einer solchen Theorie ungeachtet der Patriarch doch nicht zu vollkommener Gewalt gelangte, so hing das wohl auch damit zusammen, daß es ihrer zwei waren, zu Jerusalem und Antiochien, unaufhörlich miteinander in Streit: beide forderten z. B. Tyrus für ihren Sprengel. In ihrer Concurrenz bedurften sie der weltlichen Unterstützung.

Besitz und Kriegsdienst sind nach Lehnrecht in die genaueste Beziehung gebracht; auf demselben Grunde ruht eine Fülle von besonderen persönlichen Abhängigkeiten und Verpflichtungen zu gegenseitigem Schutz. Der vornehmste Gerichtshof ist der sogenannte hohe Hof; dort erscheinen die oberen Vasallen, um Recht zu sprechen und zu nehmen. Ebenso werden auch die Bürger in den Städten durch Schöffen aus ihrer Mitte gerichtet; selbst die unterworfenen syrischen Christen haben ihre Geschworenen. Denn niemandem soll, nach germanischem Princip, das Recht des anderen aufgedrängt werden. Aufs

tiefste in der alten germanischen Sitte beruht auch der gerichtliche Zweikampf, die Bataille; eben jetzt kam er in dieser ritterlichen Welt zu neuer Bedeutung. Doch ist ihm zugleich eine religiöse Seite eigen; denn von der Idee der Religion war dies sonderbare Staatsleben allenthalben durchzogen. Auf das merkwürdigste und glänzendste trat sie ans Licht in der Stiftung der geistlichen Ritterorden, einer Erscheinung, die nur aus dieser besonderen Bewegung der Geister entspringen konnte; sie bildet die am meisten charakteristische Geburt der Epoche.

Schon lange bestand ein Kloster Sta. Maria de Latina und daneben ein Hospital zu St. Johannes in Jerusalem — eine lateinische Colonie daselbst. Die Brüder dieses Hospitals erwiesen sich nach der Eroberung außerordentlich nützlich: es flossen ihnen viele Schenkungen zu, wie aus der Beute, so auch aus dem Abendlande; sie machten sich von dem Kloster los und erhoben sich selbst zu einem noch immer bloß geistlichen Orden. Allein wie hätten sie dabei stehen bleiben können, sobald sie durch ihren Reichthum auch Ritter anzogen, ihnen Unterhalt gewährten? Es war natürlich, daß man von der Krankenpflege weiterging. Zuerst thaten dies Hugo von Payens und acht andere Ritter, von denen wir nicht entscheiden wollen, ob sie, wie Johannes Bromton im zwölften Jahrhundert versichert, zuerst zu den Johannitern gehörten. In jedem Fall trennten sie sich jetzt. Sie bekamen Wohnung in dem Palast, den man auch den Tempel nannte, wie er auf der Stelle des Tempels Salomonis errichtet war, und dem Kloster an der Kirche. Sie verpflichteten sich zu den Mönchsgelübden und überdies zum Schutze der öffentlichen Straßen, d. h. mit gewaffneter Hand wider die Saracenen zu kämpfen; sie nannten

sich Miliz des Tempels, Templer. Anfangs begnügten sich wohl ihrer zwei mit Einem Streitrosse, wie das ihr Siegel noch immer anzeigt. Es giebt ein Werk des heiligen Bernhard zu ihrem Preise; er schildert sie: in ihrer Verbindung sanftmüthiger als Lämmer, wider den Feind grimmiger als Löwen. Auch ihre ältesten Statuten sollen von Bernhard herrühren, doch scheint es wohl, daß dann vieles Spätere mit eingeflochten ist. Sie heißen: Regeln der armen Kampfgenossen des Tempels in der heiligen Stadt. Anfangs ward niemand aufgenommen, als wer alle seine Feindschaften aufgegeben hatte.

Das ward dann wieder ein Antrieb für die Hospitaliter, namentlich für diejenigen ihrer Mitglieder, welche schon Ritter gewesen, die Waffen ebenfalls zu ergreifen. Schon im Jahre 1130 finden wir eine päpstliche Bulle, in welcher der Schutz gerühmt wird, welcher den Pilgern von den Hospitalitern geleistet werde. Auch sie bildeten nun einen Ritterorden unter Raimund du Puy. Neben einander, wetteifernd, erheben sich nun die beiden Orden. Die Templer bekamen von den Fürsten selbst die größten Geschenke, von Heinrich I. von England, Kaiser Lothar, Ramon Berenguer von Barcelona; im Jahr 1160 haben sie schon 300 eigene Mitglieder. Wundersame Verbindung von Krieg und Religion, Entsagung und Eroberung! Die echte Blüthe jener Idee des kriegerischen Christenthums, die wir schon so lange thätig und so natürlich entsprungen, so ohne Willkür ausgebildet sehen!

Diese Ritterorden erhielten nun die ununterbrochene Communication zwischen Abendland und Morgenland. Es waren den ganzen Occident umfassende Genossenschaften, welche die Kraft des Abendlandes fortwährend nach dem Orient richteten. Die Idee, die hier gepflanzt war, wirkte zurück. Die Kreuz-

züge haben das Ritterthum nicht hervorgebracht; sie sind schon eine Wirkung des ritterlichen Geistes, aber sie haben denselben belebt, befestigt durch die Verbindung der Religion und der Waffen. Wie der Krieg vornehmlich durch den Adel, nicht durch die Gemeinen geführt worden, so trugen nun diese Orden noch mehr zur Hebung des adligen Standesgefühles bei: man mußte von Adel sein, um in sie aufgenommen zu werden. Nicht mit Unrecht hat man darauf aufmerksam gemacht, daß Wappen und Geschlechtsregister, ja die Geschlechtsnamen selbst nur in den seltensten Fällen mit Sicherheit über diese Zeiten zurückverfolgt werden können. Im Anschluß an jene reichen und ruhmvollen Corporationen empfand sich der ritterliche Adel über Europa hin in seiner Gesammtheit als eine einzige große Genossenschaft.

Etwas ähnliches, wenn auch weder so rasch, noch so entschieden, begegnet uns im Bereich der städtischen Entwicklung. Wir sahen, welchen Antheil die Städte an der Eroberung genommen. Zum Danke wurden ihnen überall Handelsniederlassungen bewilligt. Mit der Freiheit des Verkehrs verband sich auf Grund königlicher Privilegien der Besitz einer Kirche, einer Straße, eines Platzes für den Markt und die Magazine. Hatte sich Venedig in dieser Hinsicht den Genuesen und Pisanern in Palästina an die Seite gestellt, so strebten nun auch die letzteren mit gleichem Erfolg nach dem Genuß der nämlichen Vorrechte im byzantinischen Reich, welche den Venetianern dort bereits vordem wegen ihrer Dienste gegen die Normannen von den Kaisern zugesprochen worden. Der Handel warf sich mit Macht auf die neu erschlossenen orientalischen Gegenden; als Welthandel, der er nun wieder war, zog er auch das außeritalienische Abendland rückwärts in seinen Kreis.

Marseille gesellte sich schon in activer Concurrenz den Italienern bei, indem es von König Fulco für geleistete Hilfe Handelsfreiheit erhielt. Aber auch das continentale Frankreich und Deutschland traten mit Genua, Pisa und Venedig in den regsten Verkehr. Nach und nach bildete sich eine, die Städte des Abendlandes umfassende, gemeinsame Sphäre der materiellen Interessen, und auch die Bürgerschaften Europas lernten sich als eine zusammengehörige Corporation betrachten.

Die dritte und zwar die mächtigste, der Klerus, bestand als solche schon längst und bedurfte nach dem Emporkommen der päpstlichen Gewalt keiner neuen centralisirenden Idee. Wie dieser Gewalt selbst, so kamen indeß natürlich auch der Gesammtheit der abendländischen Geistlichkeit in ihrem Gemeingefühl die Impulse und die Erfolge der Kreuzzüge nicht wenig zustatten. So geschah es durch diese, daß das Abendland sich, auch abgesehen von dem lateinisch-kirchlichen Verbande, mehr und mehr als eine große Einheit empfand, die es in der That auch war, indem die großen Standesgenossenschaften, die engen landschaftlichen Schranken im Geiste durchbrechend, einen neuen, alle Seiten des Lebens berührenden Zusammenhang zwischen den romanisch-germanischen Nationen herstellten.

Viertes Capitel.

Ausgang des Investiturstreites.

Durch die Kreuzzüge hatte das Abendland, wie wir soeben bemerkten, die mannigfaltigsten Beziehungen zu einer anderen Welt gewonnen; es wurde sich nun seiner Einheit noch mehr bewußt. Es hatte eine gemeinschaftliche Unternehmung, die ihm gemeinschaftliche Gesichtspunkte gab. Die drei Corporationen, aus denen es sich zusammensetzte, wirkten über die verschiedenen Länder hin hiebei zusammen. Daß das nun dem Papstthum, welches die Leitung dieses Unternehmens übernommen, an sich eine verstärkte Macht gab, liegt am Tage. Erinnert man sich aber jener Synode von Clermont, von welcher die Kreuzzüge ihren Ursprung nahmen und auf der zugleich der Anspruch des Papstthums in voller Schärfe geäußert wurde — kein Fürst sollte sich beikommen lassen, einen Geistlichen zu belehnen, kein Geistlicher einem Weltlichen den Vasalleneid leisten — so sieht man, wie genau und enge die beiderseitigen Vorgänge zusammenhingen. Es kam zu einem neuen Kampf zwischen Kaiserthum und Papstthum, der, da die Ansprüche des Papstthums allgemeine waren, vor allen anderen als der große Kampf des Jahrhunderts erscheint.

Wenn man die abendländische Christenheit als eine Einheit betrachtet, so erscheinen die Kreuzzüge als die äußeren Kriege, alles andere als innere Streitigkeiten. Aber der bloß kirchliche Gesichtspunkt wäre hier nicht maßgebend; es war ein Streit um die höchste Gewalt. Denn da die Geistlichkeit einen so großen Antheil an der öffentlichen Gewalt besessen, welche überhaupt aus einer Vermischung beider Tendenzen hervorging, so war die Frage, wer dieselbe investiren sollte, der Frage über die höchste Gewalt an sich gleich. Wenn die Päpste die Eingriffe des Kaiserthums in die höchste geistliche Gewalt bekämpft hatten, wozu alle anderen europäischen Fürstenthümer einwilligen konnten, weil es ihr eigener Vortheil so mit sich brachte, so war doch die Trennung der geistlichen Würde von dem weltlichen Fürstenthum für diese ebenso gefährlich, wie für das Kaiserthum selbst.

Beim Tode Gregors VII. hätte es einen Augenblick scheinen können, als hätte der Kaiser in diesem Kampfe die Oberhand behalten. Allein dies war nicht eine Frage der Personen, sondern der Gedanken, der großen Weltinteressen. Gregor fand einen Nachfolger in Urban II., welcher seinen Gedanken Halt und Anerkennung zu verschaffen wohl geeignet war. Ein zugleich literarischer, politischer und militärischer Kampf erhob sich, der bis dahin seines Gleichen in Deutschland nicht gehabt hatte. Bemerken wir wohl seine hohe Bedeutung. Staat und Kirche waren gepflanzt durch den Gang der Ereignisse, durch die Gewalt. Die Nation war ganz von dieser Entzweiung durchdrungen; alles, was Macht und Odem hatte, nahm daran Theil. Müssen nicht auch solche Zeiten kommen?

Während nun der Kaiser in Deutschland zunächst seinen

Platz behauptete, waren vonseiten des Papstthums auf dem Concil von Clermont jene Ansprüche formulirt worden, welche die Unabhängigkeit des Clerus auf das schärfste aussprachen. Alles hing nun davon ab, ob sie so, wie sie gefaßt wurden, auch würden durchgeführt werden können. Wenn es damit gelungen wäre, so würde Europa nach und nach vollkommen in eine Hierarchie verwandelt worden sein. Wären die Bischöfe nicht allein von der königlichen Einsetzung unabhängig gewesen, sondern wären sie auch des Lehenseides überhoben worden, so würden alle ihre Gerechtsame dem Königthum verloren gegangen sein. Es ließ sich wohl von Anfang an nicht so an, als ob sich das so ganz schlechtweg würde erreichen lassen. Die weltliche Macht war doch allzu stark, um es sich gefallen zu lassen. Ueberhaupt geschieht es in der Weltgeschichte nie, daß gewisse Ideen bis zu ihrer äußersten Consequenz die Herrschaft erlangen: alles frühere historische Leben müßte sonst zerstört werden und eine neue Welt beginnen. Durch eine eigene Handlung erkannte sogar Urban II. an, daß eine völlige Durchführung seiner Tendenz unmöglich sei.

Um nicht sogleich mit den Normannen zu zerfallen, die seine vornehmste Stütze in Italien ausmachten und damals den Krieg gegen die Ungläubigen mit dem größten Eifer führten, entschloß sich der Papst zu der seltsamsten Auskunft: er ernannte den Grafen Roger von Sicilien, der mit den Anordnungen eines päpstlichen Legaten sehr unzufrieden war, selbst zum Legaten des apostolischen Stuhles, wodurch er Meister des Clerus wurde. Darauf beruht die sogenannte Monarchia Sicula, eine Einheit der Gewalt, welche sonst den päpstlichen Ideen geradezu entgegenlief, bei der aber der Anspruch der Kirche, welche die Fürsten als ihre Delegirten betrachtete,

unangetastet blieb. Der weltliche Herr handelte als kirchliches Oberhaupt. Diesem Fürsten, seinem Lehnsmann, mochte das Urban unbedenklich gestatten. Allein sowie die Ansprüche des Papstthums praktisch werden sollten, mußte sich auch an allen anderen Orten dieselbe Schwierigkeit regen.

Wir sahen, in wie genauer Verbindung England mit den Päpsten stand; es war eine Allianz der strengen hierarchischen Ideen mit dem normännischen Herzog, durch welche die Eroberung vollbracht ward; dennoch konnten Streitigkeiten nicht ausbleiben. Wie schon Wilhelm der Eroberer zwar in eine Erhöhung des Peterspfennigs gewilligt, jedoch dem Anspruche Gregors VII., daß er sein Reich von ihm zu Lehen nehmen sollte, widersprochen hatte — denn seine Vorgänger hätten nichts derart gethan —, so widersetzte sich jetzt sein Nachfolger dem Anspruch auf die Investitur. Wilhelm Rufus, jüngerer Sohn Wilhelms des Eroberers (1087—1100) empfand es, daß die Hälfte der Güter der Kirche gehöre. Bei dem zweifelhaften Gange der Kirchenangelegenheit in dem Streite zwischen Wibert und Urban hielt auch er eine zweideutige Stellung ein. Es findet sich, daß er Urban anerkannte, dagegen ließ er eine große Anzahl bischöflicher Sitze unbesetzt, selbst den erzbischöflichen Stuhl von Canterbury, ohne Zweifel, um je nach dem Gange der Ereignisse Anhänger der einen oder der anderen Partei einzusetzen. Als nun Urban II. allmählich den Sieg davontrug, als der König auch selbst krank wurde, bewog man ihn, nicht ganz mit seines Herzens Zustimmung, den Abt Anselm von Bec zum Erzbischof von Canterbury zu ernennen. Anselm ist einer der ersten großen Scholastiker, Urheber z. B. des ontologischen Beweises vom Dasein Gottes, ein Vertheidiger der lateinischen Kirche gegen die griechische, der

Wegweiser der Realisten im Kampf gegen die Nominalisten, zugleich ein eifriger Repräsentant der strengkirchlichen Grundsätze, auch in Bezug auf die Investitur. Wie hoch dieser seine Stellung anschlug, sieht man aus seiner Aeußerung, daß Englands Pflug von zwei edlen und kräftigen Stieren gezogen werden müsse, dem König und dem Primas (1093).

Glücklich, so lange man sich nun noch mit Gleichheit begnügte! Bald aber erhoben sich unter Wilhelms Sohn Heinrich I. (1100—1135) die weitgehendsten Ansprüche der geistlichen Gewalt auch in England. Eben Anselm, der gerade, als Wibert Rom verließ, sich dort in den Tagen des Sieges aufgehalten hatte, brachte jene Ansprüche von dort mit. Er eröffnete wirklich, daß kein Geistlicher mehr von einem Laien belehnt werden dürfe. Aus einem seiner Briefe wissen wir, welche gewaltige Aufregung das in England veranlaßte. König und Fürsten, ja selbst die Bischöfe seien darüber so entrüstet gewesen, daß sie gedroht hätten, von der römischen Kirche wieder abzufallen. Anselm war so eifrig, daß er trotzdem wirklich seines Sinnes blieb und mit den vom König investirten Prälaten nichts mehr zu schaffen haben wollte.

Zu einem Abfall aber wollte man es doch in Rom nicht kommen lassen; den Gehorsam eines so mächtigen Königreichs wollte man nicht aufs Spiel setzen. Man erklärte (1106), daß die Verweigerung der Investitur die Huldigung doch nicht verhindern sollte, d. h. man bewilligte nun in Rom dem Anselm, daß er mit denen, welche die Investitur empfangen und die Huldigung geleistet hatten, umgehen könne: bis Gott das Herz des Königs erweiche davon abzulassen. Eine sehr dunkle Erklärung, welche dahin ausgelegt wird, als habe

der Papst die Investitur verboten, aber die Huldigung, d. h. die Leistung des Lehenseides erlaubt. Die, welche ohne Investitur, aber mit Leistung des Lehnseides Pfründen erlangt haben, können ordinirt werden.

So ging es auch in Frankreich. Der König wollte die Huldigung nicht fahren lassen: durch Hand und Schwur. Man mußte das den päpstlichen Ansprüchen zum Trotz bewilligen: die Vornehmsten der ganzen Curie drangen darauf, weil der kirchliche Friede es so erfordere. Und so traf man in allen europäischen Reichen die eine oder die andere Auskunft. Zu den härtesten Kämpfen aber kam es nach wie vor mit dem deutschen Königthum.

Wir wissen, wie auch König Heinrich V., sowenig das die römische Curie nach der Art seines Emporkommens erwartet haben mochte, durch jene Gesandtschaft, die er 1107 an Paschalis II. nach Frankreich richtete, die bestimmte Erklärung abgab, er müsse an dem seit Karls des Großen Zeiten bestehenden Brauch der weltlichen Einsetzung der Bischöfe festhalten, und wie man darauf eine etwaige Ausgleichung der Ehre des Reichs mit der Ehre der Kirche erst für den bevorstehenden Romzug des Königs in Aussicht nahm. Dabei blieb es nun zunächst. Der König von England beklagte sich, daß Heinrich die Investitur ausübe, die man ihm versage. Der Papst erklärte, daß das nur eigenmächtig geschehe, daß er an den Beschlüssen der Synode von Troyes festhalte; er bezeichnete die Gegner als Kirchenschänder.

Da erschien nun 1110 Heinrich V. wirklich in Italien. Er hatte ein stattliches Heer von 30 000 gewappneten Rittern, zu denen sich nun noch die Lombarden gesellten. Alles unterwarf sich; der Kaiser rühmte sich, daß er das zerrissenste aller

Länder zur Eintracht zurückgeführt habe. Im Anfang des Jahres 1111 begab er sich auf den Weg nach Rom, um die Kaiserkrone zu empfangen. Bei Sutri machte er zunächst Halt. Da der Kaiserkrönung aber nothwendig eine Verständigung mit dem Papst vorangehen mußte, so wurden einige Ritter nach Rom geschickt, um sie zu Stande zu bringen. Sie forderten das Recht der Investitur mit aller Bestimmtheit. Denn nachdem die Kaiser ihre ersten Regalien den Bischöfen zu Lehen gegeben, konnten sie ohne das Recht der Investitur nicht mehr bestehen. Der Papst hatte jetzt die Barone der Campagna wider sich, die Normannen nicht für sich; den großen Kampf zu unternehmen war er nicht im Stande. Er gerieth auf den höchst außerordentlichen Gedanken, daß die Geistlichen auf alle ihre weltlichen Güter mit Ausnahme der Zehnten und der Opfer der Gläubigen, d. h. also auf die ihnen vom Kaiser verliehenen Regalien Verzicht leisten sollten, womit dann der Anspruch der Kaiser auf das Recht der Investitur von selbst falle. Er versprach den Clerus mit seinem Banne dazu anzuhalten.

Man sollte es kaum für möglich halten, da es doch gewiß nicht ausführbar war. Aber so war es bestimmt. Am 12. Februar zog der Kaiser in Rom ein: er ward von dem Papst an der Treppe von St. Peter empfangen; die ersten Schritte zur bevorstehenden Kaiserkrönung geschahen; die beiden Oberhäupter setzten sich auf zwei Sesseln nieder, um die gegenseitigen Verzichtleistungen zu vollziehen. Da weigerte sich der Kaiser, die Investitur unter diesen Bedingungen aufzugeben. Er hatte gleich beim Eintritt die Erklärung von sich gegeben, daß er niemandem das entreißen könne, was ihm von seinen Vorfahren verliehen worden. Als jetzt die

päpstliche Urkunde verlesen wurde, nach welcher die Geistlichen nur zu Dienst und Altar bestimmt blieben und ihre Regalien an Kaiser und Reich zurückzugeben bei schwerer Strafe angewiesen wurden, erhob sich ein allgemeiner Sturm. Es ist klar, daß jeder Besitz und jede Stellung dadurch verändert worden wäre. Man erklärte die päpstliche Urkunde für unkirchlich, für ketzerisch. Nur für sich selbst halte Paschalis die Schenkungen der früheren Kaiser fest. Auch zur Krönung konnte es nun nicht kommen. Der Kaiser, der Roms nicht sicher war, führte den Papst gefangen mit sich fort. Heinrich V. bediente sich der öffentlichen Stimmung, wie erst gegen seinen Vater, so jetzt gegen den Papst.

So vollkommen in der Gewalt des deutschen Königs, von seinen eigenen Anhängern bestürmt und von Heinrich, wie man erzählt, fußfällig gebeten, das Recht der Investitur zuzugestehen, das er ja selbst inbezug auf die Regalien durch seinen Vorschlag zugestanden habe, wurde Papst Paschalis II. endlich dazu vermocht, das Recht der Investitur mit Ring und Stab zu bewilligen. Er versprach zugleich, über seine bisherigen Gegner, namentlich auch den König selbst, niemals das Anathem auszusprechen; dann krönte er den Kaiser (April 1111). Niemand wird das Verfahren des Kaisers billigen, aber unleugbar ist doch, daß der Papst einen ganz unausführbaren Vorschlag gemacht hatte; in der Sache selbst hatte der Kaiser ohne Zweifel Recht. Er war selbst für das geistliche Wesen conservativ; seine Politik, nicht gerade sein Verfahren, stimmte mit den Ideen überein, auf welchen der Gang der Entwicklung des Abendlandes beruhte.

Im Jahr 1112 ward ein neues Lateranconcil gehalten, worin der Papst erklärte, daß er seinen Eid halten, den

König nicht excommuniciren wolle; alle Anwesenden jedoch verurtheilten die Uebereinkunft, hauptsächlich aber die Bestimmung, daß keiner, der canonisch gewählt worden, ohne die Investitur consecrirt werden dürfe; diese Bestimmung schien ihnen gegen den heiligen Geist zu sein. Zu Vienne in Burgund, obwohl dies zum Reich gehörte, wurde doch die ganze Transaction zwischen Kaiser und Papst verworfen, indem der elfte Canon des unter dem Erzbischof Guido gehaltenen Concils bestimmte: die Investitur der Bisthümer und Abteien von Laienhand erachten wir im Anschluß an die Autorität der heiligen römischen Kirche für Ketzerei. Ein großer Theil der Geistlichkeit in aller Welt war dieser Meinung. Wenn einige sich widersetzten, so wurden sie scharf zurückgewiesen: es beweise nichts, daß die Investitur hie und da bewilligt worden.

Bald breitete sich diese Meinung dann auch wieder nach Deutschland aus. Im Jahre 1116 kamen Metropolitane, Bischöfe, geistliche Optimaten in Cöln zusammen, um das Wort der Excommunication über Heinrich auszusprechen; glücklicherweise starb der päpstliche Legat, der damit beauftragt war. Etwas Ernstliches wagte überhaupt Paschalis II. nicht mehr; selbst der Besitznahme der Mathildischen Erbgüter durch den Kaiser setzte er keinen Widerspruch entgegen; es blieb bloß bei Worten. Um so schroffer wandte sich der Nachfolger des Paschalis, Gelasius, der die alten Principien nothwendig wieder aufnahm, gegen den Kaiser; auf dessen Forderung einer ähnlichen Sicherheit gab er die ausweichende Antwort: wir versprechen ihm Sicherheit, wofern er sie nicht selbst verhindert. Er war jedoch zu schwach, um sich gegen den Kaiser und seine Partei in Italien zu halten. Er begab sich nach

Frankreich. Ehe er noch Hand angelegt hatte, den Streit zu schlichten, starb er (1119).

Und nach dessen Tode ward derselbe Guido von Vienne, der es gewagt hatte den Kaiser in den Bann zu thun, auf den päpstlichen Stuhl erhoben. Er unterschied sich dadurch daß er von hoher Herkunft war und nicht ein früherer Mönch, wie die bisherigen Päpste. Er nahm den Namen Calixtus II. an (1119—1124). Hatte es zweifelhaft sein können, ob Paschalis ein rechter Nachfolger der Ideen Gregors und Urbans sei, so war dies Calixtus ohne Zweifel. Gleich auf der ersten Synode zu Rheims, die er hielt, nahm er eine gewaltige Stellung ein. Der erste, welcher dem capetingischen Königthum in Frankreich eine gewisse Macht verlieh, Ludwig VI., suchte sich gegen seinen gewaltigen Vasallen Heinrich von England eine Stütze an dem Papst zu verschaffen. Calixtus war sein Verwandter; Ludwig war mit seiner Nichte vermählt. So weit konnte Heinrich nicht gebracht werden, daß er die Normandie, die er seinem Bruder entrissen, herausgegeben hätte; aber es wurden für die künftige Herausgabe Bedingungen festgesetzt und der Friede nicht ungünstig für Frankreich hergestellt.

Inzwischen war nun in Deutschland durch den Gang der inneren Bewegung abermals Hader zwischen Kaiser und Fürsten ausgebrochen. Heinrich V. befand sich diesen gegenüber jederzeit dadurch im Nachtheil, daß er durch eine Empörung auf den Thron gelangt war: die alten Gegner seines Vaters, auf die er sich dabei gestützt, waren nicht gemeint, eine durchgreifende Herrschaft, wozu er alle Neigung besaß, nun von ihm selber zu ertragen. Besonders die sächsischen Großen, unter Führung des Herzogs Lothar, den Heinrich selbst mit

dieser Würde bekleidet, setzten sich jedem seiner Eingriffe trotzig entgegen. Im Jahre 1115 kam es zu einer förmlichen Schlacht am Welfesholz, in welcher die Kaiserlichen unter Graf Hoyer von Mansfeld von Lothar und den Seinigen vollkommen besiegt wurden. Natürlich wirkte das auf die universale Lage sehr merklich ein. Wenn der Kaiser, um Gelasius zu widerstehen, einen neuen Papst (Gregor VIII.) ernannt hatte, so bewirkte er nur, daß man sich in Erinnerung an die alten Unbilden ihm selbst widersetzte. Auch benutzte er sein Investiturrecht auf eine Weise, daß er sich nothwendig Feinde damit machte. Die deutschen Fürsten erkannten Calixt zu Tribur im allgemeinen an; aber über die große Streitfrage erwarteten sie erst das erwähnte Concil, welches im October 1119 zu Rheims zusammenkam. Daher kam es denn, daß man überall, wo der Kaiser nicht unmittelbar eingriff, ohne seine Theilnahme wählte. Lothar von Sachsen wird als der größte Gegner des kaiserlichen Papstes bezeichnet. Was 1116 versucht ward, geschah 1119: die Excommunication ward zu wiederholten malen in Deutschland selbst über den Kaiser ausgesprochen.

Der Kaiser sah ein, daß er sich versöhnen müsse; wie es sich jedoch versteht, fortwährend entschlossen, von seinem herkömmlichen Recht nichts aufzugeben. Noch einmal kam die alte, mit Paschalis ventilirte Frage zum Vorschein. Der Kaiser willigte ein, die Investitur der Kirchen aufzugeben, in der Hoffnung, daß man päpstlicherseits damit zufrieden sein werde; er näherte sich dem versammelten Concil; es kam zu einer Urkunde wie früher, allein sie war nicht so deutlich, wie man hätte wünschen sollen. Und bald bemerkte man päpstlicherseits, daß er damit die Investitur der geistlichen

Besitzungen nicht ebenfalls aufgebe. Auch war das ohne Zweifel sein Sinn. Dagegen wollte der Papst die Kirchen und ihre Besitzthümer von der Investitur ausnehmen. Er hatte einen Canon verfassen lassen, den er der Versammlung vorzulegen gedachte, wonach beide den Fürsten entzogen werden sollten. Es wäre für ihn von der höchsten Wichtigkeit gewesen, wenn er den König bewogen hätte, seine Fassung, die er ihm ohne Zweifel vorgelegt hat, anzunehmen. Allein dahin war Heinrich nicht zu bringen. Er war von einem starken Heer umgeben. Seine Großen waren derselben Meinung wie er. Man will ihm nachsagen, er habe den Papst abermals gefangen nehmen wollen: ich kann es nicht glauben. Seine Haltung war welthistorisch richtig und großartig.

Der Papst war in hohem Grade verstimmt: er habe ein Concil verlassen, was nie einer seiner Vorfahren gethan, und sei zu diesem Menschen gekommen; doch halte ihm der keinen Frieden. Er eilte so rasch wie möglich nach Rheims zurück und schlug nun hier seinen Canon vor (29. October 1119). Allein jetzt fand er auch hier den größten Widerspruch. Den ganzen Tag konnte nichts beschlossen werden. Den anderen Tag hielt der Papst eine salbungsvolle Rede, deren Ende war, daß er in der Formel: wir verbieten die Investitur aller Kirchen und kirchlichen Besitzthümer durch Laienhand, die Worte „kirchlichen Besitzthümer" aufgab. Eine Nachgiebigkeit von der größten Bedeutung. Was bisher nachgegeben worden, war nur vorläufig; jetzt aber ward auf einem Concil, das als ein allgemeines angesehen werden konnte und wenigstens so allgemein war, wie das von Urban II. zu Clermont gehaltene, ein Anspruch des Papstthums, der eine universale Herrschaft involvirte, rückgängig gemacht. Was man in

Clermont 1095 festgesetzt, mußte man in Rheims 1119 wieder aufgeben. Nun ließ der Papst mit aller möglichen Feierlichkeit Heinrich V. dennoch verdammen; aber das war ein Schritt ganz ohne allen weiteren Erfolg.

In der Sache selbst konnte nun die Schwierigkeit nicht mehr so groß sein. Im Jahre 1121 ward ein Convent zu Würzburg gehalten, auf welchem die deutschen Fürsten freilich nur eine sehr allgemeine Entscheidung faßten — daß der Kaiser behalten solle, was ihm gehöre, der Papst, was dem Papst gehöre — die aber nun weiter zu entwickeln war. Aus einem Schreiben des Erzbischofs von Mainz ergiebt sich, daß alle Laienfürsten dem Versuch, dem Kaiser die Investitur zu entwinden, entgegen waren. Demohnerachtet wollten auch sie nicht mehr die absolute Abhängigkeit der Wahl von dem Kaiser. So kam man denn im September 1122 zu Mainz zu einem Beschluß, der darauf bei Worms verkündet worden und unter dem Namen des Wormser Concordats bekannt ist. Darin wird dem Kaiser zugestanden, daß er den Erwählten mit allen fürstlichen Rechten belehne. Was die Priorität der Belehnung oder Weihe betraf, so kam man dahin überein, daß in Italien die Weihe, in Deutschland dagegen die Belehnung durch das Scepter vorherzugehen habe, so daß also wie dort das päpstliche, so hier das kaiserliche Interesse überwiegen sollte.

So ward denn wirklich der Friede geschlossen. Wenn es die Absicht des Papstthums einen Augenblick sein konnte, die Geistlichkeit mit allen ihren Rechten von dem weltlichen Oberhaupt loszureißen, die weltliche Gewalt in ihrem wesentlichen Bestand geradezu aufzulösen, so war ihm dies jetzt mißlungen. Gegen die früheren Zustände unter Heinrich III. da-

gegen hatte das Papstthum mächtige Fortschritte gemacht: der gregorianische Papst hatte gegen den henricianischen vollkommen den Sieg davon getragen. Das Recht, den Kaiser zu excommuniciren, hatte die Kirche durchgesetzt. Das Papstthum hatte sich emancipirt und seine Stellung behauptet; auf der anderen Seite aber behauptete auch das Kaiserthum gewaltige, tief eingreifende Rechte. Die weltliche Gewalt blieb in ihrem Kerne ungebrochen, sie erhielt sich auf dem Boden, der die Grundlage von allem war. Der orientalische Zustand — ein Papstthum als Chalifat — blieb dem Abendlande doch erspart. Auf die einzelnen Bestimmungen des Concordats, die das Princip nicht berühren, kommt soviel nicht an. Im ganzen bleibt es doch insofern für alle Zeiten von der größten Bedeutung, als die Kirche wirklich den Anspruch auf die weltliche Belehnung fahren ließ. Nur mit großer Mühe hatte sich Calixtus dahin bringen lassen. Sein Legat sagt selbst, er habe es nur zugegeben, weil man die Kirchlichgesinnten Zerstörer des Reichs genannt habe.

Beachten wir wohl, wie hier das Reich als solches hervorgehoben wird; es erscheint, wie die Dinge verlaufen waren, in diesem Augenblick in einer neuen Bedeutung. Wenn Papst und Kaiser in dem Concordat eine Art Gleichgewicht der Macht zwischen sich anerkannten, so durfte sich die hohe Aristokratie beinah als den eigentlichen Sieger betrachten. Da sie an den kirchlichen Wahlen den größten Antheil hatte, so gewann sie mit der Freiheit der Wahl wenigstens ebenso viel, wie der Papst; natürlich aber nahm dadurch auch die kaiserliche Macht in sich beträchtlich ab. Allein auch der Kirche hatten die Fürsten bei dem Friedensschlusse selbst im Namen des Reichs ihren eigenen Willen aufgedrungen. So wenig

sie eine unumschränkte Gewalt des Kaisers leiden wollten, so wenig mochten sie doch die Rechte des Reichs, insofern es auf ihrer Gesammtheit beruhte, dem Papste aufopfern. Erst unter Heinrich V. tritt diese Idee ein, daß sich die Gesammtheit der Fürsten als das Reich betrachtet; man hat dem Reiche neben dem Kaiser ausdrücklich ein erbliches Recht auf die Belehnung der Bischöfe vindicirt. Die Unabhängigkeit der weltlichen Gewalt wurde eben in diesem allgemeineren Sinne festgehalten. Während der Kaiser verlor, kam die Idee des Reichs gerade jetzt erst auf. Hauptsächlich dadurch ward dies nun bekräftigt, daß die Oppositionspartei zur Regierung gelangte.

Fünftes Capitel.

Welfen und Hohenstaufen.

Die Epoche Heinrichs IV. bildet auch insofern einen Wendepunkt, als sie den Ideen eines eigentlichen Weltreiches auf längere Zeit ein Ende machte und zugleich Deutschland entschiedener von Italien trennte. Jener Widerstand, welchen die Großgräfin Mathilde in Gemeinschaft mit den lombardischen Städten und Heinrichs eigenem Sohne Konrad dem Kaiser leistete, gab hiefür den Ausschlag. Von Italien gleichsam ausgestoßen, hatte Heinrich doch in Deutschland die mächtigen Fürsten noch einmal mit sich vereinigt, die sich freilich bald, um des Friedens mit der Kirche willen, um seinen zweiten Sohn scharten. Sie waren es dann, die Heinrich V. den Papst überwältigen halfen; sie schlossen mit diesem, da Heinrich es nicht selbst vermochte, das Concordat. Das Reich, dessen Interesse sie, wie berührt, dabei geltend machten, ist nun erst recht ein wesentlich deutsches; es besteht aus den deutschen Fürsten, die sich den Kaiser setzen. Ohne Zweifel ein wichtiger Schritt zur Ausbildung der Nationalitäten im Norden wie im Süden der Alpen. Auf der anderen Seite jedoch ward das Kaiserthum dadurch nothwendig auf eine tiefere Stufe herabgezogen. Für ein Menschenalter gerieth

es sogar unter den Einfluß fürstlicher Parteitendenzen. Die Gelegenheit dazu bot insbesondere der Umstand, daß mit dem Tode Heinrichs V. 1125 das salische Haus — an sich ein wichtiges Ereigniß — sein Ende fand.

Wäre es nach dem Herkommen gegangen, so hätte man sich bei der Wahl an die nah verwandte Familie der Staufer halten müssen. Unter Heinrich IV. war Friedrich von Staufen, aus einem bisher nicht hervortretenden schwäbischen Grafengeschlecht, durch engen Anschluß an das bedrängte Kaiserhaus zu größerem Ansehen aufgestiegen. Ihm gab der Kaiser als Preis getreuer Dienste seine Tochter Agnes und das Herzogthum Schwaben. Nachdem er sich im Kampf gegen Welfen und Zähringer wenigstens immer aufrecht erhalten, gelangte er bei jener Versöhnung Heinrichs mit seinen süddeutschen Gegnern in unzweifelhaften Besitz des größten Theils der schwäbischen Lande. Von seinen Söhnen folgte ihm der ältere, Friedrich, ebendort nach; der jüngere, Konrad, erwarb eine ansehnliche Stellung im oberen Franken. Sie bildeten die vornehmste Stütze ihres Oheims Heinrichs V. und erbten nach dessen Tode das salische Hausgut. Friedrich von Schwaben, der sich mit einer Tochter des Welfen Heinrichs des Schwarzen, Herzogs von Baiern, vermählt hatte, glaubte so nicht mit Unrecht, den nächsten Anspruch auf die Nachfolge im Reiche zu besitzen.

Allein auch die fürstliche Opposition der letzten Jahrzehnte sah sich durch ein mächtiges Haupt repräsentirt. An den Kämpfen der Sachsen gegen Heinrich IV. hatte sich auch ein Graf Gebhard von Supplinburg tapfer betheiligt und in der Schlacht an der Unstrut 1075 den Tod gefunden. Dessen Sohn ist Lothar, den Heinrich V. im Jahre 1106

nach dem Aussterben der Billunger mit dem Herzogthum belehnte. Wie er aber von früher Jugend an ebenfalls bei den sächsischen Aufständen mitgewirkt, so hat er auch hernach Heinrich V. gegenüber allezeit dieselbe gegnerische Haltung beobachtet; wir gedachten seines Antheils an dem Treffen am Welfesholz. Durch seine Ehe mit Richenza, die dem nordheimischen Hause entstammte, erwarb er einen sehr umfassenden Territorialbesitz; überdies wußte er auch die Befugnisse seines herzoglichen Amtes nicht unbedeutend zu erweitern. Hatten es in Sachsen weder die Billunger noch Otto von Nordheim zu einer compacten Macht bringen können, so gelang das Lothar, indem er gewissermaßen zugleich an die Stelle der einen und des anderen trat. Die Bildung einer starken fürstlichen Gewalt in diesen Regionen bekamen sofort die benachbarten Slaven zu empfinden, in deren Gebiet die Sachsen, an die ottonischen Bestrebungen wieder anknüpfend, aufs neue vorzudringen begannen. Lothar erwarb sich in dieser Richtung, die zugleich seiner eifrig kirchlichen Gesinnung entsprach, ein bleibendes Verdienst. Daß er über seine provinziale Stellung und Bedeutung hinaus seinen Ehrgeiz auf die Krone gewandt habe, findet sich nicht; aber das mochte ihn neben seiner bewährten Tüchtigkeit seinen Standes- und Parteigenossen noch mehr empfehlen. Er stand bereits in Jahren und hatte nur eine Tochter, keinen Sohn: um so weniger konnte seine Erhebung persönliche oder Familieneifersucht erwecken.

Bei seiner Wahl, über die wir einen eigenen gleichzeitigen, jedoch parteiischen Bericht besitzen, sind ohne Zweifel mancherlei Intriguen im Spiel gewesen; besonders vonseiten des Erzbischofs Adalbert von Mainz, der die Leitung des Geschäftes größtentheils in Händen hatte: er war ein persön-

licher Feind des verstorbenen Kaisers gewesen und arbeitete deshalb der Candidatur Herzog Friedrichs von Schwaben, von dem man eine Fortsetzung der salischen Politik erwarten mochte, mit allen Mitteln entgegen. Allein das entscheidende Moment lag doch in der Sache selbst. Der fürstlichen Genossenschaft, die sich dem Königthum gegenüber als das Reich fühlte, kam es auf das Princip der vollen Wahlfreiheit an; sie brachte dasselbe sogleich in einem eigenthümlich methodischen Verfahren zum Ausdruck. Aus jedem der vier Hauptstämme wurden zehn Fürsten erlesen, um der Gesammtheit bestimmte Vorschläge zu machen. Sie nannten drei Candidaten: Friedrich von Schwaben, Lothar von Sachsen und Leopold, Markgrafen von Oesterreich. Als diesen dann die Frage vorgelegt wurde, ob sie sich der Entscheidung unbedingt unterwerfen würden, erklärten sich Lothar und Leopold dazu bereit: der Hohenstaufe weigerte sich dessen, denn er gründete seinen Anspruch auf ein dynastisches Recht. Eben hievon aber wollte die reichsfürstliche Aristokratie einfürallemal nichts wissen. Eigentlich ohne Ordnung, durch plötzliche Acclamation, ward dann vielmehr Lothar als der Erwählte bezeichnet.

Die deutschen Fürsten wünschten nicht etwa ein schwaches Regiment — soweit waren die Dinge noch nicht gediehen; auch ließ sich nach der Vergangenheit Lothars von ihm ein solches nicht erwarten. Was sie wollten, war ein Regiment in ihrem Sinne. Die Idee des Reichs, wie sie von ihnen in den Stürmen der letzten Jahrzehnte aufgestellt und behauptet worden war, erhielt ohne Zweifel die beste Repräsentation, wenn sie einen aus ihrer Mitte, der vollkommen auf ihren Gesichtspunkt einging, mit der höchsten Gewalt bekleideten. Dazu gehörte denn vor allem auch die Aufrechterhaltung des

mit der Kirche geschlossenen Friedens. Die damalige Generation des deutschen Fürstenthums sah in dem Concordat ihr eigenes Werk und wünschte es nicht wieder in Frage gestellt zu sehen. Päpstliche Legaten waren bei der Wahl zugegen, ohne doch einen merklichen Einfluß auszuüben. Es bedurfte dessen so-wenig, wie bestimmter Zusicherungen vonseiten Lothars, der in seinem Widerstande gegen Heinrich V. bereits als ein Vor-fechter der päpstlichen Ansprüche erschienen war. Wie weit er den kirchlichen Ideen auch jetzt entgegenkam, zeigte sich so-gleich, als er bei der allgemeinen Huldigung den geistlichen Fürsten statt des Lehnseides nur einen einfachen Treuschwur abverlangte. Doch war er andererseits nicht gemeint, von den Rechten, welche das Reich sich in der Wormser Abkunft aus-bedungen, etwas weiteres aufzuopfern. Er hat später bei günstiger Gelegenheit selbst den freilich vergeblichen Versuch gemacht, auf dem Wege friedlicher Unterhandlung dem König-thum in der Frage der Investitur eine freiere Befugniß wiederzuerwerben.

So war nun der alte sächsische Magnat als Mann der fürstlichen Opposition mit der königlichen Würde der Salier bekleidet worden. Trotz seines gediegenen Wesens wäre es ihm indessen schwerlich gelungen, inmitten der früheren, nicht viel weniger mächtigen Genossen eine wirkliche Autorität zu erlangen, hätte er nicht von vornherein an einem der vor-nehmsten Fürstenhäuser einen Rückhalt gefunden: an den Welfen. Schon bei der Wahl selbst war eine definitive Ab-stimmung erst zustande gekommen, nachdem sich Lothar mit dem Herzog Heinrich von Baiern besonders verständigt hatte. Die Welfen hatten sich nach ihrer Versöhnung mit Heinrich IV. unter dessen Sohne stets gut kaiserlich gehalten; Heinrich der

Schwarze stand als Schwiegervater dem Staufer Friedrich persönlich nah. Wenn er sich demohnerachtet zuletzt auf die Seite Lothars neigte, so geschah das ohne Zweifel nur gegen Zusicherung bedeutender Vortheile, welche bald genug an den Tag kamen. Lothar verlobte seine Tochter Gertrud dem Sohne Heinrichs des Schwarzen, der sich den Namen Heinrich der Stolze erworben hat. Der junge Fürst, welcher seinem Vater bald darauf (1126) im Herzogthum Baiern nachfolgte, erhielt dadurch zugleich die Aussicht auf dieselbe Stellung in Sachsen. Nicht minder wichtig war die territoriale Combination. Zu den schwäbischen, bairischen, italienischen Hausgütern der Welfen hatte schon Heinrich der Schwarze durch seine Ehe mit einer Billungerin einige sächsische Besitzungen gefügt; durch die Verbindung mit dem Erbe Lothars mußte daraus der welfischen Macht die breiteste Grundlage in Norddeutschland erwachsen. Für Lothar, der, ohne selbst ein Welf zu sein, auf diese Weise der Begründer der welthistorischen Stellung der Welfen geworden ist, waltete natürlich das umgekehrte Interesse vor: sein Königthum faßte so auch im deutschen Süden Fuß, wie er in ähnlicher Absicht auch die Zähringer, indem er ihnen das sogenannte Rectorat von Burgund übertrug, an sich fesselte. Und für sich selbst erreichte er sein Ziel. Für den Bestand des Reichs konnte die enge Verknüpfung so großer Gebiete, die angebahnte Vereinigung der beiden stärksten Herzogthümer nur förderlich sein, solange sie im königlichen Interesse geschah. Aber wie dann, wenn das nicht mehr der Fall war? Der Knoten der inneren Verwicklung in Deutschland war für ein Jahrhundert dadurch geschürzt.

Und schon war der Conflict zwischen Lothar und den

Hohenstaufen ausgebrochen, der denn nothwendig zugleich ein Kampf zwischen Hohenstaufen und Welfen ward. Es gehörte mit zu dem antisalischen Reichsbegriff, wenn Lothar im Einverständniß mit den ihm anhangenden Fürsten aus der Erbschaft Heinrichs V. die von diesem Kaiser confiscirten Rebellengüter und zurückgenommenen Lehen von den staufischen Brüdern wiederforderte. Da sie die Herausgabe verweigerten, traf sie die Acht, und sie warfen sich in die äußerste Opposition. Lothar konnte ihnen Nürnberg nicht abgewinnen und belagerte Speier vergeblich. Konrad von Hohenstaufen ging nach Italien, nahm den Titel König an und hielt sich dort in offenbarer Feindschaft.

In dem Kampfe der von zwei verschiedenen Seiten her ernannten Bischöfe hatten die Städte in Oberitalien insgesammt die größten Fortschritte gemacht; aber sehr bald hatten sich unter ihnen selbst Factionen entwickelt. Mailand griff weit und breit um sich; ihm gegenüber hielt sich Pavia mit einer Anzahl der übrigen Städte. Von der früherhin den salischen Kaisern abgeneigten Partei ward nun Konrad aufgenommen und anerkannt. Aber wie hätte er sich da lange halten können, da er doch eigentlich selbst die salischen Traditionen vertrat? Die Mailänder verjagten ihn wieder. Hiedurch und durch die dortigen Beziehungen des welfischen Hauses bekam die Partei Lothars das Uebergewicht in Oberitalien. Einen großen Dienst leistete diesem dabei der Papst Honorius II., der, als Konrad in Mailand Anhang gefunden, von dem Bischofe gekrönt worden war und sich gegen Rom bewegte, ihm mit starker Hand entgegentrat und ihn zurückwarf (1128). Honorius starb jedoch 1130.

Die natürliche Tendenz Lothars ging, wie wir bemerkten

auf die Anerkennung des päpstlichen Rechts wie der Rechte des Fürstenthums; auf diesem Grunde sollte das Kaiserthum sich in Ansehen erhalten. Es war auch so noch eine Aufgabe von bedeutenden Schwierigkeiten; in diesem Augenblick aber wurde sie durch eine streitige Papstwahl unverhofft erleichtert. Aus einer Familie jüdischer Wucherer, mit der Gregor VII. und Urban II. verbunden gewesen, war eines der mächtigsten römischen Häuser hervorgegangen, das der Pierleoni, welche selbstverständlich nicht an dem strengen Begriff des Papstthums festhielten. Einer der Söhne dieses Hauses, Petrus, angesehen und namentlich mit den Normannen enge verbündet, der eifrig die Partei der Kirche ergriffen, hatte nach dem Tode Honorius' II. eine große Faction für sich und wurde in der That zum Papst gewählt; er nahm den Namen Anaclet II. an. Aber etliche junge Cardinäle, welche der entgegengesetzten Faction der Frangipani angehörten, hatten gar nicht einmal recht den Tod des Vorgängers erwartet und waren auch ihrerseits zur Wahl geschritten. Sie wählten einen, so viel wir beurtheilen können, wirklich geistlichen Mann, Innocenz II.

Anaclet behauptete sich in Rom und verband sich noch enger mit den Normannen; er gewann Roger II., der Apulien mit Sicilien vereinigte, durch Verleihung der Königskrone. Innocenz wandte sich dagegen an die transalpinische Christenheit. Hier bewirkte namentlich das Wort des Abtes Bernhard von Clairvaux, der durch den Ruf der Heiligkeit das größte Ansehen genoß, daß Innocenz allenthalben anerkannt wurde. Bernhard, Mitglied des erst vor kurzem gestifteten Cistercienserordens, für welche Congregation er 160 Klöster gestiftet hat, unter anderen Clairvaux bei Chalons sur Marne, wo er Abt wurde, besaß damals eine alles beherrschende

Autorität in der Kirche des Abendlandes; er war mehr Mittelpunkt der allgemeinen Verehrung, als der Papst selbst. Er brachte zunächst in Frankreich alles, was widerstrebte, durch den Eindruck seiner Erscheinung zur Unterwerfung unter Innocenz.

Für Lothar war nun natürlich die römische Doppelwahl von der größten Bedeutung. In Würzburg waren seine Freunde um ihn, die sich zugleich gegen die Hohenstaufen und für Innocenz erklärten. In Lüttich geschah dann eine Zusammenkunft zwischen diesem und dem Könige, von der wir hören, daß Lothar eben dort die Rechte des Reiches in kirchlicher Hinsicht wieder zu vermehren versucht habe. Bernhard spricht sogar von dem gezückten Dolch des gegen den Papst zornigen Königs. Das ist jedoch nur eine Phrase. Lothar verzichtete der Weigerung Innocenz' II. gegenüber ohne Umstände auf eine Revision des Concordats. Denn auch übrigens war es für ihn von Vortheil, daß er sein Ansehen mit dem Ansehen eines allgemein anerkannten Papstes zugleich befestigen konnte.

In Lüttich wurde zugleich der Römerzug verabredet, durch welchen dann auch Innocenz nach Rom zurückgeführt werden sollte. Lothar erschien ziemlich schwach in Italien: er hatte nicht mehr als 2000 Ritter bei sich, aber er führte 1133 seinen Papst nach Rom. Eine Partei in Rom erklärte sich für ihn, aber Meister war er damit nicht; er mußte sich im Lateran krönen lassen, da der Gegner die Engelsburg beherrschte. Er erschien eigentlich nur als der Vorkämpfer der außeritalischen Kirche; die kaiserliche Macht selbst hatte davon keinen Vortheil. Innocenz II. gab auch hier in Sachen der Investitur nicht das mindeste nach; aber für das welfische Hausinteresse zeigte er sich Lothar gefällig. Die Erbgüter der Mathilde wurden gegen einen unbedeutenden Zins dem

Kaiser und nach dessen Tode seinem Schwiegersohne zugesprochen, nachdem Lothar die Schenkung der Gräfin an das Papstthum anerkannt hatte. Es war auch das gleichsam ein Concordat, eine Abkunft über erworbene Rechte.

Als Lothar nach Deutschland zurückkehrte, hielten die Hohenstaufen sich noch im Kampf mit Heinrich dem Stolzen in der Gegend von Ulm. Sie hatten noch immer besonders die Städte auf ihrer Seite. Jetzt aber, 1134, wurden sie von zwei Seiten angegriffen, durch Heinrich von Baiern, durch Lothar selbst von Würzburg her. Ulm ward genommen, ganz Schwaben überzogen. In diesem Augenblicke erschien Bernhard von Clairvaux in Deutschland und half durch seine Beredsamkeit die Versöhnung zustande bringen. Die Hohenstaufen unterwarfen sich auf einem großen Fürstentage zu Bamberg. Sehr ungern kniete Herzog Friedrich vor seinem Gegner nieder und erkannte ihn an. Der Kaiser verhängte dann keine weitere Strafe. Die Hohenstaufen erfreuten sich des Fürworts Innocenz' II. Wie weit war man von den Zeiten eines starken Königthums entfernt! Die Empörer wurden in ihren Besitzungen bestätigt; Konrad erscheint als Bannerträger des Reichs.

Man sieht: Lothar verwaltete das Reich in der That in dem Sinne, wie er es übernommen hatte. Von einem principiellen Gegensatz gegen die Fürstengewalt ist bei ihm niemals die Rede. Nachdem er die welfische Hausmacht über alles Maß gesteigert und mit ihrer Hilfe nach langem Kampfe die staufische niedergeworfen, ließ er diese nach dem Siege dennoch unverkürzt bestehen. Man kann nicht sagen, daß er sich so als König über die Parteien habe stellen wollen. Er erscheint vielmehr als Haupt einer fürstlichen Genossenschaft, in

der es ihm genügt, auf die überlegenen Kräfte der einen Seite gestützt, die andere zum Frieden zu nöthigen. Er zeigt gewissermaßen dem Kaiserthum der späteren Zeiten den Weg. In diesen Schranken verdient seine Regierung alles Lob. Um den Landfrieden war er eifrig bemüht. Jene Vorwärtsbewegung der Deutschen gegen die Wenden, die zugleich Besitzergreifung, Bekehrung und Colonisation war, hat er auch als König nicht aus dem Auge verloren; auch dort bedient er sich der einzelnen Fürsten, deren Ehrgeiz und Erwerbstrieb er zum Besten des Ganzen Raum giebt. Bei den Nachbarn im Osten und Norden stand das Reich unter ihm zuletzt in hohem Ansehen: die dortigen Könige trugen ihm ihre häuslichen Zwistigkeiten vor, erschienen auf seinen Hoftagen und erneuerten ihm die Huldigung. In den universalen Angelegenheiten zeigt sich dagegen ein anderes Bild. Von dem Gedanken, aus der selbstverschuldeten Nothlage des Papstthums für das Kaiserthum Nutzen zu ziehen, ist Lothar nach kurzem Anlauf wieder abgestanden. Wie vor Bernhard von Clairvaux, so beugte er sich in kirchlichen Fragen auch vor Norbert, dem Stifter der Prämonstratenser, den er auf den Stuhl von Magdeburg erhoben hatte. Er befand sich dabei im Einklang mit der öffentlichen Meinung, welche damals fast kräftiger, als das Papstthum selbst, die geistlichen Ideen repräsentirte.

Das Ergebniß des ersten Römerzuges war sehr unvollständig gewesen. Nach dem Abzuge des Kaisers hatte sich Anaclet mit Hilfe Rogers von Sicilien von neuem erhoben; Innocenz vermochte sich in Rom nicht zu behaupten. Lothar zog daher 1136 noch einmal nach Italien, diesmal mit der vereinigten Kraft des in sich befriedeten Reichs und deshalb mit dem größten Erfolge. Auch die oberitalienischen Städte

konnten sich dieser Wirkung nicht entziehen: Mailand ward begünstigt und erschien gewissermaßen welfisch; die Gegner wurden zum Gehorsam gezwungen. Rom mit Gewalt einzunehmen, ließ sich vermeiden, indem man sich sogleich gegen Roger als den Beschützer des Gegenpapstes wandte. Der Kaiser selbst zog über Pescara, sein Schwiegersohn Heinrich der Stolze über S. Germano; bei Bari trafen beide Heere zusammen. Soweit kam es nicht, wie der heilige Bernhard vorschlug, daß man die Normannen gänzlich aus Italien ausgeschlossen hätte. Aber Apulien wurde diesmal wirklich erobert, Roger auf die Insel zurückgedrängt, der auf dem Festland eingesetzte Herzog in einer die Lage der Dinge bezeichnenden Weise durch Kaiser und Papst gemeinschaftlich belehnt. Innocenz kehrte 1137 nach Rom zurück.

Der Bund zwischen Kaiserthum, Papstthum und deutschem Fürstenthum hatte sich zuletzt glänzend bewährt. Aber es war, als schwebe ein Unstern über dem Unternehmen einer friedlichen Consolidirung der Reichsgewalt. Auf dem Rückweg über die Alpen verschied der alte Kaiser, der lange seinen Tod kommen sah, nachdem er kaum die deutsche Erde wieder betreten hatte, zu Breitenwang zwischen Inn und Lech (December 1137).

Das Ereigniß, das nun eintrat, ist die Consequenz der Begebenheit von 1125 und zugleich ein Rückschlag gegen dieselbe. Wie damals Friedrich von Hohenstaufen, so rechnete jetzt der Welf Heinrich der Stolze sicher auf die Succession. Ein Recht des Geblüts konnte er als Schwiegersohn Lothars nicht geltend machen, immerhin jedoch ein dynastisches Princip, wie es bei den Uebertragungen der Lehen schon zur Gewohnheit geworden war. Die ganze Verbindung der

Welfen mit Lothar hatte diesen Sinn gehabt, Lothar selbst nichts anderes beabsichtigt: sterbend hatte er dem Schwiegersohn die Reichsinsignien übergeben. Dadurch aber kam nun dieser in Gegensatz zu den Tendenzen des unbedingten fürstlichen Wahlrechtes, denen vor zwölf Jahren der Staufer Friedrich hatte weichen müssen. Dazu gesellte sich eine andere Erwägung. Einen ohnmächtigen Herrscher hätte man auch jetzt nicht gewünscht; aber Heinrich der Stolze besaß eine Hausmacht — wie er selber prahlte: von einem Meer zum anderen —, die ihn sehr fähig gemacht haben würde, die Krone nicht bloß, wie Lothar, nach außen in Ansehen zu erhalten, sondern auch nach innen ihre Rechte dem Fürstenthum zuwider mit größtem Nachdruck wahrzunehmen. Daß er auch willens dazu sein werde, dafür bürgte seine hochfahrende Natur. Wenn man aber ihn nicht wollte, wen anders sollte man nehmen, als nun diesmal dennoch einen Hohenstaufen? Das eben war die Folge der aristokratischen Entwicklung des Imperiums, daß sich zwei fürstliche Parteien gebildet hatten, zwischen denen die Reichsgewalt selber als ein Streitobject erschien.

Sehr auffallend ist es jedoch, von welcher Stelle aus eigentlich die Initiative ergriffen ward. Anders ist es nicht: die Hohenstaufen, deren weltgeschichtliche Mission der große Kampf gegen die Hierarchie werden sollte, sind zunächst durch eine kleine kirchliche Faction auf den Thron erhoben worden. Wie unendlich viel hatte Innocenz II. dem alten Lothar zu danken! Aber auch dies Kaiserthum der Aristokratie und des Concordats mit seinem freundlichen Schutz der kirchlichen Interessen war, als Macht betrachtet, den Päpsten noch zu beschwerlich. Von einem Kaiser, wie Heinrich der Stolze geworden wäre, fürchtete Innocenz in eine Art von Abhängigkeit zu gerathen;

zumal auch er ihn persönlich kannte. Auf dem italienischen Zug hatte Heinrich manches ihm Widerwärtige begangen, z. B. bei der Eroberung von Viterbo das Geld, das die Stadt bezahlte, für sich behalten, während auch der Papst darauf Anspruch machte; in Montecassino einen dem Papst entgegengesetzten Abt anerkannt. Der Papst hatte beidemale nachgeben müssen. Rom konnte nur für die Welfen sein, soweit die Welfen Rom gehorchten.

Nicht durch unmittelbare Einwirkung von Innocenz geschah das Entscheidende, aber durch seines Legaten Direction, die des Erzbischofs von Trier, eines geborenen Franzosen, der seine Erhebung dem Papste gegen den Willen des Kaisers Lothar verdankte. Es war ein Albero von Montreuil, ein Prälat, der es verstand, unter den einfachen Deutschen Effect zu machen durch prächtige Erscheinung beim Gottesdienste und glänzendes Gefolge. Er arbeitete bei Nacht und schlief bei Tage; er legte seinen podagrischen Fuß beim Reiten über den Hals seines zahmen Thieres; bei jeder Berathung suchte er erst zuletzt zu sprechen; und vielleicht war er der klügste von allen. Dieser nun, mit ein paar Nachbarn, dem Erzbischof von Köln und dem Bischof von Worms — das Bisthum Mainz war unbesetzt — wählte Konrad von Hohenstaufen; der Legat versprach die Beistimmung des Papstes, des römischen Volkes und der italienischen Städte. Am 13. Mai 1138 hat der Legat selbst den König gekrönt.

Welches Motiv sie anwendeten, ist aus dem einsilbigen Berichte über die Verhandlungen nicht deutlich; sie werden mehr gegen Heinrich, als für Konrad vorgebracht haben. Diesem kam, im Vergleich mit seinem Bruder Friedrich, zugute, daß er schon einmal als Gegenkönig aufgetreten war.

Von dem salischen Erbrecht der Hohenstaufen kann in dem Kreise der Wähler im Ernste nicht geredet worden sein. Daß jedoch Konrad trotz der so unregelmäßigen Form seiner Erhebung plötzlich und allgemein Anerkennung fand, läßt sich nicht anders erklären, als dadurch, daß die dynastische Idee doch noch starke Wurzeln in der Meinung der Deutschen hatte. Der Fortsetzer der Chronik des Sigebert sagt ausdrücklich, man habe von einem Fremden auf den königlichen Stamm zurückgegriffen; und die Geschichtschreibung der staufischen Zeit betont den genealogischen Zusammenhang zwischen Hohenstaufen und Saliern auf das entschiedenste: bisweilen werden beide Häuser geradezu als eines betrachtet. Dadurch hat jedoch Konrad an realer Macht zunächst nur wenig gewonnen. Für das Reich bedeutete seine Erhebung, wie die Verhältnisse lagen, ein öffentliches Unglück. Wenn es die Absicht gewesen wäre, einen unauslöschlichen neuen Krieg in Deutschland anzuzünden, so konnte man es nicht besser anfangen.

Wollte Konrad wirklich König sein, so mußte er die welfische Macht, in der ihm eine größere Combination autonomer Kräfte, vor allem durch die Verbindung der beiden Herzogthümer, entgegentrat, als jemals einem seiner Vorfahren, von Anfang an zu zerstören trachten. Heinrich der Stolze ward auf listige Weise, durch viele Versprechungen angelockt, wie eine welfische Quelle sagt, bewogen, die Insignien auszuliefern; dann aber, statt jener Versprechungen zu gedenken, erklärte ihm Konrad, daß er von seinen beiden Herzogthümern das eine oder das andere herausgeben müsse. Er kam auf den Gedanken zurück, an welchem Heinrich IV. gescheitert war, das Herzogthum Sachsen frei vergeben zu können. Einen der mächtigsten niederdeutschen Fürsten, der damals

zur Nordmark gelangt war, Albrecht den Bären, ernannte er zu dieser Würde.

Die Acht, die der Kaiser über Heinrich aussprach, war zunächst überaus wirksam. Heinrich konnte sich nicht einmal in Baiern behaupten; in Sachsen bekam Albrecht der Bär, welcher einen Grafen von Holstein einsetzte und mit großer Tapferkeit um sich schlug, die Oberhand. Doch war es hier, wo der König selber Widerstand fand. Als Heinrich der Stolze in Sachsen anlangte, sammelte er die Gegner der königlichen Gewalt um sich, und Albrecht sah sich verjagt. Der König unternahm einen Zug gegen Sachsen, ähnlich dem Zuge Heinrichs IV. Bei Kreuzburg stießen die Heere auf einander; jedoch durch die Klugheit des Erzbischofs von Trier ward ein Kampf vermieden und ein Tag zur Entscheidung in Worms angesetzt. Ehe es indeß dazu kam, war Heinrich der Stolze im October 1139 gestorben. Albrecht aber fand nichtsdestominder bei dem Versuch, sein Herzogthum herzustellen, den größten Widerstand. Ganz Sachsen scharte sich um den Sohn Heinrichs des Stolzen, Heinrich den Löwen, der nun durch seine Mutter ein wahrer Sachse schien. Der Kaiser mußte sich auf dem großen Reichstag zu Frankfurt wirklich dazu verstehen, ihn in dem Herzogthum zu bestätigen. Albrecht der Bär mußte mit seinen Marken zufrieden sein, und es war ein Glück, daß er das that: eine Wirksamkeit von unendlicher Bedeutung, die Gründung der Mark Brandenburg, war ihm dort beschieden.

Mit Baiern hatte Konrad den Markgrafen von Oesterreich belehnt — seinen eigenen Stiefbruder, denn die Kaisertochter Agnes hatte sich in zweiter Ehe mit einem Babenberger verbunden. Dort war das Herzogthum und die welfische

Opposition beiweitem nicht so stark, wie in Sachsen. Soviel aber vermochte Welf VI., der Bruder Heinrichs des Stolzen, der an dieser Stelle das Interesse seines Hauses verfocht, immerhin, daß sich auch Süddeutschland mit unaufhörlicher, verwüstender Fehde bedeckte. Als sich dann Gertrud, die Wittwe Heinrichs des Stolzen, mit Heinrich Jasomirgott von Oesterreich vermählte und ihren Sohn Heinrich den Löwen bewog, zugunsten des Stiefvaters auf Baiern zu verzichten, schien auch hier eine Lösung des Streites gefunden zu sein. Nur lag am Tage, daß sie durchaus nicht durch die Autorität des Königthums begründet ward. Es war eine Abkunft der großen Fürstengeschlechter unter sich, die im Frieden wie im Krieg ihren eigenen Directionen folgten, während das Königthum, in ihren Wettkampf hinabgezogen, mit dem Untergang bedroht schien. Auch wurde die Ruhe dadurch nicht wirklich hergestellt. Nicht allein verharrte Welf VI. fort und fort in seiner Feindseligkeit: gegen Ende der Regierung Konrads erhob der junge Heinrich von Sachsen selbst aufs neue seinen bairischen Anspruch; ohne ihn weder bewältigen noch befriedigen zu können, ist Konrad III. 1152 gestorben.

Konrad III. trug den Namen seines mütterlichen Ahnherrn, des ersten salischen Kaisers; aber ein größerer Gegensatz ließe sich kaum denken, als der zwischen der Herrscherstellung des einen und des anderen. Konrad der Hohenstaufe war persönlich ritterlich und liebenswürdig, beweglich und unternehmend, seine politischen Combinationen dehnten sich bis an den Hof von Constantinopel aus; aber von dem staatsmännischen Geist und der monarchischen Festigkeit des ersten Saliers war nichts in ihm. Vor allen Dingen freilich gebrach es ihm an der nöthigen Macht. In seinem rastlosen, aber vergeblichen An-

kämpfen wider die überlegene fürstliche Gewalt der im Norden wie im Süden zugleich begüterten und gebietenden Welfen läßt er sich eher mit jenem fränkischen Konrad I. vergleichen, der an die Karolinger anzuknüpfen suchte und am Ende nur der unglückliche Vorläufer der Ottonen ward. Aehnlich steht Konrad III. da zwischen den Saliern und den großen Herrschern seines eigenen Geschlechts. Und auch er erwarb sich noch im Hinscheiden das Verdienst, um der Erhaltung des Reiches willen zu einer Aenderung des politischen Systems die Hand zu bieten. Von seinem eigenen Sohne absehend, empfahl er zu seinem Nachfolger — freilich nicht Heinrich den Löwen, denn das hätte nur zu einer neuen Phase des Kampfes der Parteien geführt: wohl aber seinen Neffen Friedrich von Schwaben, den Sohn jenes älteren Hohenstaufen Friedrich und der welfischen Judith, der Schwester Heinrichs des Stolzen. Es war abermals eine dynastische Combination, aber nur eine solche schien noch dem Streite der dynastischen Parteien ein Ende machen zu können. Wir werden sehen, wie es diesem Friedrich, den alle Welt, des Bürgerkrieges müde, als beiden Seiten angehörig betrachtete und begrüßte, gelang, das staufische Kaiserthum im Bunde mit dem welfischen Fürstenthum noch einmal auf eine ungeahnte Höhe zu führen.

Von den beiden Aufgaben, welche Konrad von seinem Vorgänger Lothar überkam: das Ansehen der Krone gegenüber der reichsfürstlichen Opposition zu behaupten und den Frieden mit dem Papstthum zu bewahren, war ihm die Lösung der ersten mißlungen; der anderen, leichteren war er gewachsen. Der große Gegensatz zwischen Kirche und Staat war durch das Concordat und gegenseitige Nachgiebigkeit nicht zwar geschlichtet, aber zunächst beseitigt. Konrad selbst

war noch entschiedener, als Lothar, unter dem Einflusse der Kirche auf den Thron gelangt. Er theilte die Gesinnung seiner Zeit: der Einwirkung Bernhards von Clairvaux ist auch er erlegen; er unternahm, wie wir noch erzählen werden, auf dessen Antrieb einen Kreuzzug, in welchem sich die deutschen Kräfte auf ein unerreichbares Ziel richteten. Das politische Verhältniß des Reichs zu Roger von Sicilien schien später eine Irrung mit dem Papstthum veranlassen zu können, und fast fürchtete man, als werde sich der deutsche König mit dem constantinopolitanischen Kaiser zu einem Angriff auf Rom vereinigen; allein dies war nicht der Fall: alles war und blieb friedlich. Von einer ganz anderen Seite her drohte damals dem Papstthum eine eigenthümliche Gefahr, in der sich Konrad nicht von ihm abwandte, ohne ihm doch mit der That beistehen zu können; denn zu einem Römerzuge, zur Kaiserkrönung ist er, wie sehr ihn auch danach verlangte, seiner deutschen Verlegenheiten wegen nie gekommen.

Das zwölfte Jahrhundert ist groß durch die Erhebung der städtischen Freiheit; überdies aber ist es merkwürdig durch den Einfluß, welchen die allgemeine Bewegung der Geister auf die Begebenheiten erlangt. Dem heiligen Bernhard, der Päpste einsetzt, Kreuzzüge zustande bringt, Mönchs- und Ritterorden ausbildet und empfiehlt, kurz das ganze Wesen der hierarchisch-militärischen Entwicklung mit Phantasie und agitatorischem Feuer vertheidigt, steht damals — ebenfalls in Frankreich — Abälard gegenüber, einer der talentvollsten kirchlichen Lehrer aller Zeiten, in dem sich vielmehr eine neue, wiewohl noch behutsam abweichende Richtung ankündigt. Je weiter die Studien der Schule sich entwickelten, desto schwerer mußte es halten, Offenbarung und Wissenschaft mit einander

auszugleichen. Bernhard nahm eine mystische Inspiration an und hielt an dem unbedingten Glauben fest. Abälard ist entfernt davon, mit dem Dogma zu brechen; aber er meint doch, daß der Glaube seiner Wahrheit erst durch vernünftige Begründung sicher sei. In dem Buche, das er Ja und Nein betitelt, stellt er die Autoritäten einander diametral gegenüber, um ihre Meinungsverschiedenheit ans Licht zu ziehen. Sein Sinn ist weniger auf das Resultat der Forschung, als auf das Princip der Untersuchung selbst gerichtet. Die Schule von Paris gewann durch ihn die größte Anziehungskraft; durch nachgeschriebene Hefte wurden seine Lehren weit verbreitet, sie erregten Aufsehen und Besorgniß. Bernhard soll persönlich den Versuch gemacht haben, ihn von gewissen Irrlehren abzubringen; da das nicht half, trug er dazu bei, daß Abälard auf der Synode zu Sens verurtheilt wurde. Abälard appellirte nach Rom, wo er Freunde zu haben glaubte, und wollte sich selbst dahin begeben; aber schon kam ihm der Spruch der Verdammung entgegen. Die römische Curie erkannte die Tragweite seiner Dialektik. Er ist dann 1142 in der Zurückgezogenheit des Klosters gestorben.

Einer seiner Schüler nun ist Arnold von Brescia, der den theoretischen Gegensatz alsbald auf das praktische Gebiet übertrug. Er hielt der allmächtig werdenden Kirche ihr weltliches Wesen als Sünde vor und verstieg sich zu der Behauptung: die verderbte Kirche sei gar keine Kirche. Fast im Sinne jener Idee Paschalis' II. von 1111 verlangte er die Rückgabe der weltlichen Besitzthümer an das Reich. Wie er sich selber aufs strengste hielt — er aß und trank nicht, drückt sich Bernhard aus —, so sollten nach seiner Ansicht alle Cleriker bloße Priester sein und allein mit den Gaben der Gläubigen

vorlieb nehmen. Innocenz II. verwies ihn aus Italien, aus Frankreich mußte er vor Bernhard weichen; bereits schien er einer öffentlichen Wirksamkeit entsagt zu haben, als sich ihm in Rom selbst ein Schauplatz für dieselbe eröffnete.

In der römischen Stadtbevölkerung war von dem letzten Schisma her eine gewisse Opposition gegen Innocenz zurückgeblieben, die, eine Zeitlang beruhigt, plötzlich wieder aufflammte, als der Papst sich weigerte, der Wuth der Römer gegen Tivoli freien Lauf zu lassen. Es kam zu einer Spaltung des städtischen Adels: die alten Geschlechter schlossen sich, um ihr eigenes Ansehen zu behaupten, an Innocenz an; der niedere Adel vereinigte sich, lombardischen Beispielen folgend, mit der Bürgerschaft, um sich 1143 unter dem Namen Senat und Volk von Rom — denn niemals war hier ein schattenhaftes Andenken der Antike ganz verschwunden — als unabhängige Commune zu constituiren. Weder Innocenz noch seine nächsten Nachfolger vermochten die Bewegung zu bemeistern, an deren Spitze sich ein Bruder Anaclets II., Jordan Pierleone als Patricius gestellt hatte. Im Anschluß an die Forderungen Arnolds von Brescia erklärte die römische Commune das Papstthum seiner weltlichen Regierungsrechte für verlustig.

Als im Jahre 1145 Eugen III. gewählt wurde, setzte sich ihm das Volk auf dem Wege nach St. Peter entgegen und verlangte von ihm die Abtretung der Civilgewalt. Der Papst, der in Rom nicht hatte geweiht werden können, flüchtete nach Viterbo. Als er sah, daß sich mit Gewalt nichts ausrichten lasse, entschloß er sich zu einem Vertrage, demzufolge die römische Commune den Patriciat wieder abschaffen, jedoch der Senat seine Functionen unter formeller Anerkennung

der päpstlichen Oberhoheit weiterführen sollte. Eugen kehrte nach Rom zurück; allein seines Bleibens war nicht unter diesen Umständen. Ohne gerade verjagt zu sein, begab er sich, wie einst Innocenz II., nach Frankreich, um die Hilfe, vor allen des deutschen Königs, zur Herstellung seiner localen Herrschaft anzurufen. Er fand jedoch nicht den mächtigen Beistand, dessen er bedurfte. Edessa war gefallen, die Angelegenheiten des Morgenlandes beschäftigten die Gemüther; Bernhard von Clairvaux, der das Treiben der Römer aufs heftigste verabscheut und verdammt hatte, war jetzt bemüht, einen zweiten Kreuzzug zu predigen. Unverrichteter Sache kam der Papst zurück und mußte die revolutionäre Gewalt im wesentlichen bestehen lassen.

Während seiner Abwesenheit aber war die Bewegung erst recht zu bedenklicher Höhe angeschwollen. Arnold von Brescia selber erschien in Rom und brachte die Geister durch seine Predigt in beständige Aufregung. Mit Eifer ergriff er den Gedanken einer wunderlichen Restauration der Zustände des Alterthums: er ging damit um, dem Senat einen aus dem niederen Adel gebildeten römischen Ritterstand an die Seite zu setzen; man sprach von der Wiederaufrichtung des Capitols. Dafür zeigten sich denn auch die Römer desto empfänglicher für die Idee einer radicalen Beseitigung der weltlichen Ausstattung und Befugniß der Geistlichkeit; im niederen Klerus selber fanden die Tendenzen Arnolds entschiedenen Anhang. Sie alle aber setzten ihre Hoffnung dabei auf das deutsche Königthum, das von nun an im Bunde mit der römischen Republik seine kaiserliche Stellung einnehmen und behaupten sollte. Der Senat und das römische Volk richteten an Konrad eine Reihe dringender Aufforderungen. Sie erinnerten

ihn daran, wieviel Böses die päpstliche Curie seinen Vorgängern im Reiche zugefügt; nun aber sei jedes Hinderniß der clericalen Usurpation hinweggeräumt; das Papstthum solle wieder von ihm abhängig werden; sie versprechen ihm die Machtfülle Constantins und Justinians.

Eine anscheinend bedeutende Perspective: man fragt sich einen Augenblick, ob unsere Kaiser hätten daran denken können, auf derartige Pläne einzugehen. Von nationalen Tendenzen, wie in moderner Zeit, war, wie man sieht, nicht im mindesten die Rede. Der Gedanke der municipalen Selbständigkeit, welcher in jenen Tagen überall im Widerspruch mit den örtlichen Berechtigungen der Geistlichkeit emporkam, verband sich auf römischem Boden vielmehr mit der Idee der Einheit des Abendlandes, die eben dort durch das Papstthum repräsentirt wurde. Indem man nun den Papst um der heimischen Differenzen willen verwarf, suchte man die Hand des Kaisers zu ergreifen. Denn ein Gefühl der eigenen Schwäche war ohne Zweifel trotz der großen Worte in dieser römischen Gemeinde vorhanden. Bernhard hatte so unrecht nicht, wenn er den Römern vorhielt, daß Rom ohne den Papst ein Rumpf ohne Haupt sein würde. Von einem mächtig aufstrebenden Bürgerthum, das seine Freiheit, wie in der Lombardei, gegen jedermann zu vertheidigen imstande gewesen wäre, war hier keine Spur vorhanden. Mailand mochte für das Papstthum ein starker Bundesgenosse gegen das Kaiserthum werden; die Stadt Rom konnte für den Kaiser gegenüber dem Papst auf die Dauer nur wenig bedeuten, seitdem die gregorianische Politik dem römischen Bisthum eine universale Grundlage verschafft hatte. Konrad hat denn auch keinen Augenblick daran gedacht, sich mit dem Senat in eine

Verbindung einzulassen. Die ersten Botschaften ließ er ohne Erwiderung; als er endlich antwortete (1151), kündigte er, ohne der revolutionären Behörden zu erwähnen, der Bürgerschaft, für ihr Wohlwollen dankend, seinen Römerzug an, vor dessen Ausführung ihn der Tod ereilt hat. Auch die Lösung dieser Frage mußte er seinem Nachfolger überlassen.

Sechstes Capitel.

Der zweite Kreuzzug.

Inmitten aller dieser Irrungen im Abendland, unter dem Lärm der Waffen und der Streitreden war es geschehen, daß die Blicke nach der großen gemeinschaftlichen, gleichsam religiösen Colonie im Orient gerichtet wurden. Die Veranlassung gab der Verlust eines der vornehmsten Bollwerke des Königreichs Jerusalem, Edessas, der jedoch mehr infolge eines abgeschlagenen Angriffs eintrat, als infolge einer spontanen Bewegung.

Bisher hatten sich die Kreuzfahrer vornehmlich gegen die Fatimiden gewandt, im Kampfe mit ihnen hatten sie sich die Seeküste und ihre ganze Weltstellung erobert; der Kampf gegen die Seldschuken, d. h. das Chalifat von Bagdad, war zurückgetreten; um das Jahr 1133 ward er erneuert. Vielleicht, wenn das ganze Abendland, mit den Lateinern und Griechen des Morgenlandes vereinigt, den Kampf aufgenommen hätte, so würde ein Erfolg zu erwarten gewesen sein. Aber wie die Dinge einmal lagen, fühlten die Lateiner und Griechen des Morgenlandes Muth genug, um ihn für sich zu unternehmen. Der Nachfolger des Alexius auf dem griechischen Thron, Kalojohannes (1118—1143), der seine Rechte auf Antiochien geltend machen wollte, hatte einen Vertrag

mit den Lateinern geschlossen (1137), in welchem ihm diese die Oberherrschaft in Antiochien zugestanden, wofern er ihnen andere Städte überlassen wolle, die sie mit ihm in gemeinschaftlichem Kriege zu erobern gedachten: Aleppo, Cäsarea, Emesa. Hiezu vereinigten sich mit ihm Raimund von Antiochien und Joscelin II. von Edessa; es war ganz im Sinne des Königs Fulco. Ehe die Moslimen etwas ahnten, wurden sie angegriffen, war die Stadt Buzagha (April 1138) genommen und Aleppo gefährdet.

Diese Stadt gehörte damals einem Atabegen Zenki in Mosul, der den Griechen und Lateinern gegenüber eine sehr bedeutende Stellung einnahm, nicht minder wichtig für die folgende wie für die damalige Zeit. Atabeg, Fürstenvater, ist der Titel des Regierungsverwesers neben einem unmündigen Seldschukenfürsten; wir finden deren hie und da, bald in befestigtem, am Ende sogar in erblichem Besitz der Gewalt; die wichtigsten für die allgemeine Geschichte sind die Atabegen von Mosul. Durch den Erfolg des ersten Kreuzzuges war auch auf mohammedanischer Seite der religiöse Enthusiasmus neu erregt worden. Zenki nun war der moslimische Held der Zeit; er hatte so viel Feuer für den Islam wie die Lateiner nur immer für das Christenthum. Ihn baten sich die Mosulaner bei einer Vacanz, wo man einen unbedeutenden Fürsten emporzubringen dachte, vom Sultan Masud zu ihrem Oberhaupt aus, eben in Opposition gegen die christlichen Angriffe. Er vereinigte sehr bald Aleppo mit Mosul; er übernahm eigentlich den islamitischen Krieg gegen die Christen. Er unterschied sich von den übrigen Moslimen dadurch, daß er seine Kräfte nicht in kleinen Unternehmungen zersplitterte und seine Eroberungen gut in Ordnung zu halten wußte.

Seine Kriegsleute durften keine Grundstücke erwerben und überhaupt das Landvolk nicht bedrücken; es war eine Art von stehender Miliz, ganz dem System des Abendlandes dort in Jerusalem entgegengesetzt. Zenki verglich seine Länder mit einem von einer Hecke umgebenen Garten.

Er war in der Belagerung von Emesa begriffen, als er damals angegriffen wurde; er kehrte auf der Stelle zurück, um Aleppo zu vertheidigen. Er wußte mehrere moslimische Führer zu vereinigen und forderte endlich auch den Sultan Masud auf, ihn zu unterstützen; denn die Ungläubigen, die Christen, seien nur noch wenige Tagereisen von Bagdad entfernt. Dieser großen moslimischen Bewegung gegenüber konnte der Kaiser Johannes nicht viel ausrichten. Aleppo wagte er nicht zu berennen, nicht zu belagern. Die Miliz der Stadt schreckte ihn zurück; gegen Cäsarea (Schaisar) wurde anfangs mehr erreicht. Man sah den Kaiser mit goldenem Helm und in seinem Panzer die Belagerung leiten. Auch ward die Stadt eingenommen, aber nicht die Burg. Der moslimische Fürst bequemte sich Geld zu zahlen und machte sich zu einem jährlichen Tribut anheischig; aber schon war Zenki in der Nähe. Burg und Stadt gingen an einen seiner Unterbefehlshaber über. Die griechisch-lateinische Bewegung hatte Zenkis Macht verstärkt und nicht geschwächt.

Und zugleich bildete sich eine Entzweiung zwischen Lateinern und Griechen aus. Die Lateiner von Antiochien empörten sich gegen die griechische Herrschaft. Der Kaiser zog sehr ungehalten von dannen. Im Jahr 1142 kam er zurück, um jenen Vertrag zur Geltung zu bringen, aber die Lateiner setzten sich ihm entgegen; denn ihr Fürst habe nicht das Recht gehabt, einen solchen Vertrag zu schließen. Der

Kaiser rächte sich dadurch, daß er die Umgegend verwüstete. Gleich darauf, 1143, ist er gestorben. Dazu kam nun aber, daß auch Raimund und Joscelin sich entzweiten; der junge Joscelin, träge wie er war, residirte in Tellbascher, von Edessa entfernt. So gewann Zenki die Oberhand und warf sich nun, nachdem er einen Streit mit dem Sultan beigelegt hatte, auf Edessa (1144). Der Erzbischof wehrte sich tapfer; aber Joscelin war zu schwach, um ihn zu entsetzen. Das Heer, das König Fulcos Wittwe Melisende von Jerusalem her sandte, war noch ferne; Raimund leistete keine Hilfe. Zenki eroberte Edessa; sein Sohn und Nachfolger Nureddin nahm es, da es abgefallen war, aufs neue ein (1146): mehr als 30 000 Christen kamen dabei um. Der Stadt und ihrer Einwohnerschaft wurde die härteste Knechtschaft auferlegt.

Wenn es nun hauptsächlich die französische Ritterschaft war, die den ersten Kreuzzug ausgeführt hatte, aus deren Nachkommen die Vasallen der Krone Jerusalem größtentheils bestanden, so ward denn auch jetzt von Antiochien und Jerusalem her die „wunderbare Tapferkeit“ des französischen Adels an die Gefahren der moslimischen Eroberungen gemahnt.

Bischof Gottfried von Langres, der eben aus dem Morgenlande zurückkam, forderte auf einer großen geistlichen Versammlung zu Bourges (Weihnachten 1145) die Anwesenden auf, dawider die Waffen zu ergreifen und das Kreuz zu nehmen. König Ludwig VII., der zugegen war, erklärte sich aus einem sehr persönlichen Grunde selbst bereit dazu. Durch Grausamkeiten, die in einer Fehde in der Champagne vorgefallen, fühlte er sich in seiner Seele beschwert. Wie einst Robert von der Normandie, wünschte er seine Schuld durch eine Wallfahrt zu sühnen, die unter diesen Umständen

ein Kreuzzug werden mußte. Ehe das Kreuz genommen ward, beschloß er jedoch, Bernhard zu Rathe zu ziehen, der damals in der Blüthe seines Ansehens stand. Noch lebte die Erinnerung an den letzten Kreuzzug in den Gemüthern, der durch die persönliche Theilnahme des Papstes selbst hervorgerufen war; darauf machte auch Bernhard aufmerksam. Man beschloß, sich vor allen Dingen an Papst Eugen III. zu wenden.

Es geschah eben zu der Zeit, in welcher Eugen mit der Bürgerschaft von Rom in Hader lag; er erklärte, daß er Rom nicht verlassen könne, wie einst Urban II., gab aber dem heiligen Bernhard den Auftrag, an seine Stelle zu treten. Ein willkommene Aufgabe für den Vertreter der positiven Lehre, den Mann, der das herrschende System den beginnenden Angriffen gegenüber noch weiter auszubilden suchte. Seine Beredsamkeit ist bilderreich und doch wohl abgewogen. In seinem Rundschreiben hebt er die Gefahr, daß der Herr seine Erde, die Erde, auf der sein Fuß gewandelt, verlieren werde, mit Nachdruck hervor. In der Wiedereroberung sieht er eine von Gottes Gnade eigens erfundene Gelegenheit zur Gnade. 1146 ward zu Ostern bei Vezelay eine große Versammlung gehalten. Als Bernhard auf der Bühne erschien, mit dem König zur Seite, war das Volk schon durch sein Auftreten gewonnen. Alles nahm das Kreuz. Hierauf begab sich Bernhard nach Deutschland. Man weiß nicht recht, was man sagen soll, wenn man liest, wie viele Wunder er verrichtet habe; als das größte aller Wunder bezeichnete er mit Selbstgefühl, daß es ihm gelang, auch König Konrad zur Theilnahme am Kreuzzuge zu bereden.

Bernhard hatte sich die größte und wirksamste Mühe gegeben, Papst Eugen zum allgemein anerkannten Oberhaupt

der Kirche zu erheben. Eines seiner Argumente war, daß die Einheit der Kirche nothwendig sei zur Seligkeit. Als nothwendig bezeichnete er ebenso die Verbindung der geistlichen und der weltlichen Gewalt: die, welche in ihrer Stiftung verbunden sind, müssen es auch sein in ihrer Seele. Rom ist wie der Sitz des apostolischen Stuhls, so auch das Haupt des Reichs. In diesem Sinne hatte er Konrad aufgefordert, dem Unwesen in Rom ein Ende zu machen: umgürtet Euch mit dem Schwert, Großmächtigster; gebt doch dem Kaiser, was des Kaisers, Gott, was Gottes ist! An eine unabhängige Führung des weltlichen Schwertes aber hat er dabei mit nichten gedacht. Er machte vielmehr, wie man in Rom pflegt, eine ziemlich willkürliche Auslegung der Schriftstellen, auf welche man das geistliche und weltliche Schwert des Papstes zurückführt: das erstere führt der Papst unmittelbar, das zweite wird unter seiner Leitung geführt. Wie es Peter von Clugny ausdrückt: der Kriegszug des ewigen Königs wird durch die irdischen Könige gegen die Feinde des Kreuzes geführt. Der Papst und sein Stellvertreter, der Abt, sind die Vermittler des himmlischen Willens. Eugen III. hätte in diesem Augenblick eine Intervention des deutschen Königs gegen das rebellische Rom beiweitem lieber gesehen. Allein Bernhard verfuhr als freiwilliger Vorkämpfer der Hierarchie noch hierarchischer, als der Papst selber. Er erkannte nicht mit Unrecht den größten Triumph der Kirche darin, daß zu der kirchlichsten aller Unternehmungen, dem Kreuzzuge, zu welchem vordem das Gebot des Papstes doch nur die großen Vasallen und die Ritterschaft fortgerissen hatte, sich diesmal auf geistlichen Antrieb die Könige persönlich aufmachten: neben dem

Lehnsherrn der französischen Großen der Vertreter des Kaiserthums selbst.

So wenig Konrad anfangs geneigt war, so konnte er doch nicht widerstehen. Bernhard redete ihn mitten in einer seiner Predigten persönlich an, nicht als einen König, sondern als einen Menschen, wie Mönch Philipp sagt. Der König fügte sich. Bernhard gab ihm das Panier am Altare. Hierauf predigte er auch in dem übrigen Deutschland. Eine Unzahl nahm das Kreuz. Die Zurückbleibenden, namentlich die Klöster, beschwerten sich etwas über die starken Leistungen, zu denen sie genöthigt waren. Die großen inneren Fragen wurden darauf sozusagen vertagt. Auf dem Reichstag zu Frankfurt wurde Heinrich der Löwe bewogen, seine Ansprüche auf Baiern bis nach der Gottesfahrt ruhen zu lassen. Der Ruhestörer Welf VI. entschloß sich, den Kreuzzug mitzumachen. In Frankreich war das Ereigniß noch nicht eingetreten, durch welches die Plantagenets, wie die Welfen in Deutschland, der Krone an Kräften gewachsen wurden; es ist erst eine der Folgen gerade dieses Kreuzzuges gewesen. Das deutsche Heer sammelte sich im April 1147 in Regensburg; eben da traf zwei Monate später das französische ein; sie nahmen beide den Weg durch Ungarn. Es kam ihnen sehr zu statten, daß König Geisa in Ungarn sie auf das beste aufnahm; sie hüteten sich wohl, sich für dessen Vetter Boris, der den Thron in Anspruch nahm, zu erklären. Die großen Schwierigkeiten begannen erst bei ihrer Annäherung an Constantinopel.

Hier hatte Johannes selbst den jüngeren seiner Söhne, Emanuel, der sich sehr in allen seinen Unternehmungen ausgezeichnet hatte, zu seinem Nachfolger bestimmt und den älteren ausgeschlossen. In der That sind diese drei Comnenen,

Alexius, Johannes und Manuel, die rechten Stützen des Reichs in dieser gefährlichen Epoche gewesen. Die geschickten Beamten Johanns, Finanzminister und Kanzler mit ihren Gehilfen, hielten die innere Ordnung und Wohlfahrt auch unter Manuel aufrecht. Die erste That Manuels war es gewesen, daß er den Fürsten Raimund von Antiochien mit Krieg überzog und ihn den Eid der Treue zu leisten nöthigte. Dergestalt war er mit den Lateinern stark in Opposition, und ohne Zweifel trug sein Krieg zu dem Verlust von Edessa bei. Kein Wunder, wenn er, wie sein Geschichtschreiber Cinnamus sagt, die Kraft Hesperiens fürchtete, die sich soeben wieder nach dem Morgenlande ergoß. Er hatte sich dem Abendlande, zumal in seinen Sitten, mehr als einer seiner Vorgänger angenähert; seine Gemahlin war eine Verwandte Konrads III. In den abendländischen Krieg griff er nach Kräften ein; aber er war mehr listig, als großgesinnt. Manuel verlangte vor allem die Erneuerung der Versprechungen Gottfrieds und seiner Genossen, alle ehemals dem römischen Reiche zugehörigen Ortschaften ihm zurückgeben zu wollen. Da die Fürsten dies nicht versprachen, da sie sich in kein Verhältniß der Abhängigkeit begeben wollten — es waren jetzt die Könige selbst — so kam es von allem Anfang zu Mißtrauen und übler Gesinnung. Man sieht, wie nothwendig ein gutes Verhältniß zwischen Franken und Byzantinern für den ersten Kreuzzug gewesen war, auch an den Folgen, die jetzt ein schlechtes hatte.

Zuerst erhob sich Konrad: unter unaufhörlichen, zuweilen blutigen Streitigkeiten war er nach Constantinopel gekommen, kam er nach Asien. Nur der eine Theil seiner Leute folgte ihm auf dem Wege Herzog Gottfrieds nach Iconium. Aber die Feindseligkeiten der Griechen begleiteten

sie. Nicetas sagt selbst, Kaiser Manuel habe die Türken durch Briefe wider die Deutschen aufgeregt. Die Wegweiser führten sie irre, so daß alle Lebensmittel ihnen mangelten und man dem Feind nicht mehr widerstehen konnte. Da verdarb das Volk, sie starben Hungers. Vierzehn Tage und Nächte ging König Konrad in seinen Waffen zu Fuß. Von 70 000 blieben hier nur 7000 übrig.

Die Franzosen waren beiweitem besser in Ordnung; auch ließ Ludwig VII. zu, daß seine Barone jenen Eid leisteten; allein er wollte sich nicht gegen Roger von Sicilien erklären, der damals der gefährlichste Feind von Constantinopel war. Daher verband sich Manuel auch gegen die Franzosen mit den Türken. Die französisch-normännische Macht schien ihm gefährlicher, als die seldschukische. Die Franzosen vermieden den Weg, auf dem Konrad so unglücklich gewesen war. Sie hielten sich der Küste näher. Allein schon hatte sich eine Nationalfeindschaft zwischen den Byzantinern und den Kreuzfahrern gebildet. Ganze Städte, wie das große Laodicea, wo sie sich mit Lebensmitteln zu versehen gedachten, fanden sie leer. Sogar im Felde mit den Türken finden wir die Griechen. In der Schlucht des Kadmusgebirges, durch welche sich der Lycus windet, wurden die Franzosen von beiden angegriffen. Zwar schlugen sie die Feinde zurück, aber sie erlitten die größten Verluste (Januar 1148).

So kamen diese Heere der zwei vornehmsten Fürsten des Occidents schon sehr geschwächt in Syrien an, zerstreut und uneinig. Hier beschlossen sie nun, und zwar ganz mit Recht, nicht Edessa anzugreifen, sondern Damascus, durch dessen Eroberung das Königreich selbst, auf das alles ankam, ge-

sichert worden wäre. Aber völlig war man auch jetzt nicht vereinigt. Es zeigte sich hier die Opposition der morgenländischen Lateiner — der Pullanen — gegen das Abendland. Die einheimischen Fürsten und Barone fürchteten, daß Damascus nicht ihnen, sondern etwa dem Grafen Dietrich von Flandern zu Lehen gegeben werden möchte. Wenigstens die Araber, z. B. Abulfaradsch, versichern, daß die Großen von Jerusalem — einen König gab es kaum, da Balduin III. noch ein Knabe war — sogar Geld von den Saracenen genommen hätten. Damascus ward von einigen kurdischen Scharen, die unter ihrem Häuptlinge Schirkuh frisch aus ihren nie bezwungenen Bergen in die Dienste Nureddins gekommen waren, sehr gut unterstützt. Das entscheidende Moment der moslimischen Vertheidigung überhaupt lag jedoch in der Klugheit des damascenischen Befehlshabers Anar, der sich mit den Pullanen in Einvernehmen zu setzen wußte. Aller anfänglichen Erfolge, aller Tapferkeit ungeachtet, wurden die Christen (August 1148) zu dem gefährlichsten Abzug genöthigt.

So scheiterte das Unternehmen der beiden abendländischen Könige, welches wohl hätte gelingen können, wenn sie sich mit den Griechen vereinigt und mit den Pullanen verständigt hätten, an dem Gegensatz zwischen Orient und Occident. Was konnte den Griechen Besseres begegnen, als diese Hilfe des Occidents gegen ihren vornehmsten und unversöhnlichsten Feind, die seldschukischen Türken? Aber sie machten mit diesen gemeinschaftliche Sache. So wollten auch die in Syrien einheimischen Christen nicht, daß die Ankömmlinge zu große Erfolge erreichten. Hier zuerst regte sich das Gefühl einer Colonie gegen Eindringlinge des Mutterlandes. So fiel denn Damascus (1154) vielmehr in die Hände Nureddins, der nun

eine gewaltige Macht um Jerusalem her bildete. Nur eine Aussicht blieb für das lateinische Element des Morgenlandes noch übrig: sich selbst, ohne jede fremde Hilfe, in den Gegensätzen des Orients Geltung zu verschaffen. Daß man es versuchte und doch nicht energisch durchsetzte, hat, wie wir sehen werden, ein Menschenalter später die Katastrophe herbeigeführt.

Siebentes Capitel.

Kaiser Friedrich I. und seine Widersacher: die lombardischen Städte, Papst Alexander III. und Heinrich der Löwe.

Das hierarchische Princip, wie es durch Gregor VII. aufgestellt und durch seine Nachfolger, besonders durch Urban II. verfochten worden, war doch bei weitem nicht völlig zur Durchführung gelangt. Noch weniger hatte das Kaiserthum, wie es zuletzt die Salier vertraten, den alten Anspruch, in den Fragen der Welt von sich aus die oberste Entscheidung zu treffen, mit Erfolg behaupten können. Keine der beiden Parteien konnte durchdringen, sondern, wie das Wormser Concordat verordnete und wie es in der Hauptsache auch nothwendig war, man verständigte sich und traf einen Vergleich. Auf diesem Boden blieb man eine Zeit lang stehen; die Arnoldischen Regungen müssen als etwas betrachtet werden, was den beiden Gewalten gleich widerwärtig war, sie wurden am Ende von beiden zugleich vernichtet.

Bei dieser Stellung schienen die beiden Gewalten im Gleichgewicht; man sollte meinen, sie hätten vereinigt die größten Dinge ausrichten müssen. Eben dahin ging die Hoffnung des heiligen Bernhard, der als der vornehmste Repräsentant der abendländischen Entwicklung im zweiten Viertel

des zwölften Jahrhunderts angesehen werden muß. Allein die wirklichen Zustände boten den entgegengesetzten Anblick dar. Papst Eugen III. und König Konrad befanden sich fast in gleich übler Lage. Der eine verzehrte sich in vergeblichem Ringen mit der übermächtigen fürstlichen Opposition der Welfen; der andere sah sich aus seiner Hauptstadt vertrieben durch eine Bewegung, welche, äußerlich sehr viel schwächer, doch zugleich theoretisch die Grundlage seiner Stellung antastete. Der Kreuzzug, von beiden gemeinsam ins Werk gesetzt, konnte nicht verfehlen, durch seinen Ausgang das Ansehen beider empfindlich zu schädigen. Im Bunde mit einander waren Kaiserthum und Papstthum sichtlich heruntergekommen; indem sie sich wieder mächtig aufrafften, geschah es nothwendig zu neuer Entzweiung. Denn bei jeder frischen Lebensregung mußte sich auch der innere Gegensatz, in welchem sie standen, wiederum verschärfen. Im Kampfe vollzieht sich überhaupt die weltgeschichtliche Bewegung; aus den verfallenden Bildungen geht ein neues Dasein hervor, das zugleich Weiterentwicklung und recht eigentlich Umsturz ist.

Wunder nehmen kann es nun nicht, daß zuerst die weltliche Gewalt sich wieder emporrichtete; denn die Zustände des Reichs waren doch noch viel unleidlicher geworden, als die Lage der Kirche. Sehr merkwürdig ist es dagegen, mit welchem Schwunge und bis zu welcher Höhe diese Erhebung geschah; doch läßt sich auch das aus dem Wesen der Sache selbst gar wohl begreifen. Die universale Autorität des Kaiserthums war der Idee nach noch immer ebenso anerkannt, als sie in der That zu dieser Stunde aller Wirksamkeit entbehrte. Gerade dieser Widerspruch erklärt es am besten, daß in einem thatkräftigen Fürsten, wie er eben jetzt den deutschen Thron

bestieg, sich noch einmal der ganze ideale Impuls des kaiserlichen Gedankens regen konnte. Wenn wir Friedrich I. verstehen wollen, so müssen wir davon ausgehen, daß er von dem höchsten Begriff seiner Befugniß wie seiner Obliegenheit erfüllt war. Sein erster Act, wo er einem Bittenden sein Gesuch abschlug — denn nicht Gnade gezieme ihm, sondern Gerechtigkeit — bezeichnet ihn ganz. Er forderte sein Recht und wollte es festhalten; jedoch zu universalem Zweck. Ich halte für ganz wahr, was Johann von Salisbury erzählt, er sei dabei gewesen, wie die ersten Gesandten Friedrichs nach Rom gekommen wären; sie hätten erklärt: sie würden alle Welt reformiren; dem Reiche müsse der Erdkreis unterthan werden; das werde leicht möglich sein, wenn nur der Papst mit ihnen einverstanden sei. Friedrich hielt noch den Begriff des Reiches aufrecht, wie er unter Lothar festgestellt war: Eintracht mit den Fürsten, Eintracht mit dem Papste; aber er hatte offenbar die umfassendste Vorstellung von der Obergewalt, die dem Kaiser gebühre; er erstrebte die Herrschaft über die Welt. Reformation der Welt durch eine allgemeine Oberhoheit des Kaiserthums — in Wahrheit ein großer, der Idee, aus der die Entwicklung des Mittelalters hervorging, an und für sich homogener Gedanke.

Aber das Weltreich existirte nicht mehr. Die Suprematie des Papstthums war entschieden. Wenn dasselbe bisher des Kaiserthums bedurft hatte, so konnte es doch jeden Augenblick seine großen Gerechtsame aufs neue mit feindlichen Intentionen gegen die weltliche Gewalt durchdringen. Ihm zur Seite erhoben sich die freien Communen des oberen Italiens zu einer Selbständigkeit, die jede Oberhoheit des Kaiserthums zweifelhaft erscheinen ließ. Im inneren Deutschland war die Unab-

hängigkeit des Fürstenthums bis zu einem gefährlichen Grade gestiegen und selbst rechtlich nahezu anerkannt. Ein Kaiser, der es jetzt noch unternahm, die universale Idee seines Amtes zu behaupten, fand sich mitten unter widerstrebenden Mächten, welche ihm die reale Gewalt streitig machten. Dennoch hatte das Imperium auch in dieser Stellung noch große Kräfte, namentlich wenn sich dieselben in den Händen eines groß angelegten Fürsten concentrirten. Um so mehr ließ sich alsdann ein Zeitalter voll welthistorischer Kämpfe voraussehen.

Für die Wahl Friedrichs I., welche wenige Wochen nach dem Tode Konrads III. im März 1152 stattfand, war die Thatsache entscheidend, daß er als Hohenstaufe durch seine Mutter doch auch den Welfen zugehörte. Die Versöhnung der Parteien erschien als unbedingte Nothwendigkeit. Eine seiner ersten Handlungen war denn auch, daß er seinem Vetter Heinrich dem Löwen Baiern zurückgab. Der letztere hatte die Uebertragung dieses Herzogthums an Heinrich Jasomirgott von Oesterreich nach dem Tode seiner mit diesem vermählten Mutter nicht mehr anerkannt und deshalb Fehde gegen Konrad erhoben. Friedrich fand sich bewogen, die Sache einer neuen Untersuchung anheimzugeben, aber Heinrich von Oesterreich wollte davon nichts hören; denn sein Recht sei über allen Zweifel erhaben. Hierauf wurde ihm auf einem Tage in Goslar das Land abgesprochen und Heinrich dem Löwen übergeben. Es leuchtet ein, daß der Vasall dadurch alle die Macht erlangte, welche ihm Konrad hatte bestreiten wollen; ein dauernder Vortheil für die Hohenstaufen und das Königthum lag darin keineswegs. Zugleich hat wahrscheinlich damals der Kaiser dem Herzog das Recht verliehen, die Bisthümer im Slavenlande zu besetzen. Heinrich der Löwe begleitete ihn

allenthalben; sie waren die intimsten Freunde. Darauf, auf der Vereinbarung überhaupt beruht es nun aber auch, daß durch den Frieden und die Freundschaft beider Parteien das Ansehen des Königs zunächst gewaltig vermehrt wurde.

Friedrich entschied eine streitige Frage über die dänische Krone; der von ihm anerkannte König Sven erschien als sein Lehnsmann und trug in Merseburg das Schwert vor ihm her. Ich erwähne gleich hier, daß er seine Oberhoheit auch in Polen wahrte. Im Jahre 1157 unternahm er einen Zug gegen Polen, welcher in manchem Betracht der wichtigste von allen ist, die er ausgeführt hat. Er verschaffte dem verjagten Piasten Wladislaw sein Erbtheil wieder und nöthigte Boleslaw, das bloße Schwert am Halse hangend vor ihm zu erscheinen und ihm zu versprechen, sich auf dem nächsten Reichstag persönlich zu stellen. Er zog damals durch die bereits colonisirten Gebiete, setzte über die Oder (August 1157) und schlug die Polen, obgleich sie — nach einem Briefe Friedrichs an den Abt von Corvey — Russen, Preußen und Pommern auf ihrer Seite hatten. Glogau hatten sie abgebrannt. Der Kaiser durchstreifte die Diöcesen von Breslau und Posen.

Eine Unternehmung, die unter den Thaten Friedrichs I. kaum erwähnt wird, wie sie auch wirklich wenig zu erzählen darbietet, die aber, wenn ich nicht irre, von allen seinen Heerfahrten die wirksamste geblieben ist. Es liegt in ihr die Vollendung der 230 Jahr früheren Unternehmung Heinrichs I. Hiedurch nämlich geschah es, daß Albrecht der Bär sich Brandenburgs bemächtigen konnte. Der benachbarte polnische Dynast, der Hilfe seiner Landsleute beraubt, konnte sich nicht halten. Mit dem Beistand des Erzbischofs Wichmann von Magdeburg nahm Albrecht der Bär Brandenburg ein. Es ist zwar nicht

wahr, daß er damit sogleich alles Land bis an die Oder erobert habe; nach einer Urkunde vom Jahr 1238 war die Spree und die Havel die Grenze. Aber nichtsdestominder war seine Eroberung von der höchsten Wichtigkeit. Brandenburg ist seitdem bei den Deutschen verblieben. Die Aufgabe Albrechts des Bären war es, das Land durch Cultur, Religion und Colonisation an das germanische Wesen zu fesseln. Ferner geschah, daß die Söhne Wladislaws in Schlesien eingesetzt wurden. Der eigentliche historische Grund dafür, daß Schlesien unter piastischen Fürsten deutsch geworden ist, liegt darin, daß diese Fürsten durch einen deutschen Kaiser mit deutscher Hilfe eingesetzt worden sind und gegen ihre polnischen Stammesvettern in natürlicher Opposition blieben. Auch hängt es ohne Zweifel damit zusammen, daß Pommern nicht unter polnischer Hoheit verblieb.

Einen Zug gegen Ungarn zu unternehmen wurde Friedrich nur durch die Renitenz der Fürsten verhindert, doch mußten die Ungarn Geld zahlen. In Besançon wurde eine Ständeversammlung des arelatischen Reichs gehalten; die, welche nicht erschienen, schickten wenigstens Gesandte. Im Ligurinus wird gerühmt, daß jeder einen Richter über sich fühlte. Ungehorsam wurde schimpflich bestraft. Der trefflichste Rathgeber des Kaisers war Wibald von Corvey, ein Mann von Geist, dessen Briefe eine Fundgrube für die Zustände des Reiches bilden.

Die vornehmste Frage war nun aber die, ob Friedrich seine Autorität auch in Italien herstellen würde. Aus Unteritalien liefen die dringendsten Klagen über König Roger in Deutschland ein und flehentlich riefen ihn die mißhandelten Bürger von Lodi nach Oberitalien. Mehr aber als diese

Klagen und Beschwerden war es der Gesammtzustand der Lombardei, welcher ihn zu seinem Unternehmen nach Italien veranlaßte. Die ganze Richtung desselben ging gegen die italienischen Städte, die im Kampfe der Kaiser und der Päpste, bald von den einen, bald von den anderen unterstützt und unter sich in unaufhörlichen Streitigkeiten begriffen, allerdings zu einer Bedeutung gekommen waren, welche ihrem Gehorsam gegen einen fremden Fürsten nicht entsprach. Es war eigentlich noch mehr die Welt der Kirche und der großen Aristokratie, welche durch diese städtischen Ansprüche durchbrochen ward; allein der Kaiser hielt es für seine Pflicht, sie zu dämpfen.

Ich erörtere hier nicht, inwiefern in den Städten eine Erinnerung an die antike Municipalverfassung, die sie unter der Herrschaft der Imperatoren gleichwohl behauptet hatten, übrig blieb. Für den Moment und die politische Frage ist das von keinem Belang. Zum mindesten seit den Karolingern hatte alle wesentliche politische Macht und Obrigkeit hier wie sonst ursprünglich der Beamte des Königs, der Graf, ausgeübt. Wie hätte sonst auch in diesen mannigfaltigen Elementen römischer, langobardischer, fränkischer Herkunft die Ordnung erhalten werden sollen? Zu dem Emporkommen der Städte trug sodann die gesammte folgende Entwicklung bei. So standen die Ottonen in Italien im engsten Verhältniß zu den Bischöfen, welche mit Bewilligung der Kaiser die ganze Autorität in den Städten an sich brachten, indem sie bewirkten, daß dieselben als Immunitätsbezirke von der Grafschaft ausgesondert wurden. Nach und nach aber hatten sich die Städte dann zu einer gewissen Selbständigkeit erhoben. Was dazu den nächsten Anlaß gab, war die schwankende und zweifelhafte Verfassung des Kaiserthums, das durch seine Abwesenheit

Selbständigkeit provocirte und sie dann vergebens niederzuhalten suchte, wie es selbst Konrad II. im Kampfe mit Aribert von Mailand erging. Das bedeutendste Moment für die Entwicklung der Städtefreiheit waren indeß die inneren Parteikämpfe.

Die Civitas nämlich bildete zwar eine Einheit, in gewissem Sinne waren alle Einwohner der Stadt Bürger; aber man unterschied doch wieder milites und cives, von denen jene sich in höheren und niederen Adel, capitanei und valvassores, schieden, diese aber die Arimannen oder freien Eigenthümer und die Negotiatoren, also die angesehenen Handelsleute, umfaßten. Zwischen beiden Hauptklassen konnte es an Streitigkeiten nicht fehlen. Es war zunächst der Uebermuth der Edelleute, was in Mailand innere Kämpfe hervorrief. Die Plebejer, d. h. die Bürger griffen wegen einer, einem der Ihrigen zugefügten Beleidigung zu den Waffen und verjagten den Adel, der nun die Stadt belagerte. Die Bürger hatten hiebei den Kaiser Konrad II. auf ihrer Seite; der Adel bot die Hand zu einem Frieden, der ihm die Rückkehr verstattete. Bald darauf, in den Tagen Hildebrands, traten die mannigfaltigen Unruhen der sogenannten Pataria ein, welche aus einem geistlichen Antriebe entsprangen, die Population ergriffen und sich der mit dem Kaiserthum zusammenhängenden, zugleich geistlichen Aristokratie entgegensetzten. Dieser Streit griff noch eine Stufe tiefer, als der frühere. Indem die Aufregung gegen die Simonie und die populäre Begeisterung für das Cölibat zusammengriffen, kam es zu blutigen Scenen, infolge deren ein tapferes Oberhaupt an der Spitze des niederen Volkes eine Zeit lang die Alleinherrschaft in den Straßen Mailands behauptete. Die Bischöfe schwankten; factisch aber wurde hiedurch das Volk vorherrschend, dem von nun an eine natürliche

Opposition gegen den Kaiser innewohnte. Diese wurde nun genährt durch die Verbindung der Großgräfin Mathilde mit dem Sohne Heinrichs IV., Konrad. Zum erstenmal unter diesem vereinigten sich die italienischen Städte gegen Heinrich IV., der dann nichts mehr gegen sie ausrichten konnte.

Aehnliche Verhältnisse herrschten auch in dem übrigen Oberitalien; der Einfluß der mächtigen Seestädte, Pisa, Genua und Venedig kam hinzu. Als Heinrich V. nach Italien kam, fand er die Städte schon im Besitz großer Freiheiten. Einigen bestätigte er sie. Unter anderem bewilligte er die Verlegung der kaiserlichen Pfalzen aus der Stadt vor die Ringmauern für Cremona und Mantua. Andere Städte, wie Mailand, bekämpfte er vergeblich. Mailand, das die mächtigste Stadt von allen war, brachte Cremona 1110 eine schwere Niederlage bei und zerstörte Lodi sogar von Grund aus. Bei seinem Widerstand gegen Lothar stützte sich Konrad der Staufer auf diese großen Communen.

Damals nun finden wir diese unter Consuln. Deren Bedeutung liegt darin, daß die Regierung nicht mehr vom Erzbischof oder den Capitanen geführt oder autorisirt wurde, sondern daß die drei Stände, Capitane, Valvassoren und Plebs, sich jeder gewisse Vorsteher erwählten, die dann gemeinschaftlich regierten und sich Consuln nannten. Sie sind also Repräsentanten der drei nunmehr miteinander verbundenen Stände, aus denen die Bürgerschaft zusammengesetzt war; es waren in Mailand ihrer zwölf. Ein großer Unterschied gegen früher, da die städtische Regierung so gewissermaßen von unten aufstieg. Nicht in allen, aber doch in den meisten Städten war ein ähnliches Regiment eingeführt, selbst die Zwölfzahl der Consuln findet sich an vielen Stellen. Die Consuln hatten

die oberste Jurisdiction und die Anführung im Kriege; ihnen stand der Rath zur Seite; doch beruhte die Gemeindehoheit in dem Parlament, d. h. der Versammlung des gesammten Volkes, von dem die beiden anderen Gewalten nur delegirt waren. Weit entfernt, daß diese ganze Bürgerschaft aus Plebejern bestanden hätte; wir sahen, daß vielmehr der Adel in sie aufgegangen war, und wie hätten die großen Familien nicht auch dann noch durch Reichthum und andere Vorzüge ein besonderes Gewicht behalten sollen? Immerhin jedoch trat auf solche Weise in die bisherige aristokratische Welt ein demokratisches Element ein: ein Ereigniß von unendlichen historischen Consequenzen.

Diese Gemeinden nun behaupteten auch die Hoheitsrechte, welche einst der Kaiser besessen hatte, und die in dem allgemeinen Getümmel den Bischöfen verloren gegangen waren. Man hätte vielleicht meinen können, daß sich der Kaiser mit diesem neu emporgekommenen Element hätte versöhnen und dann gegen das Papstthum angehen können, da die Tendenz, welche Arnold von Brescia vertrat, auch anderwärts Anklang fand. Das war jedoch unmöglich. Einmal deshalb, weil das Kaiserthum der Unterstützung der Geistlichen selbst nicht entbehren konnte, sodann weil ja die Städte auch dem Kaiser die altherkömmlichen Leistungen versagten und überdies unter einander Gewaltsamkeiten ohne Zahl ausübten.

Im Jahr 1154 war ein Engländer, Breakspear, als Hadrian IV. römischer Papst geworden; aber er konnte nicht einmal den Lateran einnehmen, er war in der Leostadt eingeschlossen; Arnold von Brescia war mächtiger, als er. Der Gedanke regte sich, Wilhelm I. von Sicilien, Rogers Nachfolger, nach Rom zu rufen und den Papst zu überwältigen,

ehe der Kaiser ihm zu Hilfe käme. Aber schon war dieser gerüstet. Im November erschien Friedrich in der Lombardei und ließ seinen Schild auf hohem Pfahl aufrichten, um Heerschau und Gericht zu halten. Von den Städten liefen am meisten Beschwerden gegen Mailand ein, doch wandte sich der Kaiser auf die Klage von Pavia zunächst gegen Tortona, das er nach zweimonatlicher Belagerung im April 1155 bezwang. Eine gräßliche Züchtigung ward über die Stadt verhängt; sie ward geplündert und zerstört, die Einwohner wurden verjagt.

Zu gleicher Zeit hatte der Papst über seine empörerischen Römer das Interdict verhängt, und dies wirkte — ich denke, zugleich auch die Nachricht von der bevorstehenden Ankunft des Kaisers — so viel, daß sie Arnold entfernten. Der Papst, der vor den Normannen zurückweichend nach Viterbo gezogen war, forderte den Kaiser auf, ihm Arnold in die Hände zu liefern. Dagegen luden die Senatoren von Rom in dem Sinne, wie sie einst an Konrad geschrieben, Friedrich I. ein, das ungebührliche Joch der Geistlichkeit abzuwerfen und sich mit ihnen zu vereinigen, ihre Rechte zu bestätigen und ihnen sogar Geld zu zahlen. Friedrich lächelte über sie; denn nicht von der Stadt Rom, wie sie damals war, leitete er das Imperium her, von welchem er ja den höchsten Begriff hatte; er empfing es auf gewohnte Weise vom deutschen Reich und vom Papst. Daher leistete er auch nicht der Einladung der Senatoren, sondern der Aufforderung des Papstes Folge und ließ Arnold auf einer Burg, wo er Zuflucht gefunden hatte und als Prophet verehrt wurde, aufheben und lieferte ihn aus. Arnold wurde dem päpstlichen Stadtpräfecten Petrus übergeben, der ein heftiger Gegner der Anhänger Arnolds, von denen er viel Unbill erlitten, und seiner Lehre war.

Nun erst wandte sich Friedrich nach Rom. Am 18. Juni 1155 rückte er in die Leostadt ein und wurde sofort in St. Peter gekrönt. Einen Angriff der Römer auf die Stadt wies er, jedoch nicht ohne Mühe, zurück. Bemerkenswerth ist, daß Heinrich der Löwe ihm dabei die besten Dienste leistete. Der Moment ist bezeichnend als die Vereinigung der Vasallen und der Kirche mit dem Kaiser. Für den unglücklichen Demagogen und Propheten war nun kein Raum mehr in der Welt. Arnold von Brescia wurde gehängt, seine Leiche verbrannt, die Asche in den Tiber gestreut. Der Abt Gerhoh von Reichersberg beklagt seinen Tod. Er gehört zu den Geistern, die eine in der Stille gefaßte Idee ohne rechten Einblick in die Lage der Wirklichkeit durchzuführen streben. Dennoch bleibt er einer der merkwürdigsten Männer durch die Verknüpfung städtischer Parteiung mit dem Kampfe gegen das Papstthum. Er erlag seinerseits der Verbindung des Kaiserthums mit dem Papstthum, die sich noch einmal durchgesetzt hatte. Von den Ideen Arnolds sind jedoch selbst der Kaiser und seine Minister nicht unberührt geblieben; Friedrich hat später ähnliche Consequenzen aus seinen Gedanken gezogen, nur praktisch konnte er sie nicht werden lassen.

Der Erfolg dieses ersten italienischen Zuges war doch nur gering. Rom hatte der Kaiser nicht erobert; unabhängiger als je war Wilhelm I. von Neapel; in Oberitalien herrschte nach Friedrichs Abzug Mailand vor; unter seiner Autorität wurde Tortona wiederhergestellt. Die Mailänder haben der Stadt eine Posaune von Erz geschickt, um ihre Einwohner zusammenzurufen, und eine Fahne, auf der Mailand durch die Sonne, Tortona durch den Mond repräsentirt war; denn von Mailand empfange Tortona Licht und Leben. Der Kaiser war entschlossen, allem diesem Widerstand ein Ende auf immer

zu machen. Im Juli 1158 setzte sich ein ungleich größerer Zug in Bewegung mit dem entschiedenen Zwecke, die Autorität des Imperiums, die ausschließlicher als jemals auf Deutschland beruhte, in Italien wiederherzustellen. In diesem idealen Sinne faßte Friedrich sein Unternehmen, das aber damals wegen der Gewaltthätigkeit der Mailänder gegen die übrigen Städte, des Gegensatzes von Rom gegen den Papst, der Eigenmacht Wilhelms I. von Neapel, noch einen ganz anderen realen Sinn hatte.

Doch wäre es nicht möglich gewesen ohne die engste Verbindung der Parteien in Deutschland. Deswegen wurde Heinrich der Löwe jetzt wirklich in den Besitz von Baiern gesetzt; doch wurde Oesterreich ausdrücklich zu einem Herzogthum erhoben. Das unabhängige Machtverhältniß Oesterreichs zu Baiern wurde dadurch ausgedrückt, daß Heinrich an den Kaiser von den sieben Bannern, mit denen er belehnt war, zwei zurückgab, um damit den neuen Herzog zu belehnen. In dem sogenannten kleinen Privileg für Oesterreich von 1156, welches allein echt ist, sagt der Kaiser, der Herzog von Baiern habe ihm gegenüber auf die Mark Oesterreich verzichtet, die er dann an Markgraf Leopold als Herzogthum mit weitgehenden Vorrechten überträgt. Die Ansprüche Welfs VI. wurden auf Italien verwiesen, so daß auch dieses Haus ein Interesse an der Herrschaft des Reichs in Italien erhielt; Welf erscheint als Markgraf von Tuscien.

Mächtiger als je, mit vier starken Heerhaufen brach der Kaiser 1158 in Italien ein, die Oesterreicher durch Friaul, der Kaiser über den Brenner, sein Neffe Friedrich über den Splügen, Berthold von Zähringen über den Bernhard. Später kamen auch Heinrich der Löwe und Welf. Ersterer brachte

wohl ein eben so großes Gefolge mit, als der Kaiser hatte. Die ganze Kraft des Reiches hatte sich aufgemacht, wie zu Lothars Zeiten, Italien zur Anerkennung seiner Oberhoheit zu bringen. Es ist zu begreifen, daß sich in Mailand namentlich das niedere Volk zum Kriege entschlossen zeigte — denn dessen politische Bedeutung hing davon ab —, weniger die vornehmen Stände. Doch hielt man nach kurzer Belagerung für gut, der drückenden Uebermacht zu weichen und einen Vertrag zu schließen, dessen vornehmste Bestimmungen darin bestanden, daß man die kaiserlichen Regalien anerkannte und sich im voraus den Beschlüssen unterwarf, die auf einer Reichsversammlung mit dem Kaiser vereinbart werden sollten. Die Mailänder zahlten außerdem Buße, stellten 300 Geiseln, von denen der Kaiser 50 über die Alpen mitnehmen durfte, und hierauf vollzogen sie demüthigst ihre Unterwerfung: die Vornehmen mit bloßen Schwertern am Nacken, das Volk den Strick um den Hals, so fielen sie vor dem Kaiser nieder und huldigten ihm. Hierauf ward der größte Theil des Heeres entlassen. Man könnte sagen, der alte Gehorsam war hergestellt.

Dem Sinne Friedrichs, der auf eine principielle Entscheidung ausging, entspricht es, daß er zu dem in Aussicht genommenen Reichstage in den roncalischen Gefilden auch einige Rechtslehrer aus Bologna beschied. Wie früher auf die Geschichte der Theologie und Philosophie, so müssen wir hier auf die Geschichte der Jurisprudenz einen flüchtigen Blick werfen. Aus jener ging im zwölften Jahrhundert die Universität Paris hervor, d. h. aus der Schule einzelner großer Lehrer. Sie war eine Erweiterung jener Studien in den Klosterschulen, über das Trivium und Quadrivium hinaus,

schloß sich aber diesen an. Wir berührten, wie Abälard diesen Studien und damit der hohen Schule selbst einen besondern Schwung verlieh. In ähnlicher Weise ging aus der Jurisprudenz die Universität Bologna hervor; auch sie nicht etwa als Staatsanstalt, sondern aus freiem Lehrbetriebe. Man hat früher die Erzählung wiederholt, bei der Belagerung von Amalfi durch Kaiser Lothar seien die Justinianeischen Rechtsbücher, welche bisher ganz vergessen waren, erbeutet und von dem Kaiser der Stadt Pisa zum Geschenk gemacht worden, wobei dann zugleich dem römischen Recht Gesetzeskraft zugesprochen worden sei. Die Erzählung ist aber ein paar Jahrhunderte jünger und durchaus fabulos. In der That war das römische Recht nie in Vergessenheit gerathen. Nur das möchte wahr sein, daß es sich in dem griechischen Italien besser erhalten hatte, als in dem lombardischen; eine frühe Schule findet sich in Ravenna.

Der Rechtslehrer nun, aus dessen Schule die Universität Bologna sich entwickelte, ist Irnerius; man hat ihn mit der Großgräfin Mathilde in Verbindung gebracht, die jedoch in Bologna nicht regierte. Sicherer ist, daß er im Gefolge Heinrichs V. erscheint und in bedeutenden Geschäften des Staats und Rechts gebraucht wurde (1113—1116). Er mag zur Zeit Lothars gestorben sein. Seine Glossen erstrecken sich über die meisten Theile der Justinianeischen Rechtsbücher. Nach ihm erscheinen die vier großen Doctoren von Bologna: Bulgarus, Martinus, Jacobus, Hugo. Sie sollen Schüler des Irnerius, Jacobus dessen Nachfolger gewesen sein. Doch ist das deshalb nicht wahrscheinlich, weil sie erst vierzig Jahre nach ihm erscheinen; vermuthlich aber hat Irnerius eine Schule hinterlassen, aus der sie hervorgegangen sind. Bulgarus ist der be-

rühmteste von ihnen, er erscheint unter dem Beinamen Goldmund. Von ihm stammt die älteste zusammenhängende Schrift aus der Glossatorenschule; es ist ein Commentar zu dem Pandektentitel über die Rechtsregeln. Martinus gehört dem Geschlecht der Gosi an; er führt den Namen Gesetzesfülle und erscheint als Nebenbuhler des Bulgarus; seine Glossen sind weniger zusammenhängend als die des erstgenannten. Jacobus erscheint als der antike Doctor; seine Schreibart wird als besonders rein gerühmt. Hugo wird bezeichnet als der vom Ravennater Thor.

Diese vier großen Doctoren nun wurden nach der Erzählung des Otto Morena von dem Kaiser herbeibeschieden, um der Wahrheit gemäß alle die Regierungsrechte, die ihm im Lombardenlande zukämen, zu bezeichnen. Die Doctoren weigerten sich, dies allein zu thun, und forderten den Beirath von Richtern aus den lombardischen Städten; deren wurden ihnen achtundzwanzig beigesellt. Es hat oft zu einem Seitenblick auf das römische Recht gedient, als ob es die knechtische Gesinnung begünstige, daß die Doctoren hier für den Kaiser waren. Im Gegensatz hiezu hat Savigny bemerkt, daß hier von Fragen des römischen Rechts beinahe gar nicht die Rede war. Unleugbar ist indeß, daß die speculative Entwicklung der Theologie, indem sie sich dem Papstthum entgegensetzte, eine politische Wirkung zugunsten der öffentlichen Freiheit hatte, die juridische Wissenschaft dagegen die Macht des Kaiserthums in seinem Gegensatz gegen Papstthum und Bürgerthum begünstigte.

Genug, dem Kaiser wurden durch einen sehr autorisirten juridischen Ausspruch auf der Versammlung zu Roncaglia die Regalien, welche an die städtischen Communen übergegangen waren, zugesprochen; es sei denn, sie wären einzelnen Städten

durch besonderes Privileg überlassen worden. Der Kaiser ward anerkannt als die gesetzgebende Instanz; es ist die Idee der von dem Volke dem Kaiserthum übertragenen Gewalt. Was der Kaiser durch Edict oder Rescript oder auch mündlich festsetzt, das, lehrten sie, sei Gesetz. Diese Lehre wendeten sie auf das damalige Kaiserthum an. Friedrich selbst faßte das große Problem ins Auge, Autorität und Freiheit miteinander zu verbinden. Im besten Geiste der Monarchie sprach er aus: er wolle ein gesetzlich begründetes Imperium haben, um jedermann bei seiner Freiheit zu erhalten. Aber offenbar ist es doch, daß er den Schwerpunkt in seine Autorität legen wollte. Nicht allein die Forderung der Regalien ist es, was die Gährung veranlaßte, sondern eben dies Princip, welches gerade in seinem Verhältniß zu Mailand erscheint. Die Abkunft bei dem Frieden mit Mailand war gewesen, daß die städtischen Obrigkeiten frei gewählt, aber vom Kaiser belehnt werden sollten. In Roncaglia aber wurde beschlossen, daß der Kaiser die Obrigkeit ernennen sollte, unter Beistimmung des Volkes; eine leichte Abwandlung, welche aber die ganze Differenz in sich schließt.

So entfaltete das Kaiserthum auf dem Tage von Roncaglia noch einmal allen seinen Glanz. Aber bei der Ausführung dieser Beschlüsse, namentlich bei der Ernennung der Obrigkeiten, zeigten sich nun unermeßliche Schwierigkeiten. Der Kaiser schickte einige der vornehmsten Fürsten, um die neuen Einrichtungen durchzuführen. Auch die Einkünfte des Mathildischen Hausgutes, welche Welf gehörten, ließ er wieder sammeln, um sie an Welf zurückzugeben. Der Kaiser und die Welfen hätten so ihre Macht in Italien vereinigt. Das aber erweckte nun den größten Widerstand. Der Forderung der

Regalien hätten sich die Mailänder vielleicht gefügt, aber jene Aenderung in der Besetzung der Obrigkeiten setzte sie in Wuth. Hier wie in den meisten anderen Städten wurden die Commissarien, welche unter dem Namen Podestà erscheinen, zurückgewiesen. Denn, wie wir sahen, hiedurch wurde das eigenthümlichste Moment ihrer Verfassung verletzt. Abgesehen von den Nebensachen: auf der einen Seite stand die kaiserliche Autorität, die sich auf das alte Herkommen des römischen Rechts und den Begriff der Gewalt stützte, wie sie damals ausgebildet worden war, zwar keine Unterwerfung forderte, aber auch keine völlige Freiheit zugestand; auf der anderen Seite die städtische Unabhängigkeit, die durch den Gang der Dinge ein starkes plebejisches Element in sich aufgenommen hatte.

Hierüber mußte es nun zum Kampfe kommen. Gleich bei dem ersten Versuch in Mailand erhob sich ein populärer Tumult. Friedrich leitete ein Verfahren ein, welches mit einer neuen Aechtung der Stadt endigte. An dem Tage dieses Beschlusses aber griffen die Mailänder die kaiserliche Burg Trezzo an, in welcher der Schatz aufbewahrt wurde, und nahmen sie mit Gewalt (16. April 1159). Mit welcher Wuth der Kampf entbrannte, sieht man daraus, daß man dem Kaiser selbst zu Leibe gehen wollte. An einem der schönsten Punkte der Adda, wo er sein Gebet verrichtete, geschah der Versuch, ihn in die Fluth zu stürzen, dem er nur mit Mühe entging. So gewaltsam entbrannte dieser Krieg. Die Städte sahen dem Aeußersten ohne Schrecken ins Auge: nächst der Freiheit sei das schönste, für die Freiheit zu sterben!

Zuerst griff der Kaiser Crema an. Nach hartnäckigem Widerstande mußte es sich überliefern (27. Januar 1160).

Otto Morena beschreibt sehr gut, wie die Einwohner, welche nur so viel mit sich nehmen durften, als sie selbst tragen konnten, vor Wuth murrten, aber zum Theil doch auch wieder zufrieden waren, daß man ihnen das Leben gelassen hatte. Hierauf ward das gewaltige Mailand eingeschlossen. So groß sie auch war, so wußte man doch der Stadt alle Lebensmittel abzuschneiden. Durch den äußersten Mangel sah sie sich dann endlich genöthigt, sich zu ergeben und um Gnade zu flehen. Am 1. März 1162 erschienen die Einwohner vor dem Kaiser in Lodi. Der Kaiser erklärte, daß er Milde und Gerechtigkeit vereinigen wolle. Die Milde war, daß er den Schuldigen das Leben schenkte; die Gerechtigkeit, daß er ihre Mauern zerstörte. Die Stadt ward geradezu aufgelöst. In vier Flecken sollte sie vertheilt werden. Wenn nicht alles vertilgt ward, so hatte man das nur der Rücksicht auf einige Kirchen zu danken. Die Mailänder wurden wie Zinsleute auf erobertem Gebiet behandelt. Die Cremenser behielten nur den dritten Theil ihrer Einkünfte, gleich als wäre der Kaiser Herr derselben. Friedrich hielt dann ein prächtiges Fest zu Pavia, wo er seine Krone trug, die er nie wieder zu tragen gelobt hatte, wenn er nicht vorher Mailand überwältigt habe. Auf ähnliche Weise wurden Brescia und Piacenza unterworfen. Friedrich war es um die vollkommene Durchführung eines großen Princips, der Erneuerung des Imperiums, zu thun.

In dieser Fülle der Macht gerieth nun aber der Kaiser aufs neue mit dem Papstthum in Conflict. Es geschah schon dadurch, daß der Kaiser auch Rom als eine Stadt des Reiches wie die übrigen zu behandeln vorhatte. Er war mit den Römern, die ihm jetzt Boten sandten, in ein Verhältniß getreten. Auch dort wollte er seine Autorität geltend machen.

Zwischen den Ansprüchen beider Gewalten war ein nicht zu vertilgender principieller Gegensatz, der jeden Augenblick hervortrat. Wie das Papstthum fortwährend neue Rechte, auf einen idealen Grund sich beziehend, geltend machte, so konnte das am Ende auch das Kaiserthum. Der merkwürdige Gegensatz ist unter anderem darin ausgesprochen, daß der Kaiser über das Gesetz, der Papst über das Gericht erhaben zu sein behauptet: jener der oberste unbedingte Gesetzgeber, dieser der oberste Richter über alle. Der Kaiser erhob sich in verletztem Selbstgefühl, als der Papst das Wort Beneficium von seinem Verhältniß zum Kaiserthum brauchte. Der Papst mußte das Wort, welches zweideutig lautete, in unschuldigem Sinne erklären. Die lombardischen Städte haben immer behauptet, von Hadrian IV. in ihrem Widerstande bestärkt worden zu sein.

Wahrscheinlich wäre es schon zwischen dem Kaiser und diesem Papst zum Kampf gekommen; allein Hadrian starb (1159, 1. September zu Anagni), und nach seinem Tode trat eine streitige Papstwahl ein. Es gab eine mächtige kaiserliche Faction unter den Cardinälen, aber eine noch mächtigere antideutsche. Bei der Wahl kam es zwischen den beiden Candidaten gleichsam zu einem Handgemenge. Dem antikaiserlichen Cardinal Roland sollte eben der Purpurmantel angelegt werden, als der kaiserliche, Octavian, herbeistürzte und ihm denselben von den Schultern riß. Dieser wurde zunächst als Victor IV. in Rom ausgerufen, der andere in Ninfa als Alexander III. geweiht. Der Kaiser sah darin eine Gelegenheit, seine Macht auch über das Papstthum, wenigstens indirect, auszudehnen. Er forderte die Päpste auf, sich vor einem Concil zu stellen, welches er berief. Er nahm Anlaß, ein altes Recht des Kaiserthums, das Recht Concilien zu halten

und über das Papstthum zu richten, wieder in Erinnerung zu bringen. Er setzte also eine Kirchenversammlung in Pavia an und berief dazu, wie er in seinem Schreiben sagt, alle Bischöfe von England, Frankreich, Ungarn, Dänemark und seinem eigenen Reich. Welchen Begriff er von seiner Würde hatte, zeigen die Worte: es sei genug an Einem Gott, Einem Papst, Einem Kaiser; und nur Eine Kirche dürfe es geben.

Da ich es einmal wage, die Handlungen Friedrichs zu beurtheilen, d. h. lediglich vom Standpunkte der Historie, inwiefern seine Ideen von den bisherigen abwichen, so finde ich, daß er hierin ganz zu Werke ging wie gegen die Städte. Von jeher waren die kirchlichen Streitigkeiten durch den Kaiser und ein ihm assistirendes Concilium entschieden worden; seit Otto I. war dadurch unendlich viel erreicht worden; allein niemals hatte doch noch ein deutscher Kaiser die Bischöfe aller anderen Reiche ebenfalls berufen. Die Abweichung Friedrichs lag darin, daß er sich dieses Recht herausnahm. Er blieb nicht bei dem Herkömmlichen stehen, sondern er erweiterte seine Forderung auf der Grundlage seiner idealen Auffassung der kaiserlichen Rechte zu einer ganz allgemeinen. Möglich wäre es gewesen, diesen Anspruch zu behaupten, gewiß aber nur nach vorläufiger Uebereinkunft mit den anderen Fürsten. Das Concilium war aus allen Theilen des Reiches, diesseit und jenseit der Alpen, besucht. Der Kaiser überließ den Geistlichen die Berathung. Sie erklärten sich sämmtlich für Victor, der Kaiser sprach zuletzt und nahm ihn an (Februar 1160). So verstand er das Imperium, so wollte er es handhaben. Allein offenbar kam hier die ganze Streitigkeit mit dem Papstthum in ein völlig neues Stadium. Der Kaiser mit seinem Concilium wollte die Obedienz von ganz Europa entscheiden.

Es versteht sich, daß er dabei Widerstand fand. Johann von Salisbury drückt den Streitpunkt ganz gut aus: wer, sagt er, hat die Deutschen zu Richtern über die Völker eingesetzt? Man dürfte wohl sagen: das war ihr Anspruch. Da sie den Kaiser setzten, so wollten sie auch über die anderen Nationen ein Vorrecht haben. Eben darum aber fanden sie auch bei den übrigen Nationen Widerstand. In Frankreich und England waren indessen durch die normännische Einwirkung ganz andere Entwicklungen vor sich gegangen, welche einen Gegensatz wider das deutsche Element involvirten.

Von den Päpsten unterwarf sich nur der eine, begünstigte, Victor; der andere, Alexander III., erklärte, der Papst solle berufen, nicht berufen werden; richten, nicht gerichtet werden. Er wolle nicht die Kirche in eine neue Sclaverei stürzen. Zunächst behielt Victor in Italien die Oberhand. Er hielt ein Concil in Lodi; die Römer datirten ihre gerichtlichen Acten nach Jahren seines Pontificats. Indessen flüchtete Alexander III. nach Frankreich. Er fand hier hauptsächlich deshalb Beifall, weil die westlichen Nationen dem Kaiser die Oberhoheit über Europa, die in der Entscheidung über das Papstthum lag, nicht zugestehen wollten. Besonders Ludwig VII. machte sich zum Interpreten dieser Gesinnung, zumal nachdem eine Versammlung in Toulouse sich für Alexander erklärt hatte. Alexander fand eine sichere Zuflucht in Frankreich. Ludwig VII. hatte einmal den Gedanken, auf einer Zusammenkunft mit dem Kaiser durch Schiedsrichter den Streit über den wahren Papst entscheiden zu lassen; aber Alexander verhinderte dies, und Ludwig bezeigte ihm eine sehr große Verehrung. Für den König von Frankreich hatte es insofern noch ein anderes Interesse, sich an diesen Papst zu halten, als sein übermächtiger

Vasall, König Heinrich II. von England, der sich anfangs ebenfalls für Alexander erklärt hatte, nach und nach mit demselben in Conflict gerieth. Es beruhte das auf den Irrungen Heinrichs mit dem Erzbischof Thomas Becket, auf die wir noch besonders zurückkommen werden. Die Sache Heinrichs II. und des Kaisers war dann ziemlich dieselbe. Für einen Augenblick näherte sich das Reich von England der kirchlichen Politik des deutschen; sie bildeten gleichsam eine germanische Partei, die streng papistische Idee war mehr die romanische; doch war sie zugleich die der sich entwickelnden popularen Freiheit. Deshalb hatte Alexander III. auch die lombardischen Städte, die dem Kaiser Widerstand leisteten, auf seiner Seite. Es war auch hier nicht eine bloße Faction, sondern eine große Idee. Dem Gedanken der Unabhängigkeit der europäischen Reiche stellten sich die Städte zur Seite mit ihrem Streben nach einer auf freier Wahl beruhenden, bis auf einen gewissen Grad autonomen Verfassung. Aus der Tiefe des europäischen Lebens erhoben sich mächtige Bestrebungen, welche sich der Idee des Kaisers, das römische Imperium und dessen Rechte zu erneuern, widersetzten.

Nach einer Zusammenkunft des Papstes mit dem König von Frankreich (1161), wo die Gesuche Friedrichs schon kein Gehör fanden, ward ein Concil zu Tours gehalten (1163), auf welchem nach den römischen Berechnungen 124 Bischöfe und 414 Aebte zugegen waren. Diese erkannten Alexander an. Auf Bernhards Spuren war der ganze Orden der Cistercienser; auch die Karthäuser, die damals emporkamen, waren für Alexander. Aber der Kaiser gab darin nicht nach. Nach dem Tode Victors (1164) erwählte die kaiserlich gesinnte Partei, zwei Cardinäle mit einer Anzahl anderer Geistlicher unter der

Leitung des kaiserlichen Kanzlers Rainald von Dassel einen neuen Papst, Paschalis III., ohne auf Alexander Rücksicht zu nehmen. Und nicht ganz ohne Hoffnung war der Kaiser, da eben jetzt die Streitigkeiten zwischen Thomas Becket, welcher die Ideen Alexanders hartnäckig verfocht, und dem Könige von England den letzteren offen auf seine Seite brachten.

Aber in Rom wurde nun die entgegengesetzte Partei, wohl in Folge des mächtigen Rückhalts, den sie in Europa hatte, und der Hilfe, die sie von Sicilien her erhielt, immer mächtiger. Im Jahr 1165 wurde Alexander, von Salerno her kommend, von König Wilhelm I. in Rom eingeführt. Dieser großen Opposition gegen das deutsche Kaiserthum schloß sich auch der griechische Kaiser Manuel an; er wünschte selbst das römische Kaiserthum zu erlangen, wogegen die griechische und römische Kirche vereinigt werden sollten. Auf einmal sah sich Kaiser Friedrich in einen höchst gefährlichen Kampf verwickelt; aber er war entschlossen, ihn zu bestehen. Und er hatte auch das Reich der Deutschen für sich. Auf einem großen Reichstag in Würzburg schwuren, besonders auf Veranlassung des kaiserlichen Kanzlers Rainald, erwählten Erzbischofs von Köln, Kaiser und Fürsten, weder Alexander III. noch jemals einen von dessen Partei gewählten Papst anzuerkennen. Sogar kein Kaiser sollte gewählt werden, welcher nicht ebenso zu verfahren verspreche. Mit harten Verpflichtungen ward dieser Schwur eingeschärft. Einen Beigeschmack von Gewaltsamkeit hatte dieser Beschluß allerdings auch in Deutschland. Zwei der mächtigsten Prälaten, Salzburg und Mainz, traten ihm nicht bei. Aber das hinderte nicht, daß nicht der Kaiser wieder ein stattliches Heer zu seinen Diensten gehabt hätte. Welche Gesinnung ihn belebte, zeigte er dadurch, daß er Karl den

Großen durch seinen Papst heilig sprechen ließ. Diese Art der kirchlichen Verfassung, mit dem Uebergewicht des Kaiserthums, war sein Ideal.

Im November 1166 brach der Kaiser auf, um den Papst Alexander zu verjagen. Aber schon regten sich unter seinen Augen die lombardischen Städte gegen ihn. Dieselben waren mißvergnügt über die Bedrängnisse, die sie mehr durch die Gewaltthätigkeit der kaiserlichen Beamten, als infolge der Gesetze ausstehen mußten. Es hatte sich hier jener Zustand gebildet, wo eine ganze Nation als besiegt betrachtet und mit Gewalt im Zaum gehalten werden muß. Man hat es dem Kaiser zum Vorwurf gemacht, daß er dies nicht abstellte. Allein er würde eher gefürchtet haben, dadurch an den Rechten des Reiches zu verlieren, nachdem er so weit gekommen war. Dem gegenüber zogen die Lombarden in Betracht, daß, wenn der Papst abermals geschlagen werde, sie keine Hilfe mehr gegen die Gewalt, die über ihnen lag, finden würden. Was sie besonders anreizte, war die Festigkeit der kaiserlichen Regierung, ihr methodisches und strenges Verfahren gegen jeden Widerstrebenden. Früher sei der kaiserliche Zug wie ein Sturmwind vorübergezogen; jetzt behandle man Italien wie ein erobertes Land und schreibe das Recht des Eigenthums dem Kaiser selbst zu.

Indem nun die kaiserlichen Statthalter bei der wachsenden Gährung neue Geiseln einzogen, kamen die Abgeordneten von Cremona, Brescia, Ferrara, Mantua in Pontida zusammen (April 1167). Ich denke wohl, daß das im Zusammenhang steht mit der Vereinigung Venedigs mit den ihm zunächst gelegenen Städten, Padua, Treviso, die unter dem Einfluß des

Kaisers Manuel geschlossen war. Es ist auch wieder eine Einwirkung des oströmischen Reichs gegen das weströmische, eine Folge der im Morgenlande geschehenen Entzweiung, welche uns hier entgegentritt. Der Beschluß der Lombarden war, dem Kaiser nicht mehr zu leisten, als was ihm nach dem Tode Heinrichs V. geleistet worden sei, und ihm mit Gewalt zu widerstehen, wenn er mehr fordere. Sie stellten Mailand wieder her, das sich ihnen anschloß, nöthigten Lodi, ihnen beizutreten, und nahmen, wie einst, den Schatz des Kaisers in Trezzo.

Noch brach darüber der Krieg jedoch nicht aus. Der Kaiser hatte die mittelitalienischen Städte Faenza, Bologna u. a. auf seiner Seite; er meinte noch allen Widerstand in Oberitalien erdrücken zu können, wenn er demselben nur die Hilfe der Griechen und des Papstes entziehe. Friedrich wandte sich deshalb zuerst gegen Ancona, das der Kaiser Manuel eingenommen hatte, und zwang die Stadt, ihm Geiseln zu stellen. Dann erhob er sich gegen Rom. Hier hatten indessen die beiden Erzbischöfe Rainald von Köln und Christian von Mainz — der an die Stelle des renitirenden gesetzt worden war — mit einem auserwählten Heer und in Verbindung mit dem Grafen von Tusculum die Römer, welche diese Stadt angreifen wollten, vollkommen geschlagen. Die Römer sollen zwanzig gegen einen Deutschen gewesen sein, aber die beiden tapferen Erzbischöfe behielten den Platz (29. Mai 1167). Sie eroberten in blutigem Kampfe die Leostadt. Der Kaiser selbst erschien, führte seinen Papst ein und ließ seine Gemahlin krönen (1. August 1167). Alexander entfloh, die Stadt Rom bequemte sich zu einem Frieden, in welchem sie dem Kaiser Treue und Vertheidigung seiner Regalien schwur, wogegen er den Senat anerkannte und belehnte.

So war die Hauptsache gelungen, und der Kaiser rüstete sich nun zu der Erneuerung des Kampfes gegen die Lombarden. Da ward sein blühendes Heer, ohne Zweifel das streitbarste, das es damals gab, von der Hand des Schicksals getroffen. Eine Seuche brach aus, welche die Stadt betraf wie das Heer, aber dieses so gut wie vernichtete. Binnen sieben Tagen verlor das Heer seine besten Helden, seine Führer, darunter auch Rainald von Dassel, die vornehmste Stütze der kaiserlichen Politik. Friedrich meinte, die Hand Gottes zu erkennen; er ward irre an seinem Stern, aber seine Sache gab er darum nicht auf. Auf dem Wege verfolgte ihn die Pest, die Lombarden konnte er jetzt nicht mehr mit Nachdruck angreifen. Dabei blieb er aber seines Sinnes. In Pavia sprach er die Acht über die Städte aus; sie antworteten damit, daß sie nun erst ihren Bund umfassend befestigten. Die früher mit Venedig verbündeten Städte und alle die anderen schlossen ein Bündniß, an dessen Spitze Venedig stand, das von allen beschworen werden sollte. Sie wollten in Krieg und Frieden gemeinschaftliche Sache machen und keine Leistungen, als die gewohnten, gewähren. Es ist fast wie eine Uebertragung ihrer städtischen Verfassung auf ein großes Bündniß. Der Kaiser fühlte, daß er dieser Bewegung nicht gewachsen war, und verließ Pavia. Aber nur unter großen Gefahren entkam er. Sie trachteten ihm ganz offenbar nach dem Leben. Nur mit wenigen Begleitern ist er entronnen.

Auch Bologna gehörte jetzt zu dem lombardischen Bunde. Sonderbar ist die Stellung Venedigs. Es ist mit den benachbarten Städten gegen den Kaiser verbündet, aber zugleich unterstützt es doch den Angriff der Deutschen auf Ancona, das zu den Byzantinern hielt. Nur eben das eigene, große

oſtitalieniſche Intereſſe wollten die Venetianer aufrecht erhalten. So widerſprach auch Alexander allen Anträgen Manuels. Der Geiſt der abendländiſchen lateiniſchen Chriſtenheit beherrſchte ſie auch in ihren inneren Fehden. Noch einmal ſchien ſogar ein Ausgleich zwiſchen Kaiſer und Papſt erreichbar. Im Jahr 1168 war Paſchalis III. geſtorben, und es ſchien nun möglich, den Kaiſer und Alexander zu verſöhnen. Auch iſt darüber, beſonders durch den Ciſtercienſerorden, dem die Einheit der Kirche am Herzen lag, verhandelt worden. Die Bedingungen, die man gegenſeitig gemacht hat, kennen wir nicht. Was darüber geſagt wird, ſchwebt alles in der Luft. Indeß war bereits ein Nachfolger Paſchalis' III. in Calixtus III. gewählt worden. An dieſem hielt der Kaiſer aufs neue feſt.

Ehe ſich Friedrich in einen neuen Kampf ſtürzte, hielt er für nothwendig, die Zukunft ſeines Hauſes zu ſichern. Auch für dieſes ſein Beſtreben war der Feldzug von 1167 von großer Bedeutung dadurch, daß einige Fürſten darin umkamen, über deren Erbe nunmehr zu verfügen war. Der Neffe Friedrichs, Herzog von Schwaben, war einer von ihnen; der Kaiſer gab das Herzogthum bei ſeiner Rückkehr ſeinem eigenen Sohne, in deſſen Namen er ſelbſt es verwaltete; das Herzogthum Franken und die damit verbundenen Erbgüter gab er ſeinem dritten Sohne Konrad. Aber das vornehmſte war, daß auch Welf VII. auf dem Zuge umgekommen war und deſſen Vater Welf VI., der nun für keinen Sohn mehr zu ſorgen hatte, ſich im Gegenſatz gegen ſeine eigene Familie auf das engſte an die Hohenſtaufen anſchloß. Die Welfen hatten einen ausgedehnten Hausbeſitz in Schwaben, Baiern, Tirol, Schweiz und Graubündten; ſie hatten die Erbgüter der Großgräfin, die Kaiſer Lothar Heinrich dem Stolzen verſchafft hatte,

die Markgrafschaft Tuscien, selbst Spoleto und Sardinien, womit der Kaiser selbst sie belehnt hatte. Welch eine umfassende Stellung von Hausmacht hätte es nun Heinrich dem Löwen gegeben, wenn er dies alles einmal zu seinem sächsischen Besitz hinzu erworben hätte! Aber ebenso wichtig war es bei der Direction Friedrichs auf Italien für diesen. Nun wandte sich Welf an den Kaiser und überließ ihm alle seine Lehen in Italien und dann sogar seine Allodien, die er in Lehen verwandelte und so auf Lebenszeit wiederbekam.

In diesem Verfahren lernt man einen eigensinnigen Alten recht kennen, der sich von seinen nächsten Angehörigen beleidigt glaubt und sich einem Anderen zuwendet. Tuscien, Spoleto, Sardinien nahm der Kaiser sofort als Reichslehen von Welf VI. und setzte deutsche Ritter daselbst ein, ebenso in Este. Aber natürlich mußte das bei Heinrich dem Löwen böses Blut erregen. Die Formen freilich waren so gut beobachtet, daß er nichts dagegen machen konnte. Dazu kamen noch andere Umstände. Man behauptet, Friedrich habe früher Heinrich dem Löwen das Kaiserthum zuzuwenden versprochen. Er hätte, ehe er selbst Söhne hatte, erst seinen Neffen, dann eben Heinrich den Löwen als seinen Nachfolger genannt. Das mochte sein, da sie jung und Waffenbrüder waren. Da sie nun aber beide Kinder hatten, so entschloß sich der Kaiser, ohne andere Rücksicht für seine eigenen Nachkommen zu sorgen. Er ließ seinen neunjährigen Sohn Heinrich zum künftigen König ernennen (August 1169). Das Kind wurde in Aachen gekrönt und zwar von einem Erzbischof, der sein Pallium von Paschalis erhalten hatte, Philipp von Köln. Es war dann von einer Vermählung dieses Prinzen mit einer Tochter des Kaisers Manuel die Rede.

Zukunftspläne, wie man sie faßt, von mancherlei noch ungewisser Vorbedeutung; vorerst aber forderte die Gegenwart ihr Recht. Denn indessen erneuerten die Lombarden ihr Bündniß; nur Crema, Pavia und Cremona hielten sich fern. Im März 1172 stellte der Kaiser den Fürsten vor, daß die Pest der Treulosigkeit, mit der sich Italien befleckt habe, Griechenland und Sicilien an sich zu ziehen suche. Doch ward der Reichskrieg erst auf zwei Jahre später anberaumt. Denn indeß war noch Polen zu bekämpfen und manche innere Verwirrung zurückzuschlagen. Auch war damals die Theilnahme lange nicht so eifrig wie früher. Vor allem: als der Kaiser sich nun 1174 nochmals nach Italien wandte, konnte er auf jene welfische Hilfe nicht mehr zählen; auch gingen die Sachen nicht mehr in der alten Weise. Nachdem Erzbischof Christian sich nicht ohne Glück in Toscana geschlagen, hatte er doch Ancona vergebens belagert (1174). Die Italiener wagten einmal das Aeußerste, um sich zu vertheidigen. In Ancona sollen die Frauen ihren Männern angeboten haben, sie selbst zu schlachten und ihr Fleisch zu essen: so hoch war die Hungersnoth gestiegen. Allein in der äußersten Noth erschien lombardische Hilfe. Das einzige mal, daß man einmüthig und entschlossen war.

Im Juli 1174 überstieg nun der Kaiser selbst mit seinem Heere die Alpen über den Mont Cenis. Die Italiener hatten ihm eben damals ein neues Bollwerk entgegengesetzt, eine neue Stadt, die sie dem Papst zu Ehren Alessandria nannten. Diese zunächst griff der Kaiser an, aber er fand einen ähnlichen Widerstand, wie Erzbischof Christian vor Ancona. Otto von St. Blasien läßt dem ausharrenden Muth, mit welchem sich die Bürger dem Kaiser widersetzten, alle Gerechtigkeit

widerfahren. Sie bestanden den Angriff mit jenem Geist städtischer Tapferkeit, der sie überhaupt beseelte. Einen Angriff, der am grünen Donnerstage, einem sonst heiligen Tage unternommen wurde, wehrten sie im letzten Augenblicke siegreich ab. Sie schlugen die Stürme ab, sie machten Ausfälle; Glück und Verstand begünstigten sie. Es war eine militärische Colonie, welche das festeste Band des Städtebundes war, da alle zu ihr gehörten. Und in der That kam dann noch zu rechter Zeit Entsatz. Ein lombardisches Heer rückte heran: es schien, als sollte es unmittelbar zur Entscheidung in einer Schlacht kommen. Friedrich war genöthigt, die Belagerung aufzuheben. Aber als ihm die Lombarden im offenen Felde begegneten, erschraken sie doch. Es war beiden genehm, einen Waffenstillstand zu schließen; gemeinschaftlich gewählte Schiedsrichter sollten den Streit entscheiden (April 1175). Allein wie wäre da eine Vereinbarung möglich gewesen? Die Lombarden forderten Abschaffung der roncalischen Beschlüsse, Freiheit der Wahlen und nur gelegentliche Leistungen. Der Kaiser wollte höchstens die Ausführung jener Beschlüsse ermäßigen.

Es kam dann noch zu manchen Conferenzen zwischen den kaiserlichen Bevollmächtigten, den Abgeordneten der Städte und den päpstlichen Legaten. Aber schon fühlten sich diese letzteren, die zugleich im Bund mit dem griechischen Kaiser und dem König von Sicilien standen, als die stärkeren. Ihre Forderung war: Anerkennung Alexanders III., Verzichtleistung auf die Ernennung der städtischen Obrigkeiten. Dagegen wollten die lombardischen Städte weiter nichts leisten, als das Fodrum bei einem feierlich erfolgenden Zuge nach Rom. Die Lombarden wurden um so ungestümer, als der Kaiser einen Theil seines Heeres entlassen hatte. Der Kaiser konnte darauf

nicht eingehen, ohne seine Stellung aufzugeben, was er nicht wollte. Alles hing davon ab, daß er neue Hilfe bekam. Bei wem aber konnte er sie finden, als bei den alten Verbündeten? Ohne eine Vereinigung der deutschen Parteien war in Italien nie etwas erreicht worden. Diese war auch jetzt schlechthin vonnöthen. Des Kaisers Sendboten durchzogen Deutschland, um ein neues Aufgebot zustande zu bringen. Auch im Reich war besonders Erzbischof Philipp von Köln dafür thätig. Wie die Altvordern, so müsse man sich anstrengen, die Majestät des römischen Reiches zu erhöhen! Die große, alles entscheidende Frage war nun aber, ob Friedrich Heinrich den Löwen für sich haben würde; nicht einmal ausschließlich wegen der effectiven Hilfe, sondern weil dessen Name an sich die Macht des Kaisers vermehrte.

Wir sahen, daß die ganze Stellung Friedrichs von Anfang an auf seinem Verhältniß zu den Welfen beruhte. Nun war aber die Verbindung zwischen Hohenstaufen und Welfen nicht allein den ersten, sondern auch den letzten zugute gekommen. Heinrich der Löwe hatte während der italienischen Kriege des Kaisers minder berühmte, aber noch wirksamere gegen die Slaven geführt. Jetzt waren sie alle bezwungen: in Wagrien, Mecklenburg, Pommern und Brandenburg. König Waldemar von Dänemark hatte im Jahre 1168 den letzten Götzen der Slaven, Swantewit, zu Arcona auf Rügen gestürzt. Da alle diese Eroberungen mehr oder minder von Heinrich dem Löwen abhingen, so besaß er eine unermeßliche Macht. Er hatte ein Gebiet, wie nie ein anderer Vasall in Deutschland, und genoß eines großen Namens. Bei seiner Wallfahrt nach Jerusalem, von der er eine Anzahl von Kleinodien zurückbrachte, hatte er sich der besten Aufnahme bei

dem Seldschukensultan Kilidsch Arslan II. von Iconium zu erfreuen, der ihn mit reichen Geschenken entließ. Ein Denkmal dieser Zeiten ist der Dom zu Braunschweig, dem die mitgebrachten Reliquien größtentheils überlassen wurden. Die alten Gegner in Sachsen wurden dann nochmals niedergeworfen und zum Frieden genöthigt. Heinrich war an territorialer Macht dem Kaiser ohne Zweifel gleich. Da erschienen nun die kaiserlichen Boten auch in Sachsen mit der Aufforderung zur Hilfe. Sollte er ihr folgen oder sich dem Kaiser entgegensetzen? Weder in Sachsen noch in Baiern richtete der kaiserliche Aufruf etwas aus. Noch waren sie keine Feinde, aber Freunde in dem Stadium, wo sie sich voneinander zu sondern beginnen.

Man könnte vielleicht argwöhnen, als sei Heinrich mit den Italienern oder mit Alexander III. einverstanden gewesen. Beweise dafür finden sich nicht. Ich glaube es nicht; denn eben die Bischöfe, die auf Alexanders Seite standen, wie Ulrich von Halberstadt, waren seine vornehmsten Feinde. Der Blick Heinrichs des Löwen war nur auf das nächste gerichtet. Ihn verdroß das Verhältniß des Kaisers zu Welf; er hatte sein Augenmerk auf Goslar geworfen, das mit seinen Bergwerken sehr wichtig für ihn gewesen wäre. Für die Verluste seines Hauses hatte er diese Stadt von dem Kaiser gefordert, doch hatte ihm dieser es abgeschlagen. Er war darüber aufgebracht und verstimmt. Aber der Kaiser hoffte noch, ihn persönlich auf seine Seite herüberzuziehen, und zwar durch eine Zusammenkunft. Wir haben nur zweifelhafte Nachrichten darüber, so daß man in neuerer Zeit das Factum geleugnet hat. Die Sache selbst aber ist unleugbar; sie wird von den Chronisten bezeugt, welche zu den besten gehören, wie Otto von St.

Blasien. Nur sind die Nachrichten, die man findet, sehr widersprechend.

Nach dem Bericht Ottos von St. Blasien setzt man die Zusammenkunft gewöhnlich nach Chiavenna am Comer See; doch findet sich auch eine Nachricht, sie habe in Partenkirchen stattgefunden, an der großen Alpenstraße, die noch von den Römerzeiten her die vornehmste Communication bildete. Eine dritte Notiz scheint dies zu bekräftigen, in welcher es heißt, der Kaiser sei nach Deutschland herübergekommen. Aber gerade diese Darstellung bei Arnold von Lübeck ist die fabuloseste von allen. Da wird dem Kaiser eine lange Rede in den Mund gelegt, in der er den Herzog bei seiner alten Freundschaft und Blutsverwandtschaft beschwört, ihm zu Hilfe zu kommen und zwar in Person, und da dieser sich weigert, ihm zu Füßen fällt, worauf der Herzog, bestürzt über die Ehre, die ihm der Herr der Welt erweise, Friedrich aufgehoben habe. Nach Arnold rief ihm dann der Truchseß zu: die Krone, die zu seinen Füßen liege, werde bald auf seinem Haupte sitzen; die Kaiserin aber fiel ein: der Kaiser möge dessen eingedenk sein, wie Gott dessen gedenken werde. Das ist nun alles sehr anmuthsvoll, aber doch sehr ausgeschmückt. Doch wird die Zusammenkunft selbst dadurch nicht zweifelhaft. Es kommt damit überein, daß wir genau unterrichtet sind, daß eben in dieser Zeit — Ende Februar und Anfang März 1176 — Heinrich der Löwe in Baiern sich aufhielt, erst in Burghausen, dann in Ranshofen. Dazu stimmt am besten, daß die Zusammenkunft in Partenkirchen gewesen wäre; dennoch bin ich mehr für Chiavenna, wie Otto von St. Blasien es erzählt. Auch er berichtet, Friedrich habe Heinrich flehentlicher gebeten, als es der kaiserlichen Majestät gezieme.

Von welthistorischer Wichtigkeit war die Zusammenkunft dieser beiden grundverschiedenen deutschen Fürsten. Friedrich war ein Mann von Schwung, Idealität und Hingebung. Er lebte in großer Weltübersicht und verfolgte ein ideales Ziel der höchsten Macht. Dabei war er zwar unerbittlich gegen seine Widersacher, aber übrigens voll von menschlicher Güte. Oft überzieht sich ihm die Wange mit Schamröthe. Nicht so sehr aus Selbstsucht, sondern weil es ihm großartig schien, ergriff er jene Form des Kaiserthums so lebhaft. Darum ließ er Karl den Großen heilig sprechen; er setzte etwas darein, daß der griechische Kaiser sich Kaiser von Neurom nannte. Er baute gern, wie alle Menschen, die der Zukunft vertrauen. Ein solches Pactiren in einem solchen Augenblick verschmähte er. Sonst liebte er persönlich die Einfachheit. Er erschien im schlichten Hauskleid. Auf der Jagd spannte er selbst seinen Bogen. Dagegen auf der anderen Seite der strenge Heinrich, der sein Lebtag nur nach realer unmittelbarer Macht getrachtet; gewaltsam, habsüchtig, der nur das Recht des Stärkeren kennt; aber großartig schon durch seine Stellung. Hartnäckig und starrsinnig wie er war, wurde er nicht gerührt; er wollte Goslar; da er es nicht empfing, so begab er sich hinweg. Auf ihrer Vereinigung beruhte die Zukunft des deutschen Reiches, der Welt. Mit vereinter Macht konnten sie die Herrschaft der Deutschen über Italien und das Papstthum herstellen, aber sie verstanden sich nicht.

Das ist nun deutlich, daß ohne die deutschen Fürsten das Papstthum niemals emporgekommen wäre. Die Macht eines Kaisers in voller Entwicklung war Heinrich dem Löwen unerträglich, wie sie früher den deutschen Fürsten unerträglich gewesen war. Es war die Opposition der letzteren gegen

Heinrich IV. in seiner Minderjährigkeit gewesen, welche den Päpsten auch nur die Möglichkeit gegeben hatte, an eine Emancipation zu denken. Eine Empörung der sächsischen Oberhäupter war es, welche Gregor VII. Zeit und Gelegenheit gab, seine Grundsätze aufzustellen; eine Vereinigung aller deutschen Fürsten, welche Heinrich V. erhob und ihn dahin brachte, den Nachfolger Gregors als rechtmäßigen Papst anzuerkennen. Nun nahm zwar das Fürstenthum, vereinigt, auch wieder eine Stellung ein, die dem Papstthum imponirte, das Concordat erzwang, so daß Lothar den Papst zurückführen und eine Art von Ausgleich überhaupt bewirkt werden konnte. Aus Lothars Bestrebungen war dann eine neue Macht, die bairisch-sächsische, süd- und niederdeutsche der Welfen hervorgegangen, auf deren Vereinigung mit dem Kaiserthum die ganze Macht und Anerkennung des letzteren beruhte. Aber natürlich konnte zwischen zwei solchen Oberhäuptern, von denen das eine die dem Kaiserthum entgegengesetzte, nicht von ihm gebeugte herzogliche Gewalt repräsentirte, das andere dagegen alle Ansprüche des Kaiserhauses festhielt, keine ewige Freundschaft bestehen. In dem wichtigsten, entscheidendsten Moment brach ihre Feindschaft aus und bewirkte, daß das Kaiserthum seine Oberhoheit über die Welt nicht behaupten konnte.

Fragt man aber, ob das nun wohl eine richtige Politik des Herzogs war, so könnte diese Frage wohl von vornherein nicht bejaht werden. Das Herzogthum selbst beruhte zum Theil auf kaiserlichen, von der höchsten Gewalt ihm verliehenen Rechten. Es war so lange unentbehrlich, als die Rechte der Stämme, welche zugleich die der einzelnen Fürsten waren, von ihm repräsentirt wurden; nicht aber, wenn es seine Macht zu weit ausdehnte. Man kann wohl mit gutem Grunde sagen,

daß die Verbindung zweier Herzogthümer in Einer Hand durch die Erblichkeit die Idee desselben vernichtete, die wahre Macht schwächte. Ein solcher Herzog konnte nimmermehr der Repräsentant einer Landschaft sein. Zur Seite Heinrichs des Löwen waren an beiden Orten andere Fürsten emporgekommen, welche an den allgemeinen Angelegenheiten Antheil hatten und, wie ihnen das Kaiserthum zu schwer geworden, auch das Herzogthum nicht ertragen wollten, am wenigsten ein solches, wie es Heinrich der Löwe ausübte, der seine Rechte soweit ausdehnte, als es irgend anging. Stand es in Heinrichs Belieben, die Stellung des Kaisers zu untergraben, so stand es auch in des Kaisers Belieben, Heinrich zu stürzen. Was seinen Vorfahren nicht gelungen, Heinrich IV. nur zu verstehen gegeben, Heinrich V., sein Oheim Konrad vergebens versucht hatten, das führte, wie wir sehen werden, Friedrich I. durch. Er ist dadurch für die Geschichte des Reichs der entscheidende Mann geworden. Er hat die alten Ideen so lange festgehalten, soweit getrieben als nur immer möglich. Als es unmöglich ward, hat er sich in sein Schicksal gefunden.

Das ist freilich wohl zu sagen, daß wie der Herzog des Kaiserthums, so der Kaiser des Herzogthums als eines Mittels der Macht bedurft hätte. Das zeigte sich alsbald nach jener vergeblichen Zusammenkunft in den italienischen Kämpfen. Der Abfall Heinrichs machte den italienischen Städten Muth. Dieselben sahen sich jetzt, wie ehedem die Welfen und der Papst, von der herrschenden Meinung in ganz Europa unterstützt. Wären sie bisher muthvoll zur Vertheidigung gewesen, so wurden sie nun auch kühn zum Angriff. Es kamen deutsche Hilfsvölker zum Kaiser, jedoch beiweitem weniger zahlreich, als nöthig gewesen wäre. Die Lombarden beschlossen, ihm

entgegenzugehen, ehe er sich mit Pavia oder den Deutschen, die aus der Romagna kamen, vereinigt hätte. Vor Alessandria hatten sie nicht zu schlagen gewagt: bei Legnano griffen sie den Kaiser an.

Am 29. Mai 1176 kam es bei Legnano zur Schlacht. Der Kaiser war durch die Tapferkeit der Deutschen eine Zeitlang im Vortheil. Aber die Mailänder waren ihm an Zahl ohne allen Vergleich überlegen und erhielten noch zu rechter Zeit Hilfe von den Brescianern. So tapfer der Kaiser auch war, so erlitt er doch eine vollkommene Niederlage. Er selbst kam in die größte Gefahr. Der Brief ist uns aufbehalten, welchen die Mailänder über die Schlacht an die Bolognesen geschrieben haben. Unzählig sind, so rufen sie aus, die Getödteten, Ertrunkenen, Gefangenen. Wir haben den Schild, die Fahne, das Kreuz und die Lanze des Kaisers. Unschätzbar ist die Beute! Bisher waren die Deutschen noch immer die Sieger geblieben; es war das erste mal, daß die Italiener das Feld behaupteten. Es ist die Schlacht, durch welche die Freiheit und die Fortentwicklung der italienischen Nationalität begründet wurde.

Was nun aber die verlorene Schlacht zu einer vollkommenen Niederlage machte, war das dadurch hervorgerufene Mißtrauen in die Sache, die der Kaiser verfocht. In Deutschland sah man darin gleichsam ein Gottesgericht; so scheint es auch der Kaiser selbst angesehen zu haben. Alle europäischen Reiche hingen Alexander an; in Deutschland regte sich eine starke Partei für ihn. Wie hätten nicht die geistlichen Ideen, die schon gegen Heinrich IV. entschieden hatten, das Bedürfniß, mit einem allgemein anerkannten Papst in Verbindung zu stehen, auch diesmal die Oberhand behalten sollen?

Nach der Lebensbeschreibung Alexanders waren alle geistlichen und weltlichen Fürsten daran, dem Hohenstaufen zu sagen, daß sie keinen Frieden mit ihm machen würden, wenn er sich nicht mit dem Papst versöhne. Nach den deutschen Nachrichten dachten die deutschen und lombardischen Bischöfe auf Frieden.

Man sendete also eine Anzahl deutscher Cleriker, vornehmlich Bischöfe — von Worms, Magdeburg u. a. — zu dem Papst, den sie in Anagni trafen. Sie begannen nun mit ihm ernstliche Friedensunterhandlungen. Leider sind die Aktenstücke, wie fast alle in dem Jahrhundert des Streits, verfälscht und nur schwer auf das richtige Maß zu bringen. Doch ist soviel klar, daß vonseiten des Kaisers die Anerkennung des Papstes, von dessen Seite die Anerkennung der während des Schismas, also unter den Gegenpäpsten geweihten Cleriker, die er bisher verweigert hatte, zugesagt wurde. Ein unbedingter Sieg wurde also auch diesmal von dem Papstthum nicht erfochten. Der Kaiser versprach alles herauszugeben, was er der Kirche entrissen, namentlich die Präfectur der Stadt, der Papst alles, was er dem Reiche entrissen: ein paar sehr in der Luft stehende Verpflichtungen. Der Papst erkennt den von einem schismatischen Bischof gekrönten König Heinrich an. In Bezug auf die Cleriker scheint auch hier ein Unterschied zwischen Italien und Deutschland zu bestehen; die Bestimmung über jenes ist für das Papstthum günstiger; doch fand eine Ausgleichung statt.

Die Lombarden waren unzufrieden, daß der Friede ohne sie verabredet war, und durch die Gerüchte über dessen Inhalt erschrocken. Auf einer vorbereitenden Versammlung in Ferrara hat der Papst eine Rede gehalten, in der er den Sieg des

schwachen Priesters über den mächtigen Fürsten betonte; aber die Lombarden meinten, daß sie doch das meiste gelitten und gethan, daß sie den Frieden nicht annehmen könnten, wenn er nicht ihre Rechte sichere. Nur ungern, auf Wunsch des Papstes, der hier dem Kaiser beistimmte, gaben sie nach, daß die weiteren Verhandlungen in Venedig gepflogen werden sollten, welche Stadt während des Kriegs nur eine zweifelhafte Rolle gespielt hatte, in der sie mit beiden Theilen verbündet erschien, mit dem Kaiser selbst durch den Streit mit Manuel.

Hier ward nun der Friede mit dem Papst und dem König von Sicilien, und mit den Lombarden ein Waffenstillstand auf sechs Jahre zustande gebracht. Dann kam es zu jenem berühmten Zusammentreffen des Papstes und des Kaisers in Venedig, am 24. Juli 1177. Von Chioggia wurde der Kaiser in feierlicher Procession nach S. Marco geleitet. Da, vor dem Porticus, saß der Papst auf seinem Thron, auf beiden Seiten die Cardinäle. Der Kaiser warf sich vor den Stufen nieder und legte den kaiserlichen Mantel ab; der Papst gab ihm den Friedenskuß. Die päpstlichen Schriftsteller behaupten, er habe dem Papst die Füße geküßt, doch ist das nicht so gewiß; in seinem Schreiben erwähnt es der Papst nicht. Aber unbezweifelt ist, daß sich der Kaiser jetzt seines häretischen Irrthums überzeugt erklärte: er habe die Kirche, die er zu vertheidigen gedacht, durch Häresie und Schisma zerrissen. Er erkannte also die Superiorität der Kirche wieder an. Jenen Plan, durch Concilien seiner Berufung über das Papstthum zu bestimmen, gab er auf. Das Papstthum behauptete seine volle Independenz. Der Kaiser erkennt an, Gott habe ihn, den Stolzen, erniedrigt, und den Papst, den Niedrigen, erhöht. Dagegen ward die Thronfolgeordnung

Friedrichs anerkannt, die Mathildischen Güter noch auf funfzehn Jahre in seinem Besitz gelassen. In dem Factum selbst lag soviel wie in dem Vertrag; die kaiserliche Hoheit in Italien herzustellen, war Friedrich nicht fähig gewesen.

Die Venetianer knüpfen hieran einige Erzählungen von der Flucht des Papstes Alexander, von einem Seesiege über des Kaisers Sohn, von den Privilegien, die ihnen Alexander dafür ertheilt habe. Es sind aber alles Märchen, die zur Zeit Ludwigs des Baiern erfunden worden sind oder wenigstens da zuerst vorkommen. Was ihre Nichtigkeit besonders beweist, ist, daß die Privilegien, welche der Papst den Venetianern gegeben haben soll, z. B. die Vermählung des Dogen mit dem adriatischen Meer, von diesen schon früher ausgeübt wurden.

Im Jahr 1179 hielt Papst Alexander III. ein allgemeines Concilium im Lateran, zu dem alle abendländischen Nationen strömten. Besonders zahlreich kamen die Deutschen, die großentheils von jetzt excommunicirten Päpsten und deren Anhängern geweiht waren und diese nunmehr verwerfen mußten. Aber wir finden in dem Verzeichniß auch spanische, englische, irische, schottische, eine große Anzahl französischer Bischöfe, endlich auch orientalisch-lateinische, unter ihnen Wilhelm von Tyrus. Er nennt dieses Concil eine Generalsynode der gesammten lateinischen Welt. Da wurden nun vor allen Dingen die Anordnungen der vorigen schismatischen Päpste vernichtet: die Weihen, die von den Häresiarchen oder von den durch sie Geweihten geschehen, erklären wir für nichtig! Dann ward eine bessere Ordnung inbetreff der Papstwahl eingeführt. Besonders merkwürdig ist der neunzehnte Canon: die Laien sollen den Kirchen keine Lasten auflegen. Niemals soll das geduldet werden: es sei denn, daß Bischof und Clerus es so nöthig

oder nützlich finden, daß sie glauben, die Beiträge könnten ohne jeden Zwang von den Kirchen geleistet werden. Das ist doch von der früheren Absicht, welche auf eine Losreißung vom Staate hinzielte, noch sehr verschieden. Eigentlich beruht darauf die Stellung der Geistlichen als Reichsstände. Dennoch ist der Sieg des Papstthums unzweifelhaft. Gerade in der conciliaren Frage kommt er zur Erscheinung. Der Papst stellt sich entschieden als Oberhaupt der lateinischen Welt dar.

Auf das merkwürdigste wirkte nun dies Ereigniß auf Deutschland zurück. Es ist offenbar, daß es nicht möglich gewesen wäre, wenn Heinrich der Löwe an dem Kaiser festgehalten hätte. Das gesammte Reich wäre nie besiegt worden. Zuerst Heinrich der Löwe bekam den Rückschlag zu fühlen; sein Starrsinn sollte ihm theuer zu stehen kommen. Der Kaiser eilte nach Deutschland, um die Hoheit des Reiches, die er in Italien nicht herzustellen vermocht hatte, wenigstens hier aufrecht zu erhalten: voll Verlangen, Heinrich den Löwen zu züchtigen. Die Ueberlegenheit Friedrichs über Heinrich in Deutschland bestand darin, daß er eine bei weitem größere Anzahl von Fürsten auf seiner Seite hatte, die durch dieselben Eigenschaften Heinrichs ihm ungünstig gesinnt geworden waren, durch welche er mit dem Kaiser zerfallen war. Unzählige Klagen wurden gegen ihn vorgebracht. Unter den benachbarten Bischöfen, mit denen er stritt, war Bischof Ulrich von Halberstadt, welcher an der Sache Alexanders III. festgehalten und eben darum oder unter diesem Vorwande von Heinrich angegriffen worden war. Er kam jetzt nach geschlossenem Frieden zurück, nahm sein Bisthum wieder ein und begann die Fehde gegen Heinrich. Mit ihm vereinigte sich Philipp von Köln, der früher der entgegengesetzten Partei angehört

hatte. Alle umwohnenden Bischöfe, die von Merseburg, Magdeburg, Bremen waren Feinde Heinrichs des Löwen. Die entbrennende Fehde ward noch durch einen Vergleich sistirt, wie es scheint, zum Nachtheil Heinrichs. Ich denke, man muß sagen, es war die Fortsetzung derselben Verhältnisse, welche einst Adalbert von Bremen und die Billunger entzweit hatten, nur ausgebreitet über alle benachbarten Bisthümer in Niedersachsen. In dem um sich greifenden Herzog sahen sie alle ihren Feind.

Da erst erschien Friedrich I. selbst in Deutschland (1178). Er hatte eine Zusammenkunft in Speyer mit dem Herzog, wo der Herzog noch beabsichtigte, selbst zur Anklage zu schreiten; doch darf man voraussetzen, daß sie nicht nach dem Wunsche Heinrichs des Löwen endigte. Dann auf seine Ladung nach Worms, Magdeburg und endlich Goslar wagte er nicht zu erscheinen, weil, wie er sagte, die dasigen Fürsten seine Feinde seien und man kein gerechtes Gericht erwarten dürfe. Er war ungefähr der Erbe Ottos von Nordheim; nur daß das Land und die Bischöfe jetzt auf der Seite des Kaisers waren. Hierauf fragte der Kaiser die Fürsten, was demjenigen gebühre, der in gehöriger Form vor Gericht geladen, sich weigere zu erscheinen. Die Fürsten urtheilten, er sei seiner Rechte verlustig. Doch hatte das noch Schwierigkeiten, besonders deshalb, weil von einem neuen in Sachsen einzusetzenden Herzog die Rede war. Erst im Jahre 1180 zu Würzburg wurde die Sentenz von Goslar promulgirt. Heinrich der Löwe wurde, weil er der kaiserlichen Majestät seine Beihilfe auf gehässige Weise versagt habe, als ein Feind des Kaisers unter allgemeiner Beistimmung in die Acht erklärt.

Ein großes Unternehmen des Kaiserthums, den gewaltigen

Inhaber zweier Herzogthümer, den Repräsentanten der hochfürstlichen Gewalt überhaupt zu stürzen. Aber Friedrich hatte, wie gesagt, die bischöfliche Autorität und überhaupt das Fürstenthum zweiten Ranges auf seiner Seite. Im Bewußtsein, daß er in Deutschland keine Freunde hatte, wendete sich Heinrich an die benachbarten Könige, Waldemar von Dänemark und Philipp August von Frankreich. Aber der erste machte unannehmbare Bedingungen, der letztere wollte dem Vasallen des Kaisers nicht gegen den Kaiser beistehen, er, der selbst von den mächtigsten Vasallen gefährdet war. Aber Heinrich der Löwe war entschlossen, sich auch ohne große Bundesgenossen zu vertheidigen. Er griff Goslar an: er nahm die Stadt nicht ein, aber die Fürsten, welche dadurch gegen ihn anzugehen veranlaßt wurden, schlug er bei Weißensee aus dem Felde (14. Mai 1180); so schlug er auch einen Haufen von Vasallen bei Halrefeld unweit Osnabrück (August 1180). Noch immer meinte er sich zu behaupten und ließ es an keiner Gewaltsamkeit fehlen. Als aber der Kaiser selbst erschien und den Ministerialen die Frage vorgelegt wurde, ob sie dem Herzog folgen wollten oder ihrem Kaiser, erklärten sie sich für den Kaiser. So weit hatte jetzt die Idee des Kaiserthums die Oberhand gewonnen.

Im Jahr 1180 fielen schon die wichtigsten Festen des Herzogs in des Kaisers Hände, der ganze Kranz von Burgen um den Harz. Im Februar 1181 eroberten die verbündeten Fürsten Haldensleben, den festesten Platz Heinrichs. Braunschweig, sowie Lüneburg, die alten Stammorte, welche dem Herzog treu blieben, beschäftigte der Kaiser durch eine Belagerung. Der Herzog hatte seinen letzten Rückhalt an Lübeck, aber da König Waldemar mit dem Kaiser gemeinschaftliche

Sache machte, so konnte sich auch Lübeck nicht behaupten und überlieferte sich unter der Bedingung, daß ihm die Privilegien, die es von Heinrich empfangen hatte, gesichert würden. Heinrich ward inne, daß er besiegt war. In Erfurt unterwarf er sich dem Kaiser (November 1181); er beugte seine Knie und erkannte das Kaiserthum an, wie Friedrich das Papstthum. Aber die Fürsten drangen darauf, daß ihnen der Kaiser versprach, Heinrich niemals wieder seine alte Stellung zurückzugeben ohne ihre allgemeine Beistimmung. Nur sein Erbe sollte ihm bleiben.

Was der Kaiser dem Papst gegenüber verloren hatte, das gewann er anscheinend in Deutschland wieder über seinen mächtigen Vasallen. Der Welf verlor seine beiden Herzogthümer. In Sachsen aber erhielten die Bischöfe das meiste: dem Sieg der Kirche über die weltliche Macht, den Friedrich in Italien so lange bekämpft hatte, gab er also doch auch in Deutschland nach. Der Hauptantheil mit dem herzoglichen Titel von Westfalen kam an Köln; auch Magdeburg, Bremen, Minden, Halberstadt und andere erhielten nicht allein wieder, was ihnen einst gehört hatte, sondern auch vieles, worauf sie niemals Anspruch gehabt hatten. Der kleine Rest kam als Herzogthum Sachsen an Bernhard von Ascanien. In Baiern dagegen wurde mehr die weltliche Macht begünstigt; das Herzogthum kam an das Haus Wittelsbach. Die Länder, über welche Baiern die Oberherrlichkeit ausgeübt hatte, wurden davon getrennt. Ohne viel Mühe ward Baiern dem Welfen entrissen. Heinrich ging 1182 ins Exil und zwar zu Heinrich II. Plantagenet, seinem Schwiegervater, erst nach der Normandie, dann nach England. Friedrich erfreute sich einiger glücklicher Jahre in Deutschland.

Das Gemeinschaftliche in dem Ereigniß zu beiden Seiten der Alpen möchte sein, daß nun in dem Reiche, in Italien wie in Deutschland, kleinere selbständige Gewalten sich entwickeln, die jede ihr besonderes Leben haben: es ist eine Auflösung in lebensfähige Bestandtheile, welche die spätere Gestalt des Mittelalters begründen. Zunächst schien in Deutschland daraus dem Kaiserthum kein Nachtheil zu erwachsen. Denn so viel nun auch hier den Einzelnen, Bischöfen, Herren und Städten gewährt werden mußte, so geschah doch noch alles unter der Leitung des Kaiserthums selbst; gegen den mächtigsten der Vasallen behielt dies den Platz. Für die Zukunft aber stellt sich das Ergebniß dennoch anders dar. Wenn es ein Object der kaiserlichen Politik war, die Macht des Fürstenthums überhaupt zu unterwerfen, so war das doch durch die Zerschlagung der Herzogthümer nicht eigentlich erreicht. Es wäre der Fall gewesen, wenn die Fürsten sich wie in früheren Zeiten an den Herzog angeschlossen, ihn zu retten gesucht hätten und mit ihm unterlegen wären. Aber im Gegentheil, sie nahmen Theil an seiner Spoliirung. Höchstens möchte man sagen, daß der Begriff des Lehens lebendiger wurde. In Italien hinwieder, wo die Niederlage des Kaisers so vollständig schien, fanden sich dann doch andere Momente, welche die Herrschaft noch stattlich genug erhielten.

Mit den Städten schloß der Kaiser im Jahre 1183 den Frieden zu Constanz. Er erkannte die Ausdehnung ihrer Jurisdiction über die benachbarten Gebiete darin an und genehmigte ihren Bund, doch behielt er sich dreierlei vor; 1. seine Regalien, welche jedoch ihrem Werthe nach geschätzt und durch eine bestimmte Summe von jeder Stadt abgetragen werden sollten; 2. die Investitur der Consuln, die er dagegen frei zu

ertheilen hatte. 3. das Recht der Appellation an kaiserliche Bevollmächtigte innerhalb Italiens. Es scheint nicht, als ob dieser Vorbehalt die Freiheit der Städte sehr eingeschränkt hätte. Das wichtigste für Friedrich selber war die Fixirung eines bestimmten Einkommens. Was nun in der Lombardei geschah, setzte sich in Toscana fort. Den Städten von Toscana waren sogar die vornehmsten Rechte zuerst bewilligt worden (1162). Die toscanischen Städte schlossen später (1197) einen Bund wie die lombardischen.

Es ist bemerkenswerth, daß das Amt des Podestà, welches früher vom Kaiser eingeführt worden, jetzt von den Städten selber dem der Consuln vorgezogen wurde. Der Podestà ist ein von außen auf eine gewisse kurze Zeit herbeigerufener Stadtrichter, der von einheimischen Assessoren umgeben die Rechtspflege wahrnimmt; er erinnert an den früheren Grafen, nur daß er von den Bürgern selbst gewählt wird. Zugleich führt er das städtische Regiment, wobei ihm ein engerer und ein weiterer Rath zurseite steht; der erstere machte eigentlich nur einen Theil des letzteren aus. Allgemeine Volksversammlungen, Parlamente, gab es selten; sie hatten zuviel Tumultuarisches. Die vornehmste Gewalt beruht noch deutlich in der städtischen Aristokratie. Es war schon etwas, daß sie sich dergestalt von der unmittelbaren Herrschaft des Kaisers emancipirt hatte. Unter ihr erscheint nun aber auch sofort ein plebejisches Element. Es ist der Popolo, der allmählich dadurch ein Uebergewicht bekam, daß sich die geringeren Bürger, welche vorher persönlich vom Stadtadel abgehangen hatten, von demselben losrissen. Sie fingen damit an, sich in Zünften zusammenzuthun, die ebenfalls auf uralter Grundlage sich jetzt zu politischer Bedeutung erhoben; die erste ist die Credenza

des h. Ambrosius in Mailand (1198). Zusammen bildeten sie dann den Popolo, welcher im dreizehnten Jahrhundert fast allenthalben die Herrschaft davontrug. So erhob sich ein gewaltiges populares Element in allen Städten, welches seitdem so unendlich viel zur Entwicklung der Welt beigetragen hat.

Mit einem Worte: die beiden Gegner des Kaiserthums in Italien erfochten große Siege. Der Kaiser hatte aufgegeben, die alte Hoheit des Imperiums über die Kirche zu behaupten, die Städte seiner Verwaltung zu unterwerfen; aber darum gab er nicht die Verbindung mit ihnen auf. 1184 kam er wieder nach Italien; er überließ den Städten gegen eine jährliche Abgabe von 300 Lire alle Rechte, die er bisher in Anspruch genommen, und verbündete sich mit ihnen. Die Mailänder erfuhren jetzt seine Gunst und vergalten sie mit Ehrerbietung. Die beiden Städte dagegen, welche sich ehedem gut kaiserlich gezeigt hatten, Pavia und Cremona, ließ er jetzt vielmehr fallen. Wir finden ihn 1185 in Toscana, wo er besonders Markgrafen, Grafen und Herren begünstigte, sowie die altergebenen, noch mächtigen Städte Pisa und Pistoja. Florenz, das eben emporkam, suchte er mehr zu beschränken. Auch in Oberitalien ward durch die Belehnung Obizos von Este, der zum Markgrafen von Mailand und Genua ernannt wurde, das Gleichgewicht hergestellt. An die Stelle des erbitterten Kampfes war eine geschickte Diplomatie getreten.

Und indem gelang dem Kaiser die denkbar größte Erwerbung in Unteritalien. Für jenes normännische Reich, das die Deutschen so oft vergebens angegriffen, war nur noch eine Erbin übrig, Constanze, Tante des regierenden Königs. So sehr sich der Papst dem widersetzte, so glückte es dem Kaiser doch, eine Vermählung derselben mit seinem Sohne Heinrich VI.

zu bewirken, was ihm die sichere Aussicht auf die Nachfolge in Neapel und Sicilien eröffnete. 1186 ward die Verbindung vollzogen. Ohne es zu ermessen, schürzte Friedrich so einen neuen Knoten, der für das Schicksal seines Hauses und, wir möchten selbst sagen, von Deutschland selber entscheidend wurde.

Bald darauf erscholl die Nachricht von dem Fall Jerusalems, und der Papst rief zum Kriege auf. Der Kaiser beschloß, ihn zu unternehmen. Es war ein förmlicher Reichsbeschluß. Nicht wider Willen, durch die Kirche überredet, wie sein Vorgänger Konrad, sondern aus freiem Enthusiasmus, im Gefühl einer ruhmvoll gesicherten Herrschaft, trat Friedrich I. seinen Kreuzzug an, der seinem thatenreichen Dasein ein Ziel setzen sollte.

Zwei Perioden kann man in dem Leben dieses Kaisers unterscheiden; die eine, in welcher die Idee des Reiches in einer gewissen Idealität geltend gemacht, die Weltherrschaft selbst erstritten werden sollte; die andere, in welcher er sich mit den bestehenden Mächten vertrug und nur seine Würde, wie sie war, zu behaupten, die Macht seines Hauses zu erweitern strebte. In jener hatte er umsonst mit dem Schicksal gerungen; in dieser fügte sich alles nach seinem Wunsch. Auch in dem aber, was er da erreichte, lagen die Keime ungeahnter Verwicklungen, ungewollter Entscheidungen reichlich verborgen.

Achtes Capitel.

Heinrich Plantagenet, König von England, Herzog der Normandie.

Dieselben Momente, die wir Deutschland in Bewegung setzen sahen, agitirten auch Frankreich und England — Länder, die einer jüngeren, durch das normännische Wesen bestimmten Bildungsform angehörten —, nur waren dort die Elemente anders gemischt. Der König von Frankreich bekämpfte in den Plantagenets das Uebergewicht eines großen Vasallen. Diese Vasallen, die Könige von England, waren zugleich Gegner des Papstthums. Ich berührte schon, daß dies das geheime Motiv war, welches König Ludwig VII. auf der Seite des Papstes festhielt. Alles beruhte darauf, daß die Normandie nach kurzer Trennung wieder mit England vereinigt wurde. In England hatte Wilhelm Rufus abgesondert regiert; Heinrich I. vereinigte es wieder mit der Normandie (1106). Mit ihm starb das Geschlecht Wilhelms des Eroberers im Mannsstamme aus. Der erste Nachfolger war der Sohn einer Tochter des Eroberers, Stephan — er schlug unaufhörlich gegen Schotten und Wallliser —, der zweite aber der Sohn der eigenen Tochter Heinrichs I., Heinrich II. Plantagenet (1154—1189), der dem Reiche sein Erbland Anjou und ein unermeßliches Heiraths-

gut hinzufügte. Daß nun dieses Geschlecht, welches so viele Energie zeigte und in so mannigfaltigen Weltverbindungen stand, den englischen Thron einnahm, war von hoher Bedeutung, wenn auch nicht für die nationale Entwicklung, sondern nur durch seine Verbindung mit der romanischen Christenheit, zu der es wieder ganz gehörte.

Heinrich hatte sich mit der Erbin von Aquitanien vermählt. Die Herzoge von Aquitanien waren in den Kämpfen zwischen Karl dem Kahlen und dem Sohne seines Halbbruders Pippin emporgekommen. Wilhelm II. Fierabras weigerte sich, Hugo Capet anzuerkennen, und leistete ihm glücklichen Widerstand. Wilhelm III., genannt der Große, der zuweilen in Rom war, mit Spanien in Verbindung stand, galt als einer der vornehmsten Fürsten in Europa. Die Italiener trugen ihm unter Konrad II. ihr Königthum an, doch zog er es vor, seine Tochter mit Kaiser Heinrich III. zu vermählen. Auch diese Grafen nahmen an dem ersten Kreuzzuge und seinem Nachschub lebhaft theil und machten sich in ihrer Nachbarschaft weit und breit geltend; vor allem jener Wilhelm IX., der den Reigen der Troubadours eröffnet, ein Mann von überströmender Lebenslust, witzig und sinnlich, der in der Kreuzfahrt nur ein mehr als gewöhnliches Abenteuer sah. Es war ein herrliches Land, das Wilhelm X. seiner Tochter hinterließ. Es begriff Poitou und das Hoheitsrecht über die alte Aquitania secunda, die Kirchenprovinz von Bordeaux, die Gascogne und Auvergne. Auch die Stadt Toulouse hatte einst den Herzogen gehört, war aber an die Grafen von St. Gilles verpfändet worden und wurde nun zurückgefordert.

Diese ungeheuren Besitzungen und Rechte sollten nun durch eine Vermählung der Erbin mit Ludwig VII. zunächst an die

Capetinger übergehen: eine Aussicht von unendlichem Werth für die französische Krone. Denn eben jetzt, seit Ludwig VI. und vornehmlich durch das Verdienst des rechtskundigen Abtes Suger von St. Denis, hatte das capetingische Königthum einen glücklichen Anlauf dazu gemacht, wenigstens in seinem unmittelbaren Gebiete, nicht ohne den freudigen Beistand der emporkommenden Städte, den Ungehorsam der Vasallen zu brechen und der höchsten Gewalt zu wahrhaftem Ansehen zu verhelfen. Im Besitz jenes aquitanischen Erbes wäre es alsbald auch nach Südfrankreich mächtig vorgedrungen und den großen Baronen allenthalben überlegen geworden. Allein nur funfzehn Jahre lang dauerte diese Ehe Ludwigs VII., dann ward sie getrennt (1152). Eleonore von Poitou hat, wie die englischen Gesänge zeigen, das schlechteste Gedächtniß von der Welt hinterlassen, ihre Aufführung — zumal auf dem zweiten Kreuzzuge, auf dem sie den eifersüchtigen Gemahl begleiten mußte — brachte den König von Frankreich zu dem Entschluß, gegen den Rath Sugers sich von ihr scheiden zu lassen. Sie konnte sich nur durch die Flucht nach Poitiers retten, wo nun der junge Heinrich Plantagenet ihr die Hand bot.

Heinrich Plantagenet aber war der Sohn Gottfrieds von Anjou, der mit der Tochter Heinrichs I. von England, Mathilde, verheirathet war. Mathilde war früher mit Heinrich V. von Deutschland vermählt gewesen. Sonderbar — wenn sie einen Sohn aus ihrer deutschen Ehe gehabt hätte, welch eine Macht würde ein solcher gehabt haben! Das deutsche Reich, England und einen großen Theil des französischen Landes hätte er vereinigt. Auch die Herzoge von Anjou indessen spielten eine große Rolle. Der vierte König des Reichs Jerusalem war Fulco, Graf von Anjou, wie denn diese Grafen immer

mit den Normannen im Eifer für das heilige Land wetteiferten. Sein Sohn Gottfried erhielt von dem Ginster, den er auf dem Hut führte, den Namen Plantagenet.

Auf diese Macht eigentlich gegründet, machte Heinrich II. sein Erbrecht auf die Normandie und England geltend. So war er der größte Vasall der Welt; seine eigenen Vasallen in England hielt er mit gewaltiger Hand nieder. Er erneuerte bei seiner Krönung die Gesetze und Ordnungen seines Großvaters Heinrich I. Er zerstörte die Burgen der Barone, die ihm widerstrebten, namentlich die des Hugo Mortimer von Glocester, des anmaßendsten aller Männer. Die Barone bestätigten endlich die Nachfolge des Reichs seinen Söhnen. Er errichtete eine Städteordnung, deren Spuren noch heute in England zu erkennen sind. Besonders merkwürdig ist er indeß durch die Erwerbung von Irland und durch seinen Streit mit Thomas Becket, Erzbischof von Canterbury.

Thomas Becket, früher der eifrigste Höfling und Minister, der an weltlicher Pracht mit den Vornehmsten wetteiferte, erfaßte als Primas mit gleichem Eifer die geistlichen Ideen. Er erschien unter den Bischöfen, welche Alexander III. um sich sammelte, als er vor Friedrich I. nach Frankreich floh, und kam, erfüllt von den clericalen Ideen, die dort sanctionirt wurden, nach England zurück. Der Gegensatz betraf in England namentlich die Jurisdiction. Der König nahm das Recht, die Geistlichen wegen schwerer Verbrechen vor sein Gericht zu ziehen, selbst die Aufsicht über die geistliche Gerichtsbarkeit, vor allem aber die oberste Appellationsinstanz in Anspruch. Hierin sah er die Einheit des Staates selbst. Im Jahr 1164 wurden seine Constitutionen in Clarendon ange-

nommen und von den geistlichen und weltlichen Landesgewalten sowie von dem Könige beschworen.

Starre Hartnäckigkeit lag nicht in der Gemüthsart Beckets. Es machte Eindruck auf ihn, wenn die Geistlichen ihm vorstellten, daß er ihnen nicht die Ungnade des Königs, gegen die sie zu schwach seien, zuziehen, und die Weltlichen, daß er sie nicht in den Fall bringen möge, ungnädige Befehle des Königs gegen die Geistlichkeit zu vollstrecken. Aber sich ihnen völlig zu unterwerfen, vermochte er denn doch nicht über sich zu gewinnen. Er nahm die Constitutionen von Clarendon nicht ohne entgegengesetzte Demonstrationen an. Sein Schwanken selbst ward ihm verderblich. Auf einem neuen großen Hoftage kam es so weit, daß ein verdammendes Urtheil über ihn gesprochen werden sollte. Der König forderte Rechenschaft von ihm über die Verwaltung vacanter Bisthümer, die er damals geführt, und 30 000 Mark Silber. Erst da nahm er alle seine Kräfte zusammen: die Bischöfe appellirten, sich ihres Oberhirten annehmend, zugleich mit ihm selbst im Widerspruch mit den Constitutionen von Clarendon an den Papst. Die weltlichen Barone lehnten die Appellation als eine Beleidigung des Großrichters ab. Das merkwürdige ist, daß sich die Magnaten und Ritter ganz an den König halten. Ihr Abfall bezeichnet das Unglück Beckets.

Der Erzbischof ward jetzt von den Bischöfen zur Nachgiebigkeit aufgefordert, aber er wies sie von sich. Er hatte die Geschichte aller Kirchenverfolgungen studirt und war entschlossen, die Exemtion der Kirche und der Geistlichkeit festzuhalten. Es ist ein in der englischen Geschichte bemerkenswerther Tag (13. October 1164), an welchem Thomas, nachdem er Messe gelesen, in seinem geistlichen Gewand, das Kreuz

in der Hand, vor Gericht erschien. Immer das Kreuz behielt er während der Verhandlungen im Auge. Er erklärte endlich, er stelle sich unter den Schutz Gottes und des Papstes. Den Grafen, der ihm das Urtheil verkünden wollte, ließ er nicht ausreden. Dir, Graf Robert, so rief er aus, befehle ich, daß Du nicht wagest, Deinen geistlichen Vater zu richten! Dann schritt er, ohne daß man ihn anzutasten gewagt hätte, mit seinem Kreuz bewaffnet hinaus nach einer nahen Kirche. Als er auf der Straße erschien, sank das Volk bei seinem Anblick auf die Knie. Hiedurch ward doch in der That die Einheit der Gewalt, die bisher in dem König bestanden hatte, durchbrochen. Der Erzbischof wies die oberste richterliche Autorität der Curie desselben zurück und schloß sich im Gegensatz zu ihr der kirchlichen Gewalt an, die in der Durchführung ihrer vollkommenen Autonomie gegen das Kaiserthum, d. h. das weltliche Fürstenthum überhaupt begriffen war. König Heinrich hat immer gesagt, er denke nicht daran der Kirche zu nahe zu treten, er wolle nur die Ehre seiner Krone behaupten. Er fühlte ganz, daß ein glücklicher Widerstand gegen ihn an Einer Stelle ihn allenthalben gefährde.

Nachdem sich Becket dergestalt mit seinem Könige und seinem Lande in Krieg gesetzt, den er aber hier nicht ausfechten konnte, flüchtete er unter tausend Gefahren als Bruder Christian und kam glücklich nach Flandern. Dann traf er mit Papst Alexander III. in Sens zusammen. Der belobte, was er gethan, und sagte ihm seine Unterstützung zu. Er ernannte den Verjagten zum Legaten des apostolischen Stuhls. In dieser Eigenschaft wagte Becket, in Vezelay nicht allein eine Verdammung der Constitutionen, sondern auch die Excommunication über die Räthe des Königs, die dabei bethei-

ligt waren, auszusprechen (Juni 1165). Da war es, daß Heinrich II. sich an Kaiser Friedrich anzuschließen geneigt war.

Als der Erzbischof, auf sein Kreuz gestützt, einherging, sagte man ihm: wie dann, wenn der König mit dem Schwert erschiene? Der Erzbischof sagte: das Schwert des Königs tödte den Leib, er mit dem Kreuze tödte die Seele! Zwischen diesen Gegensätzen war keine Aussöhnung möglich. Zwar ward eine solche äußerlich zustande gebracht; der Erzbischof kehrte nach Canterbury zurück. Hier aber schritt er zu neuen Excommunicationen, namentlich einiger Bischöfe. Als diese sich darüber beim Könige beschwerten, rief dieser aus, ob er denn keinen Freund habe, der ihn von einem ränkevollen Priester befreie? Vier seiner Ritter machten sich dazu auf nach Canterbury. Sie fanden den Erzbischof in der Kirche, forderten ihn auf, die Excommunicationen zurückzunehmen, und da er sich weigerte dies zu thun, so tödteten sie ihn (1170, 29. December).

Erst nach seinem Tode aber ward er recht gefährlich. Er galt für heilig. Wunderbare Heilungen geschahen durch seine Gebeine. Der König entschloß sich Buße zu thun. Er brachte die Nacht in der Krypta zu, wo Beckets Gebeine lagen, und ließ sich an seinem Schreine geißeln. In der Streitfrage selbst ward 1176 in Northampton ein Concordat abgeschlossen, das beiden Seiten ihr Recht widerfahren lassen sollte. Die Fälle wurden festgesetzt, in denen die geistliche und die weltliche Gerichtsbarkeit concurriren. Man muß doch vielmehr sagen, daß die Unabhängigkeit der geistlichen Macht in England hiedurch eine große Repräsentation bekam. Zum Schein wurden die Constitutionen von Clarendon bestätigt. Wenn man näher zusieht, fehlen alle diejenigen, gegen welche Becket Einwen-

dungen erhoben hatte. Der König hatte sie selber fallen lassen.

Nach außen hin war er der mächtigste Fürst der damaligen Welt. Die Einheit des Reiches beruhte nicht auf England, sondern vor allem auf der großen persönlichen Stellung des Königs, der es sogar vorzog, seine Macht zunächst gegen Frankreich zu wenden. 1158 nöthigte er den Grafen von Blois, ihm Amboise abzutreten, 1159 unternahm er einen großen Kriegszug gegen Toulouse. Überdies führte er einen Krieg gegen Schottland, zu welchem die Engländer, die ihn nicht mitmachten, ihm ein scutagium — Schildgeld — zahlen mußten. Er eroberte Cahors und behauptete es in dem von Ludwig VII. vermittelten Frieden. Für Toulouse war nur auf ein Jahr Stillstand bewilligt. 1166 bewog er Conan von der Bretagne, den Sohn Heinrichs, Gottfried, der mit seiner Tochter Constance vermählt wurde, als künftigen Erben anzuerkennen. Conan scheint ihn im Kampfe mit seinen Vasallen selbst gerufen zu haben. Heinrich wurde dadurch gleichsam Herr der Bretagne. Jeder Versuch einer Empörung wurde niedergehalten, gezüchtigt, und den Baronen in der Normandie alles entrissen, was sie über den Fiscus davongetragen. Schon konnte dann der König die Sorge für diese Lande seinem Sohne Heinrich überlassen, den er selbst zum Grafen von der Normandie machte.

Nun erst ward es ihm möglich, England selbst ins Auge zu fassen, zunächst die projectirte Eroberung von Irland. Durch die Herrschaft der Dänen in Irland war es geschehen, daß die dortigen Machthaber nicht von den keltischen Einwohnern, sondern von den Angelsachsen bekehrt wurden; die Erzbischöfe der Insel erscheinen dann als abhängig vom Primas

von Canterbury. Ob es aber wohl jemals den Angelsachsen selbst möglich gewesen wäre, Irland und Britannien in politische Verbindung zu setzen? Es gehörte eine größere Macht, als sich in England bilden konnte, dazu, und ein besonderes Recht, welches auch diesmal von der Kirche verliehen ward. Wie Lanfranc zwischen Wilhelm dem Eroberer und Alexander II., so vermittelte Johann von Salisbury zwischen Heinrich II. und Hadrian IV., der, wie wir wissen, selbst ein Engländer war. Der Papst billigte, daß Heinrich, um die Hoheit der Kirche zu erweitern, die ferne Insel betrete, und daß das Volk jenes Landes ihn, den König, als Herrn verehre.

Nun geschah es, daß der König von Leinster, Diarmait, der einem seiner Nachbarn die Gemahlin geraubt hatte, durch den Oberkönig Roderik O'Connor verfolgt, sich an Heinrich II. wandte und sein Lehnsmann wurde. Dieser ließ zu, daß er sich mit der gegen die Wallijer gegründeten flandrischen Ansiedlung zu Pembroke vereinigte. Sie zogen über den irischen Canal und bemächtigten sich zunächst Werfords. Dann gesellte sich der streitbare Richard Graf von Clare, genannt Strongbow, zu und eroberte Waterford; er vermählte sich mit der Tochter Diarmaits. Mit einander verjagten sie die Dänen aus Dublin (1171). Es war doch zuerst nur die Fortsetzung jenes alten Kampfes der westlichen Vasallen gegen die nördlichen, welche hier hervortrat. Die Anglonormannen wehrten sowohl diese als jene ab, doch hätten sie unterliegen müssen, wenn ihnen nicht Heinrich II. selbst zu Hilfe gekommen wäre.

Hienach war er in Argentan in der Normandie und unterhandelte mit seinen Baronen über einen Zug nach Irland, als die Gesandten Richard Strongbows zu ihm kamen, dessen Güter in der Normandie und in England er, wie es scheint,

eingezogen hatte. Diese gab der König jetzt dem Grafen zurück, der ihm dafür seine Besitzungen in Irland auftrug. Der König belehnte ihn damit und ernannte ihn zum Connetable oder Seneschall von Irland. Am 16. October 1171 ging Heinrich II. von Pembroke nach Cork über. In Waterford huldigte ihm Richard; in Cashel ward eine Synode der Bischöfe, die sich ihm anschlossen, unter seinem Vorsitz gehalten; unmittelbar vor Dublin in einem hölzernen Hause empfing er dann die Huldigung auch der übrigen, die ihn anerkannten; eine englische Colonie ward nach Dublin geführt. Roderik O'Connor jedoch unterwarf sich nicht. Der König hatte keine Lust, ihn in seinen Sümpfen aufzusuchen. Aber in den fortdauernden Kämpfen ward er durch Hugo de Lacy und Raimund le Gros doch bezwungen und genöthigt, dem König zu huldigen. Heinrich gab nach, daß Roderik König bleibe, bereit zu seinem Dienst, wie sein Lehnsmann, so lange er ihm treulich diene. Die Bulle Hadrians war 1174 durch Heinrich publicirt worden. Der Sohn des Königs Roderik blieb als Geisel in England. Heinrich erklärte seinen jüngsten Sohn Johann 1177 zum Herrn von Irland und wünschte ihn selbst zum Könige zu machen. Die irischen Großen huldigten ihm in Oxford. 1185 begab er sich selbst nach Irland, begleitet von Girald de Barry, dem wir die wichtigsten Nachrichten über Wales und Irland verdanken.

Der irische Zug hätte nicht unternommen werden können, hätte nicht auch Wales sich im Zustand der Unterthänigkeit befunden. Gewöhnlich sagt man, Fürst Owen habe Heinrich II. gehuldigt. Die Bergschützen dienten als Truppen im Heer Heinrichs. Der schottische König, Wilhelm genannt der Löwe, war bei einem Einfall in England bei Alnwick plötzlich über-

fallen und gefangen worden (1174). Hierauf ward ein Vertrag geschlossen, durch welchen Wilhelm ein Lehnsmann des Königs wurde und ihn gegen Jedermann in Schottland zu unterstützen versprach. Eigentlich waren es die Schotten selbst, welche die Freiheit ihres Königs durch ihre Unterwürfigkeit erkauften. Auch hier war die Unterwerfung zugleich kirchlicher Natur; der König von England machte sich vor allem Einfluß auf die Besetzung der Bisthümer aus. Gegen den Dynasten von Galloway machten die Könige gemeinschaftliche Sache. Wilhelm vermählte sich 1186 mit einer Enkelin Heinrichs I., dessen Enkel König Heinrich II. war.

Es war eine der großartigsten Stellungen, die dieser gewaltige Fürst einnahm. Die Engländer mußten ihm seine französischen Besitzungen vom Canal bis an die Pyrenäen behaupten und erweitern helfen. Auf der anderen Seite aber gelang es ihm, mit den französischen Kräften, mit dieser ganzen neu eingerichteten Staatsverfassung und Ritterschaft, die Herrschaft von England über die gesammte, das Land umgebende Inselgruppe auszudehnen. Er zuerst ging über die Grenzen der alten römischen Eroberungen wahrhaft hinaus.

Auch im Inneren aber ist er überaus thatkräftig aufgetreten. Von ihm schreibt sich das Institut der Circuitus her, d. h. der in bestimmten Zwischenräumen und Kreisen wiederkehrenden Rundreisen der Repräsentanten der königlichen Gerichtsgewalt. Wie er die Sache 1176 eingerichtet, auf derselben Grundlage besteht sie noch heute. Nicht die Erfindung, aber die Begründung des Instituts rührt von ihm her. Die neuere Jury entstand aus einer Verbindung der königlichen Gerichtsgewalt mit einigen Elementen der alten Verfassung. Die großen Assisen beruhen auf dem Antheil einiger von dem

Sheriff zur Rechtsprechung über die großen Fragen im Lande gewählten Personen. Es ist die Wohlthat Heinrichs II., durch welche Gottesurtheil und Zweikampf aus dem Civilrecht verdrängt wurden. Bei der Zusprechung des Besitzes erscheint die Jury zuerst vollkommen wirksam. So ward damals auch das Schatzkammergericht — Scaccarium, Exchequer, so genannt von einem mit einem schachbrettartigen Tuche bedeckten Rechentische — geschaffen, hauptsächlich zur Vertheilung und Eintreibung der auf den Kataster begründeten Abgaben, beinahe ganz in der Form, wie es noch heute verwaltet wird: Einleitung der Processe der Krone, Eintreibung aller Gefälle, wie des Scutagiums, Heimfall der Lehen, Maß und Gewicht werden hier besorgt. Die Großbeamten der Krone haben fast sämmtlich daran Antheil. Den Ehrenplatz an der Spitze der vier Bänke hat der Großrichter von England. Zu dem Domesdaybook, dem großartigen Grundbuch der Eroberung, gesellen sich unter den Urkunden von England die aufgerollten Verzeichnisse — rotuli — von allen aus den Kronlehen ausgegangenen Steuern. Vom zweiten Jahre Heinrichs II. sind sie vollständig erhalten. Der bedeutendste Mann in England nach dem Könige war eben jener Großrichter. Wir kennen deren Namen unter Heinrich II. Keiner ist merkwürdiger, als Ranulf von Glanville. Von ihm ist der Tractat von den Gesetzen und Gewohnheiten Englands. Er rühmt darin den König, der in Krieg und Frieden gleich groß sei. Dem Großrichter zunächst steht der Kanzler, der z. B. in dem Scaccarium eine eigene Rolle führen läßt und mit seinem Siegel bekräftigt.

Nur in einer Hinsicht ward Heinrich von schwerem Mißgeschick heimgesucht: mit seinen Söhnen gerieth er wiederholt in den heftigsten Conflict. Doch wußte er, so lange er in

Kräften stand, ihre Empörung auch stets wieder zu dämpfen. Im Jahr 1177 schloß er aufs neue Freundschaft mit Ludwig VII. Ein Kreuzzug war im Werke, durch welchen er die Ermordung Beckets büßen wollte. Allein ein rechtes Verständniß war zwischen ihnen nicht zu erreichen. Ludwig VII. hat noch bei der letzten Zusammenkunft seine Rechte auf die Auvergne und andere Landschaften geltend gemacht und hervorgehoben, unermeßlich sei der Schade, den ihm der König von England gethan habe. Er überlasse seinem Sohne, diese Rechte wieder zu erwerben, woran er selbst durch seine Sünden verhindert worden sei. Berühmt ist die Ulme an einem Kreuzweg bei Gisors mit ihren tief zur Erde geneigten und gestützten Zweigen, dicht belaubt, alleinstehend im Wald, wo die Herzoge der Normandie und die Könige von Frankreich zusammenzukommen pflegten. Hier machten die beiden Fürsten Frieden miteinander und nahmen das Kreuz. Wäre es ihnen voller Ernst damit gewesen, so war Jerusalem wahrscheinlich noch zu retten.

Neuntes Capitel.

Untergang des Königreichs Jerusalem.

Was in der romanisch-germanischen Welt Schwierigkeit auf Schwierigkeit herbeiführte, die Erbfolge durch Frauen, das setzte auch die ritterlich-kirchliche Colonie, das Königreich Jerusalem, in fortwährende Unruhe. Zwischen Melisende, die nach dem Tode ihres Gemahls Fulco die Regierung führte und die oberste Gewalt dem Connetable Manasse, einem ihrer Vettern, übertragen hatte, und ihrem Sohn, König Balduin III., um den sich die Barone scharten, welche diese Herrschaft nicht dulden wollten, kam es zum Kriege. Im Jahre 1152 fochten Mutter und Sohn am heiligen Grabe ihre Fehde durch. Melisende mußte endlich auf ihre Ansprüche Verzicht leisten. Dagegen übernahm Melisendes Schwester Hodierna nach der Ermordung ihres Gemahls, Raimunds I. von Tripolis, die Vormundschaft über ihren minderjährigen Sohn. Der Rest der Grafschaft Edessa ging durch Vertrag, in welchem der Gräfin-Wittwe und ihren Kindern eine bedeutende Rente gesichert wurde, an die Griechen über; Joscelin II. war von Turkmenen gefangen worden und in der Haft gestorben. So wurde Raimund von Antiochien bereits 1149 tapfer fechtend getödtet; seine Wittwe Constantia war nun der Gegenstand eifriger und lebhafter Bewerbungen. Man fürchtete schon, sie

werde den griechischen Anträgen Gehör geben; als sie endlich den französischen Ritter Rainald von Chatillon vorzog, so entstand zwischen diesem und dem Patriarchen, der bisher das meiste vermochte, ein Streit, der alle Kräfte lähmte. An eine durchgreifende Gewalt und Oberherrschaft war unter solchen Umständen dort im Orient so wenig zu denken, wie damals noch in Frankreich.

Das Ereigniß war, daß sich dem gegenüber in den letzten Kämpfen um Aleppo, Edessa, Damascus auf abbasidisch-seldschukischer Seite eine consolidirte Macht gebildet hatte, die der Atabegen von Mosul, denen überdies in den vom Norden hereinströmenden Kurden ein besonders streitbares Element zur Verfügung stand. Nureddin setzte seinen Vater Zenki kräftig fort. Er war beiweitem gebildeter; seit den Omajjaden, sagen die Geschichtschreiber, habe es keinen so gesetzbeobachtenden und so freigebigen Fürsten gegeben, keinen gerechteren. Vier mal in der Woche saß er zu Gericht. Er nahm nichts von den Einkünften des Landes, das er nur wie ein ihm anvertrautes Gut verwaltete. Aber dabei war er ebenso eifrig zum heiligen Krieg. Der Staub, der sich in seinen Kämpfen gegen die Ungläubigen auf sein Gewand und seine Schuhe gesetzt, ward in einen Sack gefüllt, der ihm als Kissen unter den Kopf gelegt werden sollte, wenn er todt sei. Wie schon berührt, unterwarf er sich 1154 Damascus, das damals unter einem schwachen Fürsten stand, der vergebens im Frieden mit den Christen seine Sicherheit suchte, und schlug so selbst in der unmittelbaren Nähe des Königreichs seinen Hauptsitz auf. Er war ein tapferer und würdiger Repräsentant des abbasidischen Chalifates, dem er wie ein alter Emir al-Omara diente. Zuweilen nahmen sich übrigens auch die Christen noch tapfer

und erfolgreich zusammen. Unter dem heiligen Kreuz, welches sie immer zuerst im Zelte des Königs anbeteten, und das dann der Erzbischof von Tyrus vorantrug, haben sie auch wohl einmal (1158) Nureddin geschlagen. Nicht ohne Ruhm und einigen Succeß behauptete sich Balduin III., der 1162, erst dreiunddreißigjährig, starb. Er war tapfer und besonnen, ganz ein Mann für diese Kämpfe. Doch lag in ihnen eigentlich nicht die Entscheidung; sie ward wenigstens nicht allein durch die Stärke der Atabegen in Syrien bedingt, sondern ebensosehr durch die Schwäche der Fatimiden in Aegypten.

Noch hatten die ismaelitischen Doctrinen, auf die vor Zeiten das Chalifat der Fatimiden begründet worden, ihre Schwungkraft mit nichten eingebüßt; im Gegentheil: sie hatten erst kurz zuvor in der seltsamsten und gräßlichsten aller Secten eine neue Lebensform angenommen. Wer kennte nicht die Assassinen und den Alten vom Berge? Im Gegensatz zu der Wiedererhebung des sunnitischen Chalifats, die durch die Siege der großen Seldschukensultane bewirkt wurde, hatte gegen Ende des elften Jahrhunderts der Perser Hasan die extremsten ismaelitischen Lehren wieder hervorgesucht und einen Bund von Gläubigen um sich versammelt, aus dem er durch Fanatismus, Sinnenrausch und grenzenlosen Gehorsam eine Rotte von Sendboten des Meuchelmordes heranzubilden wußte. Ein System des Schreckens in orientalischer Gestalt: üppig, geheimnißvoll, und noch in der äußersten Verzerrung stets die Idee der Religion. Vornehmlich durch jenen Ridwan von Aleppo, der mit den Kreuzfahrern vor Antiochien schlug und zwischen Abbasiden und Fatimiden hin und her schwankte, ward eine Colonie dieser Assassinen auch in das nördliche Syrien verpflanzt, wo sie unter einem besonderen Scheich

al Dschebel — Fürsten des Gebirges — zu einer welthistorischen Wirksamkeit gelangten, insofern ein bloß zerstörendes Princip auf diese Bezeichnung Anspruch hat. Sie waren es, die Raimund von Tripolis umbrachten. Allein ihr Dolch traf ebenso die Moslimen wie die Christen, die Schiiten wie die Sunniten; sie stehen über den Parteien, da sie außerhalb der Ordnungen der Menschheit stehen.

Am Tage liegt, daß aus dieser Erscheinung das fatimidische Chalifat keinen Nutzen zog. Ueberhaupt aber war nach kurzem Aufschwung die öffentliche Gewalt in Aegypten abermals in tiefem Verfall. Die fatimidischen Chalifen überließen sich den entnervendsten Genüssen und Ausschweifungen; ihre Wesire, die den Titel Sultan annahmen, bekämpften sich unter einander, verjagten einander: nur der Stärkste fand Gehorsam. Es war ein Zustand, ähnlich dem, in welchen einst das abbasidische Chalifat im zehnten Jahrhundert gerathen war. Im Jahr 1163 nun ward der Wesir und Sultan Schaver von einem Nebenbuhler Dargam verjagt, der seitdem diese Würde eine Zeitlang bekleidete. Aber bald kam Schaver zurück; ohne Rücksicht auf die religiöse Differenz hatte er sich an Nureddin gewendet, der ihm einen seiner Emire, den Kurdenführer Schirkuh, zu Hilfe sandte. Dargam fiel durch Mord, Schaver bemächtigte sich des Sultanats; aber er hatte den Kurden Versprechungen gemacht, die er zu erfüllen zögerte; sie verlangten den dritten Theil der Einkünfte Aegyptens. Um sich gegen seine Beschützer behaupten zu können, ging er noch einen Schritt weiter: er wandte sich an den König von Jerusalem Amalrich, den Bruder und Nachfolger Balduins III., und rief dessen Beistand an.

Schon Balduin III. hatte die alte Tendenz Balduins I.

auf Aegypten insofern wieder aufgenommen, als er 1153 Ascalon eroberte. Die Besatzung hatte sich energisch vertheidigt; eine schon eingedrungene Schar von Rittern, namentlich Templern, ward doch zurückgetrieben. Schon soll der König geglaubt haben, alles sei verloren. Aber der Zuspruch des Patriarchen von Jerusalem erhielt ihn standhaft. Auch die Johanniter und deren Großmeister Raimund waren sehr eifrig. Bei ihren Ausfällen wurden die Ascaloniten geschlagen. Dadurch geriethen die Einwohner, die weder von Damascus noch von Aegypten Hilfe bekamen, in Verzweiflung und zwangen ihren Kriegsbefehlshaber, sich zu ergeben. Amalrich (1162—1173) ist nun ohne Zweifel der bedeutendste der späteren Könige. Er war trotz seiner Corpulenz wie Ludwig VII. unermüdlich in Jagd und Krieg; er liebte keinen Zeitvertreib; in den theologischen Fragen zeigte er einen den Geistlichen oft unbequemen Scharfsinn; er hielt die Barone in Unterordnung und zog neu angekommene Franken, z. B. Milo von Plancy, vor. Niemandem konnte entgehen, welch eine Gefahr für das Königreich in der Festsetzung der Kurden Nureddins in Aegypten lag. Amalrich besann sich nicht lange, und das Glück wollte ihm so wohl, daß er die Kurden wirklich in Pelusium einschloß (1164). Heimische Unfälle, durch Nureddin erlitten, nöthigten ihn, ihnen freien Abzug zu gewähren. Hinter den übrigen schritt Schirkuh mit erhobener Axt daher. Glaubst du, daß man dir den Vertrag nicht halten würde? rief ihm ein christlicher Ritter zu. Den würdet ihr nicht zu brechen wagen! war die Antwort.

Nun aber rüsteten sich die Heimgekehrten zu einem neuen, größeren Angriff; Schirkuh erweckte den sunnitischen Eifer gegen die falschen Chalifen in Kairo und rückte 1167 gegen

Aegypten vor. Auf der Stelle erschien auch Amalrich: die Pullanen und die Aegypter vereinigten sich, und es ward ein förmlicher Bund zwischen ihnen geschlossen. Die christlichen Abgeordneten wurden in den Palast des Chalifen geführt, um ihn persönlich zu bekräftigen. Sie können ihr Erstaunen über den Reichthum, die Pracht und die Wunder desselben nicht genug ausdrücken. In dem glänzendsten Gemache, das ein mit Perlen und Gold phantastisch gestickter Vorhang trennte, warf sich der Wesir dreimal nieder, dann legte er seinen Schwur ab; in diesem Augenblicke rollte sich der Vorhang auf, und die Gestalt des Chalifen erschien. Auf seinem goldenen Stuhle sitzend, reichte er den Rittern seine Rechte, aber sie war verhüllt. Hugo von Cäsarea entgegnete, bei einem Bunde müsse alles frei und offen sein. Zögernd, gleich als trete er seiner Majestät zu nahe, fügte sich der Chalif. Den Rittern wurde die Vertheidigung der Thürme und Mauern von Kairo anvertraut.

Schirkuh konnte sich in Giseh, gegenüber Kairo am linken Nilufer, gegen ihre Macht nicht behaupten; er verließ seine Stellung und zog nach Oberägypten. Amalrich zog ihm nach, an der Spitze eines aus Franken und Orientalen sonderbar gemischten Heeres, wie es bis auf Napoleons Zeit in diesen Gegenden nicht wieder aufgetreten ist. Am Engpasse von Babein trafen sie zusammen. Schon wollte Schirkuh auf das entgegengesetzte Ufer übersetzen, um zu fliehen, als ein Mameluke des Nureddin anlangte, der ihn fragte: Wie, ihr genießt die Güter des Islam und flieht vor dessen Feinden? Der Atabeg werde den Kurden die ihnen angewiesenen Ländereien wieder entreißen. So geschah es, daß Schirkuh Stand hielt; er hielt sich mit der auserlesenen Mannschaft

auf dem rechten Flügel, und während der König das vor ihm weichende Centrum angriff, wurde er geschlagen. Der König hatte Mühe, sich zu seinen Leuten durchzuschlagen. Dazu aber war er noch stark genug, um nun Alexandrien, das Schirkuh, nachdem es ihm durch Verrath geöffnet worden, seinem Neffen Saladin, Ejubs Sohn, zur Vertheidigung anvertraut hatte, zu belagern und aufs äußerste zu bedrängen. Schirkuh ließ sich dadurch zum Frieden vermögen, demzufolge beide Theile, die Christen wie die Kurden, Aegypten verlassen sollten. Schirkuh erhielt 50 000 Goldstücke von Schaver; den Christen wurden noch größere Vortheile eingeräumt; wenigstens nach dem Bericht des Abulfeda ward ihnen eine eigene Obrigkeit in Kairo und eine bedeutende jährliche Schatzung zugesprochen.

Man darf bei diesen Dingen länger verweilen, denn sie bieten nicht allein die letzte Aussicht für die Sache des Königreichs Jerusalem, sondern auch die größte für die der christlichen Welt gegenüber dem Islam im allgemeinen dar. Das historische Ereigniß ist, daß der Einbruch der Franken nur durch den Gegensatz des abbasidischen und fatimidischen Chalifats möglich wurde; daß das coloniale Reich sich hielt, so lange dieser Gegensatz bestand, aber untergehen mußte, sobald er wegfiel. Das Chalifat von Kairo war jetzt in die tiefste Ohnmacht versunken. Sollte es nicht in die Hände der syrischen Mohammedaner fallen, so mußten die Könige von Jerusalem Aegypten entweder mit Gewalt für sich erobern oder es durch die engste politische Verbindung in Güte aufrecht erhalten. Zu dem ersten waren sie, wie sich sogleich zeigen sollte, wie man indeß schon jetzt hätte abnehmen können, in der damaligen Lage beiweitem zu schwach; zu dem

anderen besaßen sie, wie die Erfolge Amalrichs dargethan, noch ganz wohl die erforderlichen Kräfte. Auch in jeder anderen Hinsicht wäre dieser Weg ohne Frage vorzuziehen gewesen. Bei einiger Weisheit hätte vielleicht nur die ruhige Entwicklung der Dinge dazu gehört, um dem christlichen Element allmählich die friedliche Herrschaft über Aegypten zu verschaffen. Welch eine Weltstellung von der größten Bedeutung hätten dadurch die Lateiner gewonnen! Den italienischen Seemächten wäre der Zugang in die indischen Gewässer eröffnet worden. Ueberdies hätte sich wohl erwarten lassen, daß auch Nordafrika, von dem Osten völlig getrennt, in die Hände der Spanier oder der sicilischen Normannen gerathen wäre.

Allein die Menschen dieser Zeit waren gleichsam noch nicht reif, den Orient auf immer zu erobern, die Welt zu beherrschen. Die Religion erlaubte gleichsam keinen Vertrag mit den Ungläubigen. Das nämliche religiöse Moment, welches einst die ersten überraschenden Erfolge hervorgebracht hatte, verhinderte nun daran, den großen Zweck ihrer Behauptung und Vervollständigung zu erreichen. Es war, als verstünde es sich ganz von selbst, daß dies doch keine Allianz auf immer sein könnte zwischen den Kreuzrittern und den Chalifen. Es schien etwas Unnatürliches darin, daß die Christen die Thürme von Kairo für Moslimen gegen Moslimen vertheidigen sollten. Der religiöse Gegensatz ging den Hütern des heiligen Grabes über Treu und Glauben. Amalrich vereinigte sich mit Manuel von Byzanz, der eben damals mit dem Papste und den Lombarden in Bund trat, und ließ sich bewegen, auf eine gemeinschaftliche Eroberung von Aegypten zu denken. Die Verbindung der Lateiner mit den Griechen ward dadurch erleichtert, daß der König mit einer griechischen,

der Kaiser damals mit einer syrischen Prinzessin vermählt war. Der Gedanke soll von Manuel ausgegangen sein, was sehr glaublich ist; denn der hielt in seiner den Osten wie den Westen umfassenden Politik sein Auge auf jedes sich als möglich darbietende Unternehmen gerichtet. Der Großmeister der Johanniter hat dem Könige Amalrich besonders zu der Sache gerathen, die Templer waren dagegen; sie sahen darin einen schändlichen Friedensbruch.

Ohne auch nur die griechische Hilfe abzuwarten, wurde der Krieg von den Jerusalemiten bereits im November 1168 eröffnet. Sie nahmen Pelusium und rückten gegen Kairo vor, langsam, weil sie Lösegeld für einen von ihnen gefangen genommenen Sohn Schavers erwarteten. Auch wurde ihnen ein solches angeboten; aber indem mußten sie hören, daß der gewaltige Schirkuh aufs neue durch die Wüste daher ziehe. Schaver und selbst der Chalif hatten ihren Widerwillen überwunden und sich abermals an Nureddin gewendet. Wie dort Griechen und Lateiner, so vereinigten sich hier die Anhänger der beiden Chalifate. Siehe da, hatte der Chalif Aladid Nureddin sagen lassen, das sind die Haare meiner Weiber, welche dich um Errettung anflehen! Es waren die tapfersten Turkmenen, welche Schirkuh und Saladin herbeiführten. Amalrich häte den Muth gehabt, zu einer Schlacht in der Wüste zu schreiten, aber Schirkuh zog an ihm vorüber. Die Franken mußten Aegypten mit Unehren verlassen. Und nun vollzog sich das Schicksal unaufhaltsam; dnn die Kurdenfürsten beeilten sich, eine Wiederkehr solcher Vorgänge zu verhüten. Sowie Schirkuh und Saladin in Kairo angekommen waren, kam es zu Streitigkeiten mit dem Sultan Schaver. Man beschuldigte ihn, er habe die sämmtlichen

turkmenischen Emire zu ermorden vorgehabt. Der Besuch, den Schaver bei dem Grabe eines moslimischen Heiligen machte, gab Gelegenheit, daß sich Saladin seiner bemächtigte. Der Chalif gab zu, daß er hingerichtet wurde, und ließ sich bewegen, Schirkuh zu seinem Wesir zu ernennen. Als Schirkuh bald darauf starb, trat Saladin an seine Stelle (1169). Er betrachtete sich in Wahrheit als den Statthalter Nureddins, welcher unaufhörlich in ihn drang, das Chalifat der Fatimiden vollends zu stürzen. Aber Saladin zögerte klug, bis er sich völlig in Besitz der Burg gesetzt und sich aller gefährlichen Feinde entledigt hatte, und bis der Fatimide Aladid, obwohl noch jung, auf den Tod erkrankte. 1171 starb der Chalif, indem schon in seinem Hause der Abbaside wieder verehrt wurde. Saladin, der inzwischen den Angriff Amalrichs und einer byzantinischen Flotte von Damiette abgeschlagen und den Franken den Hafen Ailah am rothen Meer entrissen hatte, bemächtigte sich jetzt des fatimidischen Schatzes und war nun der Herr über Aegypten.

Für die Christen lag für den Augenblick noch eine Art von Vortheil darin, daß ein gutes Verhältniß zwischen dem neuen Herrscher am Nil und seinem Oberherrn, dem Atabeg in Damascus, auf die Dauer nicht bestehen konnte. Saladin strebte danach, sich von Nureddin unabhängig zu machen. Um keine Geiseln in dessen Händen zu lassen, bat er sich seine ganze Familie nach Aegypten aus; seinen alten Vater Ejub machte er zu seinem Schatzmeister. Erst als er sich weigerte, ein paar fränkische Burgen, die den Weg von Damascus nach Aegypten beherrschten, Nureddin erobern zu helfen, schöpfte dieser Verdacht. Indem er sich aber rüstete, den ungetreuen Emir zu überziehen, ist der Atabeg 1174 gestorben.

Und nun eröffnete sich Saladin noch eine weit größere Bestimmung. Nureddin hatte nur einen minderjährigen Sohn hinterlassen, Melik es Salih, und Saladin ließ anfangs seine Münzen auf dessen Namen prägen. Allein mißvergnügt über die Regierung, die in dessen Namen geführt ward, sahen die Syrer es nicht ungern, daß Saladin herbeikam. Ohne Schwertstreich zog er im December 1174 in Damascus ein. Emesa, Hama, Baalbek fielen in seine Gewalt. Melik es Salih behielt Aleppo nur unter der Bedingung, daß er Damascus abtrat. Nach dessen Tode (1181) gewann Saladin auch Aleppo (1183) und breitete sich nach und nach bis Mesopotamien aus. Er brachte die ganze Erbschaft Nureddins in seine Hände.

Hiedurch erwuchs im Laufe weniger Jahre eine den Christen in Palästina höchst furchtbare Macht, die, auf der Combination von Aegypten und Syrien beruhend, die Existenz der von allen Seiten umschlossenen fränkischen Colonien jeden Tag in Frage stellte. Alles gehorchte einem einzigen Wink und war von einer einzigen religiösen Idee durchdrungen. Von abweichenden Tendenzen war nichts mehr übrig, als jene Assassinen des Libanon, jener Alte vom Berge, der denn auch zuweilen sich regte. Saladin ward eines Tages selbst von drei Mördern angefallen, aber seine starken Arme schützten ihn. Dann überzog er die Assassinen seinerseits, verwüstete ihr ganzes Gebiet und machte sich ihnen furchtbar. Zu der Macht aber gesellte sich die fähigste Persönlichkeit. Saladin war wie Zenki und Nureddin ein sehr strenger Moslim. Zwischen den Armeen, die sich einander näherten, las er den Koran. Fasten, die er versäumte, holte er nach, unverbrüchlich vollzog er die fünf Gebete; er trank nichts als Wasser

und trug ein Kleid von harter Wolle; er selbst stellte sich persönlich vor Gericht. Seine Kinder unterrichtete er im Islam. Aber seine Religion hinderte ihn nicht, eine unrechtmäßige Gewalt an sich zu reißen. Die religiöse Idee, die Vertheidigung des Chalifen von Bagdad, feuert ihn vielmehr dazu an. Er gefällt sich in Zeiten des Glücks und zumal nach dem Siege meist in einer lässigen Großmuth, die ihm eine vornehme Würde verleiht. Ebenso ausdauernd aber ist er im Mißgeschick, unablässig behält er sein Ziel im Auge. Er ist tapfer und verschlagen; immer hat er Verbündete unter seinen Feinden. Er ist freigebig und beherrscht seine Unterthanen mit Gerechtigkeit und Sanftmuth. So ist er im Besitz aller Eigenschaften, um einen Staat zu gründen und zusammenzuhalten; alles geht ihm am Ende glücklich vonstatten. Noch in viel höherem Maße, als die Atabegen, ward er der Held des wiedererstandenen Islam, für das Königthum des heiligen Grabes der Mann des Schicksals. Nur so lange er anderen Widerstand auf seinem Wege fand, konnte sich Jerusalem halten.

Hätte man es dort wenigstens verstanden, die noch gegebene kurze Frist nach besten Kräften zu benutzen! Aber anders ist es nicht: der emporsteigenden Macht auf islamitischer Seite kam der kläglichste Niedergang des christlichen Staatswesens halbenwegs entgegen. Gerade zuletzt war die genealogische Verfassung des Abendlandes, die Erblichkeit des Thrones in männlicher und weiblicher Linie, auch hier zu voller Anerkennung gelangt; allein sie war für eine Position, wo man fortwährend kriegsbereit sein mußte, wo das Fürstenthum nur eine Heerführung hätte sein sollen, nicht geeignet. Bald wurden ohnmächtige Knaben dadurch auf den Thron

gefördert, bald brachten die Ehen der Erbinnen ein gefährliches Schwanken in die Succession: Regentschaften wurden errichtet, bestritten und gewechselt. Es fand sich keine stetige Gewalt, um die Selbstsucht der Ritter und der Hierarchie zu brechen. Eine allgemeine Zuchtlosigkeit durchdrang das politische wie das sittliche Leben.

König Amalrich starb 1173, noch vor Nureddin. Ihm folgte sein dreizehnjähriger Sohn Balduin IV., der, von unheilbarem Aussatz geplagt, bis an seinen frühen Tod — im Jahr 1185 — eigentlich nie recht in den Besitz des Regiments gelangt ist. Zuerst ward Raimund II. von Tripolis, der Sohn der Hodierna, zum Reichsverweser bestellt. Er schloß einen Stillstand mit Saladin (1175), durch den er sich verpflichtete, ihm in seinem Kampfe gegen die Erben Nureddins sich nicht zu widersetzen. Eben hiedurch aber verlor Raimund die Autorität im Reich. Die Ritterschaft suchte einen besseren Führer aus dem Abendlande herbeizuziehen. Der erste war Wilhelm Longaspada, Markgraf von Montferrat, der im October 1176 eintraf und mit der älteren Schwester des unmündigen Königs, Sibylle, vermählt wurde; er war jähzornig, aber ehrlich und offen. Man fing an Zutrauen zu ihm zu fassen, aber er starb schon im Juni 1177. Dann kam Philipp von Flandern und Vermandois, alter Gegner Heinrichs II. von England, Anhänger Beckets, der gar manche Gewaltthat durch die Wallfahrt abzubüßen hatte. Aber man meinte, nur ein solcher könne dem Reiche dienen, der ein Interesse an demselben habe. Er schien die Gewalt selbst in die Hände nehmen oder an den Grafen von Bethune bringen zu wollen, welcher ihm alsdann seine benachbarten Besitzungen überlassen sollte. Er

kehrte nach Hause zurück, ohne etwas geleistet zu haben. Die Absicht wäre gewesen, im Bunde mit den Griechen Saladin in Aegypten zu bekämpfen, aber dies wäre Philipp nicht gelungen.

An die Spitze tritt dann ein Mann im Sinne der Ritter, Fürst Rainald, vordem Pfleger von Antiochien, als Reichsverweser. Es ist jener Rainald von Chatillon, der bei der Belagerung von Ascalon in das Heer gekommen und dann von der Wittwe Raimunds von Antiochien, Constantia, zu ihrem Gemahl und zum Vormund ihres Sohnes erwählt worden war. In ihm repräsentirten sich die kriegerischen Tendenzen. Ihm gelang es, im November 1178 Saladin bei Ascalon, das er berannte, zu schlagen, sowie kurz vorher dessen Bruder Turanschah bei Damascus eine Schlappe erlitten hatte. Man konnte nun Athem schöpfen und baute am Jordan einige Meilen von Paneas eine Burg, welche den Templern anvertraut wurde. Bald darauf aber, im Jahre 1179 erlitten die Ritter ebendort bei Paneas eine Niederlage von Saladin, in der der Großmeister der Templer, Odo von St. Amand, der als sehr hoffährtig bezeichnet wird, unterlag. Dann griff Saladin jene Feste an und nahm sie mit Sturm. Die Templer stürzten sich entweder in das Feuer der brennenden Burg, oder sie warfen sich in die Fluthen des Jordan, oder sie sprangen von der Mauer auf den Felsen und stürzten sich zu Tode.

Es war in dieser Zeit, daß die Bischöfe der orientalisch-lateinischen Kirche in dem Lateranconcil erschienen, unter ihnen Erzbischof Wilhelm von Tyrus, der Geschichtschreiber des Königreichs, der auf diese Ereignisse das Bibelwort anwendet: der Herr, ihr Gott, war von ihnen gewichen. Aller Augen richteten sich auf das Abendland. Und nichts hätte mehr dem

Ehrgeiz Alexanders III. entsprochen, als eine Kreuzfahrt wie die Urbans II. zustande zu bringen; noch kurz vor seinem Ende hat er ein schwungvolles Schreiben erlassen, um dazu anzumahnen. Damals setzte man voraus, daß Kaiser Manuel, wenn die beiden großen westlichen Fürsten, die Könige von England und Frankreich, die ja schon 1177 sich mit dem Kreuze bezeichnet, sich aufmachen würden, ihnen Hilfe leisten werde. Mit dem christlichen Syrien hielt sich Manuel in guter Freundschaft. Mit den Seldschuken in Kleinasien hatte er soeben aufs neue gestritten. Die Unternehmung gegen Aegypten hat er, auch nachdem Saladin es erobert hatte, nur sehr ungern aufgegeben, und zwar bloß deshalb, weil die Ritter von Jerusalem in ihrer Hilfe so säumig waren. Allein er starb im Jahre 1180. Und noch standen auch die abendländischen Angelegenheiten nicht so, daß ein großes Unternehmen hätte gewagt werden können. Friedrich I. hatte mit Heinrich dem Löwen zu kämpfen und eine Abkunft mit den Lombarden zu treffen; die Söhne Heinrichs II. hielten Frankreich und England fortwährend in Athem. Das Königreich Jerusalem blieb sich selbst überlassen.

Man fristete dort noch immer ein erträgliches, nicht ganz hoffnungsloses Dasein, so lange Saladin noch nicht der ganzen Erbschaft Nureddins Meister geworden war. Die Ritter kämpften zuweilen mit Glück, wie im Jahr 1182 in der Ebene zwischen Belveir und Ferbelet, gegen Saladin. In demselben Jahre mußte dieser die Belagerung von Berytus aufgeben, als die christlichen Scharen sich näherten. Dem kecken Rainald von Chatillon gelang es sogar, den Hafen Ailah am arabischen Meerbusen wieder einzunehmen. Die lateinischen Seefahrer wendeten sich von da nach der arabischen

Küste, sie bedrohten Mekka und Medina, wurden jedoch bei Haura überwunden und fielen dem arabischen Propheten zum Schlachtopfer. Ailah ging wieder verloren. In Rainalds Unternehmungen, der sich wie in einer Art persönlicher Ritterfehde mit Saladin begriffen betrachtete, ist überhaupt ein tollkühnes Wesen nicht zu verkennen: sie führten, abenteuerlich wie sie waren, zu keinem dauernden Ergebniß.

Und eben jetzt trat auf der anderen Seite jene verhängnißvolle Wendung ein. Im Jahr 1181 war der Fürst von Aleppo, Melik es Salih, Nureddins Sohn gestorben. Keiner von seinen Verwandten war in der Lage, den Ort zu behaupten. Emadeddin, der es unternahm, bemerkte bald, daß er dazu nicht fähig sein würde. Als Saladin im Jahre 1183 gegen ihn heranzog, hielt er es für das beste, sich einige von den Festen, die dieser eben erobert hatte, abtreten zu lassen und ihm Aleppo zu überlassen. Im Juni 1183 zog Saladin daselbst ein. Man wußte, daß er der tapferste und glücklichste Vorkämpfer des Islam sei; der religiöse Impuls, der bei den Mohammedanern wieder höchst lebendig geworden, bewirkte, daß man ihm überall den Vortritt ließ. Dagegen häuften sich im fränkischen Lager Unglück und Unverstand. Balduin IV. erlag 1185 seinen Leiden. Ihm folgte sein Neffe, Balduin V., der Sohn Sibylles von Wilhelm Longaspada, ein Knabe von fünf Jahren. Ein anderes Unheil war, daß Sibylle zum zweiten Gemahl wider die Absicht der Barone einen Ritter Veit von Lusignan genommen hatte, von dem niemand glaubte, daß er dem Reich im Nothfall werde vorzustehen vermögen.

Aufs neue übernahm deshalb Raimund von Tripolis die Reichsverwesung, und aufs neue hielt er einen Vertrag

mit Saladin für das einzige Mittel, das Reich zu behaupten. Ein Stillstand wurde geschlossen, was jedoch nicht mehr möglich war, ohne daß ein Tribut versprochen worden wäre. Eine neue schlimme Störung erfolgte, als Balduin V. im Jahre 1186 starb und Sibylle für sich die Krone forderte, die sie nun ihrem Gatten Veit von Lusignan überließ. Das geschah im Widerspruch mit Graf Raimund und gefährdete den von ihm geschlossenen Vertrag. Raimund hatte selbst die Krone davonzutragen gemeint, aber fast die gesammte Ritterschaft folgte der legitimen Erbin. Indem sich nun Veit an der Spitze seiner Anhänger aufmachte, um Raimund in Tiberias zu belagern, veranlaßte er diesen, sich selbst an Saladin zu wenden, der ihm eine Schar türkischer Reiter zu Hilfe schickte. War es doch auch sonst schon dahin gekommen, daß ein Tempelherr geradezu zu Saladin überging und an der Spitze eines Haufens Ungläubiger selbst die Ritter bei Jerusalem angriff. Alle Bande der Ehre und Sitte schienen gelockert. Die Geistlichen gaben vielfach großes Aergerniß, das größte der Patriarch Heraclius von Jerusalem selber. In dieser Lage, ohne Hilfe aus dem Abendlande, in sich selbst verdorben und zerfallen, einem übermächtigen Feinde gegenüber, war die einst so blühende Colonie zum Untergange reif.

Saladin erkannte den günstigen Moment. Indem er sich zum entscheidenden Angriff entschloß, hatte er doch in dieser Stunde auch das Recht auf seiner Seite: Rainald von Chatillon, jetzt besonders der Burgen jenseit des Jordan mächtig, hatte dort, den Waffenstillstand brechend, eine vorüberziehende Karawane, bei der sich, wie es hieß, die Mutter des Sultans selbst befand, überfallen und geplündert. Eine Genugthuung

forderte Saladin vergebens und so brach er denn, nachdem er allenthalben zum heiligen Kriege aufgerufen, mit gewaltiger Macht in Galiläa ein.

Noch einmal sammelte sich das christliche Heer, wie so oft, an der Quelle von Saffuria. Der Großmeister der Templer hatte ein bedeutende Summe, die Heinrich II. von England zur Sühne wegen Beckets gesendet, zur Rüstung hergegeben; auch Graf Raimund von Tripolis erschien. Noch einmal ward das heilige Kreuz von Jerusalem zum Heere gebracht. Aber man ließ sich verleiten, dem belagerten Tiberias zu Hilfe zu eilen. Die Templer besonders drangen darauf. Am Abend des ersten Schlachttages — 4. Juli 1187 —, der noch keine Entscheidung brachte, trieb Saladin durch seine leichten Reiter die Christen auf eine wasserlose Anhöhe in der Nähe von Hittin zurück, wohin die Sage die Bergpredigt Christi verlegt, wo sie die Nacht in Durst zubringen mußten: es war der heißeste Sommertag. Die Verschmachteten, Ermatteten griff er dann am 5. Juli abermals an. Nur wenige von den christlichen Streitern entkamen; darunter Graf Raimund, dem die Saracenen wohl als ihrem alten Verbündeten absichtlich Raum gaben, als er mit seiner Schar gegen ihre Reihen anritt; des Verrathes dürfte man ihn deswegen nicht bezichtigen. König Veit, der größte Theil seiner Ritter, soviel ihrer nicht erschlagen waren, mit ihnen das heilige Kreuz, fielen in die Hände Saladins. Diesmal kannte der Gewaltige keine Gnade. Die gefangenen Templer und Johanniter und viele andere wurden hingerichtet; Rainald von Chatillon, den Friedensbrecher, stieß der zornige Kurde mit eigener Hand nieder.

Ein panischer Schrecken überfiel das Land. Alles eilte,

sich dem Sieger zu ergeben. Selbst die festen Küstenstädte, Ptolemais, Sidon, Berytus, fielen eine nach der anderen; nur Tyrus, Tripolis und Antiochien blieben unbezwungen. In Ascalon bedang sich die Besatzung die Freiheit des gefangenen Königs für ihre Ueberlieferung. Einige Tage wehrte sich Jerusalem; aber wie wären die wenigen Ritter fähig gewesen, diesem mächtigen Angriff zu widerstehen? Am 2. October 1187 zog Saladin auch in die Hauptstadt ein. Wie einst „Christe Sieger", so erscholl nun wieder „Allah akbar"; es hatte doch die Oberhand behalten. Der Tempel Salomonis ward aufs neue zu einer Moschee geweiht, mit Rosenwasser gewaschen. Den nächsten Festtag erschien ein Scheich auf dem Predigtstuhl. Die Glocken wurden zertrümmert, die Kreuze gebrochen.

Der Fall Jerusalems ward als ein allgemeiner Verlust des Abendlandes gefühlt. Man erzählt, und es ist wenigstens bezeichnend, daß der Papst Urban III. bei der Nachricht gestorben sei.

Zehntes Capitel.

Der dritte Kreuzzug.

Vergessen hatte man im Occident das Morgenland niemals; unaufhörlich waren die Wallfahrten fortgegangen. Gerade das machte den Eindruck der Katastrophe jetzt so unauslöschlich, daß so viele aus allen Ländern, dem Süden wie dem fernsten Norden, in Jerusalem gewesen waren. Da bedurfte es nicht erst der Hilferufe von Bischöfen und Templern, nicht der Mahnung der Genuesen, die mit den übrigen Städten für den Ruin ihres Handels fürchteten. Es bedurfte keines großen Papstes und keiner großen Kirchenversammlung: auch ohne das war alles bereit. Das vornehmste Moment für eine neue Unternehmung nach dem Orient lag jedoch darin, daß sie überhaupt wieder möglich wurde; bis dahin war sie es seit lange nicht gewesen. In Deutschland mußte erst Heinrich der Löwe niedergeworfen sein und in Frankreich Philipp August, der Nachfolger Ludwigs VII., von Heinrich II. und dessen Söhnen nichts mehr zu fürchten haben.

Der erste Kreuzzug war von den Anhängern Urbans II. unternommen worden, von den großen Vasallen, fast im Gegensatz mit dem Kaiser, der als Schismatiker erschien, sowie mit dem Könige von Frankreich; der zweite infolge der

Predigt des heiligen Bernhard, welcher dazu von dem Papst bevollmächtigt war, in einem Moment, wo sich alles, auch der deutsche König, dem Concordat gemäß, unter den römischen Stuhl beugte. Für den dritten war es von Werth, daß der eben eingetretene Papst Gregor VIII. von den Irrungen, in die sich seine Vorgänger vornehmlich wegen der sicilischen Heirath mit dem Kaiser Friedrich eingelassen hatten, absah und die Nachfolge Heinrichs VI. im Reich nicht allein bestätigte, sondern fast vorausnahm: er nannte ihn bereits römischen Kaiser. Dieser Papst, der nur zwei Monate regierte, hat doch den Kreuzzug außerordentlich gefördert. In seinem Namen unterhandelte der Erzbischof von Tyrus mit den abendländischen Mächten. Der Kaiser hatte ein zweifelhaftes Verhältniß zu Frankreich; auf einer Zusammenkunft zu Ivois wurde die Streitigkeit — über den Hennegau — geschlichtet. Daß dabei auch für den Kreuzzug Verabredungen getroffen wurden, ist sehr wahrscheinlich, wenn auch nicht gerade überliefert. Die Hauptsache war, daß man sich gegenseitig des Friedens der beiden Reiche versichert hatte. Hierauf machten auch Heinrich II. und Philipp August Frieden und vereinigten sich zu dem Plan eines gemeinsamen Zuges.

In Deutschland ward auf Lätare 1188 ein Hoftag Christi zu Mainz gehalten, auf welchem sich auch der bisher opponirende Erzbischof Philipp von Köln dem Kaiser unterwarf und zu einer Buße verpflichtete. In der Versammlung führte der Kaiser nicht den Vorsitz, weil man sich den Erlöser selbst als den unsichtbaren Vorsitzenden dachte. Die Schreiben des Papstes wurden verlesen. Besonders sprach Gottfried von Würzburg eindringlich; er bezeichnete den Kaiser mit dem Kreuz. Friedrich hatte wohl auf seinen italienischen Zügen, wenn

man ihm die Thaten Alexanders des Großen vorlas, gemeint, auch er wäre glücklicher gewesen, wenn er nach Asien gegangen wäre. Er hatte den zweiten Kreuzzug mitgemacht und sehnte sich danach, auch im Orient die Ehre des Kaiserthums wiederherzustellen. Dazu aber bedurfte es auch einer besseren Vorbereitung, als ehemals. Man faßte einen förmlichen Reichsbeschluß: jeder Mitziehende mußte sich auf zwei Jahre erhalten können, die Zurückbleibenden sollten dagegen den Zehnten von ihren Gütern aufwenden; eine wohlüberlegte Neuerung.

Am St. Georgentage 1189 sammelte man sich zum Aufbruch. Der Zug durch Ungarn, mit dem man im besten Verhältniß stand, war ohne Schwierigkeit. Der Sohn des Kaisers, Herzog Friedrich von Schwaben, verlobte sich mit der Tochter des Königs. Die Königin verehrte dem Kaiser ein prächtiges Zelt und einige Reisebequemlichkeiten. Viele Ungarn und Böhmen gesellten sich den Deutschen zu. Bei Belgrad fand sich das Heer auf 50 000 Reiter, insgesammt 100 000 Krieger angewachsen. Ein ritterliches und wohlgeordnetes Heer, an sich das beste, das noch je zu einem solchen Unternehmen ausgezogen war. Aber wir wissen, daß es auch schwieriger war, als jemals. Der Zwist der Abbasiden und Fatimiden, der die früheren Züge so sehr gefördert hatte, bestand nicht mehr. Einer der größten Helden des Orients stand den Kreuzfahrern als Feind gegenüber. Dazu kam nun aber noch ein anderes Moment: die entschiedene Feindseligkeit der Griechen.

Kaiser Emanuel hatte eine deutsche und eine fränkische Gemahlin gehabt; die letzte eine Prinzessin von Antiochien, die schönste Frau ihrer Zeit; er vermählte seine Tochter mit einem Prinzen von Ungarn. Sein Hof war mit Abendländern erfüllt, sowie seine Stadt von Italienern und zurückgebliebenen

Kreuzfahrern, kurz: eine allgemeine Latinisirung hatte hier ebensowohl in Aussicht gestanden, wie sie in Aegypten möglich gewesen wäre. Nach Manuels Tode, 1180, unter der Regierung Alexius' II., die jedoch von der Mutter desselben und dem Protosebastos Alexius geführt wurde, ging das eine Zeitlang so fort. Aber im Jahre 1182 erwachte die griechische Reaction. Andronicus, ein Comnene, welcher immer zu der griechischen Partei gehalten hatte, machte sich zum Ausdruck der volksthümlichen Abneigung. Er setzte sich in den Besitz der Regierung und verhing über alle Lateiner, Beamte und Handelsleute, Angesessene und Fremde, ein schreckliches Blutgericht. Der junge Kaiser mußte das Todesurtheil seiner Mutter unterschreiben. Dann ward er selber getödtet, und der Patriarch von Constantinopel sprach Andronicus von der Blutschuld frei. Seine Wuth richtete sich dergestalt auch gegen die Andersgesinnten unter den Griechen selbst und wurde unerträglich. Höchst sonderbar ist trotzdem der Wechsel der Gewalt, der 1185 eintrat. Isaak Angelus, ein Verwandter des comnenischen Hauses, sollte wie so viele andere umgebracht werden. Er war aber stärker als sein Henker, tödtete diesen und flüchtete dann in ein Kloster. Das Volk ermordete Andronicus und rief Isaak Angelus zum Kaiser aus. Aber das gute Verständniß zwischen den Nationalitäten ward dadurch nicht hergestellt. Die Normannen führten, um sich an Andronicus zu rächen, einen verheerenden Krieg an den Küsten. Sie wurden von Isaak bei Amphipolis geschlagen; die Gefangenen wurden auf das grausamste verstümmelt.

In die größte Besorgniß gerieth nun Isaak bei dem Anzug des deutschen Heeres. Er ließ die Gesandten in das Gefängniß werfen, weil er gehört hatte, der deutsche Kaiser

suche sich Constantinopels zu bemächtigen. Man könnte sagen: hätte er es doch beabsichtigt! Anlaß dazu war genug vorhanden und die beste Gelegenheit. Friedrich I. trat bei seiner Ankunft auf serbischem Boden der dortige Fürst Nemanja mit dem Erbieten entgegen, sich von den Griechen loszusagen und an das deutsche Reich anzuschließen. Walachen und Bulgaren zeigten sich zu einem ähnlichen Schritte bereit. Es war eine der größten Fragen, welche jemals einem unserer Kaiser vorgelegen haben. Friedrich aber wies das Anerbieten von sich.

In der Idee der Kreuzzüge lag ein eigenthümlicher Widerspruch. Es waren noch immer Wallfahrten, die aber jetzt einen ganz anderen und zwar sehr politischen Charakter dadurch angenommen hatten, daß sie ein Königreich lateinischen oder romanisch-germanischen Ursprungs zustande gebracht hatten. Die Unterstützung eines solchen mit großen Heeren mußte alle unabhängigen Mächte mit Besorgniß erfüllen; andere, die abhängigen, knüpften daran, wie man sieht, politische Hoffnungen. Dennoch blieb man noch immer dabei, das Ganze wie eine Wallfahrt zu behandeln. Wenn Friedrich es wirklich gewagt hätte, hier irgend eine Herrschaft unter deutscher Oberhoheit zu gründen: welch eine unendliche Aussicht für die Nation! Von Italien her hätte er müssen unterstützt werden, nachdem er Neapel an sein Haus gebracht hatte. Da hätte noch einmal das Kaiserthum des Abendlandes dem Papstthum Widerstand leisten können. Allein Friedrich dachte nicht daran. Wie er einst nur nach Rom forteilte, um Italien, so wollte er jetzt nach Jerusalem, um den Orient zu bezwingen. Dem walachischen Fürsten Kalopeter gab er eine freundliche, aber ablehnende Antwort: er wünsche mehr Jerusalem zu sehen, als hier sich eine fremde Herrschaft zu er-

werben. Moralisch groß, ein Beweis von Hingebung und Glauben, aber zu einem politischen Ziele konnte das nicht führen. Wenn man alles, was folgte, betrachtet, den raschen Untergang von Constantinopel, die späteren Schicksale dieser Gegenden, die den Osmanen zur Basis ihrer Angriffe gegen Deutschland selber dienten, so kann man politisch und vom deutschen Standpunkt nichts anderes thun, als Friedrichs Standhaftigkeit bedauern. Es war ein Moment, wie er nicht so leicht wiederkommen konnte.

Hatte sich doch Isaak Angelus seinerseits nicht gescheut, sich mit Saladin in einen Bund einzulassen! Man hat es lange bezweifelt, aber aus Bohaeddin, dem Biographen Saladins, ergiebt es sich ganz unzweifelhaft. Er ließ ein Thor verrammeln, durch das Friedrich einziehen sollte. Er übte sich selbst im Bogenschießen und zeigte aus seinem Fenster in die Ferne bei Philopation, wo er die Deutschen erschießen wolle, den Kaiser Friedrich in eigener Person. Kaum erkannte er Friedrich überhaupt als Kaiser an. Die Aufschrift seines Briefes lautete: Isaak, der von Gott eingesetzte heilige Kaiser, Allwalter des römischen Reiches, Erbe der Krone des Constantin, seinem lieben Bruder im Reich, dem ersten Fürsten von Alemannien, seine Gnade und Liebe! Nicht einmal Friedrichs Namen hatte er dabei genannt. Der Patriarch von Constantinopel soll gepredigt haben: wer 100 Kreuzfahrer erschlage, solle Ablaß haben für alle seine früheren Mordthaten. Und Sibylle von Jerusalem schrieb, Saladin habe 600 Scheffel vergifteten Mehls nach Constantinopel gesandt, um die deutsche Ritterschaft zu vertilgen. Unter diesen Umständen hätte man es Kaiser Friedrich wahrlich nicht verdenken können, wenn er auf die Anerbietungen des walachischen Fürsten Kalopeter ein-

gegangen wäre. Als er sich im Februar 1190 von Adrianopel wieder in Bewegung setzte, wußte man noch nicht, welche Absicht er hegen werde. Aber er war zufrieden, als Isaak Angelus ihm Lebensmittel und Durchzug vergönnte. Hierauf, am 28. März 1190 zog Friedrich über das Meer. Auf allen Schiffen der Griechen spielte Musik. Das Heer brauchte sechs Tage zum Uebergang.

Auf eine ähnliche Weise, wie mit den Griechen, ging es mit den Seldschuken von Iconium. Es war auch hier ein innerer Krieg ausgebrochen zwischen Vater und Söhnen. Kilidsch Arslan II. hatte sich an Friedrich gewendet, die Söhne widersetzten sich ihm. Aber Friedrich begegnete ihnen beiweitem anders als ihr Vater: er schlug sie in einer großen Schlacht und eroberte ihre Hauptstadt (18. Mai 1190). Und dann? Man eroberte eine Hauptstadt, in gutem Kriege, nach langen Anstrengungen, und überließ sie dann sich selber. Nach fünf Tagen zog man weiter. Sie hatte nur als eine Reisestation gedient. Natürlich folgte, daß auch die benachbarten Fürsten, welche sich vom byzantinischen Reich losgemacht hatten, wie die armenischen, kein Zutrauen faßten, ja es aus Furcht vor den Mohammedanern, die unfehlbar wiederkommen mußten, nicht wagten, den Glaubensgenossen zu Hilfe zu kommen. Endlich kamen die Deutschen nach Seleucia. Welch eine Aussicht war es auch jetzt noch, wenn dies gewaltige Heer, welches unter seinem Führer glücklich im Norden Syriens angekommen war, nun zu gleicher Zeit von der See her ernstlich unterstützt worden wäre! Schon war die Lage des heiligen Landes durch unmittelbaren Zuzug einigermaßen erleichtert worden, und alles ließ sich zu einer großen Entscheidung an, als der Kaiser am 10. Juni 1190 in den Wellen des Kalykadnus

einen jähen Tod fand. In diesem Unfall liegt eine universal-historische Begebenheit; denn auch ohne unmittelbare Eroberung würde die Herstellung des Königreichs Jerusalem von deutscher Seite dem Abendland einen großen Einfluß auf Constantinopel verschafft haben.

Die Nachrichten der beiden Nächstbetheiligten über den Tod Friedrichs stimmen nicht überein. Bei Ansbert will Friedrich die Hitze vermeiden und sich doch nicht auf die höchsten Berge begeben; er unternimmt, den Fluß zu durchschwimmen; er läßt sich durch kein Zureden abhalten, hiebei kommt er auf der Stelle um. Nach dem anonymen Brief über des Kaisers Tod dagegen ist er sicher über den Fluß gelangt, säumt dort, nimmt eine Mahlzeit ein, will sich dann abkühlen, wirft sich zum Bade in den Fluß und ertrinkt dabei. Die erste Erzählung ist beiweitem schöner. Man wollte dem ritterlichen Kaiser kaum zutrauen, daß er Badens halber in den Fluß gestiegen sei. Die letzte jedoch scheint mir am besten beglaubigt; sie hat eben das für sich, daß man sie nicht wahrscheinlich fand. In dem Lager selbst bildeten sie sich beide aus. Das von den Gebeinen gelöste Fleisch der kaiserlichen Leiche ließ Herzog Friedrich Ende Juni nach Antiochien kommen und dort begraben. Die Gebeine wollte er nach Jerusalem führen. Da dies unthunlich wurde, so sind sie in Tyrus begraben worden.

Noch einmal wendet sich an dieser Stelle unser Blick auf die Gesammterscheinung Friedrichs I. zurück. Das muß man wohl eingestehen: er war der letzte Kaiser, der allgemeinen Gehorsam fand, vorher durch die freundschaftlichen Beziehungen zu Heinrich dem Löwen, nachher, nach dessen Sturz, durch die Unterwürfigkeit der Fürsten, die überdies mit Gewalt befestigt wurde. Insofern knüpfte er an die mächtigen Salier an. In

anderer Beziehung setzte er Otto den Großen und dessen Beziehungen zu Italien, auch dem südlichen, fort. Die letzte Intention seiner hochstrebenden Politik hatte er nicht erreicht, aber doch eine große welthistorische Stellung eingenommen. Alles gehorchte, nur unter Vertrag und Beschränkung. Seine Macht war nicht absolut, aber sie war wohl gegründet, sehr umfassend, allenthalben zu empfinden. Der Sohn, der ihn fortsetzte, hat doch hauptsächlich in Italien sich ein Andenken gestiftet. Er war, wie wir sehen werden, im Begriff, das Kaiserthum auf einem anderen Wege aufs neue zu begründen, als er starb. An Friedrich I., der siebenunddreißig Jahre in Deutschland regiert hatte, knüpft sich das Andenken des eigentlich deutschen Kaiserthums. Auch für den Kreuzzug, insofern er ein deutscher war, ward sein Tod entscheidend: er bedeutete den Untergang des ganzen Unternehmens, das der Kaiser entworfen und nur er in vollem Umfange im Herzen getragen hatte. Der junge Friedrich von Schwaben besaß die nöthige Autorität im Heere nicht, das sich zusehens auflöste. Viele wandten sich zu Schiffe nach den syrischen Häfen; die Hauptmacht, welche Friedrich zu Lande weiterführte, erlitt durch Seuchen die größten Verluste, sodaß die deutsche Nation im Lager vor Ptolemais hinter den Engländern und Franzosen unleugbar zurücktrat.

Der französisch-englische Zug, der von den beiden Königen verabredet worden war, wurde noch durch den schrecklichen Krieg aufgehalten, in welchen Heinrich II. abermals mit seinen Söhnen gerieth. Er war in ihren Zwistigkeiten für den Jüngeren, Johann, gewesen; als er vernahm, daß auch dieser wider ihn sei, verfluchte er sein Geschlecht und starb (1189). Sein Nachfolger, Richard Löwenherz, ergriff die Idee des

Kreuzzugs mit dem größten Eifer; weit mehr, als Philipp August von Frankreich, dem die politische Lage seines eigenen Königthums, das drückende Uebergewicht der plantagenetischen Macht aufs tiefste zu Herzen ging. Sie standen zunächst in erträglichem Verhältniß miteinander; gemeinsam brachen sie im Juli 1190 von Vezelay in Burgund nach dem Mittelmeer auf. Doch ließ sich die Verschiedenheit ihrer Interessen wie ihrer Naturen keinen Augenblick verbergen. Schon auf dem Wege, zu Messina, kam es zu Mißverständnissen. Nicht sowohl Engländer waren es, welche sich um König Richard versammelt hatten, als die normännisch-englische Ritterschaft der Eroberung. Man geberdete sich den Landeseinwohnern gegenüber als Sieger. Da vor kurzem der letzte normännische König, Wilhelm II., gestorben und Heinrich VI. von Deutschland in Sicilien noch nicht erschienen war, so spielte sich Richard gewissermaßen als Oberherr aller Normannen auf. In den Sicilianern aber war Eifersucht und Habsucht. Von Spöttereien kam es zu Raufereien und ernstlichen Thätlichkeiten. Die Engländer machten sich zu Meistern von Messina. Obwohl schon hier Entzweiung zwischen den beiden Königen ausbrach, — Richard zeigte sich glänzend, freigebig, kriegerisch, prächtig und vollführte alles, Philipp hielt sich im Hintergrunde, war sparsam und wollte doch an allem Theil haben — so wurde doch noch einmal Friede vermittelt; sie schwuren einander treu und hold zu sein. Streitige Verhältnisse der französischen Lehen wurden geordnet.

Die erste Unternehmung vollzog dann Richard allein: die Eroberung von Cypern. Hier hatte sich ein Sprößling des comnenischen Hauses, Sohn einer Enkelin des Kalojohannes, Isaak, der sich Kaiser nannte, durch Gewalt und List die Herr-

schaft verschafft, die er mit der größten Grausamkeit ausübte. Eben so gewaltsam wie jener Andronicus, dessen wir gedachten, zeigte er sich auch gegen die Lateiner. Früher hatte Cypern den Kreuzfahrern Hilfe geleistet, jetzt aber stellte man von dort ihren Schiffen nach. Man sagte, Isaak habe mit Saladin Bundesbrüderschaft. Die englische Flotte war durch einen Sturm auseinander getrieben; einige Schiffe waren an den cyprischen Küsten gestrandet; dann hatte sie der anmaßende Kaiser feindlich behandelt. Da fand er nun aber an Richard Löwenherz einen gewaltigen Rächer. Richard ließ ihn zur Rechenschaft auffordern. Isaak antwortete trotzig, als ein Kaiser dem Geringeren. Hierauf landete Richard mit Gewalt. Isaak floh vor dem König, der, ihn einholend, ihn mit donnernder Stimme zum Zweikampfe aufforderte. In vierzehn Tagen hatte er die ganze Insel erobert. Isaak selbst fiel in seine Gefangenschaft. Die Insel ward als eine rechtmäßige Eroberung betrachtet. Der König überließ sie später an Veit von Lusignan, der dort die Verfassung von Jerusalem einführte. Mit guter Zuversicht wandte sich König Richard nach diesem ebenso wohlgelungenen wie unverhofften Streiche dem heiligen Lande zu.

Dort beruhte in diesem Moment wohl das meiste auf einem anderen, nicht minder tapferen abendländischen Anführer, dem Markgrafen Konrad von Montferrat. Er ist der Bruder jenes Wilhelm Longaspada, den wir kennen, sowie des Bonifaz, dem wir unter den lateinischen Eroberern von Constantinopel begegnen werden. Ihr Vater, Wilhelm der Alte, war durch eine Stiefschwester der Oheim Ludwigs VII. von Frankreich und vermählte sich selbst mit einer babenbergischen Stiefschwester des Staufers Konrads III.; mit beiden Königen

hatte er den zweiten Kreuzzug mitgemacht. Das Haus hielt sich dann in den italienischen Verwicklungen zu Friedrich I., unter dem auch Konrad dort gefochten hat; doch verfolgte es zugleich, im Gefühl seiner hohen Verbindungen, eine eigene Politik, die sich den Orient zum Schauplatz wählte. Auch Wilhelm der Alte war noch einmal dorthin aufgebrochen, er gerieth in der Schlacht bei Hittin in die Gefangenschaft Saladins. Sein Sohn Konrad nun, von dem man sagte, daß er die Kraft eines Deutschen mit der Beweglichkeit eines Italieners verbinde, war zuerst nach Constantinopel gegangen, wo er, mit der Schwester des Kaisers Isaak Angelus vermählt, diesen selbst gegen den Empörer Alexius Branas schützte und die Würde eines Cäsar erhielt. Damit war aber die Ungunst der Griechen gegen den Lateiner noch nicht beschwichtigt, die ihn bewog, sobald als möglich davon zu gehen. Er kam eben in Ptolemais an, als diese Stadt in die Hände Saladins gefallen war, rettete sich aber noch, nicht ohne List, nach Tyrus. Hier erschien er, vor allen anderen ausgezeichnet, als der grüne Ritter — denn er hatte ein grünes Wappenschild — auf seinem gewaltigen Streitroß, ein Hirschgeweih auf dem Helm, um den sich eine eiserne Kette schlang. Er übernahm die Vertheidigung der Stadt, indem er strengen Gehorsam verlangte, und leistete, was man von ihm erwarten durfte. Er wollte nichts davon hören, daß ihm die Befreiung seines gefangenen Vaters versprochen ward, wenn er Tyrus übergebe: es sei besser, daß der Alte als Märtyrer sterbe. Durch den Widerstand, den er auch zur See leistete, wurde Saladin vermocht, von Tyrus für diesmal abzulassen. Es war der erste Halt, der dem großen Sultan geboten ward, und diente nicht wenig dazu, die gesunkene Hoffnung zu beleben.

Bald darauf sammelten sich die Reste der Christen unter König Veit in Tripolis. Der Bruder Veits, Gottfried von Lusignan, stellte sich ein; man hatte etwa 700 Ritter, 9000 Streiter beisammen. Man faßte den Muth, Ptolemais — oder Accon, wie sein anderer Name lautet — zu belagern, das als der Schlüssel von Syrien galt und unzweifelhaft durch den benachbarten Hafen für jeden, der es besaß, von Wichtigkeit war. Hier sammelten sich bald alle die abendländischen Wallfahrer, welche in einzelnen Scharen ihren Weg zur See genommen hatten: Sicilianer, Pisaner und Genuesen, Dänen, Friesen, Flamänder und Franzosen; dazu kam der Landgraf von Thüringen, Ludwig der Milde, der nicht mit dem Kaiser hatte gehen wollen. Dieser erwarb sich das Verdienst, auch Konrad von Montferrat, der dem König Veit den Gehorsam verweigerte, zur Theilnahme an der Belagerung zu bewegen. Indem nun die Belagerten sich hartnäckig zur Wehr setzten, und vom Binnenlande her Saladin mit einem Entsatzheer erschien, entspann sich ein umfassender und langwieriger Kampf: eine Art homerischen Krieges, möchte man sagen, wäre nicht alles so tief in die Ideen der Zeit getaucht gewesen. Denn die religiösen Motive waren auf beiden Seiten höchst wirksam. Die Franken ließen ein in Atlas eingebundenes Evangelienbuch von vier Männern vor sich hertragen; Saladin feuerte die Seinen mit dem Namen „Verehrer des einzigen Gottes“ an. Der Erfolg des religiösen Hasses zeigte sich alsbald. Am 4. October 1189 kam es zwischen den Heeren zu einer Schlacht, in welcher die Christen anfangs die Oberhand behielten, aber zuletzt zurückweichen mußten. Der Großmeister der Templer fiel in Saladins Hand, der ihn deshalb, weil er früher bei seiner Freilassung aus der Gefangenschaft geschworen hatte,

nicht weiter gegen die Moslimen zu streiten, hinrichten ließ. Das Beste leistete dann auch hier Konrad von Montferrat, dem es im Frühjahr 1190 gelang, eine ägyptische Flotte zu schlagen.

Es wäre fürwahr für Saladin eine ernste Gefahr gewesen, wenn Kaiser Friedrich, der damals durch Kleinasien heranzog, indem sich hier an der Küste ein so bedeutender Widerstand hervorthat, von der Landseite her gegen ihn vorgedrungen wäre. Noch hätte vielleicht Friedrich von Schwaben mit den Resten des deutschen Heeres eine kleinere Diversion dieser Art unternehmen können. Aber Friedrich ließ sich durch Konrad von Montferrat bewegen, direct heranzuziehen. Er erschien am 7. October 1190 vor Ptolemais. Auch jetzt aber war Saladin noch überlegen. Ein Versuch der Franken, der im October gleich nach der Ankunft der Deutschen unternommen wurde, Saladin in seinem Lager zu Charubah aufzusuchen, ein Versuch, der an sich sehr wohlüberlegt war — denn von dort aus wurde die Besatzung unterstützt und die Belagerung gehemmt — führte nicht zum Ziele. Dagegen gelang es Saladin, die Gegner in einen Hinterhalt zu locken und ihnen große Verluste beizubringen.

Während der Wintermonate ward die Belagerung nicht abgebrochen. Es war merkwürdig anzusehen, wie sich nächst dem Berge Thoron, wo der König Veit weilte, die Dänen und die Deutschen aufgestellt hatten, dann die Flanderer, die beiden Ritterorden, weiter Pisaner und Lombarden, auf der anderen Seite Konrad von Montferrat, mit mannigfaltigem Volk, Florentinern und Franzosen, an die sich später noch die Engländer reihten. Es war eine Vereinigung fast des gesammten Occidents und doch auch wieder eine Sonderung der

Nationalitäten, die sich gerade hier ihres Unterschiedes deutlicher bewußt wurden. Und insoweit hat die bekannte Sage ein gewisses Recht, welche die Stiftung des deutschen Ritterordens eben in diese Situation vor den Mauern von Accon verlegt. Bremer und Lübecker Pilger sollen dort ein Zelt aus Segeltuch zum Hospital für ihre Landsleute eingerichtet und bei ihrer Abfahrt dem Herzog Friedrich — der nur leider selbst im Januar 1191 der Lagerpest zum Opfer fiel — überwiesen haben. Schon seit lange jedoch hatte zu Jerusalem ein deutsches Spital — von Kaiser Friedrich I. begünstigt — bestanden, dessen Pfleger sich zu den Johannitern hielten. Es war nur 1187, wie alle anderen Institute derart, verloren gegangen, weshalb die Anstalt jener norddeutschen Bürger zeitweilig willkommen sein mochte; als Accon fiel, ward es in dieser Stadt aufs neue hergestellt. Ein Ritterorden jedoch ist erst bei einer späteren Gelegenheit, die wir noch berühren werden, daraus entwickelt worden. Das aber wird richtig sein, daß sich die deutschen Spitalbrüder eben jetzt von den Johannitern abzusondern begannen; denn in den folgenden Jahren streben sie sichtlich nach einer solchen Emancipation. Nationale Antipathien, unter denen die Deutschen vor Ptolemais in ihrer verhältnißmäßig unansehnlichen Lage besonders zu leiden hatten, mußten dazu antreiben. Auch ein politisches Verhältniß jedoch trug wahrscheinlich mit dazu bei.

Die Deutschen nämlich nahmen Partei für Konrad von Tyrus, der in seinem Streit mit König Veit die Orden der Johanniter wie der Templer wider sich hatte. Es war eine Spaltung, welche das ganze christliche Lager durchdrang — so standen die Pisaner zu Veit, die Genuesen dann wieder aus Eifersucht zu dem Markgrafen —; Zusammenwirken und

Erfolg mußten empfindlich darunter leiden. Seinen Höhepunkt erreichte der Hader, als eben damals die Königin Sibylle starb. Konrad von Montferrat reichte sofort ihrer jüngeren Schwester Elisabeth seine Hand, die dazu, wie er selbst, eine frühere Ehe auflösen mußte, und erhob nun seinerseits Anspruch auf die Krone, deren er in der That als Kriegsmann würdiger erschien, als Veit von Lusignan. Auch unter den Trümmern des Reichs Jerusalem waren so die alten persönlichen Ränke und Zerwürfnisse, die soviel Schuld an seinem Untergange trugen, nicht begraben. Unter solchen Umständen erfolgte nun die lang ersehnte Ankunft der beiden westeuropäischen Könige.

Zuerst, im April 1191, langte der König von Frankreich an; man fand die Zahl seiner Schiffe, seiner Mannschaft geringer, als man verhofft hatte. Die Belagerung wurde durch ihn wenig gefördert; dagegen nahm die Parteiung besonders dadurch überhand, daß auch er sich für Konrad von Montferrat erklärte. König Veit eilte daher nach Cypern zu Richard, der schon deshalb für ihn war, weil er aus Poitou stammte. Im Juni 1191 erschien dann endlich auch König Richard und ward auf das prächtigste empfangen. Und nun war die Kraft und Blüthe von Europa um Ptolemais vereinigt, aber auch das reichste Maß von gegenseitigem Widerwillen. Nur die vorschwebende große religiöse Idee vermochte die Geister wenigstens zur Erreichung ihres nächsten Zweckes zusammenzuhalten. Vor allem vermied man, den Thronstreit weiter rege zu machen. Man setzte fest, daß die der Krone zugehörigen Gefälle durch die Großmeister der beiden Orden für den, welcher später als berechtigt anerkannt würde, aufbewahrt werden sollten. Alle Kräfte wendeten sich darauf gegen den gemeinschaftlichen Feind.

Merkwürdig ist, daß der erste Kampf der Engländer gegen ein mächtiges Schiff Saladins gerichtet war, das Lebensmittel und Waffen an Bord hatte und unter Jacob von Aleppo daherfuhr. Mit seinem hohen, den englischen überragenden Bord und dem griechischen Feuer, das von demselben sprühte, welches die Engländer hier erst kennen lernten, machte es ihnen große Schwierigkeiten. Die Engländer, von Richard persönlich angetrieben, enterten; allein sie wurden zurückgeschlagen. Dann ließ der König alle seine Schiffe mit dem spitzen Schnabel anlaufen. Als das feindliche Schiff leck wurde, legte Jacob von Aleppo selbst Hand an, es zu zerstören. Nachdem die Vorräthe großentheils vernichtet waren, sprangen die Türken ins Wasser. Beim Fortgang der Belagerung verwandelte sich dann der nationale Zwist zum Glück mehr und mehr in eine Art von Wetteifer. Man zahlte einen Preis für jeden Stein aus der Mauer. Die Ritter stiegen deshalb auf die untergrabenen umstürzenden Mauern und begruben sich nicht selten in ihrem Falle. Richard selbst ließ sich krank vor die Mauern tragen. Man hatte gute Kundschafter im feindlichen Lager und war von den Unternehmungen Saladins wohl unterrichtet. Saladin versuchte noch einmal das christliche Lager zu stürmen, aber er fand alles auf das beste vorbereitet. Am 12. Juli 1191 ward Accon endlich eingenommen. Hierauf ward auch der Streit zwischen Konrad und Veit durch einen Ausgleich beigelegt. Man bestritt das Recht Konrads nicht, aber da Veit einmal als König anerkannt war, so meinte man, ihn ohne Anklage und Rechtsverfahren nicht fallen lassen zu dürfen. Der Austrag war, daß Veit zeitlebens König bleiben, Konrad erblicher Markgraf von Tyrus sein und ihm später nachfolgen sollte.

Und nun wäre es darauf angekommen, die vornehmste Unternehmung mit erneuertem Ernste durchzuführen. Richard trug darauf an, daß der König von Frankreich wie er selbst sich verpflichten sollten, noch drei Jahre im heiligen Lande mit einander zu kämpfen, wofern nicht Saladin sich bewegen lasse, das Königreich Jerusalem gutwillig herauszugeben. Aber das war nicht der Sinn Philipp Augusts. Er fühlte sich von der Gegenwart Richards gedrückt, verdunkelt. Er leistete noch einen feierlichen Eid, daß er in der Abwesenheit Richards dessen Gebiet so gut schützen wolle, wie Paris selbst; aber allzuviel geheimer und persönlicher Widerwille hatte sich bei ihm angehäuft, als daß es ihm rechter Ernst gewesen wäre; gleich bei seiner Ankunft in Rom lag er Papst Cölestin III. an, ihn von seinem Eide zu befreien. Aber der Papst legte ihm denselben nur noch strenger auf. Das freilich ist überhaupt klar, daß Richard, der das normännisch-englische Königthum repräsentirte, bei weitem mächtiger war, als der König von Frankreich. Er hatte die Oberhand in Messina, nahm Cypern ein, behauptete das Recht Veits von Lusignan und führte nach der Eroberung von Accon den Krieg allein fort.

Wenigstens war nun Einheit, und der tapferste, kühnste Mann stand an der Spitze einer aus allen Nationen gemischten Angriffsschar. Er war der unermüdlichste Kämpfer. Auch mit verwundeter Hand stritt er. Er ist nicht wie ein anderer Mensch, sagte man: er hat Besonnenheit genug, um im Moment eines erlittenen Ueberfalles sogleich sich in die beste Gegenverfassung zu setzen. Dabei war er jedoch zugleich gewaltsam und unerträglich heftig. Jetzt ließ er nicht allein seinem Jähzorn freien Lauf und beleidigte die Deutschen wie die Franzosen auf eine unverzeihliche Weise. Ihm gab man sogar offen

schuld, daß Konrad von Montferrat, den nun die Barone einstimmig zum Könige verlangten, im April 1192 auf der Straße von Tyrus von Assassinen ermordet ward; jedermann schrieb es dem Könige von England zu. Das merkwürdigste ist, daß Richard zweimal in die Nähe von Jerusalem vordringt. Im Januar und noch einmal im Juni 1192 gelangt er in das Lager von Baitnubah, die letzte Tagereise vor Jerusalem, und man wußte, daß die Emire Saladins nicht allzu eifrig seien zur Vertheidigung. Aber es war gleichsam, als liebe Richard den Widerspruch aus Eigensinn. Je mehr die Kreuzfahrer, besonders die Franzosen, darauf drangen, desto abgeneigter wurde er. Beidemale kehrte er wieder um. Er wird sehr darüber gescholten; aber man muß doch bemerken, daß er den gewaltigen Saladin gegen sich hatte, den er endlich froh war durch einen Sieg bei Joppe zum Frieden gestimmt zu haben.

Und so geschah es, daß diese große Anstrengung der abendländischen Völker nichts zur Folge hatte, als einen Waffenstillstand mit Saladin auf drei Jahre, drei Monate, drei Wochen, drei Tage und drei Stunden, der nur die Küste von Tyrus bis Joppe für die Christen rettete mit einigen Enclaven im inneren Lande. Ascalon selbst, das Richard erobert hatte, ward wieder aufgegeben. In weiterer Ferne besaßen sie nur noch Antiochien. Die Pilgerung ward ihnen gestattet (1. September 1192).

Sonderbar! Kaum wenige Monate hatte sich König Richard entfernt (October 1192), als Saladin am 3. März 1193 starb. Wäre er nur ein Jahr früher gestorben, so würden die Angelegenheiten überhaupt eine ganz andere Wendung genommen haben. Unnütz war dieser Kreuzzug allerdings nicht, da er jenes Litoral von Tyrus bis Joppe in die Hände

der Kreuzfahrer brachte und durch die Eroberung von Cypern zu ganz neuen Unternehmungen führte. Das schien fortan unmöglich, die orientalische Obmacht zu überwältigen. Weder Bagdad noch Aegypten, noch auch Jerusalem selber ließen sich erobern, da es unter einer so großen Anstrengung mißlungen war. Dagegen, nachdem nun das lateinische Wesen an den Küsten und auf jener großen Insel sich festgesetzt hatte, ward es dessen natürliche Tendenz, wenigstens hier an der Schwelle der orientalischen Welt unter Ausschluß der griechischen Concurrenz zur Alleinherrschaft zu gelangen.

Elftes Capitel.

Heinrich VI. und die Anfänge Papst Innocenz' III.

Eine der weitgreifendsten Bemerkungen wird es sein, daß die Verbindung des Reiches mit dem Königreich Sicilien eine der vornehmsten historischen Bedingungen des Kreuzzuges Friedrichs I. ausmachte. Allein so ist es in der That: Abendland und Morgenland standen nun einmal im engsten Zusammenhang; nur durch die jedesmalige Lage der Welt wurden die drei großen Kreuzzüge möglich; sie wirkten dann auch auf das Innere des Abendlandes mächtig zurück. Zu der Aufstellung einer Macht, nicht mehr von der alten Bedeutung, aber von einem großen teritorrialen Umfang, zu welcher Friedrich I. gelangt war, gehörte es, daß er sein Haus mit dem normännischen in Unteritalien in die engste Beziehung brachte. Das Kaiserthum bekam dadurch eine sehr veränderte Stellung.

Auf eine Verbindung mit Neapel war die Politik der Ottonen gegangen; das war eine der ersten Tendenzen des wiederhergestellten Reiches gewesen; darauf war die Annäherung jener Kaiser an das byzantinische Reich berechnet. Aber an dem frühen Tode der beiden Ottonen scheiterte alles. Da nun eine directe Herrschaft über Neapel nicht zustande kam, weil das Kaiserthum doch hieher nicht stark genug wirken konnte, so waren unter den Auspicien der fol-

genden Kaiser, Heinrichs II. und Konrads II., die Normannen dort angesiedelt worden und hatten sich nach und nach Neapels und Siciliens bemächtigt; an und für sich ein ganz anderes Element als das deutsche, jeder Unterwürfigkeit entgegen. Wir sahen, wie sehr sie sich an die Kirche anschlossen und zu dem für das Kaiserthum ungünstigen Ausgang der großen Streitigkeit hauptsächlich beitrugen. Später aber stellten sie sich auch gegen das Papstthum selbständig auf; durch einen Sieg über den allgemein anerkannten Papst erlangte Roger II. 1139 die vollgültige Belehnung mit der Krone von Neapel und Sicilien, welche ihm zuerst von dem für schismatisch erklärten Papst Anaclet II. gewährt worden war. Roger ist durch die Verfassung, die er dem sicilianischen Reiche gab, durch die Verbindung von Baronie und Städtewesen, überaus merkwürdig und verdiente eine ausführliche Behandlung; er starb 1154. Sein Sohn Wilhelm I. und sein Enkel Wilhelm II. sind ihm nicht von ferne gleich. Unter dem ersten übten die Geistlichen und die hohen Beamten, namentlich der Kanzler Majo, allen Einfluß aus; er selbst wollte nichts unangenehmes hören. Unter Wilhelm II. führte sich ein heftiges Parteiwesen ein, welches aber dadurch, daß auch eine deutsche Partei bestand, den Absichten des Kaisers und, wie Otto von St. Blasien sagt, der seit Lothar verloren gegangenen Autorität des Reiches zustatten kam.

Auch hier trat nun aber jener Moment ein, den wir in dieser Zeit im Orient und Occident so vielfach bemerken. Das Erbrecht kam an die Tochter Rogers II., Constantia. Friedrich I., der damals auch in Neapel viel vermochte, setzte durch, daß sie mit seinem Sohne Heinrich vermählt wurde. In Mailand ward am 27. Januar 1186 das Beilager voll-

zogen. Constanze wurde zugleich zur Königin von Deutschland, Heinrich zum König von Italien gekrönt. Die Weltstellung, die das staufische Haus in Anspruch nahm, erscheint darin, daß sich der Kaiser zugleich auch zum König von Burgund krönte. Des Papstes gedachte man dabei nicht.

Nothwendigerweise jedoch blickten die Päpste mit Widerwillen auf eine Combination, durch welche sie von der königlichen Macht, die sie doch immer als eine feindliche betrachteten, von Süden und von Norden her in die Mitte genommen wurden. Urban III. soll alle Bischöfe, welche an der religiösen Ceremonie theilgenommen hatten, excommunicirt haben. Streitigkeiten über eine Menge einzelner Fragen, besonders über das sogenannte Regalienrecht, d. h. das Recht der Kaiser, bei einer bischöflichen Vacanz die Erträge des Bisthums zu genießen, kamen hinzu; sie spalteten Deutschland und Italien und bewirkten, daß der Kaiser alsbald wieder in Hader mit dem Papst gerieth. Daß dies wegen der sicilianischen Vermählung geschehen sei, wird nun freilich nicht überliefert; welche formelle Berechtigung hätte auch der Papst gehabt, sich in diese Vermählungsangelegenheit zu mischen? Die Sache selbst aber halte ich doch für unzweifelhaft. Der Kaiser hätte seinen Sohn zum Mitkaiser zu erheben gewünscht; er wollte ihm in alter Weise den Titel Cäsar geben, der damals auch in Constantinopel wieder erscheint. Doch scheiterte dies an der Abneigung des Papstes.

Daß nun Urbans Tod in dem Augenblick eintrat, als die Kunde vom Verlust Jerusalems aus dem Morgenlande erscholl — ohne daß man gerade seinen Tod davon herzuleiten braucht —, war ein großes Ereigniß. Die Cardinäle hatten bereits an eine andere Wahl gedacht. Daß aber jetzt die

Nothwendigkeit eines neuen Kreuzzuges ihnen einleuchtete und das allgemeine Gefühl beherrschte, war ein Motiv, daß eben der beste Freund Friedrichs unter den Cardinälen, der Kanzler der Curie Albert von Morra, als Gregor VIII. zum Papst gewählt wurde. Dieser begrüßte, wie wir sahen, den jungen Heinrich als König und selbst als erwählten Kaiser. Ein Moment der Selbständigkeit des deutschen Reiches darf man in dem Anspruch erkennen, den, welchen die Fürsten zum Könige gewählt hatten, auch sogleich mit diesem weitergreifenden Titel bezeichnet zu sehen. Gregor VIII. erkannte diesen Anspruch an.

Als aber mit dem Tode Wilhelms II. der normännische Thron nun wirklich vacant wurde, traten doch andere Schwierigkeiten ein. Die Barone, welche für Heinrich VI. gewesen waren, hielten an ihm fest; aber das Volk von Palermo, unter der Führung des Kanzlers Matthäus und der Einwirkung von Rom, wählte den nächsten unechten männlichen Sprossen, den Grafen Tancred von Lecce; er ward 1190 zum König erhoben und überwand die ersten Unterstützungen, welche Heinrich seinen Freunden nach Apulien sandte. Unter diesen Umständen war es, daß Richard Löwenherz nach Sicilien kam. Ursprünglich war er wegen einer Familienzwistigkeit gegen Tancred; dann nahm er für ihn auf das eifrigste Partei. Die Abkunft wurde unter Vermittlung des römischen Stuhls geschlossen.

Zu Anfang des Jahres 1191 eilte König Heinrich nach dem Süden, um Tancreds Anhang im Entstehen zu ersticken. Welche Maßregeln ihm hiebei erlaubt schienen, sieht man daraus, daß er Tusculum, das von jeher die Partei der deutschen Könige gehalten hatte, jetzt dem Papste und den

Römern überließ, so daß diese es zerstörten; es kam Heinrich nur darauf an, die Kaiserkrone ohne Aufenthalt zu empfangen (15. April 1191). Aber damit bewirkte er natürlich nicht, daß seine Partei ihm eifrig zugethan gewesen wäre. In Neapel scheiterte sein Vorhaben an dem Widerstand der Einwohner und an einer Krankheit, welche das deutsche Heer überfiel. Seine Gemahlin fiel in die Hände Tancreds.

Wollte der König stark genug werden, um Neapel zu unterwerfen, so mußte er vor allem Herr in Deutschland werden, wo sich ein großes Fürstenbündniß gegen ihn bildete. Die schwerste Verwicklung erwuchs daraus, daß Heinrich der Löwe wieder nach Deutschland zurückkehrte und nun ein neuer Bürgerkrieg in Niederdeutschland ausbrach. Im Juli 1190 wurde ein Vertrag zu Fulda mit Heinrich dem Löwen abgeschlossen, den er jedoch nicht hielt: schon durch seine Anwesenheit hielt er das ganze Land in Aufregung. Allerdings gab es auch eine starke kaiserliche Partei, welche sich dem großen Gegner des Kaisers widersetzte, wie die Grafen von Holstein und von Stade; ihr Kampf legte das Sachsenland abermals wüste. Aber Heinrich VI. griff doch nicht mit der vollen Energie seines Vaters ein. Nach einiger Zeit entwickelten sich neue Verständnisse zwischen den gegnerischen Fürsten, zu denen namentlich auch der Herzog von Brabant gehörte, dessen Bruder der König nicht zum Erzbisthum Köln hatte gelangen lassen. Die weltlichen Fürsten nahmen sich selbst der geistlichen an. Zwei Alliancen, welche dem Kaiser entgegen waren, bildeten sich: die eine am Rhein und in Westfalen, die andere in Sachsen; die Zähringer erhoben sich, Herzog Ottokar von Böhmen trat hinzu. Eigentlich nur Oesterreich, das seine große Stellung überhaupt der Verbindung mit den

Hohenstaufen verdankte, war dem Könige sicher; aber in dem übrigen Reiche dachte man sogar daran, ihm einen Gegenkönig zu setzen.

Da traten zwei Ereignisse ein, beide romantischer Art, welche den Dingen eine andere Wendung gaben. Der Kern des Kampfes war doch immer der Gegensatz zwischen Welfen und Hohenstaufen, welcher dadurch eine etwas andere Gestalt bekam, daß die Selbständigkeit der Fürsten überhaupt nunmehr mit der Sache der Welfen zusammenfiel. Hatten die Welfen einst in den Zeiten der Uebermacht Heinrichs des Löwen die übrigen Fürsten wider sich gehabt, so wurden sie nun im Bunde mit diesen noch einmal um so gewaltiger. Da geschah es nun, daß Heinrichs des Löwen Sohn Heinrich der Jüngere, der schon immer an der Spitze der Fürsten gestanden hatte, mit der Tochter des Pfalzgrafen bei Rhein, der ihm eine große persönliche Zuneigung widmete, unter Vorschub der Mutter Irmgard in der Burg Stahleck bei Bacharach sich vermählte. Pfalzgraf Konrad war der Oheim Heinrichs VI. Der Kaiser hatte es anders mit seiner Base vorgehabt: er gerieth in heftigen Zorn; aber er mußte sich dann doch in das Ereigniß und seine Consequenzen fügen. In Tilleda am Kyffhäuser ist die Versöhnung zwischen Heinrich VI. und seinen welfischen Gegnern oder Verwandten geschlossen worden. Heinrich der Löwe ward zu Gnaden angenommen. Er trat in den Rang eines anderen Territorialfürsten zurück. Durch die Hoffnung seines Sohnes schien er aufs neue an das kaiserliche Haus gebunden.

Das andere Ereigniß griff in weitere Ferne. Heinrich VI. wurde durch die Abenteuer König Richards in die Kreuzzugsirrungen verwickelt. Richard hatte seinen Rückweg

nicht über Frankreich, weil er mit Philipp August auf das bitterste verfeindet war, sondern durch Deutschland genommen. Hier aber hatte er sich ebenfalls an Herzog Leopold dem Tugendreichen von Oesterreich einen Gegner geschaffen, der nur nach Rache dürstete. Er hatte in der Gegend von Ascalon von einem Hause, das für den Herzog in Beschlag genommen war, das Panier desselben abreißen und in einen Pfuhl werfen lassen, um das Haus selbst zu bewohnen. In dessen Hände fiel er nun, wurde aber von ihm — denn ein König dürfe nicht in der Haft eines Herzogs sein — dem Kaiser Heinrich überliefert, der, wegen der sicilischen Einmischung selbst auf Richard erbittert, ihm ein schweres Lösegeld abnöthigte und ihn sogar dahin brachte, sich als Vasallen des Kaisers zu bekennen. Richard empfing England symbolisch vom Kaiser zu Lehen. Es war ein Act, nicht allein ganz gegen den Sinn der Kirche, welche die Gefangennehmung des Königs auf seiner Heimfahrt höchlichst mißbilligte, sondern auch an sich von arger Gewaltsamkeit; auch blieb er nicht ohne üble Folgen, insofern Richard bei der nächsten Kaiserwahl aus dem aufgedrungenen Lehnsverhältniß das Recht für sich herleitete, selbst ein Wort in den Angelegenheiten des Reiches mitzusprechen.

Zu diesen beiden Ereignissen trat noch ein drittes: der Tod Tancreds von Sicilien, im Februar 1194, dem freilich noch ein Sohn folgte, Wilhelm III., welchem aber die Fähigkeiten seines Vaters bei weitem nicht beiwohnten. Hiedurch gewann der Kaiser freie Bahn. Er hatte sich in Oberitalien behauptet: jetzt gewann er die großen Seestädte Genua und Pisa, denen er die umfassendsten Privilegien gewährt hatte, für sich. Die Ankunft einer Flotte bewirkte, daß niemand

Widerstand leistete. Man erwartete ihn in Messina, ehe er erschien. Ueber die Abgefallenen hielt er ein strenges, gräßliches Gericht. Im December 1194 ward er in Palermo gekrönt. Er stand auf der Höhe seiner Macht.

Heinrich VI. war sehr unterrichtet; es ist ein deutsches Gedicht übrig, das seinen Namen trägt. Er war nicht von ansehnlicher Persönlichkeit, bleich und ernst; aber eine Chronik sagt: durch seine Gelehrsamkeit, Klugheit, Großherzigkeit sei er mehr hervorragend gewesen, als durch absalonische Schönheit. Uebrigens liebte er doch auch Zeitvertreib, Jagd, Spiel; wir finden ihn von Gauklern umgeben. Aber er unterbrach die Tafel, wenn es nöthig war, um Audienz zu geben. Man vermißte nicht gerade Freigebigkeit an ihm; aber strenge forderte er ein, was man ihm schuldig war. In der Kriegführung war er seinem Vater nicht gleich, aber in umfassenden Bestrebungen. Nachsicht kannte er nicht; auch persönliche Gnade schützte nicht vor der nachdrücklichsten Strenge. Die Idee, welche das Kaiserthum jetzt ergriffen hatte, die der Territorialmacht auszubilden, wäre er nun etwa der Mann gewesen. Er faßte dazu einen großen Gedanken.

Bisher hatten alle Würden des Reiches zwischen Erblichkeit und persönlicher Berufung geschwankt. Im Fürstenthum hatte jedoch die Erblichkeit bereits den Sieg davongetragen. Auch bei dem Kaiserthum war man im Begriff, sich ihr wieder zu nähern. Heinrich nun stellte den Deutschen vor, wie nützlich es ihnen sein würde, auf das Wahlrecht inbezug auf die oberste Gewalt vollends Verzicht zu leisten, schon um jeder Streitigkeit über die Nachfolge zu entgehen, die sich immer so gefährlich erwiesen. Man lernt den Plan des Kaisers hauptsächlich aus Ansbert, der den Kreuzzug

Friedrichs I. beschrieben, und aus den Reinhardsbrunner Annalen, die am ausführlichsten darüber berichten, kennen. Nach Ansbert wollte Heinrich es nach der Geburt seines Sohnes Friedrich dahin bringen, daß auf diesen, der der geborene Erbe der Krone Sicilien war, auch das Kaiserthum übergehen sollte, ebenfalls gleichsam nach erblichem Recht. Es war also nicht allein auf die Erblichkeit des Kaiserthums an sich, sondern auf die dauernde Verbindung des Reiches mit Neapel und Sililien abgesehen, was bei der damaligen Lage der Welt in den Kreuzzügen von unendlicher Wichtigkeit gewesen wäre.

Dagegen machte der Kaiser nun den weltlichen und geistlichen Fürsten auch für sie selbst sehr vortheilhafte Anträge. Er machte ihnen Hoffnung, wie die Reinhardsbrunner Annalen angeben, das Erbrecht auf Töchter und Agnaten auszudehnen, die Mannlehen in Tochterlehen umzuschaffen; und zwar nicht allein inbezug auf die großen Reichslehen, sondern auch inbezug auf die kleineren. Die Notiz wirft ein Licht auf viele Transactionen. Den Geistlichen sollte das Recht der Spolien, d. h. das Recht des Königs, sich der Hinterlassenschaft der höheren Cleriker zu bemächtigen, nachgelassen werden. Der Kaiser brachte seinen Vorschlag auf den Hoftagen zu Worms, December 1195, und zu Würzburg, März 1196, zur Sprache. Nach Ansbert setzte er die Sache durch, obgleich die Anwesenden nicht sehr geneigt dazu waren; eine alte Nachricht zählt 52 Zustimmende; eine andere behauptet sogar, daß der Papst eingewilligt habe; aber die niederdeutschen Fürsten setzten sich mit Entschiedenheit dagegen.

Heinrichs Idee ist historisch deutlich; reichsrechtlich bietet namentlich die Frage wegen der Umwandlung der Lehen viele

Schwierigkeiten. Und den vorhandenen Nachrichten zufolge fand die Sache nach und nach so vielen Widerstand, daß der Kaiser sie fallen ließ. Ich setze voraus, daß der erste Convent nur sehr sparsam besucht war und der Beschluß, den er faßte, eine weitaussehende Bewegung veranlaßte. Auch leuchtet ein, daß dieser Gedanke schon durch sein bloßes Erscheinen in dem Reiche der Möglichkeiten die Gegenbestrebungen der Abgeneigten anregen mußte. Man kann sagen: in ihm culminirte die Politik der Hohenstaufen; der Kaiser wäre dadurch zu der größten Macht gelangt, zumal er zugleich in engster Verbindung mit Italien stand. Eben auf diese kam es ihm bei seinem Project vielleicht am meisten an; auf der anderen Seite lag gewiß gerade darin etwas Weitaussehendes, was die Opposition bestärkte.

Heinrich hatte in Ober- und Mittelitalien kaiserliche Städte den anderen entgegengesetzt, Mailand gehorchte ihm. Sein Bruder Philipp ward Herzog von Toscana und gelangte in den Besitz der Mathildischen Güter. Der Seneschall des Kaisers, Markward von Anweiler, beherrschte die Romagna und die Mark Ancona; ein schwäbischer Ritter, Konrad von Uerslingen, verwaltete Spoleto und Assisi. Der Präfect der Stadt Rom war von Heinrich eingesetzt; selbst der damalige Senator von Rom — diesen Titel führte jetzt nur ein einzelnes communales Oberhaupt — war ein Anhänger des Kaisers. Zwischen Deutschland und dem sicilischen Erbreich gab es in der That keine Macht mehr, die dem Willen Heinrichs ernsten Widerstand entgegensetzen konnte. Das Papstthum mußte sich mit vorsichtiger Zurückhaltung begnügen.

Dazu kam, daß die Verbindung mit Neapel das Reich in unmittelbare Beziehung zum Orient setzte. Auch nach

dieser Richtung hegte Heinrich die kühnsten Pläne und scheute kein Mittel, um sie durchzusetzen. Er dachte daran, das griechische Reich zu erobern; man hat, um ihn zu beschwichtigen, in Constantinopel ein Alemannikon — eine Deutschensteuer — für ihn gesammelt. Vornehmlich aber hielt er es für möglich, nach dem Tode Saladins auszuführen, was bei seinen Lebzeiten unmöglich gewesen war, und das heilige Grab zu erobern. Auf einem Hoftage zu Bari machte er sich anheischig, auf seine Kosten 1500 Ritter mit den dazu gehörigen Knappen ein ganzes Jahr lang in Waffen zu erhalten; während der Reichskanzler Konrad, Bischof von Würzburg, in Apulien alles zur Ueberfahrt Nöthige zusammenbrachte, hat der Kaiser im Dom zu Worms wohl selbst die Ritter ermahnt, das Kreuz zu nehmen. So kam es nun unter seinen Auspicien im Jahre 1197 zu einer sehr ansehnlichen Expedition, die man wohl als den vierten Kreuzzug bezeichnen könnte. Die Niederdeutschen, die zur See kamen, trafen mit den Süddeutschen in Messina zusammen. Im Herbst 1197 langten sie vor Ptolemais an. Bereits im October eroberten sie Berytus, allein Melik el Afdal, Sohn Saladins, war ebenfalls kein verächtlicher Gegner. Bei seinem Anrücken mußten die Pilger Berytus wieder verlassen. Dagegen geschah es damals, daß sich Armenien an das Abendland anschloß und der Bischof von Mainz den König von Armenien krönte, welcher sich als Vasall des deutschen Kaisers bekannte.

Keine üble Stellung: Beherrscher von Deutschland und Oberitalien, Herr von Neapel und Sicilien, Meister der syrischen Küste, Oberherr von England und Armenien! Heinrich VI. zählte erst 32 Jahr; er hätte der Welt noch viel zu schaffen gemacht. Schon war ihm ein Sohn geboren, der die Natur

gehabt hätte, ihn bei reifen Jahren kräftig fortzusetzen. In diesem Augenblick — am 28. September 1197 — starb der Kaiser und hinterließ einen dreijährigen Knaben. Es ist doch auch das ein höchst merkwürdiges Schicksal. Dadurch vollendete sich erst das Geschick seines Vaters. Wie jener im Orient, so verschwand Heinrich im entferntesten Süden.

Die Unglücksbotschaft und die nothwendige Theilnahme der Fürsten an der Wahl bewirkten, daß auch das Unternehmen im Orient keinen unmittelbaren Erfolg hatte. Während sich aber die Führer des deutschen Kreuzzuges, der Erzbischof von Mainz, die Bischöfe von Hildesheim und Passau nebst anderen Herren und Edlen, zur Heimkehr anschickten, vollbrachten sie doch noch einen für die Zukunft hochbedeutenden Act, indem sie jene Brüderschaft vom deutschen Spital, der wir sieben Jahr früher vor Accon begegnet sind, ebendort 1198 in einen förmlichen Ritterorden umwandelten. Heinrich VI. selbst hatte auch diese Angelegenheit im Auge behalten und die Päpste seiner Zeit, die vor seiner Macht erzitterten, dazu vermocht, den deutschen Brüdern vom Marienhospital eine Anzahl von Privilegien zu gewähren, unter anderen (1196) das Recht, sich aus ihrer Mitte einen eigenen Meister zu erwählen. Die vollständige Lösung von den Johannitern ist damit schon ausgesprochen. Jetzt nun erhielt die Institution ihren Abschluß. Der deutsche Ritterorden erscheint insofern als ein Werk der Epigonen, als er die originalen Bildungen der älteren Orden voraussetzt; man combinirte mit Bewußtsein in seinem Statut die Principien der Templer- und der Johanniterregel. Während jedoch diese früheren Genossenschaften ihrer Idee nach einen allgemein europäischen Charakter besaßen, sprach man hier den Grundsatz

aus, nur Deutsche aufnehmen zu wollen. Auch hier unterschied man übrigens streitende und geistliche Brüder; sie trugen einen weißen Mantel mit schwarzem Kreuz; besonderes Eigenthum war dem Einzelnen verboten. Längere Zeit wollte es mit der Sache nicht recht fort; unter dem zweiten Meister schmolz die Zahl der Ritter bis auf zehn zusammen. Im Orient hat der Orden überhaupt nicht eigentlich Wurzel gefaßt; denn die Zeit der Erfolge im heiligen Lande war vorüber. Eine desto größere Zukunft war ihm im Abendlande selbst beschieden, die zugleich auf seiner nationalen Beschränkung beruht. Aus seiner Thätigkeit in Preußen erwuchs den Deutschen eine unvergängliche Frucht, die sie reichlich dafür entschädigt hat, daß ihre Anstrengungen für die Sache der Kreuzzüge ihnen nicht, wie den anderen europäischen Nationen, einen directen Gewinn einzubringen vermochten.

Die Südländer klagen Heinrich VI. der Treulosigkeit und vor allem der Grausamkeit an; doch steht dahin, ob dabei nicht vieles übertrieben ist. Das freilich begreift man, daß ihnen sein jäher Hingang willkommen war. Dagegen fühlten die Deutschen ganz den großen Verlust, den sie erlitten. Dieser Kaiser repräsentirte noch einmal die deutsche Weltherrschaft, mit der es nun für immer vorbei war. Sein eigentlicher Nachfolger war Lothar Conti, der Papst Innocenz III., 1198—1216. Wir lernen ihn aus seinen Briefen und aus der urkundlichen Geschichte seiner Gesta kennen. Auch haben wir einige andere Schriften von ihm, z. B. das Buch über die Verachtung der Welt, worin er die Eitelkeiten des Lebens aufzählt; Betrachtungen, die wohl oft bewundert worden sind, die sich aber doch eigentlich nur sehr im Allgemeinen halten, ohne gerade besonders tiefsinnig zu sein. Innocenz verachtete die

Welt nur so weit, als sich mit der Absicht und der Fähigkeit vertrug, sie zu beherrschen.

Das Geschlecht, das erst jetzt den Namen de comitibus, d. h. der Conti, annahm, war eines der reichsten und angesehensten in der Campagna. Aus den gebräuchlichen Vornamen will man schließen, daß es germanischen Ursprungs gewesen sei. Lothar Conti besuchte die hohen Schulen von Paris und Bologna, jenes für die Theologie und die freien Künste, dieses für die Rechtswissenschaften damals der wichtigste Platz. Er zeigte sich scharfsinnig und geschickt und erwarb die ganze Universitätsbildung seiner Zeit; sein gutes Glück wollte, daß sein mütterlicher Oheim Papst wurde, Clemens III. Der ernannte den erst Dreißigjährigen 1192 zum Cardinal. Nach Clemens' Tode unter Coelestin vermochte der junge Cardinal wenig; aber eben das mochte eine Art von Empfehlung für ihn sein; erst 37 Jahr alt, ward er 1198 zum Papst gewählt. Er konnte noch zu jung erscheinen, aber man übersah das: wegen der Vorzüge seines Charakters und wegen seiner Wissenschaft.

Innocenz war ein Mann, der sich nicht rasch entschloß, aber dann unerschütterlich an seinem Entschluß festhielt, den er ganz für sich gefaßt hatte. Widerstand vermochte ihn nicht zu beugen, aber wohl Unterwerfung. Die Fülle der Gewalt, sagt er, bewegt uns zur Vorsicht. Er war ohne Tadel in seinem Privatleben; er wollte nichts von der Kirche, selbst seine Reisen bestritt er aus eigenen Mitteln; er beschränkte die Tafel und wollte nicht von Edelknaben bedient sein. Er war unermüdlich und meinte, wie der Vogel zum Flug, so sei der Mensch dazu geschaffen, Mühseligkeiten auszuhalten. Er war voll von hohen und großen Entwürfen. Mit un-

gemeiner Thätigkeit ging er nun daran, die erhabene Stellung, die das Papstthum bereits einnahm, zu fixiren, zu erweitern. Er ist von der Hoheit des Priesterthums durchdrungen: der Priester salbe den König, nicht umgekehrt; der Priester herrsche über die Seele, der Fürst nur über den Leib. Einzelne Könige sind über einzelne Reiche gesetzt, der heilige Petrus und seine Nachfolger über alle Reiche. Die Grenzen dieser Gewalt sind unbestimmt; er suchte sie soweit zu treiben wie möglich. Aus den ersten Jahren seiner Verwaltung finden wir 583 Briefe, von denen er doch den größten Theil selbst geschrieben haben mag, die sich über alle Geschäfte der Welt erstrecken. Aber die nächste Arbeit hatte er in Rom, sowie in dem Gebiete, welches die Kirche sich zueignete, selbst.

Gleich am Tage nach seiner Wahl nahm er dem Präfecten der Stadt, der das Recht des Reiches in derselben repräsentirte, den Eid der Treue ab. Er investirte ihn, wie die Gesta sagen: nicht mit dem Schwert, sondern mit einem Mantel und einem silbernen Becher. Das Volk von Rom hielt sich, jener Verfassung von 1144 zufolge, unter seinem Senator für unabhängig; es forderte von jedem Papst ein Wahlgeschenk, zu dem auch Innocenz sich hatte verstehen müssen. Nun aber setzte dieser auch den Senator von neuem in sein Amt ein, ohne Rücksicht auf die Rechte der Stadt. Wie der Präfect versprach, seine Verwaltung zur Ehre und zum Vortheil der Kirche zu führen, so verpflichtete sich der Senator, zu helfen zur Erhaltung des Papstthums und der Regalien St. Peters, die er besitze oder noch erwerben werde. Jener sollte außerhalb, dieser innerhalb der Mauern die Rechte der Kirche wahrnehmen. Die mächtigsten Barone der Cam-

pagna unterwarfen sich dem Papste schon um seines Geschlechtes willen und leisteten ihm den Eid.

Hierauf griff er jenen Markward an. Dem mächtigen Dynasten sandte er seine Priester, seine Legaten entgegen, die unter dessen Augen das Volk für den römischen Stuhl in Pflicht nahmen. Markward wurde in den Bann gethan. Dann rüstete der Papst. Mit geistlichen und weltlichen Waffen zugleich verjagte er die Deutschen. Vergebens bot Konrad von Uerslingen dem Papst einen sehr bedeutenden Zins; auch er ward genöthigt, seine Schlösser aufzugeben. Innocenz wurde Meister, wie von Ancona, so von Spoleto; Perugia huldigte dem Papstthum zum erstenmal. Dergestalt ward, was nie zuvor geschehen, der Kirchenstaat wirklich in die Hand des römischen Bischofs gebracht. Eine Priesterherrschaft wurde dort gegründet, die eine Eroberung über die Reichsgewalt der Deutschen ist. Nach manchen Irrungen im sechzehnten Jahrhundert wiederhergestellt, hat sie sich bis in unsere Tage behauptet, um zuletzt die Auflehnung der Italiener wider sich zu erregen. Damals aber halfen diese zu ihrer Errichtung.

Auch in Toscana schlossen sich die Gegner des kaiserlich gesinnten Pisa an Innocenz an. Hier setzten sich die Städte selbst in den Besitz der Mathildischen Güter. Sie schlossen einen Bund, dem lombardischen ähnlich, an dessen Spitze Florenz und Siena standen, indem sie einander gelobten, keine kaiserliche oder herzogliche Gewalt mehr über sich anzuerkennen. Noch mehr wollte es besagen, daß sich die Wittwe Heinrichs VI. die Erneuerung der päpstlichen Belehnung ihres Sohnes, Friedrichs II., mit Sicilien unter beschränkenden

Bedingungen gefallen ließ; ja sie ernannte 1198 sterbend Innocenz III. geradezu zum Obervormund des königlichen Knaben.

Bei allen diesen Schritten hatte Innocenz ohne Zweifel das nun erst mächtig aufflammende Nationalgefühl der Italiener auf seiner Seite. Schon bei der Kunde vom Tode Heinrichs VI. brach an vielen Stellen die nationale Antipathie gegen die Deutschen in offene Empörung aus. Wie unter Alexander III. die Idee der städtischen Freiheit, so verband sich jetzt die der italienischen Nationalität mit der clericalen, die zugleich eine politisch-hierarchische war. Italien, meinte Innocenz, habe das Principat über die Welt. Da sei zugleich der päpstliche Primat fixirt. An die Stelle der kaiserlichen Herrschaft über die ganze Halbinsel, wie sie Heinrich VI. besessen, setzte Innocenz III. ein unter päpstlicher Hoheit zusammengefaßtes Italien.

Unmittelbar nach einander traten so der mächtigste Kaiser und der mächtigste Papst auf. Neben einander hätten sie keinen Raum gehabt. Ihre Doctrinen sind entgegengesetzter Natur. Das Uebergewicht des geistlichen Schwertes, wie es Innocenz III. im Sinne hatte, hätte sich Heinrich VI. nicht gefallen lassen. Entscheidend sind doch auch hier die Persönlichkeiten: der gewaltsame Heinrich, welcher der Welt sein deutsches Gesetz auflegte, übrigens ein Mann, der zu leben wußte und Verstand hatte; der in der Schule des Jahrhunderts gebildete Innocenz, geistlicher und reicher Herr der Campagna. Er stellte sich an die Spitze der vom Kaiser gedrückten, durch seine Bedrückungen geeinigten Gewalten. Er entfernte allenthalben die deutschen Elemente. Dann ging er daran, seine

Behauptung wahr zu machen, daß die weltlichen Fürsten nur einzelnen Reichen vorstünden, der Papst aber allen. Von seiner italienischen Basis aus unternahm er es, dem politischen Schicksal der übrigen europäischen Lande Maß zu geben; vor allem jedoch nahm er die Sache der Kreuzzüge in die Hand, die, wie wir wissen, die allgemeine war.

Zwölftes Capitel.

Der vierte Kreuzzug: lateinisches Kaiserthum; Entscheidung in Spanien.

Die orientalischen Unternehmungen, hervorgegangen aus einer großen Idee, entsprachen in ihrer wirklichen Gestalt doch immer den jedesmaligen Zuständen des Abendlandes. Der erste Kreuzzug war das Werk der großen Vasallen, die sich um Papst Urban II. im Moment der Proclamirung der umfassendsten hierarchischen Ideen gruppirten. Der zweite war das Werk zweier Könige, die im Einverständniß mit dem Papste waren. Zu dem dritten vereinigte sich der Kaiser in dem Momente, wo er seines Vasallen Herr war und das Reich gesichert hatte, mit den beiden westlichen Königen, die sich soeben durch ein anderweites Bundesverhältniß vereinigt hatten. Jetzt nun war in Deutschland mit dem Tode Heinrichs VI. der innere Hader, wie wir noch erwähnen werden, wieder erwacht. Bei seiner Rückkehr fand Richard Löwenherz die Magnaten, weltliche und geistliche, um seinen Bruder Johann geschart. Johann ward bald genöthigt, sich zu unterwerfen; alsdann aber erneuerte sich der Krieg zwischen Frankreich und England, Richard und Philipp, der sich in tausend kleinen Kämpfen entlud. Als Richard vor einem Schloß, das er belagerte, umkam (1199), ward der Zustand insofern verschlimmert, als zwischen dem

Sohne seines älteren Bruders Arthur und jenem Johann ein heftiger Zwiespalt ausbrach, von dem auch Philipp August betroffen wurde. Unter diesen Umständen konnten sich die großen Fürsten nicht zu einem Kreuzzuge anschicken. Papst Innocenz übernahm wieder ohne sie die Führung.

Unter seiner Autorität, die durch den Beschluß der Cardinäle noch verstärkt wurde, durchzogen feurige Prediger die verschiedenen Länder, z. B. Deutschland der Cistercienserabt Martin. Keiner war merkwürdiger als Meister Fulco von Neuilly, selbst ein Mann, der das Pferd bestieg, einen anständigen Hut trug, ein gutes Gastmahl nicht verschmähte, aber dabei Wunder wirkte und eine unwiderstehliche Gabe der Beredsamkeit besaß. Von ihm angefeuert nahmen viele das Kreuz. Ein paar sehr junge und vornehme Männer traten bei Gelegenheit eines Turniers in den Ardennen an die Spitze: Theobald von Champagne, erst 22 Jahr alt, und Ludwig von Blois, fünf Jahr älter; beides Verwandte der Könige von Frankreich und England. An sie schlossen sich ihre Anhänger und Freunde aus den Häusern Montmirail, Joinville, Brienne, Montmorency, Coucy, Dampierre, der Marschall der Champagne Gottfried von Villehardouin, der Geschichtschreiber dieses Zuges, ein Erzähler voller Anmuth und einleuchtender Ehrlichkeit; bald darauf (Anfang 1200) der Schwager Theobalds, der Graf Balduin von Flandern-Hennegau, der sein Land dadurch gegen die Anfälle des Königs Philipp von Frankreich sichern wollte; mit ihm sein Bruder und viele der Namhaftesten vom flandrischen Adel aus den Häusern Bethune, Nesle, St. Paul, Avesnes u. a. m. Es waren also diesmal wiederum wie bei dem ersten Zuge die großen Vasallen, welche die Sache in die Hand nahmen; doch tritt daneben das Ritterthum selbständiger hervor.

Im Jahre 1200 kamen die Ritter und Herren öfters zusammen, um die Unternehmung vorzubereiten. Da der zum Anführer bestimmte Graf Theobald, ehe noch etwas unternommen werden konnte, starb, so wendeten sie sich an den Markgrafen Bonifaz von Montferrat und erkoren ihn zu ihrem Oberhaupt. Es war der Bruder jenes Wilhelm Longaspada, der mit Sibylle von Jerusalem vermählt gewesen, und des berühmteren Konrad von Tyrus, der, mit Elisabeth vermählt, die große Parteiung über das Königreich veranlaßt hatte und darüber ermordet wurde. Bonifaz von Montferrat, ebenso tapfer wie seine Brüder, war gleichsam der Erbe ihrer Ansprüche; er kam unverzüglich nach Soissons; Meister Fulco heftete ihm das rothe Kreuz an den Mantel, mit zwei Aebten des Cistercienserordens, der überhaupt den größten Antheil an der Förderung des Unternehmens hatte. Dem Beispiel des Markgrafen von Montferrat folgte eine Anzahl lombardischer Bischöfe und Herren.

Im Jahre 1202 rüstete sich alles zur Abreise. Die Flanderer machten sich auf eigenen Schiffen auf, manche Franzosen nahmen ihren Weg über Marseille; doch die meisten und angesehensten Kreuzfahrer gingen nach Venedig, mit welchem ein Vertrag wegen der Ueberfahrt vereinbart worden war. Dort aber ward dem Unternehmen eine ganz andere Richtung gegeben, die gleichwohl durchaus in der Natur der Dinge lag.

Die Kreuzzüge waren aus einer Verbindung der Lateiner mit den Griechen gegen den Islam hervorgegangen; allein der Gegensatz, in welchem die Verbündeten selbst zu einander standen, war im Lauf eines Jahrhunderts eben durch ihre wiederholte und nahe Berührung nur um so größer geworden. Schon auf der Schwelle des ersten Kreuzzuges trat die Differenz der poli-

tischen Interessen der Byzantiner und der Abendländer ans Licht; der zweite ist hauptsächlich an der Gegenwirkung der Griechen gegen die Franken gescheitert. Wir berührten, wie der dann erfolgten Annäherung unter Manuel in Constantinopel durch die Gewaltsamkeit des Andronicus, in Cypern durch die des Tyrannen Isaak ein Ende gemacht wurde. Diesen griechischen Reactionen antworteten dann natürlich neue lateinische Rückschläge: Richard Löwenherz nahm Cypern ein; der Gedanke einer Eroberung Constantinopels, den die Bevölkerungen der Balkanlande Kaiser Friedrich I. nahe legten, ist von dessen Sohn und Nachfolger ernstlich ins Auge gefaßt worden. Heinrich VI. erscheint dabei seiner Stellung gemäß als der Nachfolger der italienischen Normannen, deren Entwürfen er indeß durch die Tendenzen des Kaiserthums noch eine ganz andere Tragweite verlieh. Als Kaiser Isaak Angelus ihn um Hilfe gegen seinen Bruder Alexius ansprach, forderte Heinrich dafür Abtretung der Küstenstrecke von Epidaurus bis Thessalonich, d. h. das eigentliche Griechenland, ferner Unterstützung der Kreuzfahrt, die er beabsichtigte, durch die griechische Flotte, und einen Tribut, also förmliche Abhängigkeit.

Nun aber wurde im Jahre 1195 der Kaiser Isaak durch den Bruder Alexius III. wirklich gestürzt und geblendet. Heinrich meinte ihn rächen zu sollen; er machte zugleich für seinen Bruder Philipp, den er mit der Tochter Isaaks, Irene, vermählt hatte, Ansprüche auf den byzantinischen Thron. Im Jahre 1196 ging eine Gesandtschaft Heinrichs, welche Nicetas Choniates schildert, nach Constantinopel und bot nur gegen Erlegung eines Tributes den Frieden an. Eben dazu schrieb Alexius jene Deutschensteuer aus, welche höchst beschwerlich wurde, zumal sie zum Vorwand dienen mußte, selbst die

Kirchenschätze zu plündern. Wäre es zu einer großen Kreuzfahrt Heinrichs VI. gekommen, sie würde sich ohne Zweifel auch gegen Constantinopel gewendet haben. Den Tod Heinrichs bezeichnet Nicetas als einen vielerwünschten.

Die Tendenz des Abendlandes gegen Constantinopel hörte jedoch darum nicht auf, denn sie war keineswegs an einzelne Persönlichkeiten gebunden oder auf die Politik der Herrscher beschränkt; sie ergab sich vielmehr aus dem allgemeinen Verhältniß der Kräfte. Byzanz erhob noch immer den Anspruch, die Hauptstadt der Welt zu sein. Den Einfluß seiner Cultur auf das abendländische Europa hat die neuere Forschung, insbesondere auf dem Felde der Kunstgeschichte, fast in Abrede gestellt; es werden indeß auch nach den Zeiten der Ottonen im elften Jahrhundert noch immer griechische Künstler bei den Bischöfen Meinwerk von Paderborn und Godehard von Hildesheim erwähnt. Aber wahr ist es, daß sich das eigenthümliche abendländische Element auch in der Kunst allmählich von diesen Einwirkungen losgerissen hatte. Allein überhaupt war, vornehmlich doch infolge der Kreuzzüge und des an sie anknüpfenden activen Welthandels, die lateinische Welt nunmehr ihrerseits soweit entwickelt und fühlte so sehr ihre volle Ueberlegenheit, daß sie Ansprüche auf die Herrschaft über die Griechen geltend machte. Man dürfte wohl sagen, daß dies Gefühl des Uebergewichts eben jetzt gleichsam durch den Laut der Natur in Venedig zur Erscheinung kam.

Venedig hatte sich vor Zeiten, zugleich mit dem Papstthum, von der Herrschaft des oströmischen Kaisers freier gemacht, aber auch gegen das abendländische Reich eine große Unabhängigkeit behauptet; es hatte sowohl auf das eine wie auf das andere eine gewisse Einwirkung ausgeübt. Im elften Jahr-

hundert hatte es sich, um die eigene Schiffahrt sicherzustellen, die dalmatinischen Städte größentheils unterworfen. Es leistete, wie berührt, dem Kaiser Alexius I. die trefflichsten Dienste gegen Robert Guiscard, dem es zur See eine Niederlage beibrachte, und empfing dafür von Byzanz umfassende Handelsprivilegien. Da waren die Venetianer ihrer äußeren Erscheinung nach noch Griechen: sie trugen Bärte wie diese. Aber im zwölften Jahrhundert wandten sie sich bei weitem mehr zum Abendlande hinüber, und zwar ebenfalls hauptsächlich durch die Kreuzzüge, die sie mit demselben in innere Verbindung brachten. Die Verfassung, welche sich die italienischen Städte jener Zeit gaben — ein wenig mächtiger höchster Beamter, ein kleiner und ein großer Rath — ward auch von ihnen angenommen und stabil ausgebildet; nur daß ihr Oberhaupt, der Doge, lebenslänglich gewählt ward, nach uraltem, schon unter der Hoheit der Griechen eingeführtem Herkommen. Ich gedachte oben des Antheils, welchen die Venetianer an den lombardischen Kriegen hatten. Das hielt sie indessen nicht ab, sich doch auch wieder an Friedrich I. anzuschließen, so oft Kaiser Manuel den Versuch machte, nach dem Abendlande zurückzugreifen. In dieser Hinsicht hatten sie eine Stellung, ungefähr wie ihr Freund, Papst Alexander III. Mehr und mehr jedoch geriethen sie in ein gespanntes Verhältniß zu Constantinopel. Venedig, das sich an aufgehäuften Schätzen mit der Kaiserstadt am Bosporus nicht messen konnte, überflügelte diese doch entschieden an Unternehmungsgeist und frischem Leben. Von der griechischen Reaction unter Andronicus wurden auch seine Interessen empfindlich betroffen. Für die alsdann erneuerten Vorrechte bot doch der wirre Zustand des östlichen Reiches keine Sicherheit. Auch von Alexius III. hatten die Venetianer Unbill zu

erdulden. Pisaner und Genuesen suchten sich unter gleichen Verhältnissen bereits auf gewaltsamem Wege zu ihrem Rechte zu verhelfen. Venedig durfte hinter diesen seinen westlichen Nebenbuhlern nicht zurückbleiben.

Eben jetzt war Enrico Dandolo Doge, an Jahren ein Neunziger, aber von ungebrochener Thatkraft und, wie seine Feinde sagten, ein Ausbund von Verschmitztheit. Vor dreißig Jahren hatte ihm in Constantinopel die Tücke Kaiser Manuels das Augenlicht geraubt; persönlicher Rachedurst vereinte sich in ihm mit politischem Haß gegen die byzantinische Wirthschaft. Er sah in dem ritterlichen Kreuzheer ein willkommenes Werkzeug für seine Pläne und entschloß sich, den Zug persönlich mitzumachen und zu dem erwünschten Ziele zu lenken. Zuerst überredete er die Kreuzfahrer, das dalmatinische Zara, das sich feindselig gezeigt hatte, für Venedig wieder einzunehmen. Dort nun stellte sich im lateinischen Lager der griechische Prinz Alexius ein, der Sohn des gestürzten Kaisers Isaak, der, dem Gewahrsam seines Oheims Alexius III. entronnen, zuerst eine Zuflucht bei seinem Schwager Philipp von Hohenstaufen gesucht hatte. Philipp, in den Thronstreit mit den Welfen verstrickt, konnte ihm keine factische Hilfe leisten; deshalb trug der junge Alexius jetzt den Kreuzfahrern vor Zara die Bitte um Unterstützung gegen den Usurpator vor. Die Ritter, nach Abenteuern begierig, ließen sich leicht durch die Venetianer dazu überreden, obwohl Papst Innocenz III. entschieden davon abmahnte.

Innocenz verfolgte — auch hierin gewissermaßen in seiner Sphäre der Nachahmer Heinrichs VI. — die gregorianische Idee der kirchlichen Unterwerfung des gesammten Orients unter Rom mit größerem Eifer, als irgend einer der früheren Päpste;

ihm genügte als Rechtsgrund für diese Forderung das Wort: Du bist Petrus! In Armenien setzte er dieselbe wirklich durch; der König und der Hohepriester dieses Landes, der sogenannte Katholikos, erkannten Rom in der That als die Mutterkirche an, welche den übrigen ihre Gesetze vorschreibe. An der Ausdehnung des römischen Primats über die griechische Kirche war dem Papste natürlich noch weit mehr gelegen; jedoch von Gewaltsamkeiten wollte er in diesem Falle nichts wissen. Alexius III. hatte ihm so günstige Versicherungen gegeben, daß Innocenz diesen Kaiser gleichsam als katholisch ansah und eher durch ihn, als wider ihn zum Ziele zu kommen hoffte.

Allein man hielt seine Einreden nicht für so ernstlich und nahm darauf keine Rücksicht. Ende Juni 1203 erschien die ganze Flotte der Kreuzfahrer im Bosporus. Die Paniere und Fahnen des Abendlandes wehten von den Thürmen der Schiffe, die Schilde mit den Wappen waren als eine Brustwehr rings um das Verdeck aufgestellt. Im Namen des Isaak und des jungen Alexius griffen die Kreuzfahrer zum erstenmal Constantinopel an. Ein starkes Schiff der Venetianer, Aquila genannt, sprengte die Ketten, mit denen der Hafen gesperrt war. Leicht war die armselige Flotte der Griechen vernichtet. So begann die Belagerung. Auch hier thaten die Venetianer, besonders der alte Dandolo, das beste. Doch war die Stadt noch nicht erobert, als Alexius III. mit seiner Tochter und mit seinen Schätzen entfloh, und der Eunuch des Palastes, verbündet mit der Leibwache, fast wie es später bei den Türken so oft wiederkehrt, den geblendeten Isaak hervorzogen und zum Kaiser ausriefen. Hiemit war die vornehmste Absicht erreicht. Der junge Alexius IV. ward in die Stadt geführt und von seinem Vater zum Mitregenten angenommen. Die Kreuzfahrer

zogen mit ihm durch die benachbarten Provinzen und halfen sie ihm unterwerfen.

Es liegt jedoch in der Natur der Sache, daß ein solches Verhältniß nicht bestehen konnte. Die alte Entzweiung zwischen Griechen und Lateinern erneuerte sich: es kam zu blutigen Händeln. Alexius IV. hatte den Kreuzfahrern unter anderem 200 000 Mark Silbers versprochen. Man mußte zu großen Erpressungen und Beraubungen der Kirchen schreiten, um diese Summe aufzubringen, und konnte doch die Forderungen nicht befriedigen. Der allgemeine Widerwille gegen die Franken riß am Ende auch den jüngeren, eben eingesetzten Kaiser fort. Er entfernte sich von den Franken, und es kam so weit, daß sie ihm in seinem Palast den Krieg erklärten. Eben hiedurch verlor er die ganze Grundlage seiner Stellung. Von seinen Unterthanen ward er nicht geliebt, weil er von den Fremden eingesetzt worden war; von diesen ward er jetzt angegriffen. So konnte es geschehen, daß einer von seinen Hausbeamten, Alexius Dukas, der von seinen die Augen bedeckenden Brauen den Namen Murzuphlos führte, den günstigen Augenblick ersah, um sich der Person des Kaisers zu bemächtigen. Er setzte ihn in falschen Schrecken und führte den Furchtsamen, unter seinem Mantel verborgen, in seine eigenen entfernten Gemächer, wo er ihn gefangen nahm. An seiner Stelle setzte er sich selbst auf den Thron und nahm den Namen Alexius V. an. In Murzuphlos repräsentirte sich noch einmal die antilateinische Gesinnung der Griechen; er machte alle Anstalten zur Vertheidigung. Auch mit Brandern suchte er die lateinische Flotte heim.

Das ganze Unternehmen ward nun eben hiedurch entschieden. Die Abendländer hatten keinen Begriff davon, daß

man den Thron so ohne alle gerechten Ansprüche besteigen könne. Ueberdies, daß Alexius IV. nicht nur gestürzt war, sondern gar umgebracht wurde, machte alle ihre Ansprüche zu nichte. Es war ein sehr natürlicher Fortgang der Dinge, daß sie im März 1204 sich nun im eigenen Interesse abermals an die Belagerung von Constantinopel machten. Es war wie bisweilen zu den Zeiten der Völkerwanderung: man hatte Hilfe geleistet; über den versprochenen Sold gerieth man mit dem Unterstützten in Streit, der nun diesmal durch eine neue innere Katastrophe gestürzt worden war. Wie hätten nun aber die Griechen dem Heere der Kreuzfahrer widerstehen sollen? Bei der zweiten Bestürmung fiel die Stadt in ihre Hände, am 12. April 1204. Die Ritter selbst verloren an diesem Tage nicht einen einzigen von den Ihren. Anfangs schonten sie auch die Griechen in der That. Als aber der Kampf sich in der Stadt erneuerte, erfolgten alle Greuel einer gewaltsamen Eroberung. Ich will ihr Detail nicht berühren. Aber als ein Verlust für immer muß es betrachtet werden, daß die Franken so viele Werke der Kunst zerstörten, die in Constantinopel aufgehäuft waren. Was würde man heut darum geben, sie zu besitzen!

Auf jeden Fall aber handelt es sich um eines der merkwürdigsten Ereignisse. Das byzantinische Reich ließ sich bis dahin noch immer als ein Rest der antiken Welt betrachten, der allen Stürmen der Völkerwanderung, allen Barbarenangriffen der folgenden Zeiten widerstanden hatte. Vernichtet ward es erst dritthalb Jahrhunderte später durch die barbarische Eroberung der Türken. Schon jetzt aber wurde seinem eigenthümlichen Dasein einer der verderblichsten Schläge beigebracht; jedoch keineswegs durch uncivilisirte Massen, sondern durch die ritterlichen und bürgerlichen Streitkräfte des romanischen

Westens, die trotz aller Roheit, mit der sie die Eroberung selbst vollzogen, doch immer die neubegründete Bildung des abendländischen Lebens repräsentirten. Welch eine ganz andere Zukunft, als sie hernach diesen Regionen zutheil geworden, schien das Ereigniß in sich einzuschließen!

Schon vor dem Anfang der Belagerung war zwischen Venetianern und Kreuzfahrern ein Vertrag über die Vertheilung und die neue Einrichtung des Landes geschlossen worden. Demgemäß sollte ein lateinischer Kaiser gewählt werden, dem jedoch nur der vierte Theil des Reiches zu unmittelbarem Besitze bestimmt wurde. Die drei übrigen Viertheile sollten zu gleichen Hälften unter die Kreuzfahrer und die Venetianer vertheilt werden. Darauf bezieht es sich, wenn sich der Doge von Venedig hinfort Herrn von anderthalb Vierteln des Kaiserreichs nennt. Auch von der Hauptstadt selbst nahm er ebensoviel in Anspruch. Der dortige venetianische Podestà bekam die Würde eines Despotes; es war fast die einzige griechische, die man übrig ließ.

Als die wichtigste Aufgabe erschien sodann die Kaiserwahl. Man soll daran gedacht haben, Philipp von Hohenstaufen zu erwählen; es wäre dann nur Ein Kaiser gewesen, wie Ein Papst; auch war ja Philipp ein naher Verwandter des Hauses Angelus und hatte zu dem Unternehmen indirect einigermaßen beigetragen. Auch an den blinden Dogen Dandolo selbst ist gedacht worden. Doch war beides gleich unthunlich. Die Wahl konnte nur zwischen Bonifaz von Montferrat und Balduin von Flandern zweifelhaft sein. Es ward ein Ausschuß von 12 Wahlmännern, 6 Venetianern und 6 Rittern eingesetzt, dessen Spruch sich beide Bewerber zu fügen gelobten. Nach den Nachrichten des Nicetas war Bonifaz dem alten Dogen

zu unlenksam, zu ehrgeizig; auch mochte er der venetianischen Politik als italienischer Dynast bedenklich erscheinen. Man wählte deshalb Balduin, um der Eigenschaften willen, die ihn vielleicht hätten ausschließen müssen. Er verdankte die Krone dem alten Dogen. Am 16. Mai 1204 wurde Balduin I. gekrönt.

Sein erstes Schreiben an den Papst und die abendländischen Fürsten gedenkt auch der größten, bis zu diesem Augenblick nicht gehobenen Schwierigkeit der Vereinigung des europäischen Ostens mit dem Westen, der religiösen. Der Papst, heißt es, möge ein Concilium nach Constantinopel ausschreiben, er möge selbst dahin kommen und das neue Rom mit dem alten einigen. Balduin bat um Meßbücher und Breviere, um Geistliche strenger Observanz und Lehrer von Paris. Er schickte selbst junge Leute dahin, um im Gottesdienst des Abendlandes erzogen zu werden. In Paris wurde ein Collegium zu diesem Zwecke gestiftet. Es war wenigstens eine große Idee, die man hier erkennt, allein sie war unerreichbar. Nur zu dem äußeren, künstlichen Aufbau einer lateinischen Kircheneinrichtung ist es wirklich gekommen. Man wählte zum Patriarchen einen Venetianer, Morosini, den der Papst bestätigt hat. Denn Innocenz III. söhnte sich dem ungeheuren, unverhofften Erfolge gegenüber mit dem Geschehenen aus und verschmerzte für den Augenblick selbst die Vertagung des eigentlichen Kreuzzuges nach Palästina.

Kaiser Balduin I. ist nun ebensowenig zu wirklichem Ansehen gelangt, wie Gottfried von Bouillon in Jerusalem. Seine Regierung begann mit einem ernsten Zwiste mit dem Nebenbuhler Bonifaz, dem als Antheil außer Morea die asiatischen Provinzen zugewiesen worden waren, der für diese

jedoch lieber das bequemer gelegene Thessalonich eintauschen wollte. Als Balduin sich dem zu widersetzen Miene machte, wäre es fast zum Kriege gekommen, wenn sich nicht Dandolo und die Barone ins Mittel gelegt hätten. Der Markgraf von Montferrat erhielt darauf in der That Thessalonich als Königreich, für das er jedoch dem Kaiser die Lehnshuldigung leistete. Er konnte sich darauf gegen Morea wenden, während Balduin selbst einem frühen Untergang entgegenging.

Es versteht sich von selbst, daß die Griechen den neuen Zustand der Dinge mit äußerster Erbitterung betrachteten. Ihre Privatrechte und Gewohnheiten waren ihnen belassen worden, am Staat aber erhielten sie keinen Antheil. Die Eroberer schlossen sich ungefähr an die Formen der Verfassung an, die von den Franken in Jerusalem ausgebildet worden waren. Man bat sich ein Exemplar der Assisen aus und führte besonders den Theil, welcher sich auf den inneren Frieden bezog, in den griechischen Landen ein. Aber damit befriedigte man die Griechen nicht, welche sich nicht als Unterworfene und Besiegte behandeln lassen wollten. In solcher Stimmung fanden sie einen Rückhalt an dem Könige der vereinigten Walachen und Bulgaren, Joannisa, welcher damals mit der römischen Kirche in Beziehung getreten war und darauf trotzte, daß er bei dem Papste in Ansehen stand. Ihm überlieferten die Griechen Adrianopel wieder. Da ihn ein Cardinallegat zum Könige gesalbt hatte, hielt er sich dort für ebenso berechtigt, wie den lateinischen Kaiser. Als Balduin heranrückte, um Adrianopel wieder zu erobern, war vor ihm Joannisa mit einer bei weitem größeren Macht angelangt, deren Uebergewicht noch durch die unbesonnene Tapferkeit der lateinischen Ritterschaft vermehrt wurde. Balduin erlitt im April 1205

eine Niederlage und gerieth in Gefangenschaft, in der er bald darauf ermordet wurde.

Sein Nachfolger war sein Bruder Heinrich, 1205—1216, der dem Reiche doch eine gewisse Haltung zu geben verstand. Man dürfte ihn mit Balduin I. von Jerusalem vergleichen. Die Bedingung vor allem war, daß er mit Bonifaz von Montferrat in die engste Verbindung trat; er vermählte sich mit der Tochter desselben. Dadurch wurde das Reich erst lebensfähig. Bonifaz nahm an dem Kampfe gegen die Barbaren Theil; er fiel selbst darin (1207), aber Kumanen und Walachen wurden doch besiegt und nach und nach zum Frieden genöthigt. Der gefährlichste Feind für Heinrich war dann der griechische Despot von Epirus, Michael Angelus in Arta, doch der Kaiser wußte ihn zur Huldigung zu nöthigen.

Ungeheure Vorrechte hatten dem lateinischen Clerus eingeräumt werden müssen. Heinrich wußte wenigstens die Gütervergabung zu beschränken, die darauf beruhte, daß viele heimkehrende Kreuzfahrer ihren Besitz den Geistlichen verliehen hatten. Im Mai 1210 hielt Heinrich ein Parlament zu Ravennika, wo er von allen Vasallen anerkannt wurde. Eben dort wurde eine bessere Ordnung festgesetzt. Heinrich widersetzte sich auch den gewaltsamen Bekehrungsversuchen des Legaten Pelagius und ließ die gefangenen griechischen Priester wieder los, um den drohenden Aufstand der Griechen zu verhüten. Mit Papst Innocenz III. gerieth er deshalb in Mißverhältniß, ohne sich jedoch dadurch beirren zu lassen. Er behauptete seine Autorität über Thessalien, wo er die Wittwe des Bonifaz aufrecht erhielt, und über den Peloponnes, wo Gottfried von Villehardouin sein Verweser war; er schlug die Lombarden,

welche ihm Theben streitig machten. Genug, Heinrich schien es zu verstehen, Griechen und Lateiner zu vereinigen; er sah das wenigstens als seine Aufgabe an. Aber es waren doch alles nur Anfänge. Der epirotische Despot Theodor, Bruder und Nachfolger Michaels, erschien als ein sehr gefährlicher Gegner. Er eroberte viele Städte im lateinischen Gebiet. Indem Heinrich wider ihn zog, ist er 1216 zu Thessalonich gestorben.

Vielleicht wäre jetzt die beste Sicherung zur Behauptung der neuen Gründung gewesen, das Reich mit Ungarn zu verbinden, wo König Andreas II. wohl dazu geneigt gewesen wäre; allein man blieb bei dem bloß ritterlich-genealogischen Interesse stehen, welches zu keinem festen Bestande führen konnte. Die Schwester der beiden Kaiser, Jolanthe, sollte das Reich nicht zwar in Person, aber durch ihren Gemahl Peter von Courtenay fortsetzen, und dieser kam, vom Papst zum Kaiser gekrönt, mit Mannen und Reisigen in Epirus an; aber er hatte versäumt, mit dem dortigen Despoten ein Abkommen zu treffen; er wurde von ihm gefangen genommen und starb im Gefängniß. Nach Jolanthes Tode (1219) folgten ihre Söhne, Robert und Balduin II. Robert verlor 1224 eine Schlacht gegen die Griechen in Asien; Adrianopel entriß ihm der Despot von Epirus; in seinem eigenen Palast fügte ihm ein burgundischer Ritter, dessen Braut er entführt hatte, den größten Schimpf zu. Er suchte die Braut und deren Mutter im kaiserlichen Palast auf, ersäufte diese und ließ jener in der Nacht die Ohren abschneiden. Der Kaiser hatte kein Mittel gegen so viele Unbill. Balduin II., der ihm 1228 als unmündiger Knabe folgte, hat der Krone das verlorene Ansehen nicht wieder zu verschaffen vermocht.

Ich denke jedoch den dortigen Begebenheiten überhaupt nicht weiter im einzelnen zu folgen; bis auf die Katastrophe des Kaiserthums Romanien, wie man es nannte, und die Wiederherstellung der griechischen Herrschaft in Byzanz im Jahre 1261, die uns seinerzeit beschäftigen wird, kommt ihnen eine universalhistorische Bedeutung eigentlich nicht zu. Nur die politischen Gebilde als solche in ihrer verschiedenen Art, von denen einige immerhin ein paar Jahrhunderte gedauert haben, erregen ein allgemeingeschichtliches Interesse. Zu den franko-byzantinischen Mischbildungen gehört außer dem Kaiserthum Romanien selbst vornehmlich jenes thessalonische Königreich, welches indessen schon 1222 einem Angriff jenes Theodor I. von Epirus erlag. Der Sieger legte dann die purpurne Chlamys und die rothen Schuhe an und nannte sich fortan Kaiser von Thessalonike. In Thessalien und Macedonien restaurirte er das griechische Wesen. Glücklicher entfalteten und länger behaupteten sich die kleineren Vasallenstaaten französischer Einrichtung in Mittelhellas und im Peloponnes, vor allen das Fürstenthum Achaja, die gemeinsame Gründung der Herren von Champlitte und Villehardouin. Feudalität, Privilegienwesen und Rittersitte wurden dort allenthalben angepflanzt. Für ein an classische Töne gewöhntes Ohr ergaben sich die wunderlichsten Verbindungen der abendländischen Titel: Herzoge, Pfalzgrafen, Barone mit den antiken Ortsnamen. In Morea siedelten sich die Ritterorden an; auf dem Isthmus sah man statt der alten gymnastischen Spiele fränkische Turniere; das griechische Wesen zog sich in die Städte zurück.

Historisch von höherer Bedeutung sind die veneto-byzantinischen Erwerbungen. Abgesehen von dem hauptstädtischen

Quartier, wo dem Podestà ganz nach heimischem Muster ein Senat zur Seite stand, umfaßten sie vornehmlich die Inseln; die jonischen sowohl wie Candia, welches die Republik dem Markgrafen Bonifaz abkaufte, und Euboea. Die Unterwerfung der Cycladen war dem Wetteifer einzelner Geschlechter der Nobili, der Sanudi, Dandoli u. s. w. überlassen. Von Candia aus wußte Venedig seinen Einfluß auch in Cypern mehr und mehr geltend zu machen. Auch in diesen venetianischen Gebieten wurden den griechischen Unterthanen die politischen Rechte entzogen; dafür erhielten sie eine gute Administration und bis in späte Zeiten hin Schutz gegen die andringende orientalische Barbarei. Selbst die modernen Türkenkriege der Venetianer hängen durch eine nie ganz abgerissene Tradition mit der damals von ihnen eingenommenen Stellung zusammen.

All diesen abendländischen Bildungen gegenüber erhielt sich jedoch von vornherein auch ein freier gräco-byzantinischer Bereich, nicht allein in jenem mehrerwähnten Despotat der Angeli von Epirus, sondern vor allem auf asiatischem Boden in den Kaiserthümern von Nicaea und Trapezunt. In Trapezunt richteten Nachkommen des Andronicus Comnenus eine unabhängige Herrschaft auf, welche über das alte Colchis hin die pontischen Küsten bis zur Krim umfaßte und besonders dadurch für die Cultur wichtig ward, daß von dort aus eine große Handelsstraße in den inneren Orient unterhalten und ausgenutzt ward. Politisch dagegen kommt vornehmlich das Reich von Nicaea in Betracht, das von Theodor Laskaris, der als Schwiegersohn Alexius' III. das Beste bei der Vertheidigung Constantinopels gethan, gegründet und nach und nach unter mannigfachen Kämpfen erweitert wurde. Gegen die Lateiner wußte sich Theodor durch Allianzen mit Epirus oder den Bulgaro-

walachen zu sichern; übrigens hat er in altbyzantinischer Weise auch abendländische Söldner oder seldschukische Truppen aus dem benachbarten Sultanat von Iconium nicht verschmäht. Vorzüglich aber bildete dies allmählich erstarkende Gebiet die Zuflucht aller politisch oder kirchlich unzufriedenen Griechen aus den lateinischen Herrschaften. Auf Theodor Laskaris folgte sein Schwiegersohn Johannes Dukas Vatatzes (1222 bis 1254), der in zweiter Ehe eine Tochter Kaiser Friedrichs II. des Staufers heimführte. Er hat noch mehr geleistet, als sein Vorgänger, einmal weil er ein noch besserer Kriegsmann war, sodann weil er für Wirthschaft und Verwaltung ein seltenes Talent besaß, sodaß er in dieser Hinsicht kaum hinter Friedrich II. selbst zurückstand. Indem er auch nach Europa hinübergriff und 1246 den Epiroten das thessalonische Gebiet entriß, schuf er eine territoriale Combination, durch welche Constantinopel von beiden Seiten eingeschlossen ward, sodaß der Untergang des romanischen Kaiserthums am Bosporus seitdem so gut besiegelt war, wie einst der des Königreichs Jerusalem, nachdem Saladin Syrien mit Aegypten vereinigt hatte.

Wie flüchtig aber auch immer diese merkwürdige Erscheinung war: für ein halbes Jahrhundert wenigstens war durch die Begebenheit von 1204 der lateinischen Welt ein neuer großartiger Schauplatz eröffnet worden, auf dem das romanische Wesen eine rastlose Thätigkeit entfalten konnte. Für das verlorene Syrien bot sich so der reichste Ersatz, dessen innere Bedeutung auch in diesem Falle weit über die Zeit des wirklich behaupteten Besitzes hinaus reicht. Es ist keine Abschweifung, sondern eine nothwendige Ergänzung, wenn wir von hier aus alsbald unseren Blick auf die pyrenäische Halb-

insel hinüberlenken, wo zur nämlichen Zeit — in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts — der alte Kampf mit dem Islam für immer zugunsten des lateinischen Elementes entschieden ward.

Noch das zwölfte Jahrhundert hätte diesen Ausgang nicht ahnen lassen. Jene Almoraviden zwar, die durch den Sieg bei Zalacca den castilianischen Waffen Einhalt geboten und das arabische Spanien noch einmal kräftig zusammengefaßt hatten, verloren bald genug ihre Furchtbarkeit. Sie regierten Andalusien von Marocco aus als Nebenland und entgingen überdies nicht dem Schicksal der meisten mohammedanischen Dynastien, in kurzer Zeit in sich selbst zu verkommen. So vermochten sie denn an den entlegensten Punkten ihres Gebiets dem Vordringen der christlichen Mächte nicht zu wehren. 1118 eroberte Alfonso I. von Aragon, der in 29 siegreichen Treffen den Beinamen des Schlachtenlieferers erworben hat, Saragossa. Mit seiner Nichte Petronella, der Erbin von Aragon, vermählte sich Ramon Berenguer IV., Graf von Barcelona, und brachte dadurch die beiden östlichen Landschaften für immer zusammen. Mit verdoppelter Kraft warf er sich alsdann, nicht ohne genuesische Hilfe, 1148 auf Tortosa und nahm mit dieser Stadt die ganze Ebrolinie ein. Erst seit diesen Ereignissen gelangte das christlich-spanische Wesen am Mittelmeer zu wahrer Bedeutung, wie die nämliche Epoche an der entgegengesetzten atlantischen Küste Portugal emporkommen sah. Graf Heinrich von Burgund, ein Ururenkel Hugo Capets, ward als der tapferste Helfer aus der Fremde von Alfonso VI. von Castilien zu seinem Schwiegersohn und zum Statthalter in Oporto eingesetzt. Dessen Sohn Alfonso I. schlug 1139 die Mauren bei Ourique, nannte sich König und eroberte 1147

Lissabon, dank der Unterstützung, welche ihm die zum zweiten Kreuzzuge vorüberfahrenden Niederländer und Engländer gewährten. Allein so wichtig die eine wie die andere Begebenheit für eine spätere Zukunft sein mochte: die Entscheidung in dem großen Streit jener Tage konnte nicht dort auf den Flügeln, sie mußte im Centrum der beiderseitigen Aufstellung, auf der Linie zwischen Toledo und der Meerenge fallen, und eben hier blieb man damals noch von so glücklichen Erfolgen weit entfernt.

Zwei Momente wirkten dabei zusammen: Castilien, auf dessen Haltung alles ankam, versank noch einmal in Schwäche, während umgekehrt auffeiten des Islam eine neue enthusiastische Erhebung stattfand, freilich die letzte in diesen Regionen. Alfonso VII., der Enkel Alfonsos VI., der nach langen inneren Wirren den Thron bestieg, war von hohem Selbstgefühl durchdrungen; wenn der Großvater sich Imperator genannt hatte, so ließ er sich 1135 zu Leon in der That zum Kaiser krönen. Allein dies spanische Kaiserthum hatte an sich nicht mehr zu bedeuten, als das lateinische am Bosporus. Es involvirte den Anspruch auf die Oberhoheit Castiliens über die kleineren christlichen Staaten, die ebendeshalb nur um so lebhafter bestritten wurde; es war eher eine Formel der Zwietracht, als ein Ausdruck der Einheit Spaniens. Wie nun gar, als Kaiser Alfonso sein Reich abermals unter zwei Söhne theilte! Castilien, auf sechzig Jahre wiederum von Leon getrennt, hatte Mühe genug, die eingenommene Stellung gegen den Erbfeind auch nur zu behaupten. Daß es gelang, ist doch wohl zumeist den Impulsen der Kreuzzugsideen zuzuschreiben, welche zu der Stiftung der spanischen Ritterorden, vornehmlich des Ordens von Calatrava führten. Calatrava am Guadiana, 1147 vom

Kaiser Alfonso erobert, war von ihm als Vormauer von Toledo den Templern zur Obhut übergeben worden; diese aber getrauten sich nicht, den allzeit gefährlichen Posten zu halten, und gaben die Burg 1158 König Sancho III. zurück. Woran sie verzagten, das nahmen die Cistercienser auf sich. Ein Mönch des Klosters Fitero von ritterlicher Herkunft und Gesinnung, Diego Velasquez, bewog seinen Abt, die Verleihung von Calatrava an seinen Orden nachzusuchen. Erst nach und nach ging dann aus diesen kriegerischen Cisterciensern ein eigener neuer Ritterorden hervor, der in den castilianischen Saracenenkämpfen überhaupt das Beste that. Zwei andere spanische und zwei portugiesische Orden wurden nach seinem Vorbilde gegründet und zeichneten sich auch ihrerseits in den folgenden Kriegen aus. Doch tritt in dieser Vielheit verwandter Bildungen zugleich aufs neue der particularistische Zug zutage, der einem durchgreifenden Gesammterfolge der christlichen Mächte auf der pyrenäischen Halbinsel solange hinderlich im Wege stand.

Alles aber hing nun andererseits von der größeren oder geringeren Macht der mohammedanischen Gegner ab. Wie im Orient im zwölften Jahrhundert die Sache des Islam nach dem Sinken der seldschukischen Macht durch die Atabegen und die Kurden aufs neue emporgebracht wurde, so folgte im Westen auf die Epoche der Almoraviden die der Almohaden. Bei den Berbern von Marocco trat 1120 ein neuer Prophet auf, Mohammed ibn Tumart, der einen wachsenden Anhang von Muwahhidin, d. h. Bekennern der Einheit, um sich sammelte und von ihnen als Mahdi anerkannt ward. Nach seinem Tode (1130) übernahm der energische Abdel Mumin als Chalif die Führung der Gläubigen und organisirte den Aufstand

militärisch in großem Stil: 1146 nahm er Fez, 1147 Marocco selber ein und stürzte die Almoraviden. Da die Spanier eben mit diesen zu kämpfen hatten, so kam ihnen die neue Wendung eine Zeitlang zustatten; darauf beruht es zum Theil, daß sie bis zur Mitte des Jahrhunderts im Fortschritt begriffen waren. Als jedoch die in Afrika siegreichen Almohaden nunmehr selber auch in Andalusien erschienen und um sich griffen, kehrte sich das Verhältniß um. Unter den Nachfolgern Abdel Mumins, seinem Sohn und Enkel Abu Jakub und Abu Jusuf, den Zeitgenossen Saladins, erhob sich das Chalifat der Almohaden auch im südlichen Spanien zu beherrschender Höhe, der es auch an geistigem Glanze nicht gebrach: damals dachte und schrieb in Sevilla und Cordova Averroës, der größte der arabischen Peripatetiker, über Aristoteles.

Indessen haderten, im Uebermaß der Thorheit, die christlichen Könige unaufhörlich mit einander. Alfonso VIII., der Edle, von Castilien (1158—1214) sah Portugal, Leon, Navarra, Aragon bald einzeln, bald im Bunde wider sich aufstehen; sein nächster Verwandter, Alfonso IX. von Leon, hat sich nicht entblödet, ein Bündniß mit den Almohaden gegen den Vetter einzugehen. Sehr zur Unzeit forderte Alfonso der Edle den mächtigen Abu Jusuf durch einen Einfall in andalusisches Gebiet heraus. Bei Alarcos in der Mancha erlitt er im Juli 1195 eine mörderische Niederlage; die Ritter von Calatrava und von Santiago waren bei ihm, doch die Kräfte Castiliens, das von allen übrigen im Stich gelassen ward, waren bei weitem zu schwach. Abu Jusuf, der als ein zweiter Almansor bezeichnet wird, nahm Calatrava ein und belagerte selbst Toledo. Zu Tausenden sah man die Christensclaven, je

funfzig aneinander gekettet, nach Cordova führen. Der gesammte Islam frohlockte, während die Christenheit weithin von Schrecken ergriffen ward. Abu Jusuf Almansor erschien wie ein Saladin des Westens; für Spanien stellte sich das Ereigniß von Alarcos als eine säculare Bestätigung des Tages von Zalacca dar. Alfonso VIII. trug die Niederlage unablässig im Gedächtniß, allein er verzagte darum so wenig, wie einst sein Ahn Alfonso VI.; glücklicher, als dieser, hat er den Tag der Vergeltung noch erlebt.

Im Jahre 1211 brach der Sohn und Nachfolger Abu Jusufs, Mohammed en-Nasir, von Marocco nach Andalusien auf. Ihm folgte ein Heer, das auf 600 000 Mann geschätzt wurde, bestehend aus Arabern, Berbern, Andalusiern, 160 000 Freiwilligen und einer Kerntruppe von eigentlichen Almohaden; sein Ziel war die Vernichtung Castiliens. Glücklicherweise hielt ihn die Belagerung der Bergfeste Salvatierra, die dem Orden von Calatrava anstatt der verlorenen Hauptburg überwiesen worden war, ein paar Monate lang auf. Salvatierra fiel nach tapferster Vertheidigung; aber der Chalif mußte den weiteren Feldzug auf das nächste Jahr verschieben, und die Christen bekamen Zeit, sich auch ihrerseits mit allem Eifer zu rüsten. Alfonso der Edle hatte sich an Papst Innocenz III. gewandt, der es nicht an sich fehlen ließ: er bedrohte jede Verbindung mit dem Feinde mit dem Bann und rief auch außerhalb Spaniens eine allgemeine Bewegung, wie zu einem Kreuzzuge, hervor. Vornehmlich aus Frankreich strömten viele Tausende herbei; doch auch Lombarden und Süddeutsche machten sich zur Hilfe auf. Aus Portugal kam Zuzug; die Könige von Aragon und Navarra erschienen in Person mit ganzer Macht; nur Alfonso von Leon hielt sich auch diesmal

in zweideutiger Entfernung. Neben den Rittern von Calatrava und Santiago waren auch Templer und Johanniter zur Stelle; die Bischöfe ritten an der Spitze von Kriegsscharen aus Städten und Stiftern. Ein gewaltiges Heer versammelte sich in Toledo und ging im Juni 1212 dem Feinde nach Süden entgegen. Nachdem man einige Burgen, darunter Calatrava, eingenommen, wandten sich die Fremden, der Entbehrungen überdrüssig, zur Heimkehr um. Nur wenige Südfranzosen blieben mit dem Erzbischof von Narbonne; und da Herzog Leopold von Oesterreich mit den Seinen zu spät eintraf, so ist die entscheidende Schlacht doch fast von den Spaniern allein, von den verbündeten Königen von Castilien, Aragon und Navarra geschlagen und gewonnen worden, immer noch gegen eine unvergleichliche Ueberzahl.

Nasir versuchte, ihnen den Paß durch die Sierra Morena zu verlegen; unvermuthet aber — wie von Gott gesandt — meldete sich ein Hirt aus dem Gebirge, der einen Seitenpfad zeigte, auf dem sie ohne Gefahr die Fläche der Navas de Tolosa, hoch überm Thal des Guadalquivir, erreichten. Dort fand am 16. Juli 1212 die Schlacht statt, in welcher auf Leben und Tod gestritten ward, ohne daß man Gefangene gemacht hätte. Lange blieb der Ausgang zweifelhaft; zweimal rief Alfonso der Edle dem Erzbischof von Toledo zu: hier wollen wir mit einander sterben. Wills Gott, antwortete Roderich, so werden wir siegen; wo nicht, so sind wir alle mit Euch zu sterben bereit. Endlich entschied die begeisterte Ausdauer der spanischen Christen den vollkommensten Sieg. Die Saracenen erlitten auf der Walstatt wie auf der Flucht ungeheuren Verlust, von dem sie sich in jenen Gegenden niemals wieder recht erholt haben. Alljährlich wurde seitdem dieser

Tag als der Triumph des Kreuzes in Toledo gefeiert; ganz mit Recht: erst durch diese Schlacht, eine der denkwürdigsten des Mittelalters, gewann — fünfhundert und ein Jahr nach dem Unglück von Xeres de la Frontera — das Kreuz in Spanien wieder wahrhaft die Oberhand. Der Ruhm des Tages von Navas de Tolosa erscholl durch das gesammte Abendland; Papst Innocenz stellte das seidene Zelt und die golddurchwirkte Fahne des Chalifen, die ihm Alfonso verehrte, in der Peterskirche zum Lobe des Namens Christi aus.

Mohammed en-Nasir schloß sich in seinem Palast zu Marocco ein, wo er bald darauf gestorben ist. Der junge Sohn, den er hinterließ, vermochte der Verwirrung nicht zu steuern. Nicht lange, so löste sich die Almohadenherrschaft in Andalusien, wie einst das omajjadische Chalifat, in eine Menge selbständiger Gewalten auf, die der Macht der christlichen Staaten nicht mehr gewachsen waren. Auf allen Seiten drangen diese vor. Jaime I., der Eroberer, König von Aragon und Catalonien, nahm 1228 Mallorca, 1237 Valencia ein; Portugal unterwarf bis 1250 ganz Algarve. Der größte Gewinn aber fiel Castilien zu, das durch Fernando III., den Heiligen, den Tochtersohn Alfonsos des Edlen 1229 aufs neue und diesmal für immer mit Leon vereinigt ward. Zu spät versuchte dem gegenüber Ibn Hud, aus der Dynastie, die vor der Zeit der Almohaden in Saragossa geherrscht, von Murcia aus auch das arabische Element im Süden der Halbinsel noch einmal kräftig zusammenzufassen; er unterlag 1233 den Castilianern, die von dem Infanten Alfonso und dem Grafen Alvaro Perez geführt wurden. 1236 griff König Fernando, von mohammedanischen Ueberläufern geleitet, Cordova an.

Durch übertriebene Nachrichten von der Stärke des Feindes ließ sich Ibn Hud, der schon im Felde stand, abhalten, zum Entsatz herbeizueilen; am Tage Peter und Paul fiel die Hauptstadt der Omajjaden den Castilianern in die Hände. Hierauf wurde die große Moschee zur Kirche geweiht; saracenische Sclaven mußten die als Trophäen aufgehäuften Glocken an ihre alten Stätten zurückbringen. Die Moslimen wanderten aus, die Christen theilten sich in ihre Güter; Clerus und Städte wurden nach Verhältniß der geleisteten Hilfe bedacht. Ibn Hud ward von den Seinen ermordet, worauf sich Murcia 1243 dem Infanten ergab. Als Fernando 1246 Jaen belagerte, erschien der Fürst von Granada Ibn el-Ahmer vor ihm, um jene Stadt zu überliefern, wenn ihm nur Granada selbst als tributpflichtigem Vasallen überlassen bleibe. Als solcher begleitete er 1247 den König auf seinem Zuge gegen Sevilla. Zuerst wurden hier die benachbarten Orte bezwungen; dann baute man an den galizischen Küsten eine Flotte, die in den Guadalquivir einlief. Nach achtzehnmonatlicher Belagerung fiel Sevilla durch Hunger. Den Saracenen ward gestattet, in der Stadt zu bleiben; doch zogen die meisten von dannen. 1250 ergaben sich Xeres und Cadix. Von allen arabischen Besitzungen blieb nur jenes Lehnskönigreich Granada als eine Reliquie des Islam bis auf spätere Tage übrig.

Auf solche Weise stellte sich neben das von Lateinern beherrschte Griechenland ein christlich-romanisches, seiner selbst wieder vollkommen mächtiges Spanien. Welche Stellung nahm da aufs neue Italien ein! Es war, als wären ihm die Zeiten der Scipionen wiedergekehrt. Von nun an bis

ins sechzehnte Jahrhundert hinein bildete es das Centrum der südeuropäischen Cultur, wie man gesagt hat: den inneren Hof des Hauses der Welt. Erst in solchem Zusammenhange würdigt man ganz das Wesen der durch Innocenz III. fester als je eben auf Italien gegründeten päpstlichen Weltherrschaft, auf deren eigene Entwicklung unsere Erzählung jetzt zurückgreifen muß.

Dreizehntes Capitel.

Innocenz III. in seinem Verhalten zur deutschen und zur englischen Krone.

In der großen Streitigkeit über die Investitur, welche Geistliches und Weltliches umfaßte, hatte das Papstthum im ganzen die Oberhand behalten, am Ende jedoch sich einen Austrag gefallen lassen müssen, bei dem die weltlichen Gewalten immerhin bestehen konnten. Wie damals das Recht der Excommunication, so hatte Rom im Streite mit Friedrich I. das Recht, die Concilien zu berufen, behauptet. Zugleich aber war doch auch die hohenstaufische Macht aufs stärkste angewachsen, sie überschattete gegen Ende des zwölften Jahrhunderts das Papstthum noch einmal, vornehmlich in Italien. Wir sahen, mit welcher Energie und welchem Glück ebendort nach dem plötzlichen Tode Heinrichs VI. Papst Innocenz III. Wandel schuf; die Frage war jedoch, ob sich dieser Erfolg auf die Dauer werde behaupten lassen; auch für das übrige Europa war dadurch noch keine Entscheidung gegeben. So wahr es ferner ist, daß die Kreuzzüge die Autorität des Papstthums unermeßlich verstärkten, so bemerkten wir doch andererseits, wie die Expedition gegen Constantinopel zunächst keineswegs nach dem Sinne Innocenz' III. war. Vollkommen als Führer des Abendlandes konnte der Papst auch jetzt nicht gelten; es war

ein mächtiges nationales Element mit der Kirche verbündet, welches indeß zuweilen das Uebergewicht über sie hatte. Innocenz III. war unternehmend, geistvoll und thatkräftig; allein man darf sich darüber nicht täuschen, daß ihm für die Durchführung seiner universalen hierarchischen Entwürfe vor allen Dingen die große Spaltung der weltlichen Gewalt zu Hilfe kam. Auf der einen Seite geschah damals wirklich, was so oft schon gedroht: die Deutschen vermochten sich über die Wahl eines Kaisers nicht zu vereinigen; auf der anderen führte die alte Spannung zwischen dem plantagenetischen Königthum von England und der Krone Frankreich zu den heftigsten Erschütterungen.

So groß die Macht und das Ansehen Kaiser Heinrichs VI. gewesen waren, es fehlte der einen wie dem andern dennoch an einer soliden Begründung. Von einer theoretischen Grundlage von der Stärke, wie sie das Papstthum besaß, das auf der Summe der Gedanken beruhte, welche die abendländische Christenheit bewegten, war bei dem damaligen Kaiserthum keine Rede mehr. Heinrich VI. fühlte das selbst; eben deshalb war er bestrebt, die Erblichkeit der Reichskrone in seinem Hause gesetzlich zu begründen; allein er drang damit nicht durch. Wir erinnern uns aller der Gegner, welche ihn 1192 und 1193 umringt hatten, jener großen, das gesammte Deutschland umfassenden Parteiung. Sie war beschwichtigt, aber nicht beseitigt; man erkennt sie wieder in der Opposition, auf welche die erwähnte Absicht des Kaisers stieß; bei seinem Tode lebte sie offen wieder auf.

Eigentlich war der junge Friedrich von Sicilien gesetzlicher Nachfolger auch im Reich. Indem die Fürsten die Idee der Erblichkeit principiell verworfen hatten, waren sie dem

Kaiser doch soweit entgegengekommen, daß sie diesen seinen Sohn durch Wahl zum römischen König designirten. Friedrich wurde denn auch jetzt von den im Morgenlande abwesenden Reichsfürsten anerkannt. Auch in Deutschland hatte ein großer Theil der Fürsten dem Knaben Friedrich für die Zukunft geschworen; es war geschehen, ehe derselbe noch getauft war; nun jedoch glaubten viele, an ein solches Versprechen nicht gebunden zu sein, da es ihnen durch die momentane Uebermacht des Kaisers abgezwungen worden sei. Von Anfang an setzte sich der Wahl Friedrichs namentlich der Erzbischof von Köln, Adolf von Altena entgegen, der insofern einer traditionellen Politik folgte, als schon seine beiden Vorgänger sich Friedrich I. und Heinrich VI. gegenüber in Opposition befunden hatten. Zuerst wollte er das Reich auf Berthold V. von Zähringen übertragen; da dieser aber zuletzt ablehnte, warf er sein Augenmerk auf den jüngsten Sohn Heinrichs des Löwen, Otto, Neffen des Königs Richard Löwenherz von England.

Indeß sammelten sich die Freunde der Hohenstaufen um den eben aus Italien zurückkehrenden Bruder Heinrichs VI., Philipp von Schwaben, denselben, der, mit einer byzantinischen Prinzessin vermählt, zu einer großen Stellung in der orientalischen Welt bestimmt schien. Philipp war der Meinung, daß die Wahl Friedrichs aufrecht erhalten werden sollte; er suchte bei den befreundeten Fürsten für ihn zu wirken. Auch sie jedoch meinten, von dem Eide, den sie dem noch ungetauften Prinzen geleistet, absehen zu dürfen, und forderten Philipp auf — denn eines Mannes bedürfe es — die Krone selbst zu übernehmen. Da Philipp ihrem Verlangen nachgab, ward er im März 1198 in Thüringen zum Könige gewählt, von den Fürsten von Meißen, Sachsen, Baiern, den Bischöfen

von Salzburg, Merseburg, Constanz und anderen. Allein Adolf von Köln gab darum seine Absicht nicht auf. Sein Einfluß auf Richard Löwenherz, zu dessen Lösung aus der Gefangenschaft er einst besonders beigetragen, bewirkte, daß dieser die Candidatur seines Neffen durch eine glänzende Gesandtschaft und reiche Geldspenden unterstützte, worauf Otto IV. in Köln von den niederrheinischen und westfälischen Fürsten ebenfalls als König proclamirt ward.

Wir kennen den ungeheuren, von der salischen Zeit herstammenden Zwiespalt. Friedrich I. war gewählt worden, weil sich beide Parteien vorübergehend in ihm vereinigten. Im Gegensatz zu den Welfen hatte Heinrich VI. die Krone erlangt. Otto wurde jetzt von den einen, Philipp von den anderen gewählt. Die alte Kluft zwischen beiden Parteien unter den Reichsfürsten that sich verderblicher als jemals auf. Aber zugleich hatte dieser Gegensatz eine europäische Bedeutung. Otto war ein halber Engländer. Mit seinem Vater Heinrich dem Löwen war er nach England geflüchtet und hatte dort die Sitten der normännischen Ritterschaft angenommen. Nur auf kurze Zeit war er nach Deutschland zurückgekommen. Er war von seinem Oheim Richard zum Grafen von Lamarche ernannt und mit York belehnt worden; Richard wollte ihm selbst die Königskrone von Schottland verschaffen. Damals war Otto Graf von Poitou und als solcher in Fehde mit König Philipp August von Frankreich verwickelt, wodurch es geschah, daß der letztere sich desto entschiedener den Hohenstaufen annäherte.

Um Otto vereinigten sich alsbald alle Opponenten der Hohenstaufen in Deutschland, alle Gegner des erblichen Kaiserthums. Er wurde zu Aachen, das er eroberte, im Juli 1198

gekrönt; im September Philipp in Mainz, wo sich die Fürsten von Franken, Schwaben, Baiern, Sachsen und Thüringen zusammenfanden. Otto IV. erscheint ungefüge, schroff, hochmüthig; Philipp fein von Lebensart, mehr klug als kriegerisch.

Beide Parteien richteten ihr Augenmerk, ihre Bitten nach Rom. Innocenz III. kam so nicht allein der Tod Heinrichs VI., sondern auch dieser Zwiespalt gewaltig zustatten. Ueber beide Parteien konnte er nun die Autorität des Papstthums erheben. Er faßte vor allen Dingen unter diesen Umständen, wie wir erzählten, festen Fuß im Kirchenstaat und in Italien überhaupt; über den Thronstreit selber hielt er noch an sich. Er konnte sein Mündel Friedrich II. befördern, aber die Furcht vor einer neuen Verbindung des neapolitanisch-sicilianischen Reiches mit dem Kaiserthum hielt ihn davon ab. Er billigte die Einwendungen der deutschen Fürsten gegen die Giltigkeit des einem noch Ungetauften geleisteten Eides. Auch für Philipp war er aber nicht. Der hatte ebenfalls Ansprüche auf Italien, und seine Erhebung in Deutschland hätte wie eine Anerkennung der Erblichkeit der Krone erscheinen können. Auf das dringendste forderte ihn Richard auf, seinen Neffen anzuerkennen. Er und sein Neffe seien die größten Anhänger des römischen Stuhls. Es ist kein Zweifel, daß Innocenz von Anfang an für Otto war; aber auf das ernstlichste trat dem Philipp August von Frankreich entgegen, denn die Wahl Ottos sei nur durch Geldzahlungen bewirkt worden und werde seiner Krone zum Nachtheil und Schimpf gereichen.

Auch Otto selbst hatte sich, sowie er gewählt war, an den Papst gewandt, um ihm die Verdienste seines Vaters vorzustellen. Inmitten der Verfolgung an der römischen Kirche treu festhaltend, sei Heinrich der Löwe verjagt worden; es

sei die gerechte Vergeltung Gottes, daß er, der Sohn, nun die königliche Würde erworben habe. Er wolle nun seine Schritte leiten lassen von dem, durch den die Könige herrschen, und daher habe er damit angefangen, das Spolienrecht des Königthums aufzugeben. Er bittet den Papst, diejenigen, welche Philipp geschworen, von diesem Eide zu lösen. Zugleich leistete er einen Schwur, durch welchen alle Rechte des Papstthums im Kirchenstaat bestätigt wurden. Wenn nun auch, wie wir berührten, der Papst vorläufig noch mit seiner Entscheidung zurückhielt, so war doch auch sein geheimer und nicht ausgesprochener Schutz eine gute Waffe für Otto. Und ohnedies war dieser zunächst der Stärkere.

Es kam jetzt zum Kriege in Deutschland; zu einem Kriege, der alle Landschaften mit Getümmel erfüllte, aber lange keinen entscheidenden Erfolg haben konnte. Philipp ward durch die Dazwischenkunft der Brabanter genöthigt, einen beabsichtigten Plan auf Köln fallen zu lassen; dem Landgrafen von Thüringen, der gegen Nordhausen stand, seinem Verbündeten, kam Otto selbst zu Hilfe; Nordhausen mußte sich ergeben. Obgleich Philipp sich eben damals zum Meister von Goslar machte, so wollten doch seine Begleiter zu einem ernsten Kampf nicht die Hand bieten. Er mußte Norddeutschland wieder verlassen. Der Kampf in Deutschland war zugleich ein englisch-französischer. Auch Philipp August von Frankreich, bei Gisors geschlagen, gerieth in großen Nachtheil. Für beide Kriegstheater war nun der Tod König Richards I. von großer Bedeutung.

In Deutschland gewann Philipp, der sich Straßburgs bemächtigte, die Oberhand. Der Landgraf von Thüringen trat, da Otto die von Richard stipulirten Hilfsgelder nun

nicht zahlen konnte, auf die Seite Philipps über. Der Erzbischof Ludolf von Magdeburg, von dem damals Herzoge Lehen nahmen, gesellte sich diesem gleichfalls bei. Hierauf erging ein Schreiben der staufisch gesinnten deutschen Fürsten nach Rom, in welchem sie den Papst baten, in die Angelegenheiten des Reiches nicht unrechtmäßig einzugreifen. Sie drohten mit einem großen Römerzug. Eben dies aber scheint den Papst angespornt zu haben, seinen Anspruch ihnen entgegenzusetzen. Zugleich kam es zwischen England und Frankreich zu einem Frieden, durch den es für Frankreich gleichgiltig wurde, ob Otto Kaiser sei oder nicht. Auch für den Papst fiel infolgedessen ein Motiv fort, das ihn bisher von der Anerkennung Ottos zurückgehalten.

Im Jahre 1201 erließ dann Innocenz III. seine berühmte Deliberation in Sachen des Reichs über die drei Erwählten. Er geht von dem Grundsatz aus: das Reich hänge vom apostolischen Stuhle ab, principaliter et finaliter, wie er sagt; das erstere, weil der apostolische Stuhl das Kaiserthum von den Griechen auf die Deutschen übertragen habe; das andere, weil der Papst den Kaiser kröne. Dann untersucht er zuerst, ob der Eid, der dem jungen Friedrich geleistet sei, binden könne; er findet, daß dem nicht so sein könne ohne Schaden für die Kirche, besonders deshalb, weil Friedrich noch ein Kind sei. Auch die Wahl Philipps jedoch sei ungiltig, obwohl sie von der Mehrzahl der mächtigsten Fürsten vorgenommen worden; unter anderem, weil Philipp seinem Neffen geschworen habe; wiewohl dieser Eid nicht binde, hätte sich doch Philipp erst durch den Papst davon absolviren lassen müssen. Auch würde das Reich erblich werden, wenn ein Bruder dem anderen nachfolge. Vor allen Dingen

aber widersetze er sich Philipps Wahl, weil dieser ein Verfolger und aus einem Geschlecht von Verfolgern entsprungen sei. Otto dagegen sei zwar nicht von so vielen Fürsten, wohl aber durch die Mehrzahl derer erwählt worden, denen ein Wahlrecht in erster Linie zustehe — eine erste Hindeutung auf die im Laufe der folgenden Jahrzehnte ausgebildete Idee der Kurwürde. Ferner sei Otto sowohl persönlich der Kirche ergeben, als auch von beiden Seiten her — den Sachsenherzogen seit Lothar und den englischen Königen — aus gleich devoten Geschlechtern entsprossen: deshalb verdiene er augenscheinlich den Vorzug.

Man sieht: von einigen Scheingründen abgesehen, sind es lauter hierarchische Motive. Dagegen bekannte denn auch König Otto zu Neuß 1201 Gehorsam gegen seinen Herrn, den Papst, und Anerkennung der Rechte desselben auf den Kirchenstaat jenseits des Po und auf die Oberherrlichkeit im Reiche von Neapel und Sicilien. Innocenz dagegen belobte die Anhänger Ottos; mit seinem ganzen Ansehen sucht er ihn zu unterstützen. Wir haben ein Schreiben von ihm, worin er Otto sagt, die Nachricht von dessen glücklichen Waffenthaten habe ihm Linderung seiner Schmerzen in einer Krankheit verschafft. 1204 ist er überzeugt, daß er sich aus der Ohnmacht gewaltiger erheben werde. 1206 ermahnt er ihn, sich durch keine Widerwärtigkeit beugen zu lassen.

In der ersten Zeit nach der Entscheidung Innocenz' III. war Ottos Glück in der That wieder im Steigen. Der Landgraf von Thüringen, dessen Wankelmuth selbst in solcher Zeit erstaunlich groß erscheint, trat wieder zu ihm über. Auf die Fürsten und besonders die Bischöfe hatte die Willensmeinung des Papstes natürlich einen nicht geringen Einfluß,

zuweilen einen zwingenden. Die Freunde Philipps wurden als Feinde des Reiches betrachtet. Aber gerade jene alles Maß überschreitenden römischen Eingriffe brachten die deutschen Bischöfe doch auch wieder zur Besinnung. In dem welfischen Hause selber brach überdies ein Zwiespalt aus. Pfalzgraf Heinrich, Ottos älterer Bruder, hatte gemeint, daß ihm dieser als König die braunschweigischen Hauslande überlassen werde; da das nicht geschah, schlug er sich zu Philipp. Auch der Landgraf machte abermals seinen Frieden mit diesem. Das merkwürdigste jedoch ist, daß selbst jener Erzbischof Adolf von Köln — den ich nicht verstehe und dessen Haltung auch durch die neuere Forschung nicht begreiflicher gemacht worden ist — sich mit Philipp aussöhnte und ihm huldigte. Im Januar 1205 konnte sich Philipp eben durch ihn in Aachen krönen lassen. Noch aber stand ihm ein anderer, größerer Erfolg bevor.

Man schreibt es dem persönlichen Einfluß des Patriarchen Wolfger von Aquileja zu, daß Philipp auch vom Papste wieder zu Gnaden angenommen wurde. Wahrscheinlicher ist mir, daß die Verwicklung Philipp Augusts mit Johann ohne Land, dem Otto Hilfe leisten wollte, dazu Anlaß gab. Genug, im Jahre 1207 sah sich Innocenz genöthigt, mit Philipp in Unterhandlung zu treten und auf die friedlichen Anträge, die ihm von Deutschland kamen, einzugehen. Man behauptet sogar, er habe seinen Neffen Richard Conti mit einer Tochter Philipps zu vermählen gedacht. Er schickte zwei Cardinallegaten nach Deutschland, welche, auf das beste empfangen und reich beschenkt, den König wieder in die Gemeinschaft der Kirche aufnahmen. Ich finde das unerklärt und würde es unerklärlich finden, wenn nicht, wie berührt, die englischen Verhältnisse auf die allgemeine Lage zurückgewirkt hätten.

Hier war nämlich Johann ohne Land mit dem französischen Könige nicht allein, sondern auch mit dem Papste selbst in heftigen Zwist gerathen.

Johann ohne Land, der seinem Bruder Richard Löwenherz auf dem Throne folgte, nachdem dieser 1199 an einer Wunde gestorben war, die ihm bei der Belagerung eines Castells beigebracht worden, war ein höchst untauglicher Fürst, übermüthig im Glück, feig im Unglück, durchaus sinnlich. Wie glücklich, sagte er zu einem feisten Hirsch, hast du gelebt und doch niemals Messe gehört! Auch für einen besseren Regenten freilich wäre es nicht leicht gewesen, die Macht des Hauses Plantagenet beisammenzuhalten. Durch die lange Abwesenheit König Richards war die Gewalt des Herrschers wesentlich geschwächt; sein Kreuzzug, seine übrigen Abenteuer, das Lösegeld, das für ihn aufgebracht werden mußte, hatten die Mittel des Landes tief erschöpft. Kein Wunder, wenn die an sich so verschiedenen Elemente des Reichs, französische und englische Provinzen mehr und mehr auseinander zu streben begannen. Diesen Proceß zu beschleunigen, das erdrückende Uebergewicht des englischen Königs auf dem Festlande zu brechen, war das vornehmste Lebensziel Philipp Augusts von Frankreich. Er eröffnet die Reihe der eigentlichen Gründer der französischen Monarchie. Eine alte Chronik läßt ihn sagen: er müsse noch viel Ungebühr leiden, aber mit Gottes Hilfe denke er an Macht und Gewalt zu wachsen, um sich noch einmal zu rächen. Gegen Richard hatte er, aller Bemühung in häufiger Fehde ungeachtet, nichts ausgerichtet; Johann gab ihm durch eigene Schuld Gelegenheit zu den größten Erfolgen.

Gegen Johann empörte sich sein Neffe Arthur von Bretagne, dem als dem Sohne des älteren Bruders nach der

Meinung einiger das bessere Erbrecht zustand. Johann brachte ihn in seine Gewalt, und Arthur verschwand. Jedermann hielt Johann für den Anstifter seines Todes; die Franzosen behaupteten, er habe ihn mit eigener Hand beseitigt. Wie sehr hatte er aber geirrt, wenn er auf diese Weise sich aller Feindseligkeiten zu entledigen gemeint hatte! Die Barone und Bischöfe der Bretagne wandten sich an den König von Frankreich, welcher Arthur bei seinem Aufstande unterstützt hatte, um Rache wegen dieses Mordes zu fordern. Philipp August zögerte nicht, den mächtigen Vasallen vor den Pairshof seiner Barone rufen zu lassen, der ihn verdammte. Mehr bedurfte es nicht, um eine neue allgemeine Bewegung gegen Johann zu veranlassen. Zuerst fiel Poitou ab. Dann gesellten sich die Bretonen nicht allein dem Könige von Frankreich zu, sondern sie griffen zuerst die Normandie an. Mit den Einwohnern von Anjou und Maine kam darauf Philipp August selbst und nahm das Land ein. Nur Rouen widerstand noch. Man sagt, es habe endlich einen Stillstand von 30 Tagen erwirkt und noch einmal Boten an König Johann gesendet, um von ihm Hilfe zu erlangen. Die Gesandten fanden ihn beim Schachspiel. Es war nicht daran zu denken, daß er ihnen Hilfe geleistet hätte. So wurden die Normannen besiegt. Aber auch die Einwohner von Bretagne, Anjou, Poitou, die dazu das Ihre beigetragen, verloren ihre politische Unabhängigkeit und beugten sich jetzt unter den König von Frankreich.

So weit war die plantagenetische Macht in Frankreich schon herabgebracht, als nun auch in England ein Streit ausbrach, bei welchem der König über die Besetzung des Erzbisthums Canterbury in einen Conflict mit dem Papste gerieth.

Zwei Erzbischöfe waren gegen einander gewählt worden, der eine auf des Königs Wort. Papst Innocenz setzte beide ab und ernannte einen Mann nach seinem Wunsche, einen seiner vertrauten Freunde von Paris her, Stephan Langton. Der Papst suchte den König durch kleine Geschenke — ein paar Ringe mit prächtigen Steinen, da Johann Juwelen liebte — zu begütigen; diesmal aber war Johann unerbittlich. Er gerieth in heftige Wuth und erklärte, er wolle die Rechte seiner Krone vertheidigen bis an seinen Tod. Der Papst war ebenso entschlossen; denn einen größeren Selbstherrscher hatte es auf dem päpstlichen Throne noch nie gegeben. Er sprach das Interdict aus; der König antwortete damit, daß er die Geistlichen, die sich danach hielten, verbannte und ihre Güter einzuziehen anfing. Stephan Langton nannte er seinen öffentlichen Feind. Von den weltlichen Großen nahm er Geiseln, um ihrer Treue sicher zu sein. Hierauf schritt der Papst zur Excommunication.

Eben damals nun, als die päpstlichen Gesandten mit Philipp verhandelten, begab sich Otto IV. nach England, wo er auf das beste empfangen ward. König Johann war damals noch sehr angesehen. Mächtige Große, wie der Graf von Looz, der mit einer Erbtochter von Holland vermählt war, erkannten ihn als ihren Herrn an, den sie gegen jedermann, wer auch lebte, unterstützen wollten. Insofern nun Otto mit Johann verbündet war, war er zugleich ein Gegner des Papstes. Diesen Wechselfällen der allgemeinen Ereignisse ist es, denke ich, zuzuschreiben, wenn der Papst auf die Unterhandlungen mit Philipp einging.

Zunächst kam es noch auf eine Aussöhnung der beiden Gegner an; weil Otto auf seiner neuen Burg, der Harlings-

burg bei Goslar war, begaben sich die Legaten nach Quedlinburg. Dem Könige Otto wurden sehr annehmbare Vorschläge gemacht: Vermählung mit Beatrix, der Tochter Philipps, und Abtretung des Königreichs Arelat. Aber Otto, noch durch einige Verbindungen gesichert und trotzend auf die alte Zusage des Papstes, wies alles von sich. Während man in Rom auf eine formelle Vereinigung mit Philipp dachte, die auch eben zustande gekommen war, so daß sich Wolfger von Aquileja mit der Urkunde auf den Weg machte, sollte es in Deutschland zu einem letzten, entscheidenden Kampfe kommen. Otto war mit Waldemar von Dänemark verbündet; das ganze Reich, jetzt um Philipp geschart, rüstete sich zu einem Heereszug gegen ihn. In diesem Moment wurde Philipp von dem Pfalzgrafen von Wittelsbach in Bamberg ermordet. Der Grund war, daß der König diesem Otto von Wittelsbach die ihm früher zur Ehe versprochene Tochter Beatrix dann doch nicht gegeben hatte; er habe ihm darauf, so wird berichtet, da er sich mit einer Tochter Heinrichs I. von Schlesien zu vermählen gedachte, ein Empfehlungsschreiben versprochen, dies aber unter der Hand in ein abmahnendes Schreiben verwandelt. Genug, Pfalzgraf Otto von Wittelsbach hatte keine Scheu vor dem geweihten Haupte seines Fürsten; er stürzte mit bloßem Schwert in des Königs Gemach und erschlug ihn. Man zeigt in Bamberg einen Erker an der alten Pfalz, wo es geschehen sein soll. Wenn ein Antheil an der Missethat dem Landgrafen von Thüringen oder dem Könige von Böhmen zugeschrieben wurde, so beruht das nur darauf, daß sie von König Otto zu Philipp übergegangen waren. Ganz ohne Mitschuldige war indeß der Wittelsbacher nicht.

Philipp war wohlunterrichtet, ein schlanker, nicht allzu

großer blonder Mann, leutselig und liebenswürdig; wohl allzu freigebig. Er hatte nicht den starken, schroffen Sinn seines älteren Bruders, aber er ist ein rechtes Abbild des ritterlichen Wesens jener Zeit. Sein Tod war ein um so größerer Verlust für das hohenstaufische Haus, da Philipp in dem inneren Kriege, den er führen mußte, die staufischen Erbgüter großentheils aufgewendet hatte, sei es als Sold, sei es als Lehen für seine Anhänger oder selbst als Mittel der Bestechung. Er mußte Otto, der durch das Geld seines englischen Verwandten unterstützt wurde, im eigentlichen Sinne überbieten. Gerade als er an das Ziel seiner Unternehmungen gelangt war, wurde er ermordet. Eben auf die Hausmacht, die eigenen Güter sollte das Kaiserthum nun gegründet werden; es war ein Schicksal, daß Philipp, um die Krone zu erlangen, sein Erbgut weggeben mußte.

Nun wurde es möglich, den Hader, der noch eben alles zerstören zu sollen schien, beizulegen. Schon an und für sich wirkte der Tod Philipps zugunsten Ottos. Der Erzbischof von Magdeburg, dem Otto Haldensleben und die Besitzthümer seines Hauses in der Mark Brandenburg überließ und auch persönliche Vergünstigungen machte, war für ihn; ebenso der Herzog Bernhard von Sachsen, der Landgraf von Thüringen und der Markgraf von Meißen. Ohne Zweifel auf ihre Veranlassung ward ein allgemeiner Hoftag zu Halberstadt gehalten (September 1208), wo nun auch die Anhänger der Hohenstaufen zu ihm übergingen. Auch ihnen wurden mancherlei Vortheile zugesichert. Man sieht, daß das Kaiserthum nicht allein den Staufern, sondern auch den Welfen einen Theil ihrer Besitzungen kostete.

Nicht wenig wirkte dann die Haltung des Papstes ein.

Innocenz erklärte die Mörder für Kinder Belials; in dem Ereigniß selbst sah er jedoch eine göttliche Fügung. Er, der doch eigentlich niemals das letzte Wort für Philipp gesprochen hatte, verbot jetzt bei Strafe des Bannes, an Stelle desselben einen anderen König zu wählen. Er beförderte — denn viele hatten ihn gefragt —, daß Otto auf dem großen Tag zu Frankfurt im November 1208 allgemein zum Herrscher ausgerufen wurde. Ein großer Reichstagsbeschluß verordnete allgemeinen Frieden und Niederlegung der Waffen. Der jungen Beatrix, die um Rache für ihren Vater bat, ward dieselbe zugesagt, und der Mörder in der That in der Nähe von Regensburg in seinem Versteck ergriffen und erschlagen.

Im folgenden Jahre vollzog dann Otto zu Würzburg in Gegenwart der päpstlichen Legaten, welche die nöthige Dispensation überbrachten, seine Verlobung mit Beatrix. Die Braut, die, obschon noch im Kindesalter, als sehr schön geschildert wird, wurde nach Braunschweig geführt; die königlichen Titel ihres Vaters wurden ihr erneuert. Sie brachte Otto nicht allein den Rest des staufischen Hausgutes zu, 350 Schlösser, wie es heißt: die Verlobung hatte für ihn die höhere Bedeutung einer dynastischen Anlehnung an das Haus seiner Vorgänger im Reich. Als bloßer Wahlkönig hatte er nicht emporkommen können; jetzt erschien er als Fortsetzer der Hohenstaufen, wie er denn auch von dem Herzogthum Schwaben Besitz ergriff. Seine Stellung erinnert von da an nicht mehr, wie bisher, an die Lothars; indem er welfische und staufische Position miteinander vereinigte, ließ er sich für den Augenblick eher mit Friedrich I. bei seinem Anfange vergleichen. Ausdrücklich wird als Motiv für die Verlobung eine Art Garantie für die Sicherheit der bisherigen Gegner

angegeben: die Fürsten, die es mit Philipp gehalten, sowie die ehemaligen Anhänger Ottos, welche zuletzt zu jenem abgefallen, sollten gegen ihn als König hinfort keinen Argwohn hegen.

Auch Kirche und Reich erscheinen in diesem Augenblick abermals auf das engste vereinigt. Der Patriarch Wolfger forderte die italienischen Städte auf, dem Könige alles zu gewähren, was ihm von alters her gebühre. Die Städte brachten ihm die Schlüssel ihrer Thore nach Augsburg. Der Papst erklärte, er thue alles, um unter anderem auch den jungen Friedrich abzuhalten, daß er sich nicht gegen Otto setze. Im Sommer 1209 trat Otto darauf von Schwaben aus seine Romfahrt an. Wie Otto von St. Blasien erzählt, ward er aufs feierlichste in Mailand empfangen; er hielt in Bologna einen großen Fürstentag, wie er seit Friedrich I. nicht vorgekommen war. In der Lombardei versöhnte er Azzo von Este und Ezzelin von Romano mit einander. Am 4. October ward er zu Rom gekrönt, nachdem er schon vorher eine Zusammenkunft mit dem Papst in Viterbo gehalten hatte, auf welcher freilich schon Differenzen zum Vorschein kamen, über die man aber zunächst hinwegging.

Inzwischen hatte sich die Stellung des Papstes zu Johann ohne Land immer feindseliger gestaltet. Zwar wagte kein Geistlicher, die Excommunication des Königs in England zu publiciren; sie werden als stumme Hunde, die nicht bellen, bezeichnet. Johann ließ den ersten, der sich daran kehrte, ins Gefängniß werfen. Der Papst sprach hierauf alle Unterthanen des Königs noch besonders vom Eide los. Aber Johann hatte die Gewalt in Händen und brauchte sie in einer Weise, daß niemand wagte, sich gegen ihn zu erklären. Er übte noch einmal die monarchische Gewalt stärker aus, als irgend ein

anderer. Schottland, Irland und Wales hielt er in Unterwerfung. Der Erfolg seines Neffen Otto, dessen kaiserliche Aufstellung in Italien, schien ihm indirect zugute kommen zu müssen. Allein für Innocenz bildete diese kein Hinderniß, gegen Johann das letzte Mittel, das ihm übrig blieb, die Gewalt der Waffen zu versuchen. Er wandte sich an Philipp August, gegen den er seine Klage über Otto ausschüttete.

Auch mit Philipp August hatte der Papst eine Zeitlang starke Differenzen gehabt. Der König von Frankreich hatte sich mit einer dänischen Prinzessin Ingeborg vermählt, aber gleich bei der Ceremonie der Vermählung eine ungemeine Aversion gefühlt, sich von ihr getrennt und sich mit Maria von Meran verheirathet. Die beleidigte Verwandtschaft wendete sich an den päpstlichen Stuhl, der sich ihrer lebhaft annahm und im Jahr 1200 das Interdict aussprach. In der Form zwar fügte sich Philipp August, so daß das Interdict bald wieder aufgehoben ward; aber nicht in der Sache. Da er sich aber zugleich sonst als ein großer Vorfechter der päpstlichen Ansprüche zeigte, z. B. Ketzer dem Scheiterhaufen überlieferte, so ward Innocenz nachsichtiger gegen ihn, ermahnte Ingeborg, sich zu beruhigen, und zeigte überhaupt die größte Schonung gegen den König. In diesem Augenblick führte sie das gemeinsame Interesse gegen Johann aufs engste zusammen. Mit dem lebhaftesten Vergnügen nahm der französische König den päpstlichen Auftrag an.

Allein schon bedurfte es des Krieges nicht weiter, als nur zur Drohung. Allzusehr hatte Johann durch sein brutales und launenhaftes Regiment die Gemüther der eigenen Unterthanen wider sich aufgeregt; gegen äußere Feinde meinte er sich nicht auf ihre Treue verlassen zu dürfen. Sowie er

sah, daß jene ihn ernstlich angriffen, hielt er doch für das beste, sich dem Papste zu fügen. Die Kirche hatte eine so große Einwirkung auf die Geister, daß der König nicht auf die Dauer mit derselben entzweit sein konnte. Ohne inneren Halt wie er war, ging er dann geradeswegs zu dem Entgegengesetzten über und suchte nun durch eine unerhörte Unterwürfigkeit den Papst zu gewinnen. Am 15. Mai 1213 resignirte er auf die Krone und übergab sie dem päpstlichen Legaten Pandulf; zu Dover, im Hause der Templer, nahm er das Reich vollkommen von dem römischen Stuhle zu Lehen und verpflichtete sich zu jährlichem Tribut. Noch ehe es zum eigentlichen Kampfe kam, war der Papst schon Sieger geworden. So erhob sich die päpstliche Gewalt unter Innocenz III. zu jener Herrschaft über England, welche Gregor VII. einst vergebens angestrebt. Und zugleich war dem glücklichen Hierarchen die Gelegenheit geworden, auch über die deutsche Krone noch einmal frei zu verfügen.

Auch Otto IV. war nämlich nach vorübergehender Vereinigung doch wieder mit dem Papste in Zerwürfniß gerathen. Es war jetzt nicht mehr wie früher, ein Kampf zwischen geistlichen und weltlichen Principien, nicht wie einst unter Friedrich I. ein Streit über die in Anspruch genommene Hoheit über die Christenheit, sondern über den Besitz. Der Papst hatte den König begünstigt, weil er ihm versprochen hatte, ihm die seit lange streitigen Güter zu lassen. Allein der Kaiser hatte auch noch einen anderen Eid geleistet: die Würden des Reichs zu bewahren und dessen abhanden gekommene Rechte nach Möglichkeit zurückzufordern. Sofort nach seiner Kaiserkrönung begann er in Italien in diesem Sinne zu handeln. Er erklärte, wolle das der Papst nicht dulden, so möge

er ihn erst von diesem Eide entbinden; das entgegengesetzte Versprechen habe er selbst nur aus Unkunde geleistet. Er belehnte den Markgrafen Azzo von Este mit Ländern, die dieser schon vom Papste zu Lehen trug, er machte auf die Mathildischen Erbgüter Anspruch. Von dem Grafen von Celano geführt, nahm er Capua ein und schlug sein Hauptquartier daselbst auf.

Der Papst kann sein Erstaunen nicht stark genug ausdrücken, daß der von ihm abfalle, welchen die Kirche allein erhöht habe, der ihr alles verdanke; es gebe keine Treue noch Glauben mehr in der Welt, das sei wider die Natur. Es reut mich, den Menschen gemacht zu haben, sagt er in einem Briefe. An dem Papste hatte nun Otto einen Feind, der noch andere Mittel besaß, als den Kampf im offenen Felde. Innocenz that im November 1210 den Kaiser in Bann und wendete sich an die deutschen Fürsten. Es ist wahr, sein nächster Zweck war, den Kaiser aus Italien zu verjagen; aber damit hing auch nothwendig zusammen, daß er in Deutschland weiteren Einfluß auf ihn zu haben suchte.

Siegfried von Mainz hielt eine Versammlung in Bamberg, zum Zwecke, wie es heißt, dem Gebote des Papstes gemäß Otto zu verlassen, und nicht allein dies, sondern auch Friedrich von Sicilien zu erwählen. Rom setzte nicht allein ab; es schlug auch vor. Friedrich II., der eben erst 16 Jahr alt geworden war, geistreich und unternehmend, schon frühe von den deutschen Fürsten anerkannt, schien Innocenz ganz der Mann, um ihn Otto entgegenzusetzen; nicht mehr einen Welfen dem Hohenstaufen, sondern umgekehrt, einen Hohenstaufen dem Welfen. Obwohl ein Gelingen doch sehr zweifelhaft war — denn noch waren nur wenige Fürsten, besonders die rheinischen

Bischöfe für Friedrich, und erst auf einer späteren Versammlung zu Nürnberg fand die Sache mehr Anklang — so wagte der deutsche Erzbischof doch alsbald, die Excommunication gegen Otto zu wiederholen. Otto hörte dies im Laufe seiner Siege in Italien. Er kehrte nach Deutschland zurück und suchte hier, wie es jetzt schon nicht anders geschehen konnte, durch Bündnisse mit einzelnen Fürsten wider die anderen sich zu halten. Allein schon drang ihm sein Gegner selbst nach Deutschland nach.

Wenn man nun angeben sollte, was Otto hier schädlich wurde, so könnte man besonders zweierlei nennen. Er hatte nicht allein den Papst bekämpft, sondern dabei auch im allgemeinen eine gewisse Ungunst gegen den geistlichen Stand gezeigt. Friedrich sagt einmal, er wolle den geistlichen Personen, vorzüglich den Fürsten die ihnen zustehenden Rechte vermehren; seinem Gegner habe die entgegengesetzte Handlungsweise sehr geschadet. Darauf mag es sich auch beziehen, daß man Otto später Schuld gibt, er habe alle Geistlichen ihrer Güter berauben wollen. Davon ist wohl soviel wahr, daß der Widerstand, den ihm die Geistlichen leisteten, ihn leicht zu heftigen Maßregeln hätte fortreißen können. Auf jeden Fall hatte er sich in einen solchen Ruf gesetzt, daß sie seine Freunde nicht waren. Sodann aber war seine ganze Stellung nicht mehr haltbar. Er trat in Italien ganz in dem Sinne der Hohenstaufen auf, ein rechter Staufer war er jedoch für Deutschland durch seine Vermählung noch lange nicht geworden. In Schwaben, wo man dem alten Hause die lebendigste Erinnerung bewahrte, hatte Ottos Auftreten von vornherein einen sehr ungünstigen Eindruck gemacht. Es kam hinzu, daß eben in dem Moment, wo Friedrich eintraf, Beatrix starb, was

jedes Band zwischen Otto und der hohenstaufischen Partei löste. Wie ein Abenteurer kam Friedrich II. 1212 mit sechzig Mann, wie ein herumschweifender Ritter über Chur nach Constanz; erst nach einigem Bedenken nahm ihn der dortige Bischof auf. Zuerst begab er sich dann nach dem Elsaß, dem alten Hauptsitz der salischen und hohenstaufischen Verwandten; allenthalben ward er anerkannt. Otto hoffte sich in Breisach zu halten, aber die Bürger vertrieben ihn. Auch das diesseitige Schwaben erkannte Friedrich an; ganz Oberdeutschland fiel ihm zu.

Der Papst wußte auch in Deutschland seinen Sieg zu verwerthen, wie in England. Friedrich, der ihm schon in Rom die künftige Trennung der Kronen von Neapel und Deutschland versprochen hatte, gewährleistete ihm nun alle seine geistlichen und weltlichen Ansprüche durch eine am 12. Juli 1213 in Eger ausgefertigte goldene Bulle, in welcher dem römischen Stuhle die Güter der Mathilde und der gesammte Kirchenstaat überlassen wurden. Einige Exemplare fügen auch Sardinien und Corsika hinzu, genug, eine höchst ausgedehnte weltliche Macht; dazu kommt eine besondere Anerkennung der Lehnshoheit über Sicilien. Ebensowenig fehlt die Anerkennung aller hohen geistlichen Gerechtsame, der canonischen Wahl durch die Capitel, der freien Appellation an den päpstlichen Stuhl und der Verzicht auf das langumstrittene Spolien- und Regalienrecht. Alles dies wurde durch die deutschen Fürsten bestätigt. Eine Urkunde, welche entscheidender für die päpstliche Macht in Deutschland einwirkte, als irgend eine andere. Doch war durch diese Vortheile Innocenz' III. der weltliche Streit noch nicht beendigt. Kaiser Otto gab seine Sache mit nichten verloren, und es konnte in der That frag-

lich erscheinen, ob Friedrich imstande sein werde, ihn auch im nördlichen Deutschland aus dem Felde zu drängen. Da erfolgte die Entscheidung durch eine neue, noch engere Verwicklung der deutschen mit den westeuropäischen Streitigkeiten.

Philipp August von Frankreich war nicht gemeint, seinen Angriff auf England deshalb aufzugeben, weil der Papst, nachdem er ihn erst befohlen, ihn nunmehr nicht billigte. Er warf sich zunächst auf die niederländischen Gebiete, wo Graf Ferrand von Flandern und Rainald Graf von Boulogne mit Johann ohne Land gemeinschaftliche Sache gemacht hatten. Doch waren die Franzosen dabei nicht glücklich. Die Flotte, die zum Uebergang nach England dienen sollte, wurde mit englischer Hilfe zerstört. Die beiden Grafen hatten auf dem festen Lande die Oberhand. Dies Glück erweckte nun Otto IV. zu dem Gedanken an einen großen Angriff gegen Frankreich, welches auch für Friedrich einen Rückhalt darbot. Mit Johann und dem Grafen von Flandern nahm er 1214 einen Plan auf, der schon früher gefaßt war und auf nichts geringeres ging, als auf eine Theilung von Frankreich. Im Mai 1214 griff Johann Poitou an, er fand Widerstand, war bereits geschlagen, wenngleich nicht vernichtet, als Otto in Frankreich erschien. Er hatte die Herzoge von Brabant und Limburg, die Grafen von Flandern und Holland auf seiner Seite. Es war eine Bewegung des gesammten Niederdeutschlands gegen Frankreich. Unter ziemlich ungünstigen Umständen mußte sich Philipp August am 27. Juli 1214 zur Schlacht von Bouvines entschließen. Hätten die Engländer und Deutschen gesiegt, so würden auch die Vortheile, welche der Papst bereits über beide Länder errungen hatte, wieder zweifelhaft geworden sein; Kaiser Otto hätte sich

gegen Friedrich behauptet, Johann ohne Land würde in neuem Glücke der Zugeständnisse, die er dem römischen Stuhl gemacht, gespottet haben. Aber durch die verbundene Kraft der Communen und der Ritterschaft behielten die Franzosen den Sieg. Die Schlacht bei Bouvines war, wie so oft in neueren Zeiten die großen Kämpfe auf dem nämlichen belgischen Boden, für alle Weltverhältnisse im westlichen wie im mittleren Europa entscheidend.

Philipp August stand am Ziel seines Strebens. Die Eroberung der plantagenetischen Provinzen war gesichert, die Macht widerstrebender Vasallen, wie Flanderns, gebrochen. Es gab jetzt ein Königreich und ein Königthum. Adel und Bürgerthum scharten sich um den Thron; aber auch bis in die unterste Schicht des Volkes drang ein Gefühl der Freude und des Stolzes: der erste Moment einer wahrhaft nationalen Empfindung der Franzosen, die zugleich eine royalistische war. Ueberdies war die Allianz zwischen der Kirche und der capetingischen Monarchie nun erst recht bestätigt, eine Verbindung, aus der für die nächsten Generationen weitere Vortheile hervorgingen. Noch tobte in den Landschaften des Südens der greuelvolle Krieg, den Innocenz III. nach vergeblichen Bekehrungsversuchen gegen die albigensischen Ketzer entzündet hatte. Philipp August, im Norden hinreichend beschäftigt, enthielt sich noch der Einmischung; aber sein Sohn und sein Enkel folgten dem an sie ergehenden Ruf. Die dem Hause von Toulouse entrissenen Gebiete, welche die Montforts als Anführer der siegreichen Kreuzheere nicht zu behaupten vermochten, gingen an die französische Krone über, deren unmittelbare Herrschaft sich seitdem vom nördlichen bis zum südlichen Meere erstreckte. Auf dieser Grundlage konnte dann

König Ludwig der Heilige ein Regiment aufrichten, wie es den Ideen der Zeit am besten entsprach, in welchem sich universale und nationale Tendenzen, Gesetzlichkeit und freie Bewegung friedlich durchdrangen.

Sehr anderer Art, aber nicht minder eingreifend, waren die Folgen des Ereignisses von Bouvines für England. Dem geschlagenen Johann, der sich trotzdem nach seiner Rückkehr neuer Gewaltsamkeiten nicht enthielt, traten nun seine Barone, verbündet mit der Hauptstadt und vor allem mit dem Primas Stephan Langton, der sogar die Führung übernahm, entschlossen entgegen. Vergebens rief der König den Schutz des Papstes an, dessen Abmahnungen selbst bei dem Erzbischof nichts verfingen. Am 15. Juni 1215 sah sich Johann genöthigt, zu Runnemede die ihm vorgelegte Magna Charta zu unterzeichnen, den großen Schutzbrief für die vereinigten Stände des Reichs, auf dem die englische Verfassung in ihrer Verbindung von altgermanischen und normännischen Freiheiten und Rechten zumeist beruht. Gerade daß der Papst das Werk nicht billigte und sich mit dem Königthum dagegen verbündete, brachte die Monarchie der Plantagenets in desto größere Verlegenheit. Unter Heinrich III., dem schwachen Nachfolger Johanns, stand England abwechselnd unter der Herrschaft päpstlicher Legaten, oder unter der Gewalt der ihre Freiheiten verfechtenden Stände. Das Königthum, des vornehmsten Theils seiner überseeischen Besitzungen beraubt, vermochte sich erst wieder zu wahrer Bedeutung zu erheben, als es sich entschloß, die Rechte des Landes offen anzuerkennen. Wie in Frankreich die Macht der Monarchie, so ist in England die parlamentarische Ordnung der Dinge in dem Jahrhundert, das auf die Schlacht bei Bouvines folgte, begründet worden.

Blicken wir auf Deutschland und das Kaiserthum, so zeigt sich uns eine andere Reihe von Wirkungen derselben Begebenheit. Friedrich II., der an der Schlacht persönlich keinen Antheil hatte, genoß doch ihre Früchte. Er ward nun Meister von Niederlothringen und nach und nach Herr in ganz Deutschland. Um Otto seines letzten Rückhalts zu berauben, schloß er ein für die deutschen Interessen nicht eben förderliches Bündniß mit Waldemar von Dänemark, dem er in den Küstenlanden jenseits der Elbe freien Spielraum ließ. Otto IV. dagegen setzte einen durchaus erfolg- und hoffnungslosen Kampf bis zu seinem Ende (1218) fort; erst im Todeskampf wurde er in die Gemeinschaft der Kirche wieder aufgenommen. Sein ganzes Wesen war nur transitorischer Natur. Man sollte denken, er hätte eine Stellung einnehmen sollen, wie Lothar; aber dazu waren die Zeiten nicht angethan. Indem er ohne weiteres in die hohenstaufische Bahn eintrat, verlor er seine eigenthümliche Grundlage und ward gestürzt. In nicht minder schiefer Lage jedoch erscheinen die Anfänge seines Gegners, der in der That vollkommen als Pfaffenkönig begann. Der Erbe Friedrichs I. und Heinrichs VI. schien die staufische Politik auf den Standpunkt Konrads III. zurückführen zu wollen, ja er befand sich eher in noch ungünstigerer Situation. Zwar seinen welfischen Widersacher hatte er überwunden; desto mächtiger aber stand ihm die Gesammtheit der Fürsten überhaupt zurseite, an welche das Königthum in zwanzigjährigem Thronstreit Güter, Rechte und Autorität verloren hatte. Es ließ sich nicht erwarten, daß diese Verluste jemals wieder eingebracht werden würden. Vor allem aber: Konrad hatte sich an das schwache Papstthum eines Innocenz II. und Eugen III. angelehnt, das in seinen römischen

Verlegenheiten seinerseits ebensosehr auf kaiserliche Hilfe angewiesen war; Friedrich II. war aufgetreten als das Geschöpf eines Innocenz III., der von ihm nichts anderes verlangte, als auf Italien Verzicht, in Deutschland Gehorsam. Ob es Friedrich II. besser als Otto IV. gelingen werde, selbst wenn er den Muth dazu fand, wider den Stachel dieser päpstlichen Oberherrschaft zu löcken, war sehr die Frage; das Schicksal des Kaiserthums, d. h. die Zukunft des einen wie des anderen Landes lag darin beschlossen.

Denn dies Eine kann keinem Zweifel unterliegen, daß den größten Gewinn aus den auf dem Felde von Bouvines entschiedenen Kämpfen das Papstthum davontrug. Nicht als hätte Innocenz III. in diesem oder jenem Augenblick nicht so manche Enttäuschung erfahren. Sehr wider Willen zwang ihn das Mißgeschick Ottos, sich mit Philipp zu vertragen; durch den Abfall Ottos sah er sich genöthigt, Friedrich in Deutschland zu erheben, was ihm wegen der Beziehungen Siciliens nicht willkommen sein konnte. Philipp August ließ sich von dem Streite mit Johann nicht zurückhalten, auch nachdem dieser sich dem Papst unterworfen; Stephan Langton und die englischen Magnaten trotzten gegen päpstliches Verbot dem Vasallen des römischen Stuhls die Magna Charta ab. Es ging in diesen Dingen wie beim vierten Kreuzzuge, den Innocenz umsonst von Constantinopel abzulenken versuchte. Allein wie in diesem Falle, so wußte er auch in allen anderen als echter Politiker, zugleich von wunderbarem Glück begünstigt, zuletzt doch immer die reichste Frucht für die Sache des Papstthums zu ernten. Hatte ihn Philipps Ermordung jeglicher Concession in den italienischen und deutschen Fragen überhoben, so gewährten ihm Friedrichs Versprechungen darin noch

mehr, als er zuvor besessen. Bei Bouvines unterlag nicht allein sein Schützling Johann, sondern auch, und zwar noch gründlicher, sein Gegner Otto. Die Errungenschaften der englischen Barone kamen, insofern sie die Macht der Plantagenets vollends lähmten, der Ausübung der päpstlichen Oberhoheit in England erst recht zugute. Für eine ferne Zukunft bedeuteten allerdings das Emporkommen der Monarchie in Frankreich, der parlamentarischen Tendenzen in England, des Fürstenthums in Deutschland, der städtischen Autonomie in Italien ebensoviele Momente einer nationalen Entwicklung, die sich in der einen oder der anderen Weise der Hierarchie des Papstthums erfolgreich entgegensetzten. Vor der Hand indeß war die letztere eben jetzt zur alles überragenden Erscheinung der Epoche geworden und trug die Kraft in sich, zu noch größerer Höhe aufzuwachsen. Alexander III. hatte doch nur in den kirchlichen Streitfragen über Kaiser Friedrich I. und Heinrich Plantagenet triumphirt; Innocenz III. gewann ihren Nachfolgern zugleich auf weltlichem Gebiet seine Siege ab.

Von den kleineren Mächten und den geringeren Angelegenheiten braucht man dem gegenüber kaum zu reden. König Sancho von Portugal mußte sich bequemen, den verweigerten Zins zu zahlen, Alfons IX. von Leon, nicht anders als Philipp August, seine Ehe trennen; es war genug, daß Innocenz hier wie da die Kinder als rechtmäßige anerkannte. In Norwegen, Schweden und Ungarn entscheidet er über die Erbfolge. Er krönt den König der Walachen und Bulgaren und sendet das Pallium nach Armenien. Im Jahre 1215 hielt er ein Concil im Lateran, welches die Versammlung unter Alexander III. noch weit übertraf; jetzt waren die Patriarchen von Jerusalem und Constantinopel zugegen; 412 Bischöfe,

über 800 Aebte stellten sich ein. Das Concil hat nur wenige Sitzungen gehalten und einen allgemeinen Kreuzzug beschlossen. Bedeutende Neuerungen knüpfen sich übrigens nicht daran; allein es bedurfte deren auch kaum, denn auch das innere Kirchenregiment des Papstthums bewegte sich nun in sicheren Geleisen. Innocenz, der juridischen Scharfsinn mit geistlicher Bildung verband, war ganz der Mann dazu, im großen wie im kleinen die im kirchlichen Leben des Tages auftauchenden Fragen mit Takt und Umsicht zu entscheiden. In der albigensischen Ketzerei, die er mit so blutiger Gewalt ausrotten zu müssen meinte, sowie in dem weltlichen Sinne des materiellen Treibens, zumal der reichen italienischen Städte, thaten sich freilich bereits sehr abweichende Richtungen des Daseins kund; allein sie riefen auch wieder geistige Rückschläge hervor. Eben damals wurden die neuen Mönchsorden gegründet oder doch vorbereitet, von denen die Dominicaner sich durch Predigt der Ketzerei, die Minoriten oder Franziscaner durch das Princip der Bettelarmuth der Verweltlichung opponirten. Bald sollten sie ihre vornehmste Aufgabe darin erkennen, die päpstliche Autorität, die einen in die Schulen, die anderen in die Hütten zu tragen.

Innocenz III. hat kein hohes Alter erreicht; wie er mit 37 Jahren zum Pontificat gelangt war, so starb er mit 55 am 16. Juli 1216 an einem Fieber zu Perugia. Eine abergläubische Verehrung, wie Friedrich Hurter in seinem merkwürdigen Buch, vermag ich ihm nun und nimmer zu widmen. Soviel aber ist gewiß: er steht in der vordersten Reihe der welthistorischen Päpste; der Aufgabe, die er sich einmal gestellt, war er durchweg gewachsen. Von einigen dialektischen Windungen abgesehen, wozu ihn, wie in jener Deliberation über

die deutschen Thronbewerber, sein hierarchisch-politisches Interesse vermochte, wird man nichts eigentlich Kleines an ihm entdecken. Wie er sich gleichsam am Sarge Heinrichs VI. erhob — wir bezeichneten ihn oben allen Ernstes als dessen Nachfolger —, so vollzog sich in ihm der Wandel der Zeiten. Noch aber lebte der Sohn jenes Heinrich, den Innocenz selbst als Vormund heraufgezogen, ein junger Mann, der den Trieb in sich fühlte, die Stellung seines Vaters wenigstens zumtheil als der echte Erbe für sich selbst zurückzufordern.

Vierzehntes Capitel.

Kaiser Friedrich II.

Das Papstthum war bis auf den Gipfel seiner Macht gelangt, jedoch war seine Stellung auf dieser Höhe noch nicht befestigt. Das große Kaisergeschlecht, mit dem es zuletzt gestritten hatte und dem die Tendenzen weltlicher Macht gleichsam eingeboren waren, bestand noch, es hatte sogar zuletzt von Innocenz III. selber zuhilfe gerufen werden müssen. Dazu kam, daß in Deutschland der genealogische Kampf zwischen Welfen und Hohenstaufen zum Vortheil der letzteren entschieden war. Die italienischen Parteien der Guelfen und Ghibellinen, die von ihnen den Namen führen, haben eine andere Bedeutung; zumal die ersteren stehen nicht mehr in Zusammenhang mit den Welfen im alten Sinn. Friedrich II., dessen Großvater fast lebenslang mit dem Papstthum um die Superiorität gerungen, dessen Vater sich vermessen hatte, die Welt zu beherrschen, mußte wohl in der Tiefe seiner Seele ähnliche Gedanken hegen. Ueber seine Erziehung, deren Oberleitung sich in den Händen Innocenz' III. befand, sind wir sehr wenig unterrichtet; gewiß ist, daß er früh in nahe Berührung mit der in Sicilien eingebürgerten saracenischen

Cultur getreten ist, wodurch sein Geist eine von den kirchlichen Ideen abgewandte Richtung empfing.

Andererseits war er jedoch emporgekommen durch eine Combination zwischen der päpstlichen Politik und den französischen Waffen in einer allgemeinen europäischen Verwicklung. Er verdankte seine deutsche Krone nicht sowohl einer spontanen Action der deutschen Fürsten, wie bisher, sondern vornehmlich der Empfehlung und Unterstützung vonseiten des römischen Stuhls. Man nahm ihn auf als Erben der Hohenstaufen, doch kann er selber kaum noch für einen Deutschen gelten; fast schon als ein Fremder bestieg er den Thron. Er stammte aus dem in den Boden Siciliens eingepflanzten Reise; er war durch und durch Sicilianer, erwachsen unter dem Einfluß der verschiedenen Elemente, die dort auf einander trafen. Auf jeden Fall war seine Stellung in Deutschland um vieles schwieriger, als die irgend eines Königs vor ihm. Er besaß Rechte von ungeheurem Umfang, aber nirgends waren sie thatsächlich gesichert. Vor allem war der Knoten seines Geschicks dadurch geschürzt, daß die Union zwischen seinem Erblande Sicilien und dem deutschen Reich, das ihm durch Wahl zugefallen, vertragsmäßig von ihm aufgegeben worden war. Wohl niemals hat sich ein großer Fürst von Haus aus in einer so zwiespältigen Lage befunden; ein Dasein voller Schwierigkeiten und Kämpfe mußte daraus hervorgehen.

Friedrich II. hat diese Kämpfe nicht etwa begierig aufgesucht, im Gegentheil: er war entschieden darauf bedacht, sie zu vermeiden. Wie er als Pfaffenkönig in seine Laufbahn eingetreten war, so zeigte er sich während der ersten Hälfte seiner Regierung als beflissener Gönner der geistlichen Interessen. Bei seiner Kaiserkrönung in Rom im November 1220

gab er allen Clerikern im ganzen Reiche neue und ganz allgemein lautende Privilegien, die er den Rechtslehrern zu Bologna in die Gesetzbücher einzuzeichnen befahl. Er leistete nicht allein dem Papstthum gegenüber abermals Verzicht auf die Mathildischen Güter, sondern erließ zugleich scharfe Edicte gegen die Ketzer. Er versprach, daß die Urtheilssprüche der geistlichen Richter über dieselben ohne Weigerung von dem weltlichen Schwerte vollstreckt werden sollten, und gab damit das erste Beispiel jener dienstfertigen Handreichung des Staates zum Schutze der Kirche wider ihre Feinde, worauf drei Jahrhunderte lang die Erhaltung der Einheit des Bekenntnisses im Abendlande wesentlich mit beruht hat. Schon zuvor aber, im April 1220 bei Gelegenheit der Wahl seines Sohnes Heinrich zum deutschen Könige, ertheilte Friedrich II. den geistlichen Fürsten Deutschlands, deren Bereitwilligkeit er diese Wahl vornehmlich verdankte, zu Frankfurt eine umfassende Constitution über ihre Rechte. Er verzichtete darin zunächst noch einmal grundsätzlich auf die Befugniß, ihren Nachlaß für den Fiscus einzuziehen — jenes Spolienrecht, eine der augenfälligsten Prärogativen der weltlichen Gewalt über die geistliche. Er verzichtete nicht minder darauf, neue Zölle und Münzen in ihren Gebieten ohne ihre Einwilligung zu errichten, und fügte eine Fülle von anderen Gnaden und Concessionen zugunsten ihrer territorialen Selbständigkeit hinzu: um, wie er sagt, diejenigen zu befördern, die ihn selbst befördert hätten.

Wenn dann Friedrich im Mai 1232 von Friaul aus neben den geistlichen auch die weltlichen Fürsten in Deutschland mit einer ähnlichen Constitution bedachte, worin er ihnen all ihre örtlichen Freiheiten, Jurisdictionen, Einkünfte u. s. w., die sie inne hatten, bestätigt und sie ausdrücklich

als Landesherren bezeichnet, so hat er damit freilich nur ein Privileg seinerseits wiederholt, das bereits ein Jahr vorher von seinem Sohne, dem erwähnten Könige Heinrich VII. den Fürsten verliehen worden, als dieser sie gegen den Kaiser selber für sich zu gewinnen suchte; Friedrich konnte dann, wenn er seine eigene Autorität behaupten wollte, kaum umhin, die geschehene Verleihung zu bestätigen. Allein das Ereigniß ist eben, daß er auf die eine oder die andere Weise dahin gelangen mußte; seine gesammte deutsche Politik schlug diese Richtung ein. Er hat den deutschen Boden schon zwei Jahre nach dem Tode seines Gegners Otto, sobald er dort die Ordnung hergestellt und die Succession seines Sohnes durchgesetzt hatte, persönlich fast für immer verlassen: ein einzigesmal ist er funfzehn Jahr später, und auch da nur nothgedrungen für kurze Zeit, wieder diesseits der Alpen erschienen. Auf die Herstellung einer starken Königsgewalt, wie sie noch seine Vorfahren dort ausgeübt, die jedoch in den Stürmen des dynastischen Bürgerkrieges in Auflösung gerathen war, hat er schlechtweg Verzicht geleistet. Welche Stütze hätten ihm nicht, wenn er dennoch darauf ausgegangen wäre, die Städte gewähren können, die damals allerorten mächtig emporkamen! Friedrich aber nahm sich ihrer nicht nur nicht an: jene fürstlichen Privilegien sind vielmehr größtentheils zugleich gegen die Städte gerichtet. Es war dem Kaiser genug, wenn er aus den deutschen Gebieten militärische Hilfe bei seinen italienischen Unternehmungen erhielt, wenn er im übrigen die Fürsten abhielt, von ihm abzufallen, ihm etwa einen seiner Söhne entgegenzusetzen. Indem er sich entschloß, Deutschland als ein Nebenland zu behandeln, besiegelte er mit Bewußtsein dessen aristokratische Verfassung.

Man kann diese Constitutionen Friedrichs II. sehr wohl mit der englischen Magna Charta zusammenstellen. Was König Johann von seinen Baronen abgerungen ward, genehmigte Friedrich seinen Fürsten in Güte aus politischer Ueberlegung: eine Festsetzung von Rechten, durch welche der monarchischen Gewalt, im entschiedensten Gegensatz zu der gleichzeitigen französischen Entwicklung, auf Jahrhunderte hinaus die bestimmtesten Schranken gezogen wurden. Doch darf man darüber der Unterschiede zwischen dem englischen und dem deutschen Ereigniß nicht vergessen. In England traten die Stände eng verbunden auf und erstritten ihre Freiheiten mit einander; die Folge war, daß sie auch hernach in einem einzigen, die Summe des nationalen Daseins umfassenden Staatsleben vereinigt blieben. In Deutschland wurden die Fürsten auf Unkosten der Städte befördert, ein Gegensatz, der die spätere Zeit mit den heftigsten Kämpfen erfüllt hat. Zugleich aber bezogen sich die den Fürsten bewilligten Rechte von vornherein vorzüglich auf ihre territoriale Selbständigkeit: das politische Leben der Nation erhielt eine Direction auf den engeren Kreis der Landschaften; wie denn gleichzeitig auch der Mitwirkung der Landstände bei den territorialen Angelegenheiten ausdrücklich gedacht wird. Endlich ist die Magna Charta wider den Willen des päpstlichen Stuhls erstritten und vertheidigt worden. Die Auflösung der königlichen Gewalt in Deutschland mußte dagegen sehr im Sinne des Papstthums sein, das seit so langer Zeit immer mit den Fürsten gegen die Kaiser verbunden gewesen. Nur für den Augenblick hatten diese Schritte Friedrichs II. doch eine antirömische Tendenz, insofern er den Dingen auch in Deutsch-

land ihren Lauf ließ, um desto ungestörter seine Entwürfe in Italien verfolgen zu können.

Die Geschichte Friedrichs II. zerfällt nun deutlich in zwei Perioden: über der ersten schwebt gleichsam verhängnißvoll die Kreuzzugsidee; in der zweiten bildet der Kampf mit den lombardischen Städten die Hauptsache, von der alles andere abhängt. Das welthistorische Verhältniß des Kaisers zum Papstthum knüpft sich in dem einen wie dem anderen Zeitraum eben an diese vorwaltenden Interessen. Der Nachfolger Innocenz' III., ein Savelli, Honorius III. (1216—1227), war ebenso bedächtig, wie Innocenz feurig; aber an den Prärogativen des päpstlichen Stuhles hielt er gleichwohl zäh fest. Sein Ehrgeiz war, den Kreuzzug, der von dem Concilium beschlossen und dessen Beginn auf den 1. Juni 1217 festgesetzt war, unter seiner Leitung durchzuführen; doch wünschte er dies Ziel zu erreichen, ohne darüber mit den Mächten der Welt zu brechen. Auch Friedrich II. hatte nun bei seiner Krönung in Aachen im Jahre 1215 freiwillig das Kreuz genommen; einen Zeitpunkt für die Ausführung seines Gelübdes hatte er indeß nicht bestimmt. Das Bemerkenswerthe ist nun, wie sich Friedrich diese Verpflichtung zunutze macht. Die Einen sagen noch heut, er habe nichts weiter beabsichtigt, als seinen eigenen Vortheil; die Anderen setzen seinen guten Willen voraus. Ich denke, man combinirt beides. Thatsache ist, daß der Vorsatz ihm die Kirche behilflich und förderlich bei allen seinen sonstigen Bestrebungen machte.

So lange Otto lebte, hätte niemand Friedrich die Ausführung seines Vorhabens zumuthen können. Ohne den König wurde daher infolge der päpstlichen Aufforderung 1217 eine größere Kreuzfahrt unternommen, welche nach einigem Schwan-

ken Aegypten zum Ziel erkor. Es glückte dort in der That nach langer Belagerung, bei der sich die Deutschen, Ober- wie Niederdeutsche, besonders auszeichneten, im November 1219 das wichtige Damiette einzunehmen. Auch nach dem Tode seines Widersachers aber zögerte Friedrich noch. Die päpstliche Aufforderung benutzte er vielmehr als ein Motiv, die noch übrigen Gegner zur Unterwerfung zu nöthigen; z. B. verdankte er ihr 1219 die Auslieferung der Reichsinsignien durch den Bruder Ottos, Pfalzgraf Heinrich, zu Goslar. Im Jahr 1220 erfolgte dann zu Frankfurt ein Reichstagsbeschluß, welcher die definitive Anordnung der orientalischen Heerfahrt festsetzte. Aber dem Kreuzzug selbst mußten noch zwei andere Dinge vorausgehen, die Krönung des Königs zum Kaiser, und — für den möglichen Fall seines Todes im Orient — eine Festsetzung über seine Erbfolge. Diese aber hatte die größte Schwierigkeit darin, daß die Union zwischen Sicilien und dem Reiche, wie wir wissen, vertragsmäßig aufgegeben war. Noch 1216 war mit dem römischen Stuhle näher vereinbart worden, bei seiner Krönung solle Friedrich seinen Sohn Heinrich der väterlichen Gewalt entlassen und bis zu dessen Mündigkeit eine selbständige Regierung in seinem Namen in Sicilien errichten. Friedrich hielt es nun für vereinbar mit dieser Verpflichtung, daß er diesen seinen Sohn zu seinem demnächstigen Nachfolger im deutschen Reiche wählen ließ, wenn er nur festsetzte, daß Deutschland und Sicilien niemals wirklich mit einander vereinigt werden sollten. Die Fürsten, voran die geistlichen, eben damals mit jenen großen Privilegien beschenkt, gingen ganz auf seinen Gedanken ein und wählten den achtjährigen Heinrich.

Anfangs setzte sich Papst Honorius allerdings dagegen;

als aber Friedrich selbst in Rom ankam, hat er es nachgegeben; vorausgesetzt, daß die Trennung Neapels, das Friedrich als ein Lehen des römischen Stuhls und als Erbtheil von seiner Mutter besaß, von dem deutschen Reich aufs neue festgesetzt würde; wie das dann geschah. Im November 1220 erfolgte hierauf die Krönung, bei der der Kaiser nur einen Tag in Rom verweilte; er versprach auf das bestimmteste, im Sommer 1221 nach dem Orient abzugehen. Der Papst hielt das für dringend nothwendig. Zugleich aber wußte ihn Friedrich, wie berührt, durch neue Concessionen an das kirchliche Interesse noch mehr zu begütigen. Er bewirkte dann in der That, daß eine Anzahl einzelner Unterstützungen nach Aegypten abging, während er selbst die Ordnung seines sicilianischen Erbreiches in die Hand nahm. In Rom war man nicht ganz unzufrieden damit: der päpstliche Legat Pelagius, welcher in Aegypten commandirte, sich jedoch dabei ebenso übereifrig benahm, wie vordem in Constantinopel, scheint selbst gewünscht zu haben, daß der Kaiser ihm nicht etwa die Ehre des Unternehmens schmälere. Er rückte im Delta vor, wurde aber geschlagen. Damiette mußte darauf im September 1221 wieder aufgegeben werden: der große, so rühmlich begonnene Kreuzzug hatte nichts Dauerndes zustande gebracht. Sehr menschlich, daß man dann in dem Ausbleiben des Kaisers eine Hauptursache der erlittenen Niederlage sah, wiewohl man seine Ankunft nicht hatte abwarten wollen.

Mittlerweile war Friedrich vollauf mit der Reorganisation der seit dem Tode seines Vaters fast anarchisch zerrütteten Lande von Neapel und Sicilien beschäftigt, wobei er das höchste Talent an den Tag legte. Er führte dort eine so kräftig centralisirte Regierung ein, wie nur irgend eine im Mittel-

alter erscheint. Er gehört zu den ersten Herrschern, welche auch mercantile und überhaupt nationalökonomische Gesichtspunkte zu fassen verstanden. An kleinen Conflicten mit dem Papstthum konnte es dabei nicht fehlen. Die Unterthanen klagten bei dem römischen Stuhl über Bedrückungen, die ihnen zugefügt würden; Friedrich wiederum hatte sich über kirchliche Uebergriffe zu beschweren, die er vom monarchischen Standpunkt aus nicht dulden wollte. Allein Honorius zeigte sich auch jetzt gefügig und geduldig. Sicilien schien doch auch deshalb einer festen Staatseinrichtung besonders würdig zu sein, weil es für einen mit nachhaltiger Kraft auszuführenden Kreuzzug ohne Zweifel die beste Basis abgab. Im Jahre 1223 kamen Papst und Kaiser aufs neue in Ferentino zusammen. Der Kaiser, dessen Gemahlin Constanze von Aragon soeben gestorben war, bedurfte zur ruhigen Verwaltung seines Erbreichs schlechterdings noch eine längere Frist; sie wurde ihm bis 1225 gestattet. Auch dann aber war ihm die Erfüllung seines Gelübdes nicht möglich. Noch einmal verschaffte ihm Hermann von Salza, der Hochmeister des deutschen Ordens und als solcher der berufenste Vermittler zwischen beiden Gewalten, den erwünschten Aufschub. In dem Vertrage zu S. Germano von 1225 gelobte der Kaiser, im August 1227 mit 1000 Reitern selbst ins Morgenland hinüberzugehen und Schiffe für die Ueberfahrt von 2000 Streitern bereit zu halten; wo nicht, so wird er der Excommunication verfallen, die für diesen Zweck schon jetzt über ihn ausgesprochen wird. Friedrich empfing überdies noch einen persönlichen Impuls, indem er sich im November 1225 zu Brindisi auf Betrieb des Papstes mit Isabella, der Erbin der Titularkrone von Jerusalem — ihre Mutter war eine Tochter Konrads

von Montferrat gewesen — vermählte. Isabella war bereits, unter Ausschluß ihres Vaters Johann von Brienne, in Tyrus selbst zur Königin gewählt worden. Friedrich sollte offenbar durch seine Verbindung mit ihr zum König von Jerusalem werden. Und wirklich ließ er am Hochzeitstage den Schwiegervater allen Rechten entsagen; die syrischen Großen leisteten dem Kaiser als ihrem Landesherrn Huldigung.

So wie nun aber Friedrich sich in Sicilien befestigt sah, wandte er seine Augen auf Oberitalien. Otto IV. hatte sich mit den italienischen Städten gut zu stellen gewußt. Dadurch besonders war es dem jungen Friedrich 1212 so schwer geworden, nach Deutschland durchzukommen. War hier noch eine Erinnerung an die großen Dienste, welche Heinrich der Löwe den Lombarden durch seine Unthätigkeit geleistet hatte, übrig? Knüpfte sich etwa hieran der Name der Guelfen, oder doch, wenn er wirklich zuerst in Florenz gebraucht worden ist, seine Verbreitung? Auch nach der Schlacht von Bouvines hielten sie, wenigstens zumtheil, an Otto IV. fest, sie haben seine Restitution im Lateranconcil von 1215 gefordert; es waren Mailand und die mit ihm verbündeten Städte, Alessandria, Piacenza, Brescia, Padua, Treviso. Für Friedrich dagegen erklärte sich Cremona, mit dem Pavia, Verona und Mantua, ferner Parma und Bologna einverstanden waren. Ghibellinisch war ferner der hohe Adel, die Montferrats und die Ezzelini da Romano. Immerhin bleibt es fraglich, inwiefern schon damals diese Gegensätze in großem Stile ausgebildet waren oder hinter den besonderen Fehden der Städte zurücktraten. Friedrich II. nun war nach und nach mit den Lombarden über die Ausführung des Friedens von Constanz in Streitigkeiten gerathen. Es hatte sich ein factischer Zustand

weit größerer Freiheit festgesetzt. Der Kaiser dachte aber jetzt sein Recht vollkommen geltend zu machen. Er schien den Streit im Jahre 1226 mit den Waffen ausfechten zu wollen. Er sammelte ein Heer in Neapel.

Da ist nun im Gegensatz zu ihm 1226 in dem Kloster S. Zeno zu Mosio der alte Bund der Lombarden, von dem eben Friedrich II. nichts hören wollte, erneuert worden. Man vereinigte sich zu einer Art von Staat unter einem Rector, durch den jede Streitigkeit geschlichtet werden sollte. Man verpflichtete sich zu gegenseitiger Vertheidigung; alle Männer vom vierzehnten bis siebzigsten Jahre sollten dazu verbunden sein. Sie wollten die Deutschen nicht mehr als 1200 Mann stark in Italien einrücken lassen, und gegen das Aussprechen der Reichsacht, wenn sich der Kaiser in Ober- oder in Mittelitalien aufhalte, gesichert sein. Wie hätte Friedrich sich eine solche, gewissermaßen souveräne Aufstellung gefallen lassen sollen? Er rückte heran, war aber zu schwach, um allein etwas auszurichten; die aus Deutschland heranziehenden Zuzüge aber wurden von den Städten an den Clausen von Trient zurückgehalten. Wohl sprach er dann auf einem Reichstag zu Borgo S. Donnino die Acht über die Rebellen aus, erklärte ihren Bund für aufgelöst und ihre Privilegien für verfallen. Da er indeß diese Urtheile zu vollstrecken außerstande war, so nahm er nicht ungern die Vermittlung des Papstes an, der zwar die Aufhebung der erlassenen Strafedicte forderte, auf der anderen Seite jedoch auch den Lombarden die Pflicht auferlegte, den Kreuzzug des Kaisers zu unterstützen.

Man sieht, diese Idee schwebt eigentlich über allem. Sie war bisher dem Kaiser sehr förderlich gewesen: erst in Deutschland gegen die Welfen und zur Erhebung seines

Sohnes zum Nachfolger; sodann zur Kaiserkrönung selbst, welche an seine Verpflichtung geknüpft war; zur Begründung der monarchischen Gewalt in Neapel und Sicilien, zum Austrag mit den Lombarden. Ueberdies war ihm durch jene Ehe die Aussicht auf persönlichen Gewinn bei dem Unternehmen selbst eröffnet worden. Die Stunde schien nah, wo Honorius III. die Frucht soviel Nachgiebigkeit endlich ernten sollte: da starb dieser Papst im März 1227. Zu seinem Nachfolger ward ein durchaus anders gearteter Mann erwählt, Gregor IX. (1227—1241), ein Verwandter Innocenz' III., zu dessen vornehmsten Werkzeugen er gehört hatte. Er stand bereits im höchsten Greisenalter, wenn es wahr ist, daß er bei seinem Tode fast hundert Jahr zählte; aber um so stärker und feuriger hielt er an den Ideen fest, die er einmal ergriffen hatte; er war nicht frei von Leidenschaft, doch vor allem mit seltener Thatkraft ausgerüstet. Er wollte von keiner längeren Verzögerung der so lange schon betriebenen, schon einmal begonnenen, aber wieder unterbrochenen Kreuzfahrt hören. Er erneuerte die Strafen, welche den säumigen Kreuzfahrern von der Kirche auferlegt wurden; denn so sehr hatte sich die Stimmung schon verändert: was ursprünglich ein enthusiastischer Impuls gewesen war, wurde nun eine Pflicht; nicht sowohl eine militärische, als eine religiöse.

Diesmal schien es denn auch dem Kaiser voller Ernst zu sein, sich der alten, doch auch vielfach lästigen Verbindlichkeit zu entledigen. Eine große Menge von Kreuzfahrern sammelte sich in Apulien, vornehmlich aus Deutschland, aber sie wurden von einer verderblichen Krankheit heimgesucht. Der Kaiser selbst begab sich in Brindisi zur See, aber auch er wurde von der Seuche befallen und sah sich genöthigt, wieder ans Land

zu gehen und zurückzubleiben. Aber Papst Gregor IX. wollte an die Wahrheit dieser Entschuldigung nicht glauben. Nach dem Wortlaut der früheren Abkunft, die keiner Hinderungsgründe Erwähnung gethan hatte, sprach er im November 1227, in der Tiefe seiner Seele ergrimmt, den Bannfluch über Friedrich II. aus. Ich lege nicht viel Werth auf die Erklärungen des einen gegen den anderen. Zieht man die wirkliche Sachlage in Erwägung, so darf man wohl sagen: die jetzige Frage zwischen Kaiser und Papst war die Initiative in der Kreuzzugsunternehmung. Der Kaiser fand einen Grund, sich der päpstlichen Bestimmung nicht zu fügen. Am Gründonnerstag 1228 wiederholte der Papst seinen Ausspruch. Er befahl der Geistlichkeit des sicilischen Reichs, die Orte, wo der Kaiser sich aufhalte, mit dem Interdict zu belegen. Der Kaiser erklärte der Geistlichkeit, daß er ihr ihre Güter entreißen werde, wenn sie es thäte. Aufs neue erhob sich der Streit zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt. Der Papst ward durch die mit dem Kaiser einverstandene Bürgerschaft aus Rom verjagt. Der Kaiser nahm die Mathildischen Erbgüter in Besitz. Aber zugleich hielt er nun den Augenblick für gekommen, seinen Zug zu unternehmen, für den ihm der Papst den Segen verweigerte. Es ist, als habe er sich von dieser Rücksicht erst ganz emancipiren wollen. Sein Kreuzzug ward nun ganz ein kaiserlicher Gedanke; die Idee Friedrichs I. und Heinrichs VI. lebte in Friedrich II. wieder auf. Der weltliche Grundzug in der Expedition des letzteren ward jedoch noch durch das dynastische Moment erhöht. Eben jetzt, im April 1228, war Friedrichs Gemahlin Isabella mit einem Sohne, Konrad, niedergekommen, dessen Erbrecht auf das Königreich Jerusalem über jeden Zweifel erhaben war. Den eigenthümlichsten Charakter endlich empfing der

Kreuzzug Friedrichs II. durch den Umstand, daß er von einem mit dem Banne belegten Fürsten unternommen ward.

Im Juli 1228 landete er in Cypern, wo schon Heinrich VI. als Oberlehnsherr aufgetreten war. Nicht ohne Gewalt brachte Friedrich die Regentschaft für den minderjährigen König in seine Hände. Er setzte seine Castellane und Vögte in die festen Schlösser. Im September 1228 landete er in Accon. Die Geistlichkeit versagte ihm den Friedenskuß, weil er ein Gebannter war; aber alles Volk war doch hocherfreut, daß er gekommen, und schloß sich ihm eifrig an. Die Moslimen erschraken über die Ankunft des Königs der Fürsten. Seine Begleitung war nicht so stark, um zu einem großen Angriff zu schreiten. Dagegen lagen aber die politischen Verhältnisse günstiger, als je seit dem Auftreten Saladins. Nach dem Tode des großen Sultans war nämlich sein Haus von stetem Unfrieden erfüllt; schon der vorübergehende Erfolg der Christen gegen Damiette beruhte auf diesem Zwist der Ejubiden. Auch hernach war zwischen dem Sultan von Aegypten El Kamil und dem Sultan von Damascus Moazzam neuer Hader ausgebrochen. Dieser hatte sich mit den Chowaresmiern vereinigt, jener hatte sich dagegen schon von fernher selbst an Kaiser Friedrich gewendet und ihm seinerseits versprochen, ihm das syrische Küstenland, Saladins Eroberung, zurückzugeben. Jetzt war Moazzam gestorben, doch über seine Hinterlassenschaft kam es abermals zu Streitigkeiten. Sein Sohn David setzte den Widerstand gegen El Kamil fort, und dieser war auch fortan genöthigt, sich an Friedrich zu halten. Es war eine Situation, für das christliche Interesse so günstig, wie zu den Zeiten des ersten Kreuzzuges.

Man begreift es, daß Friedrich seine Fahrt erst hatte antreten wollen, als er infolge dieser Lage der Dinge erwarten konnte, etwas auszurichten. Ein bloßer geistlicher Impuls war niemals in ihm. Daraus erwuchs ihm aber nun die Schwierigkeit, daß er an dem Legaten des Papstes einen Widersacher fand. Die Meister der Templer und Johanniter zögerten, sich ihm anzuschließen; sie wollten keinen Befehl vom Kaiser annehmen. Friedrich mußte einwilligen, daß seine Befehle im Namen Gottes und der Christenheit ausgefertigt wurden. Nur so wurde es möglich, daß man nach Joppe zog und daselbst eine Burg baute. Doch sollen die beiden Ritterorden noch später den Anschlag gemacht haben, ihn dem Feinde zu verrathen. Da mag dann die Ritterschaft des deutschen Ordens, die unter ihrem Meister Hermann von Salza treu zu dem Kaiser hielt, ihm besonders unentbehrlich geworden sein. Hauptsächlich aber: er stand mit den Moslimen selbst in enger Verbindung. Kamil gab ihm von der beabsichtigten Verrätherei Nachricht. In Joppe besuchten Friedrich die Emire Schamseddin und Fahreddin, die mit ihm über philosophische und mathematische Wissenschaften sprachen und den Scharfsinn seiner Fragen oft bewunderten. Es erfüllte sie mit Genugthuung, daß die sicilischen Saracenen mitten im Lager in ihren Religionsübungen nicht gestört wurden.

Ohne Zweifel gehörte dies dazu, um die Saracenen zu einer Nachgiebigkeit zu vermögen. Kamil war jedoch überdies durch das Verhältniß zu dem Sultan von Damascus dazu bewogen, welchem Jerusalem so wie so entrissen werden sollte. Er trat außer dem Küstenstrich auch Jerusalem selbst mit Nazareth und Bethlehem am 11. Februar 1229 an Friedrich ab; doch mit der Bedingung, daß auch die Mo-

hammedaner in der Moschee Omars anbeten dürften, was den orthodoxen Ideen des Abendlandes allerdings vollkommen widersprach. Die syrischen Barone waren nichtsdestoweniger zufrieden; die beiden älteren Ritterorden jedoch und der päpstliche Legat waren es nicht. Ohne Rücksicht auf sie beschwur der Kaiser den Vertrag, der ihm und der christlichen Sache Vortheile gewährte, die unter den damaligen Umständen durch Gewalt der Waffen nicht zu erreichen gewesen wären. Besonders die Deutschen hielten auch jetzt zu Friedrich; sie waren glücklich, nach Jerusalem wallfahrten zu können. Auch der Kaiser ging dahin; aber als Excommunicirter. Christlichen Gottesdienst durfte er nicht halten lassen. Allein am anderen Morgen erschien er in der Kirche des heiligen Grabes, schritt zum Altar, ergriff die goldene Krone und setzte sie sich aufs Haupt. Er befahl noch die Herstellung der Mauern von Jerusalem; im Mai 1229 segelte er von Ptolemais ab, nach seinem sicilischen Reiche.

Er kam, um den Krieg mit dem Papste auszufechten. Gregor IX. hatte, während der Kaiser im Morgenlande verweilte, einen Bund mit den Lombarden geschlossen und, allerdings durch kaiserliche Statthalter gereizt, Neapel angreifen lassen. Der Papst sagt selbst in einem späteren Schreiben, er habe damit die Sache der Lombarden geführt. Nun aber griff Friedrich selbst, nachdem er mit großer Raschheit aus Syrien zurückgekehrt war, mit seinem geübten Heere die päpstlichen Söldner unter Cardinal Pelagius an (September 1229). Der Papst fand bei den Lombarden nicht die Hilfe, die er erwartete. Er suchte Deutschland in Bewegung zu setzen, jedoch gelang es ihm nicht. Der Kaiser hatte ein großes Heer von Italienern, Deutschen und selbst Saracenen; er nahm Neapel

wieder ein und drohte, in den Kirchenstaat vorzudringen. Unter diesen Umständen entschloß sich der Papst, ihn wieder vom Banne zu lösen. Unter der Vermittlung Hermanns von Salza kam zu S. Germano im August 1230 ein Friede zustande, der freilich noch viel zu wünschen übrig ließ, aber doch dadurch eine gewisse Dauer erhielt, daß Gregor selbst mit den Römern in einen ähnlichen Zwiespalt gerathen war, wie der Kaiser mit den Lombarden. Friedrich versprach in dem Vertrage, die der Kirche und den beiden Ritterorden entrissenen Güter wieder herauszugeben; auch zu einer Reihe anderer geistlicher Zugeständnisse hat er sich bequemt.

Der Sieger gab dem Besiegten nach, aber gesiegt hatte er doch. Das Gleichgewicht zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt, das bei seinem ersten Auftreten zugunsten der geistlichen Macht zerstört worden war, wurde wiederhergestellt. Friedrich II. wäre an sich sehr geneigt gewesen, es bei diesem Zustande bewenden zu lassen. Wie er bisher die geistlichen Interessen, soweit sie nicht mit seinen eigenen zusammenstießen, bereitwillig gefördert hatte, so zeigte er sich auch jetzt durchaus nicht als absoluter Feind der Kirche. Sein Bestreben war vielmehr, in Verbindung mit dem Papstthum seiner noch übrigen Gegner, vor allen der Lombarden Herr zu werden. Soviel ist gewiß, daß der Bund der oberitalienischen Städte einen Staat im Staate bildete; sehr natürlich daher, daß der Kaiser das Verlangen, ihn aufzulösen und die Städte zum Gehorsam zurückzuführen, nicht fahren ließ. Aber langezeit kam er damit nicht von der Stelle. Im Jahre 1232 versammelte er einen großen Reichstag in Ravenna, den jedoch die Städte nicht beschickten. Auch von Deutschland her erhielt Friedrich in diesem Augenblick keinen genügenden Beistand,

sodaß ihm vor der Hand nichts übrig blieb, als sich abermals der Vermittlung des römischen Stuhls zu bedienen. Gregor IX. übernahm es, den Kaiser mit den Lombarden auszusöhnen; allein, wie man erachten kann, fiel sein Richterspruch im allgemeinen sehr zugunsten seiner alten Verbündeten aus; Friedrich mochte ihn nicht annehmen. Auch der Papst konnte dann freilich die Sache der Städte nicht offen begünstigen, da ihm der Kaiser wider seine Römer zu Hilfe ziehen mußte, wie einst Friedrich I. So blieb die Angelegenheit wiederum in der Schwebe, bis die Ereignisse in Deutschland Friedrich in den Stand setzten, mit eigener Kraft auch in Oberitalien entscheidend einzugreifen.

Schon längst war ein Mißverhältniß zwischen Friedrich und seinem Sohn Heinrich, der in Deutschland an seiner Statt als König waltete, zu erkennen. Man hat damals behauptet, es sei daher entsprungen, daß der Kaiser seinen anderen Sohn Konrad mehr begünstigt habe. Der wahre Grund war indeß ohne Zweifel, daß Heinrich VII. in jenen ersten Pacten mit dem Papstthum Selbständigkeit in einem der beiden Reiche zugesagt worden war. Da ihm nun Neapel nicht abgetreten wurde, so nahm er diese Selbständigkeit um so mehr im deutschen Reiche in Anspruch. Ein anderes Moment war wohl, daß die Regierung des jungen Königs nicht von den allgemeinen Beziehungen des Kaisers abhängen wollte. Sie wetteiferten gleichsam, wie wir bereits erzählten, die Fürsten für sich zu gewinnen. In Deutschland vollzogen sich eben damals die Ketzergerichte, durch welche sich Konrad von Marburg einen düsteren Namen bereitet hat. Dem Sinne des Kaisers entsprach es, diesen Tendenzen nachzugeben; sein Sohn, König Heinrich, war nicht dafür. Heinrich trat ferner

mit den Städten in Verbindung im Gegensatz gegen seinen Vater. Wenn Friedrich damals freundliche Beziehungen mit England anknüpfte, so suchte der Sohn sich an Ludwig IX. von Frankreich zu halten.

Eine sehr merkwürdige Haltung nach innen und außen, die Heinrich einnahm: allein der vereinigten Macht des Papstes und des Kaisers konnte er nicht widerstehen. Welch ein Verhältniß zwischen ihnen war, ergiebt sich daraus, daß Heinrich zuläßt und Friedrich fordert, daß einige Fürsten, welche die Vermittlung übernommen, sich zugleich verpflichten, wenn Heinrich von dem Kaiser abfalle, alsdann diesem nicht zu gehorchen. Als dann Heinrich wirklich offenen Abfall versuchte, verließen ihn die Fürsten in der That. Im Jahre 1235 erschien Friedrich diesseit der Alpen und ward des Sohnes um so leichter Meister, als er auch die Autorität des Papstes noch für sich hatte. Er hielt eine große Reichscurie zu Mainz, in welcher er einen umfassenden, lange als Muster geltenden Landfrieden verkündigte, dessen Urkunde zugleich in der Landessprache veröffentlicht ward. Im Gefühl seiner Stärke schloß er einen definitiven Austrag mit den Welfen, indem er den noch übrigen Enkel Heinrichs des Löwen, Otto, zum Herzog von Braunschweig-Lüneburg erhob. Den Herzog Friedrich von Oesterreich, der sich seinen Geboten nicht fügen wollte, warf er 1237 in einem kurzen Feldzug über den Haufen; er faßte den Gedanken, Oesterreich zum Reichsland, Wien zur Reichsstadt zu machen. Zum Nachfolger des gestürzten Heinrichs VII., der nach Apulien gebracht wurde, wo er in der Gefangenschaft gestorben ist, ließ der Kaiser seinen jüngeren Sohn Konrad durch die Wahl der Fürsten einsetzen. So in Deutschland nach allen Seiten glücklich und triumphirend, beschloß

er, mit der lombardischen Rebellion ein Ende zu machen. Merkwürdig sind die Erklärungen, die er bei diesem Anlaß über seinen Beruf abgiebt. Das Reich ist nach ihm dazu da, den Frieden der Völker zu erhalten und die Kirche vor Verletzungen und vor dem Unglauben der Häretiker zu bewahren. Ihm hat Gott Deutschland, Sicilien und Italien verliehen; jedoch sei eben die Mitte des Reiches, Italien, noch in tiefster Verwirrung; er muß diesen Ungehorsam besiegen. Hernach will er nach dem Rathe der Italiener wie der Deutschen dem heiligen Lande neue Hilfe bringen, das alsdann zu einer großen Fülle von Glück gelangen solle. Er hofft in Piacenza, wohin er die Abgeordneten der Städte entbietet, auch die Repräsentanten der verschiedenen europäischen Reiche um sich zu sehen.

Dem Kriege, den Friedrich im Herbst 1237 aufs ernstlichste selbst eröffnete, waren schon einige Kämpfe im östlichen Oberitalien vorausgegangen, in denen der eifrigste Parteigänger des Kaisers, Ezzelin da Romano Vicenza, Padua und Treviso, sowie den Führer des dortigen Widerstandes, den Markgrafen Azzo von Este zur Unterwerfung brachte. Der Kaiser hatte in seinem Heere außer den Deutschen, die nicht eben sehr zahlreich erschienen waren, und den ghibellinisch gesinnten Lombarden von Parma, Reggio und Modena 10 000 Saracenen aus seinem sicilischen Königreich, auf denen die Stärke seine Rüstung vornehmlich beruhte. Ihnen ergab sich im October Mantua auf günstige Bedingungen. Dann rückte Friedrich in das Gebiet von Brescia vor, wo er eine feste Burg nach der anderen einahm. Um Brescia selbst zu schützen, vereinigten sich die lombardischen Scharen von Mailand, Piacenza, Crema, Lodi, Alessandria und lagerten sich am Oglio.

Eine Zeit lang standen die beiden Lager einander gegenüber. Dann brauchte Friedrich die List, sich zurückzuziehen und scheinbar sein Heer aufzulösen. Als die Italiener sich dadurch bestimmen ließen, ihr Lager zu verlassen, griff er sie am 27. November 1237 bei Cortenuova an und schlug sie völlig. Das Caroccio, der Wagen, auf welchem die Feinde ihre große Fahne mit sich führten, ward erobert. Im Momente des Sieges war Bergamo zu ihm übergegangen; jetzt machte selbst Mailand den Antrag, ihn unter gewissen Bedingungen als Herrn anzuerkennen.

Rein politisch betrachtet, war das wohl der wichtigste Moment im Leben Kaiser Friedrichs II. Cortenuova erscheint als die Umkehr von Legnano: was dem Großvater das Geschick versagt, war dem Enkel glänzend zugefallen. Es kam darauf an, ob er sein Glück durch weise Mäßigung für immer zu befestigen verstehen werde. So verhält es sich nun nicht, daß er Unterwerfung auf Gnade und Ungnade gefordert hätte, wie man oft gesagt hat. Aber wenn er die Jurisdiction in dem Umfange für sich verlangte, wie sie ein König in jeder Stadt besitzen sollte — so daß er einen Capitan gesetzt haben würde, um sie auszuüben — so waren die Mailänder nach fast hundertjährigem Kampf um die Freiheit der inneren Selbstregierung nicht geneigt, das anzunehmen. Ein anderer Streitpunkt war, daß die Mailänder für die zu treffende Uebereinkunft eine Garantie des Papstes zu haben wünschten, der Kaiser sie dagegen bloß durch die deutschen Fürsten versichern wollte. Genug, man verständigte sich nicht. Dann aber mußte der Krieg fortgesetzt werden. Der Kaiser wandte sich im folgenden Jahr aufs neue gegen Brescia. Aber wenn er im Felde die Oberhand behielt, so war er doch nicht so geschickt,

die festen Städte zu erobern. Vor Brescia scheiterten seine Belagerungswerkzeuge; er mußte es im November 1238 verlassen. So wußte sich auch Alessandria zu vertheidigen.

Ich will keineswegs sagen, daß Friedrich hier vollkommen Recht hatte. Den Sieg zu erfechten, war ihm gelungen; aber ihn recht zu benutzen verstand er nicht. Die Besonnenheit, die Friedrich I. gerade nach seiner Niederlage an den Tag gelegt, wodurch er dann noch spät zu unerwarteten Erfolgen gelangt war: der Enkel, der sie in anderen Lebenslagen häufig bewährt, ließ sie jetzt im Gefühl des errungenen Triumphes vermissen. Und so geschah es, daß diese Städte, die in der Mitte der streitenden höchsten Gewalten, des Reichs und der Kirche, dem plebejischen Element zuerst Raum in der Welt verschafft hatten, es auch diesem großen Anführer gegenüber zu behaupten wußten. Venedig war antikaiserlich; auch Genua weigerte sich jetzt, dem Kaiser den Eid der Treue zu leisten. Freilich kam ihnen jetzt keine Spaltung in Deutschland zu Hilfe; von dem Reich her war eine sehr stattliche Macht vor Brescia erschienen. Wohl aber ereignete es sich, daß das Papstthum aufs neue gegen den Kaiser Partei ergriff.

Mannigfaltige Anklagen, z. B. über die Behandlung der sicilianischen Kirche, waren vorlängst gewechselt worden. Einen anderen Streitpunkt bildeten die beiden Ritterorden, welche als besondere Gegner des Kaisers erscheinen. Das wichtigste Moment aber betrifft die Insel Sardinien, über welche ein alter Streit zwischen Reich und Kirche obwaltete. Kaiser Friedrich I. hatte dort einen einheimischen König eingesetzt, Heinrich VI. soll die kaiserliche Oberherrlichkeit durch eine Flotte behauptet haben. Allein Innocenz III. hatte die Herr-

schaft der Kirche hergestellt, die verschiedenen Gewalten der Insel, als Judicate bezeichnet, erkannten die päpstliche Hoheit an. Eben damals aber reichte nun die Erbin des Judicates von Torre, Adelasia, Wittwe eines Visconti, gegen den Willen des Papstes ihre Hand dem natürlichen Sohne Friedrichs, Enzio. Dieser wurde dann von seinem Vater zum Ritter geschlagen und nahm den Titel eines Königs von Sardinien an. Friedrich machte, wie einst Otto IV., kein Hehl daraus, daß er alle Rechte, die das Reich jemals besessen, wiederherstellen wolle.

Papst Gregor IX., auch sonst erschrocken über die gewaltigen Erfolge des Kaisers, wollte das nicht dulden. Er schloß im November 1238 mit Genua und Venedig einen Vertrag auf neun Jahre, in welchem die Städte versprachen, kein Bündniß mit dem Kaiser abzuschließen ohne Einwilligung des Papstes. Aus diesen Unterhandlungen ergab sich, was bevorstand. Der Papst erklärte im voraus, er werde Gewalt mit Gewalt erwidern. Am Gründonnerstag 1239 wurde Friedrich II. von Gregor IX. aufs neue excommunicirt. Unter allen den Gründen, die dafür angeführt werden, erscheint auch der Verdacht, daß er über die katholische Kirche nicht rechtgläubig denke. Der Kaiser antwortete mit einer Gegenerklärung. Ihm, dem Papst, gab er Schuld, daß Jerusalem keine Hilfe bekomme. Der Papst beschütze Ketzer, wenn diese wider den Kaiser seien. Ohne sich auch nur mit den Cardinälen zu berathen, sitze er einsam in seiner Kammer bindend und lösend, wie ein Kaufmann die Wage in der Hand — ich verstehe: je nach seinem Vortheil. Keiner anderen Schuld sei er selber sich bewußt, als daß er es verschmäht habe, seinen Sohn Enzio mit einer Nichte Gregors zu vermählen. In jedem

Sinne bestreitet er ihm das Recht zu solcher Excommunication. Der Papst replicirte: er behauptete nicht allein dieses Recht, sondern er kam nun auch auf das Verhältniß des Kaisers zu den Mohammedanern zurück; ja mehr noch: Friedrich habe gesagt, die Welt sei von drei Schwindlern, Moses, Jesus und Mohammed betrogen worden. Die übernatürliche Geburt Christi leugne er, weil man nicht glauben dürfe, was nicht mit der Natur übereinstimme. Der Kaiser versicherte, Worte dieser Art seien nie über seine Lippen gekommen. Er legte ein feierliches Glaubensbekenntniß über den Sohn Gottes ab; Moses erklärte er für den Vertreter und Freund Gottes, Mohammed verwirft er: sein Leib schwebe in der Luft, von Teufeln zerrissen.

Genug: die beiden Gewalten trafen nach einem Jahrzehnt des Friedens noch einmal heftiger als je, mit unerhörten Vorwürfen, welche die Anhänger des Kaisers auch gegen die persönliche Lebenshaltung des Papstes richteten, kurzum man muß sagen: in bitterstem Haß auf einander. Im Kampfe der Waffen hatte der Kaiser das Uebergewicht. In Oberitalien gewann er Montferrat und Alessandria; in Toscana schlossen sich alle alten ghibellinischen Städte an ihn an; wie denn gerade damals, im Anschluß an die heimischen Spaltungen, die umfassenden Parteien der Guelfen und Ghibellinen sich als pars ecclesiae und pars imperii im großen ausbildeten. Friedrich drang sodann im Kirchenstaat vor und nahm Viterbo; so nahe an Rom erklärte er seine Absicht, alle Reichslehen wieder vom Papst zurückzufordern. Den Römern versprach er, sie an den Ehren des Reichs wieder theilnehmen zu lassen, sie als Proconsuln in die Provinzen zu senden; sie sollen ihm nur an ihrem Theile helfen, dem siegreichen Adler des Imperiums den triumphalen Lorbeer

zurückzugeben. Aber auch der Papst hielt fest an seiner Idee. Bei einer großen Procession legte er seine päpstliche Tiara auf die Reliquien der Heiligen und forderte diese auf, ihre Stadt zu vertheidigen, welche die Römer nicht vertheidigen wollten. Die Römer waren dann alle wieder für ihn und drängten sich, seinen Ablaß zu empfangen. Das war doch überhaupt noch das überwiegende Gefühl in der Welt.

In Deutschland freilich zeigten sich zunächst ganz andere Erscheinungen. Welche Verhältnisse dort aus dem großen Streit entsprangen, sieht man aus den Acten Alberts des Böhmen, der als päpstlicher Nuntius im Reich erschien und über die Erzbischöfe und Bischöfe, welche größtentheils an dem Kaiser festhielten, den Bann aussprach. Sie traten sein Papier — denn er sei nur Archidiaconus und sie Bischöfe der Kirche — mit Füßen. Es kam zu einer allgemeinen Unruhe in der deutschen Kirche, in welcher der Nuntius eigentlich nur an dem Herzog von Baiern Unterstützung fand. Kaiser Friedrich ließ diesen Wittelsbacher Otto II. daran erinnern, daß dessen Großvater von dem seinen in das Herzogthum eingesetzt worden sei; der Enkel des Kaisers könne dem Enkel des Herzogs das Herzogthum auch wieder entreißen. Der Papst hätte einen allgemeinen Abfall erwarten müssen, hätte er Albert den Böhmen nicht zurückgerufen.

Behauptete aber der Kaiser dergestalt durch die getroffenen Einrichtungen in Deutschland, durch die Waffen in Italien die Oberhand, so war das nicht der Fall mit den übrigen Ländern. Im Vertrauen darauf, daß sich die Stimme Europas für ihn erklären werde, berief der Papst ein Concil. Allein der Kaiser sperrte nicht nur die nach Rom führenden Landstraßen; es gelang ihm 1241 auch, die genuesische Flotte,

welche die zum Concil herbeieilenden Prälaten, zumeist französische, beschützen sollte, zu nehmen; die gefangenen Prälaten ließ er nach Neapel bringen. Dem Könige Ludwig IX. von Frankreich, der sich darüber beschwerte, antwortete er mit dem Gleichniß: das Kaiserthum verhalte sich zu den Fürsten, wie der Löwe im Thierreich. Er meinte die weltliche Gewalt in aller Namen zu repräsentiren und trotzte auf das Glück, das ihn bis jetzt in dem Kampfe gegen die geistliche Gewalt begleitet habe: durch Gottes Vorsehung leben und herrschen wir! Er schien in der That seinem Ziele nah. Auf der einen Seite griff die kaiserliche Flotte Genua an, auf der anderen hielt er den Papst in Rom belagert. Die Ghibellinen waren für ihn; sie meinten jetzt das Reich im Gegensatz gegen das Papstthum dort zu errichten. Noch gewaltiger, als unter Heinrich VI. oder Otto IV., engte jetzt die territoriale Macht Friedrichs II., der auch die See beherrschte, den Papst ein.

Da starb Gregor IX., wie es heißt, beinahe hundert Jahr alt. Der Kaiser ließ es lange Zeit zu keiner neuen Wahl kommen. Der zuerst Gewählte, Cölestin II., starb nach vierzehn Tagen; auch die Cardinäle zögerten dann, so daß sich in den anderen Kirchen Unzufriedenheit regte und die französischen Prälaten drohten, sich ein eigenes Oberhaupt zu wählen, wofür sie ein angebliches Privilegium der heiligen Canones zu haben vorgaben. Endlich, im Juni 1243, wurde zu Anagni Sinibald Fiesco, aus den genuesischen Grafen von Lavagna, gewählt; er nannte sich Innocenz IV., nach Innocenz III., dessen durch Gregor IX. fortgesetztem Systeme er sich vollkommen anschloß. Er galt als der beste Erklärer der Bibel und der Decretalen in jener Zeit. Friedrich sagt in einem seiner Briefe, er habe mit allen Kräften für seine Wahl

gewirkt; ich zweifle nicht daran, obwohl der Brief aus späteren Tagen ist; er faßte Vertrauen zu ihm, weil er einer von den Edelleuten des Reiches sei; er, der Kaiser, habe ihm Wohlwollen erwiesen mit Wort und That. Daß Friedrich geradezu gesagt habe, er habe einen Freund an ihm verloren, kann nicht wohl sein. Aber er wollte ihn als Vater anerkennen und hoffte, als Sohn von ihm angenommen zu werden.

Allein der Papst konnte sich den bestehenden Zustand nicht gefallen lassen; er unternahm den Krieg wie Alexander, wie Innocenz III. Offenbar war jedoch seine Lage bei weitem ungünstiger als die Innocenz' III. Von der Macht des Kaisers war er rings umgeben, und wenn sich auch hie und da die Guelfen für ihn regten, so waren doch die Ghibellinen fast immer im Uebergewicht. Gleich die ersten gegenseitigen Eröffnungen des Kaisers und des Papstes sind voll von Zurückhaltung. Der Kaiser sagte jede Begünstigung zu: unbeschadet der Ehre und der Rechte des Reichs. Der Papst bot alle mögliche Genugthuung an; er will darüber einen allgemeinen Fürstentag zusammenrufen: vorbehalten jedoch die Sicherheit der Kirche und aller ihrer Anhänger. Die Annäherung wird durch die ihr beigefügten Vorbehalte wieder aufgehoben. Alles resümirt sich darin, daß der Papst die Freigebung der gefangenen Prälaten fordert, die der Kaiser für Rebellen erklärt hat.

Unter dem Eindruck des mongolischen Einbruchs in Mitteleuropa und der Einwirkung namentlich der Fürsten des Ostens kam es noch zu ernstlichen Annäherungen. Ein Friede wurde verhandelt, von beiden beschworen; allein man hatte sich darin zu Formeln geeinigt, in denen jeder Theil seinen Sinn sich

vorbehielt, in Bezug auf die Lösung vom Bann und die Sache der lombardischen Städte. Der Kaiser wollte erst den Eid der Treue haben, ehe er die Gefangenen losgebe. Das waren die Getreuen der Kirche, die Rebellen des Kaisers. Das Papstthum wiederum hatte mit den Lombarden einen Bund, den es nicht wieder brechen konnte. Noch im Juni 1244 ward unterhandelt; der Kaiser wünschte eine Zusammenkunft mit dem Papst. Dieser aber trachtete vor allem persönlich frei zu werden. Er faßte den Entschluß, aus Italien zu entweichen. Dann erst konnte er das Uebergewicht geltend machen, welches er über das Kaiserthum besaß, nämlich die allgemeine und unbedingte Anerkennung von Europa.

Die Genuesen, seine Landsleute, hatten ihn auf das dringendste ersucht, bei seinem Frieden mit dem Kaiser sie und ihre Freunde darin aufzunehmen, alle ihre Rechte und Freiheiten zu garantiren. Der Papst antwortete darauf mit der Bitte, ihn mit einer Flotte, die nach Civitavecchia kommen sollte, aus dem Bereich der kaiserlichen Gewalt zu retten. Indem der Kaiser den Papst bei Rieti erwartete, begab sich dieser auf einem sehr beschwerlichen Ritte von Sutri nach Civitavecchia, wo 22 genuesische Fahrzeuge seiner harrten. Mit hoher Freude ward er in Genua empfangen. Der Strick ist zerrissen, sagte man, und wir sind frei! Aber auch in Genua mußte er von dem zu Lande und zur See mächtigen Kaiser eingeschlossen zu werden fürchten. Er war sehr krank. Zuerst getragen und halb sterbend, dann wieder imstande, auf einem Maulthier zu reiten, gelangte er nach Asti, wo er sich zu erkennen gab. Er nahm dann seinen Weg nach Lyon, das noch nicht zu Frankreich gehörte, sondern zu dem arelatischen Reiche,

auf welches indeß die kaiserliche Macht kaum mehr Einfluß übte. Dahin berief er nun ein großes Concil.

Der Kampf, wie er von da ab maßlos entbrannte, war zugleich höchst persönlich und ganz allgemein. Unter den Vorwürfen der Ketzerei, welche Innocenz gegen Friedrich erhob, erscheint auch die Thatsache, daß der Kaiser seine Gemahlinnen durch Eunuchen bewachen lasse. Friedrich hat andererseits erklärt, er wolle den Papst auf das bitterste treffen, in dem, was ihm das Liebste sei. Zugleich jedoch vertheidigte der Kaiser theoretisch, um dem weltlichen Interesse noch einmal freie Bahn zu machen, die alte Lehre von der Trennung der beiden Schwerter, welche die Selbständigkeit der Staatsgewalt in sich schloß. Von einer solchen Trennung aber wollte Innocenz überhaupt nichts hören: das Verfahren des Kaisers habe sie unthunlich gemacht. Von jener Bibelstelle, auf die sich das Papstthum begründet, leitete er die unbedingte Oberhoheit desselben ab; die weltliche sowohl wie die geistliche Herrschaft — die himmlische drückt er sich aus — sei dem Papste anvertraut. Er war der Meinung, Christus habe auch eine weltliche Gewalt gegründet. Seine Anschauung bewegt sich durchaus in der Identificirung von Gott, Christenthum, Kirche und Papstthum. Er kümmerte sich nicht um den Widerstand der weltlichen Fürsten. Er meinte: erst müsse er den großen Drachen zertreten, dann die kleineren Schlangen. Wir kommen auf diese seine Haltung, auf das Lyoner Concil von 1245 und die Kämpfe der folgenden Jahre in Italien und Deutschland in einem späteren Abschnitt ausführlicher zurück; denn von diesen Dingen geht zugleich die Zukunft aus: Innocenz IV. nimmt innerhalb des hierarchischen Jahrhunderts in jedem Sinne die centrale Stellung ein. Hier sei

nur soviel von alledem erwähnt, als erforderlich ist, um Friedrich II. bis an seinen Ausgang zu begleiten.

Das Concil war nur mittelmäßig besucht. Auch der Kaiser hatte seinen Procurator daselbst; aber dessen Einrede hatte wenig Wirkung auf den Papst. Am 17. Juli 1245 sprach dieser eine feierliche Excommunication über Friedrich aus. Er warf ihm vier Verbrechen vor: Meineid, Bruch des Friedens zwischen Kirche und Reich, Sacrilegium, Ketzerei. Zugleich mit ihm werden alle die excommunicirt, welche ihm Rath oder Beistand leisten werden. Die deutschen Wähler werden ihm einen Nachfolger im Reich bestellen. Ueber Sicilien wird der Papst mit den Cardinälen verfügen. Zugleich in allen Theilen seiner Herrschaft griff der Papst so Friedrich an. Wohl hob auf dem Concil der Procurator des Kaisers, Thaddäus von Suessa, noch einmal die Tendenzen der weltlichen Gewalt hervor: für die Versprechungen des Kaisers zugunsten des heiligen Landes wollte er die Bürgschaft der Könige von England und von Frankreich beibringen; aber die geistliche Faction behielt die Oberhand und bewirkte, daß die Absetzung Friedrichs von dem Concil zum Beschluß erhoben wurde. Als der Kaiser dies vernahm, was that er? Wagte er es, den Papst hinwider abzusetzen, wie Heinrich IV. und Friedrich I. gethan? Er ließ sich seine Kronen bringen, setzte eine derselben auf und rief aus: noch habe er sie auf, und niemand solle sie ihm entreißen! Es kam darauf an.

Der Papst hatte mächtige Verbündete an den beiden Bettelorden — denn auch die Dominicaner hatten sich nach dem Muster der Minoriten als Bettelorden constituirt. Diese Mönche drangen gleichsam in alle Adern der Gesellschaft ein und machten dort die Motive des Glaubens für ihren Herrn

geltend. Die Wirkung ließ nicht auf sich warten. Zuerst entstand eine Verschwörung in Neapel. Befreundete Diener des Kaisers, Pandulf von Fasanella und Jacob von Morra, entflohen plötzlich von seinem Hofe. Eine neapolitanische Dame soll Friedrich den Verrath angezeigt haben. Ein Brief des Kaisers ist übrig, worin er seine Gegner des Einverständnisses mit dem Papste bezichtigt. Auch in Deutschland hatte diesmal die Excommunication gewaltig gewirkt. Der letzte Zuzug von dorther erschien bei Friedrich im Jahre 1238. Noch einmal 1245 findet sich dann eine Anzahl deutscher Fürsten an seinem Hofe. Jetzt aber erhob sich eine Gegenfaction. Am 22. Mai 1246 ward auf Geheiß des Papstes Landgraf Heinrich Raspe von Thüringen zum Gegenkönig gewählt, der frühere Pfleger Konrads und des Reiches. Indem der Kaiser nun mit italienischen Kräften über die Alpen gehen will, um seine Feinde zu Paaren zu treiben, erfährt er in Turin den Abfall von Parma. Hier war es der päpstlich-guelfischen Partei im Juni 1247 gelungen, sich unter der Anführung eines Neffen des Papstes, eines Sanvitale, der sich an die Spitze der Ausgewanderten stellte, bei Gelegenheit eines glänzenden Hochzeitsfestes der Stadt zu bemächtigen. Der Kaiser machte die größten Anstrengungen, sie wieder zu erobern. Er legte ein Lager an, das einer Stadt gleich war und das er Vittoria nannte; aber die Parmesen verloren den Muth nicht. Im Februar 1248, im Augenblick der Abwesenheit des Kaisers, griffen sie sein Lager an, eroberten es und schlugen sein Heer.

Dieses Ereigniß gab den Guelfen das Uebergewicht. Alle Städte in der Ebene der Romagna, Imola, Faenza, Forli, traten zu ihrer Partei. Schon war auch Modena be-

droht. Der natürliche Sohn Friedrichs, der junge Enzio, befehligte in diesen Gegenden die kaiserlichen Truppen, er eilte herbei, Modena zu retten. Er traf noch zu rechter Zeit ein, aber zu seinem Unglück. Er ging den Bolognesen, welche Modena bedrängten, bei Fossalta entgegen; aber die Modenesen hielten nicht Stand. In dem Kampfe ward Enzio gefangen. Der tapferste aller Söhne Friedrichs, sein besonderer Liebling, dem zugunsten er den Zorn des Papstes gereizt hatte, ward von den Bolognesen zu ewigem Gefängniß verurtheilt (1249). Auch Modena mußte zu der Kirche übertreten. Friedrich sah sein Glück von sich weichen. Glückliches Asien, schrieb er an seinen Schwiegersohn Vatazes, den griechischen Kaiser von Nicäa, beneidenswerthe Fürsten des Ostens, die ihr das Schwert eurer Unterthanen und die Ränke der Priester nicht zu fürchten habt! Selbst sein vertrautester Rath, der alles bei ihm vermochte, der Hofrichter Peter von Vinea, ward ihm mit Grund verdächtig, als sei er von seinen Feinden gegen ihn gewonnen. Zur Strafe geblendet, stieß Peter den Kopf mit solcher Wuth gegen die Wand, daß er umkam.

Noch schien nicht alles für Friedrich verloren. In Deutschland fand seine Sache gegen Heinrich Raspe namentlich bei den Städten Unterstützung, denen der Kaiser — in später Erkenntniß eines gemeinsamen Interesses, denn auch in ihnen regte sich schon damals eine gewisse Opposition gegen das Papstthum — sich zuletzt wieder günstiger bezeigt hatte. Heinrich Raspe traf bei ihnen auf so bedeutenden Widerstand, daß er in seine Heimath zurückging, wo er 1247 an einer Wunde starb. Daß alsdann der Graf Wilhelm von Holland zum Gegenkönige gewählt wurde, machte imgrunde wenig aus: sich Gehorsam zu verschaffen, war er doch nicht vermögend.

Allein der große Streit konnte doch nur entschieden werden, wo er entstanden war: in Oberitalien; denn die Macht Friedrichs II. beruhte nicht mehr, wie die seiner Vorfahren, auf Deutschland. Auch da nun errang der Kaiser gerade in seinem letzten Lebensjahre noch einige Erfolge; doch waren sie nicht erheblich genug, um die 1248 und 1249 erlittenen schweren Unfälle wieder auszugleichen. Noch mitten im Kampf, nicht gebeugt, aber zurückgedrängt, nicht völlig besiegt, aber unzweifelhaft überwunden starb Friedrich am 13. December 1250 zu Firenzuola in Apulien; ohnfern von seiner saracenischen Colonie in Lucera, die er einst aus Sicilien herübergeführt, die ihm seine äußeren Siege hatte erfechten helfen, aber im geistigen Streite mit der Kirche seinen Gegnern eine Waffe des Angriffs geliehen hatte.

Die Peripetie seines Lebens erscheint im Jahre 1238, als er vor Brescia unverrichteter Sache umkehren mußte: daran schloß sich jene zweite Excommunication durch Gregor IX., die er niemals wieder von sich abzuwerfen vermochte. Seine Katastrophe beruht vor allem auf der Verbindung der päpstlichen Gewalt mit den italienischen Städten. Diese aber hatte im dreizehnten Jahrhundert ein anderes Resultat, als im zwölften. Im zwölften schloß Kaiser Friedrich I. einen besonderen Frieden mit dem Papste, einen anderen mit den Städten und erhielt von beiden erträgliche Bedingungen. Jetzt aber war der Papst den Vertrag eingegangen, keinen Frieden mit dem Kaiser zu schließen ohne die Städte. Innocenz IV. bemerkte mit Recht, daß hier der Kern der Frage liege. Sein Verhältniß zu Genua, seiner Vaterstadt, knüpft daran an. Die Genuesen forderten ihn, wie wir sahen, auf, ihre Rechte zu schützen. Er begiebt sich zu ihnen, um sich selbst zu retten. In Lyon

bekommt er erst die volle Freiheit, die kirchlichen Prätentionen mit voller Energie auszusprechen. Auf diese gestützt, erringt er den Sieg.

In Italien geboren, war Friedrich doch germanisch blond. Auf dem Wege nach Deutschland hat man ihn einen Fluß, bis an die Hüften im Wasser, durchwaten sehen. Er war schön, von heiterer Sinnesweise und liebte einen vergnüglichen Genuß des Lebens. Ich will nicht wiederholen, wie in der Berührung des morgenländischen und abendländischen Luxus die Sänger und Gaukler des Abendlandes mit saracenischen Tänzerinnen zusammentrafen. Das hatte aber zugleich Zusammenhang mit ernsten Studien. Mit den Tänzerinnen erscheinen die Schüler des Averroës am Hofe. Friedrich ließ den Ptolemäus und die Thiergeschichte des Aristoteles aus dem Arabischen ins Lateinische übersetzen. Er selbst war ein großer Kenner der Natur. Es ist ein Buch von ihm übrig, über die Kunst mit Vögeln zu jagen, worin er die genaueste Kunde über Lebensweise, Nahrung u. s. w. der Vögel zeigt, so daß er als einer der größten Kenner dieses Theiles der Zoologie betrachtet werden muß, die je gelebt haben. In seinen Thiergärten waren Kameele, Leoparden und Tiger. Er war von einer an Peter den Großen erinnernden Neugier gegenüber den Processen der Natur erfüllt. Nicht unpassend erzählt man gerade von ihm die Sage vom Taucher. Der Sultan schenkte ihm ein Zelt, worin Sonne und Mond richtig auf- und untergingen. Er war wohl nicht frei von Sterndeuterei und anderen phantastischen Neigungen, aber ausgebildet, wie kein anderer im Kampfe des Lebens. Da ward in ihm nun freilich eine Sinnesweise entwickelt, welche sich den Lehren der Kirche nicht absolut unterordnete.

Sein Bild ist zuweilen nur ins Schlimme gemalt worden. Er habe sich mit Saracenen umgeben, nach ihrer Weise einen Harem gehalten, er sei ungläubig und abergläubisch gewesen; im Umgang mit den Moslimen habe er sich über die christliche Religion lustig gemacht; er sei undankbar gegen seine Erzieher und Freunde gewesen. Trug nicht allein, sondern Tücke und Grausamkeit will man ihm nachweisen. Selbst die Verschwörungen gegen ihn wären nach dieser Ansicht wegen seiner Laster zu rechtfertigen. Ich bin weit entfernt, ihn rein waschen zu wollen, aber über solchen Vorwürfen verschwindet seine ganze Stellung. Er hatte den schwierigen Kampf mit einer Gewalt zu bestehen, welche die Welt beherrschte und von der er ursprünglich selbst erhoben worden war. Welch eine Aufgabe, die Rechte der weltlichen Gewalt geltend zu machen gegen einen Papst, der die Behauptung aufstellte, daß ihm selbst die weltliche wie die geistliche Gewalt gebühre! Friedrich hat ferner in den Kampf gegen den Orient eintreten müssen, nachdem die Energie der geistigen Gegensätze schon vorübergegangen und arabisches Wesen in die Cultur, vor allem seiner eigenen Heimath, eingedrungen war. Es ist unleugbar, daß er selbst die Zustände des orientalischen Fürstenthums, welches von keiner geistlichen Gewalt gebunden war, oder die Situation im Bereich der griechischen Kirche den abendländischen Verhältnissen vorzog. Nachdem das Kaiserthum voreinst die Summe der höchsten Gewalt an sich gebracht und solange besessen hatte, mußte es die höhere Autorität der Kirche anerkennen, wie sie in dem Recht der Excommunication zum Ausdruck kam; in geistlichen und weltlichen Befugnissen, vermischt wie sie nun einmal waren, ward es genöthigt, einen Schritt zurückzutreten. Friedrichs I. ideale

Pläne, Heinrichs VI. reale Bestrebungen zu einer Wiederherstellung waren gescheitert. Friedrich II. war von vornherein in der Lage, die Sache der weltlichen Gewalt bloß zu vertheidigen. Der Streit um das Reich Sicilien kam für ihn hinzu. Eigentlich an diesen süditalienischen Unternehmungen, die der erste Gedanke Ottos des Großen waren, die dann endlich Heinrich VI. — man muß sagen: zu spät — gelangen, hat sich das Kaiserthum gleichsam verblutet.

Weltgeschichtlich ist Friedrich II. vor allem dadurch merkwürdig, daß die großen Geschicke sich unter ihm an der deutschen wie an der italienischen Nation vollzogen: die Emancipation der Fürsten in dem einen, die der Städte in dem anderen Lande. Jenes geschah durch die Vergabungen, zu denen Friedrich schritt, durch die Constitutionen, die er in seinen Verlegenheiten gab, und die zuweilen weiter gingen, als eigentlich zu erwarten gewesen wäre. In Italien wollte er umgekehrt die Städte unter die Hoheit und die Einheit seines Staates zwingen: aber sie erwehrten sich seiner Absicht und erkämpften für sich die Freiheit, für ihr Land und Volk ein Gewühl allgemeiner Parteiung, noch reicher an Leben, aber auch an Zerrüttung, als in den deutschen Gebieten. In seinem welthistorischen Ringen mit dem Papstthum ist Friedrich II. zu positiven Ergebnissen allerdings nicht gelangt; aber als ein Vorspiel künftiger Dinge darf man sein Dichten und Trachten doch bezeichnen. Wir wollen seinen Spruch von den drei Betrügern dahingestellt sein lassen; aber das ist klar, daß er dahin gebracht ward, wohin weder Heinrich IV. noch Heinrich V., weder Friedrich I. noch Heinrich VI. zu bringen gewesen waren: nämlich zu einer innerlichen und idealen Opposition gegen den geistlichen Staat überhaupt.

Man gab ihm Schuld, er habe bewirken wollen, daß sowohl der Papst als die Cardinäle und die übrigen Prälaten zu Fuße gingen. Die ghibellinische Gesinnung kam in ihm auf, wie sie später Dante ausspricht. Er fühlte sich als den Mittelpunkt aller weltlichen Fürsten, die mit ihm eine Sache hätten. Er soll die Idee gehabt haben, sie sämmtlich auf einem großen roncalischen Reichstage zu versammeln, wo über eine Reformation der Kirche und des Reichs Beschluß gefaßt werden sollte. Diese Dissidenz der weltlichen und der geistlichen Principien war noch niemals so stark hervorgetreten; alle ihre späteren Erscheinungen aber erinnern in gewisser Weise an diese erste. Ja ich wage zu behaupten, daß die Ungerechtigkeit, welche in dem Verhalten des siegreichen Papstthums lag, der erste Grund zu dem späteren Abfall von der Kirche wurde, insofern diese nicht allein in der Theologie, sondern auch in den populären Gefühlen wurzelte. Was Luther im Eingang seiner Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation beklagt, daß die theuren Fürsten Friedrich der Erste und der Andere und viel mehr deutscher Kaiser so jämmerlich von den Päpsten mit Füßen getreten und verdrückt seien, davon hat sich eine Empfindung, zumal in den deutschen Städten, welche sich zuletzt eben deswegen für die untergehende staufische Sache schlugen, durch die Jahrhunderte des sinkenden Mittelalters erhalten.

Funfzehntes Capitel.

Ausbreitung der lateinischen Christenheit nach Norden und Osten. Hierarchische Gestaltung des Abendlandes überhaupt.

Indem das deutsche Reich nach Italien hin seine Einwirkung verlor, hatte es auf einer anderen Seite die größte Entwicklung gewonnen. Wie die romanischen Völker, Spanier, Franzosen, Italiener im Süden und Südosten, so colonisirten die germanischen im Norden und Nordosten von Europa; ebenfalls durchaus im Sinne der römischen Kirche, jedoch — wie denn hier die Feinde nicht so mächtig waren — nicht infolge großer Schlachten. Da waren nun nicht allein die diesseitigen Küsten der Ostsee, von Finnen, Letten, Preußen, Slaven bewohnt, noch immer heidnisch, sondern es hatte sich das Heidenthum auch mehr im Binnenlande zwischen Oder und Elbe seit jenem Abfall der Slaven in den letzten Zeiten Ottos II. nach wie vor erhalten; ja es war wieder zu einer Art von Blüthe gediehen. Erst im zwölften Jahrhundert ward das Uebergewicht der Deutschen jenseit der Elbe völlig begründet.

Als die Sachsen im Jahre 1147 zum Kreuzzuge gegen Edessa aufgefordert wurden, erinnerten sie ganz mit Recht daran, daß sie noch so bedeutende Länder in ihrer Nähe hätten, die in das Heidenthum zurückgefallen seien. Wie die Spanier mit den Arabern in ihrem Lande, so hielten sie es für noth-

wendig mit diesen, ihren ewig feindlichen Nachbarn, den Kampf zu bestehen. Zwar war dieser Kreuzzug nicht gerade von sehr glänzenden unmittelbaren Resultaten begleitet: die Fürsten entzweiten sich hier wie in Syrien; aber das Uebergewicht der Deutschen ward doch entschieden. Die slavischen Oberhäupter versprachen, sich zu bekehren. Das Einverständniß, das sich zwischen Welfen und Hohenstaufen gebildet, war für den Norden so wichtig, wie für Italien. Friedrich I. unternahm, wie wir erzählten, 1157 einen Kriegszug gegen die Polen, der ihm vollkommen gelang, durch welchen er Wladislaw II. zurückführte und dessen Söhne in Schlesien einsetzte. Obwohl die Polen Christen waren, so wollte es ihnen doch nirgend anders, als etwa in Pommern gelingen, die Einwohner zum Christenthume zu bekehren. Es gehörte die vollkommene Ueberlegenheit des deutschen Princips dazu, um dem Christenthum Fortgang zu verschaffen. So oft dann in Deutschland eine Bewegung ausbrach, regten sich die slavischen Gebiete. Noch einmal aber, im Jahre 1164, waren alle Fürsten versöhnt: Heinrich der Löwe, Adolf von Holstein, Albrecht der Bär, Waldemar I. von Dänemark; sie brachten den verbündeten Pommern und Obotriten eine große Niederlage bei Demmin bei.

Diese drei Ereignisse, der wendische Kreuzzug, der Zug Friedrichs I., der Sieg bei Demmin, waren es eigentlich erst, was nach so langer Unterbrechung die Unternehmungen des sächsischen Kaiserhauses vollendete. Seitdem fing nun die Colonisation an, ein ganz neues Deutschland über der Elbe anzupflanzen. Das Nordalbingien Heinrichs des Löwen war ein kleines Reich, das aber zu seiner Existenz des Zusammenhanges mit Sachsen bedurfte. Als der Mittelpunkt der großen

Stiftung erscheint die Stadt Lübeck (1158), deren Gebiet den Grafen von Holstein abgerungen wurde. In diese Entwicklung griff nun eine Zeitlang — theils fördernd, theils in hemmender Concurrenz — das Königreich Dänemark mächtig ein.

Wir haben gesehen, wie hier die Verbindung mit England unter Kanut dem Großen zur Einführung des Christenthums führte. Unter seinen Nachkommen ging diese Entwicklung fort. Kanuts Enkel Sven Estrithson war ein eifriger Christ; gegen 500 hölzerne Kirchen soll er erbaut haben; er gründete die Bisthümer Lund und Aalborg, er bekehrte Bornholm; dort ließ er sich 1074 krönen; er machte eine gewisse Einrichtung über die Erbfolge. Vortrefflich stand er mit Adalbert von Bremen, vor dessen kirchlicher Autorität er sich willig beugte. Sein Sohn Knut der Heilige nahm 1080 die Bischöfe in den Reichstag auf und wollte die Zehnten einführen. Allein dadurch, wie durch die Strenge, mit der er gegen den Seeraub der Großen einschritt, regte er die alten Elemente noch einmal wider sich auf. Als er 1086 gegen England ziehen wollte, verließ ihn sein Volk; er mußte flüchten und ward getödtet. Unter Erich Eiegod ward dann im Jahr 1103 Lund ein Erzbisthum, dem zunächst auch Schweden und Norwegen untergeordnet waren. Es geschah während des Investiturstreites im Gegensatz gegen das Kaiserthum unter päpstlicher Förderung. Der Ritus der Hierarchie griff seitdem in Dänemark Platz, 1120 das Cölibat. Auch hier ward dann die Geistlichkeit sehr mächtig. Im Jahr 1157 gelangte nach tausend inneren Unruhen Waldemar I. auf den dänischen Thron. Wir sahen, welchen Antheil er an der Besiegung der Slaven nahm, er behauptete Rügen. Zurseite stand ihm

Absalon oder Axel, der berühmteste aller dänischen Bischöfe, ein Mann, der den König in der schwierigsten Lage gerettet hatte, die Empörungen im Lande dämpfte, aus den Einkünften seines Bisthums eine Flotte baute und die Seeräuber vertilgte: ebenso vorsichtig und klug, wie tapfer, unerschrocken, fromm und gerade; die Impulse der die Welt beherrschenden Kirche stellten sich in ihm auf das lebendigste dar.

Auch nach dem Tode Waldemars unter Knut VI. (1182 bis 1202) behielt Axel die Leitung der allgemeinen Angelegenheiten; die Gunst der Lage kam hinzu, um eben in dieser Zeit die eigentliche Begründung der dänischen Macht zu ermöglichen. Ich sehe darin eine Rückwirkung des wieder ausgebrochenen Streites zwischen Welfen und Hohenstaufen. Knut VI. hielt ursprünglich, wie Waldemar, die Partei Heinrichs des Löwen; in dessen Sturz aber ließ er sich nicht verwickeln, dagegen wußte er sich in gewisser Hinsicht zu seinem Nachfolger zu erheben. Da er aber alles für Dänemark that, so lag ein unmittelbarer Verlust für das deutsche Reich darin. Anfangs zögernd, dann mit Entschiedenheit, verweigerte er dem Reiche die Huldigung, was um so mehr besagen wollte, da es ihm gelang, über Pommern und Mecklenburg eine unzweifelhafte Herrschaft zu erwerben und Holstein zu besiegen. Die Herzoge von Pommern lagen in beständigem Kriege mit den Fürsten von Rügen; Bogislav rühmte sich, er wolle den schwarzen Jaromar gebunden abführen. Aber unvermuthet kamen die Dänen den Rügenern zu Hilfe; ihre Flotte unter Erzbischof Absalon entschied die Seeschlacht. Sie eroberten dann Wolgast, und Bogislav selber mußte, wie sein Gegner Jaromar, die Lehnshoheit des Königs anerkennen. In Mecklenburg lebten zwei Fürsten in innerem Streit und geriethen

beide in die Gefangenschaft ihrer Feinde in Rügen und Pommern; sie wurden beide, der eine hier, der andere dort, an Knut ausgeliefert, der sie auseinandersetzte und ihm gleichfalls Lehnspflicht zu leisten nöthigte. Immer weiter griffen die Dänen um sich. Die Ditmarschen, von dem Erzbischof von Bremen bedrückt, zu dessen Sprengel sie gehörten, fielen ab und ergaben sich an den Bischof Waldemar von Schleswig, der Geschwisterkind mit dem König Knut VI. und im Besitz der Erbgüter seines Vaters war.

Gegen diese gewaltig emporstrebende Macht, die sich dem Reiche feindselig gegenüberstellte, regten sich denn doch endlich die Deutschen. Nach jener neuen Versöhnung der Welfen und Hohenstaufen im Jahre 1194 war ein besseres Verständniß zwischen den Fürsten jener Länder hergestellt worden. An ihre Spitze trat jetzt Markgraf Otto II. von Brandenburg. Auch er machte Ansprüche auf eine gewisse Oberhoheit über Mecklenburg und Pommern. Ueber mehrere slavische Länder, ohne Zweifel Theile von Pommern, gerieth er mit Dänemark in Streit. Knut schickte eine bedeutende Flotte. Aber Otto begegnete den Dänen bei ihrer Landung am Ausfluß der Oder und schlug sie völlig: ihr Führer, Peter von Roeskild, fiel in seine Gefangenschaft (1198). Im folgenden Jahre verwüsteten der Markgraf und Graf Adolf III. von Holstein ganz Slavien; aber im Jahre 1200 wußte Graf Adolf, der den Krieg allein führte, Rendsburg nicht zu behaupten. 1201 wurde Adolf von Dänen und Slaven geschlagen, im September erlitt er eine zweite völlige Niederlage. Peter von Roeskild, der seiner Haft entkommen war, erscheint wieder auf dem Kampfplatz; Hamburg wurde besetzt, Lübeck mußte sich unterwerfen. Adolf selbst wurde gefangen. Die Opposition

der deutschen Fürsten hatte nur zu weiteren Erfolgen Dänemarks gedient. Im Jahre 1202 hielt Knut einen großen Herrentag in Lübeck, wo er, prächtig empfangen, die Huldigung annahm und sich Geiseln geben ließ. Er nannte sich König der Wenden, sogut wie der Dänen. Es war kurz vor seinem Tode.

In dieser Zeit nahmen sich nun die Dänen in jeder Hinsicht gewaltig auf. Sie wurden reich durch den Heringsfang; sie nahmen deutsche Pracht und Sitten an; sie hatten Gelehrte, die in Paris studierten. Helmold findet, daß sie sich in Dialektik, sowie in römischer Rechtswissenschaft durch besondere Feinheit ihrer Anlagen auszeichneten. Auch an politischer Bedeutung aber nahmen sie noch weiter zu. Waldemar II. der Sieger, Knuts Bruder, der unmittelbar nach dessen Ausgang in Lübeck als König der Dänen und Slaven und Herr von Nordalbingien anerkannt wurde, setzte ihn auf das glücklichste fort. Er hatte schon bisher das Beste gethan. Er nöthigte den Grafen Adolf, auf Holstein Verzicht zu leisten und setzte dort einen Grafen von Orlamünde als seinen Lehnsmann ein. Er nahm sich der Vasallen des Grafen von Schwerin gegen diesen an und hielt ihn selber, nachdem er Boizenburg zerstört hatte, in Pflicht. Er unterstützte Otto IV. in Deutschland und hatte in den norwegischen und schwedischen Händeln etwas zu sagen. Hauptsächlich aber suchte er die entfernteren Küsten der Ostsee unter sich zu bringen.

Der Ausdruck und die beste Frucht der damaligen deutsch-dänischen Beziehungen, welche bei allen Streitigkeiten doch zugleich eine nach außen hin wetteifernde Verbindung darstellten, war die Stiftung der Colonie Livland. Auch hiezu vereinten sich, wie zu den orientalischen Unternehmungen der

Epoche mit den christianisirenden Tendenzen die der Eroberung und vornehmlich des Handels. Schon um die Mitte des zwölften Jahrhunderts nahmen in Wisby auf Gothland, dem centralen Sitze des Verkehrs auf der Ostsee, deutsche Kaufleute die erste Stelle ein. Von dort aus suchten dieselben alsbald auch den Wasserweg der Düna auf, der seit den warägischen Zeiten wegen der Verbindung mit Nowgorod, dem Emporium der russischen Welt, die Augen der Handeltreibenden des Nordens auf sich gezogen. Indem sie nicht versäumten, daselbst mercantile Niederlassungen zu versuchen, gesellte sich ihnen im Jahre 1186 der Augustinermönch Meinhard aus Segeberg zu, ein ehrwürdiger Greis, den nach dem Ausdruck einer alten Chronik jedermann lieb hatte. Mit Hilfe gothländischer Arbeiter legte er in dem Dorfe Yxküll das erste feste Castell an. Die Livländer, die den Gebrauch des Mörtels noch nicht kannten, machten wohl einen Versuch, die Mauern mit Schiffstauen in den vorbeifließenden Strom zu ziehen. Bald ward eine Marienkirche gegründet in einer quellenreichen Gegend, die man nach dem alten Chronisten darum Riga genannt haben soll. Allein, wiewohl der eine oder andere unter dem Volke die Taufe annahm, so war es doch kaum möglich, sich gegen die Roheit der Umwohner zu behaupten. Der erste Nachfolger Meinhards in dem neuen livischen Bisthum, Berthold, Cistercienserabt aus dem Kloster Loccum, ist im Kampfe mit den Liven gefallen.

Diesem folgte nun der eigentliche Stifter des ganzen livländischen Wesens, der Bremer Domherr Albert von Appeldern, nach; noch jung, aber reif zu diesem Unternehmen, angesehen durch mächtige Verwandtschaften. Von Lund und Paderborn bekam er bischöfliche Scharen. Mit 23 Schiffen langte er

1199 an. Sei es nun, daß schon Meinhard einen Anfang dazu gemacht oder auch nicht: im wesentlichen gründete doch Albert zuerst auf einem Berge an der Düna die Stadt Riga. Dann stiftete er einen Orden, der sich dazu verpflichtete, den Krieg unaufhörlich zu führen; eigentlich eine stehende Miliz der Kreuzfahrer, wie sie sich im Morgenlande, in Castilien und Portugal bewährt hatte: Brüder von der Ritterschaft Christi. Sie nahmen einiges von den Templern herüber, führten jedoch als besonderes Abzeichen ein Schwert auf ihrem Mantel. Das Verhältniß, in welchem der Bischof zu diesen Rittern stand, ist nicht ganz klar. Er hatte von König Philipp eine Belehnung mit allem, was erobert werde, ausgebracht. Aber die Ritter forderten gleich im voraus den dritten Theil der künftigen Eroberungen für sich. Wenigstens soviel erreichten sie dann, vornehmlich durch die Gunst Innocenz' III., der für die Bekehrung und Eroberung des der Gottesmutter geweihten Landes überhaupt denselben Eifer an den Tag legte, wie für die Sache der Kreuzzüge, daß ihnen ein Theil desselben zu eigenthümlicher Verwaltung überlassen ward, wo sie auch sogleich eine Burg Wenden anlegten. 1211 wurde die Grenze fest bestimmt. Mittlerweile zeigte sich Bischof Albert unermüdlich, das große Werk zu vollenden; ein dutzendmal hat er zur See streitbare Hilfe persönlich herbeigeholt. So ward denn das eigentliche Livland und ein Theil des angrenzenden lettischen Gebietes unterworfen. An den Esthen aber, welche der Schwertorden unter seinem Meister Volkwin angriff, fand man beiweitem härteren Widerstand; es kam hinzu, daß sie bisweilen von russischer Seite nachdrücklich unterstützt wurden.

Es muß in der That zweifelhaft erscheinen, ob die bisher durchaus deutsche Colonie sich dieser Gefahr gegenüber

mit eigenen Kräften hätte behaupten können. Selbst dem, was bis dahin geschehen, hatte Dänemark durch die Gründung einer christlichen Seemacht in der Ostsee unleugbar Vorschub geleistet. König Waldemar II. hatte 1206 die preußischen Küsten heimgesucht und sich dort in Ansehen gesetzt; 1210 griff er Pomerellen an und brachte den Herzog Mistwoi zur Unterthänigkeit. An ihn nun wandte sich in der Bedrängniß des Augenblicks Bischof Albert um Hilfe. Waldemar konnte sich nichts besseres wünschen. Er erschien zum erstenmal 1218 mit einer Flotte, wie es heißt, von 1500 Schiffen. Er gründete Reval, schlug die Esthen in einer großen Schlacht und brachte selbst einen Theil von Semgallen an sich. Seine Macht war der des Ordens bei weitem überlegen. Der Bischof ward dahin gebracht, nicht nur Esthland, sondern selbst Livland von ihm zu Lehen zu nehmen. Zwar gaben das seine Geistlichen und seine Ritter nicht zu; aber Esthland mußte den Dänen doch wirklich definitiv abgetreten werden. 1221 eroberte Waldemar Oesel. Wie ungemein war nun seine Macht: über alle slavisch-deutschen Küsten, Mecklenburg, Pommern, Pomerellen, Preußen, Esthland und indirect auch in Livland! Der Erzbischof von Lund, dem Reval unterworfen ward, wirkte oft genug dem Bischof von Riga und dem Erzbischof von Bremen entgegen. Wären die Dinge in ihrer natürlichen Entwicklung geblieben, so würde der dänische Einfluß in allen diesen Gegenden den Sieg davongetragen haben, zumal da das deutsche Kaiserthum seinen Fortschritten keinen Widerstand entgegensetzte. Wir wissen, daß vielmehr der junge Friedrich II., um Otto IV. seines dänischen Rückhaltes zu berauben, in einem förmlichen Vertrage die Lande jenseit der Elbe d. h. eben die baltischen Küsten, an Wal-

demar überlassen hatte. Auch jetzt rieth er von einem Bruche mit diesem ab. Papst Honorius III. nahm entschieden für die dänische Macht Partei, der im Norden nichts mehr widerstehen zu können schien. Da gelang es einem kleinen deutschen Fürsten, der von Waldemar beleidigt worden war, eben jenem Grafen von Schwerin, gegen welchen der König schon ehedem einige Vasallen beschützt hatte, durch einen glücklichen Schlag diese Macht zu stürzen.

Waldemar hatte die halbe Grafschaft Schwerin und dieses Schloß selbst in Besitz genommen für einen kleinen Enkel, den er von einem natürlichen Sohn und der Gräfin Ida von Schwerin hatte. Als Graf Heinrich von Schwerin vom Kreuzzug zurückkam, fand er seine halbe Grafschaft in Besitz genommen, seine Gemahlin, wie man sagt, beschimpft. Der König wollte ihn nicht hören. Da faßte er sich das Herz, diesen mächtigen Fürsten, der sich auf der kleinen Insel Lyöe unweit Fünen um der Jagd willen aufhielt, im Mai 1223 bei nächtlicher Weile in seinem Zelte zu überfallen und ihn sammt seinem Sohne auf das feste Schloß Dannenberg zu führen, wo sie ihm nicht entschlüpfen konnten. Es ist eine Geschichte, ungefähr wie kurz vorher mit Richard Löwenherz, immerhin ein wenig ehrenvoller. Man setzte dem Gefangenen ziemlich harte Bedingungen der Erlösung; auch das Reich nahm daran Antheil; aber Waldemar schlug sie aus. Indessen erhoben sich die so lange beeinträchtigten Fürsten, der Erzbischof von Bremen, die Grafen von Holstein aus dem Hause Schaumburg, die mecklenburgischen Fürsten. Die gesammte Grafschaft Schwerin ward wieder eingenommen, Holstein wiederhergestellt, der beste Feldherr Waldemars geschlagen und in das Gefängniß seines Herrn gebracht. Hierauf bequemte sich

Waldemar zu einer bedeutenden Ranzion und zu einer Verzichtleistung auf alle zwischen Eider und Elbe, Westsee und Ostsee belegenen deutschen Reichslande mit alleiniger Ausnahme von Rügen (December 1225). In Freiheit gesetzt, hat er sich zwar durch den Papst von diesem Eide entbinden lassen und sich aufs neue mit den Welfen verbunden; aber Erzbischof Gerhard von Bremen, Herzog Albert von Sachsen, Graf Adolf von Holstein, Heinrich von Schwerin und die Bürger von Lübeck und Hamburg gingen dem dänischen Heere entgegen und schlugen es bei Bornhöved am 22. Juli 1227 vollständig. Auch die Ditmarschen hatten sich während des Kampfes zur deutschen Sache zurückgewendet. König Waldemar selbst verlor ein Auge und entging mit Mühe einer neuen Gefangenschaft. Der listige Streich von Lyöe war nun durch offenen Kampf wieder gut gemacht und zugleich in seiner Wirkung bestätigt worden. Seitdem richteten die Dänen nichts weiter aus. In Ratzeburg und Lauenburg konnte sich das neue Herzogthum Sachsen befestigen. Holstein erhob sich; Hamburg und Lübeck wurden frei. Die ganze Ostsee gerieth in die Hände deutscher Seefahrer. Der Bischof von Riga und sein Orden nahmen auch einen Theil von Esthland ein. Das deutsche Princip, von dem die Cultur in den Regionen des Nordostens ausging, erlangte auch politisch dort seine ganze Bedeutung wieder.

Das gehörte dann dazu, um die deutsche Colonisation, welche zugleich die durchgreifende Christianisirung in sich schloß, in den ehemals slavischen Gebieten rechts der Elbe, wo sie im zwölften Jahrhundert begonnen, im dreizehnten vollends durchzuführen. Wäre das Reich noch in seiner vollen Macht gewesen, so würde es alle diese Länder auf das engste mit

seinem Mittelpunkt vereinigt haben; allein eben in diesem Moment war dessen einheitliche Macht gebrochen. So nahm denn das zu so hoher Unabhängigkeit gediehene Landesfürstenthum auch diese große Arbeit in die Hand; doch hätte es nichts vermocht ohne die thatkräftige Bereitwilligkeit der übrigen Stände: des höheren Adels wie der ritterlichen Ministerialen, der Bürger und vor allen der Bauern. Selbst des Clerus dürfte man dabei keineswegs vergessen; namentlich der Cistercienserorden hat den größen Antheil an dem Werke des Anbaues und der Besiedlung dieser Gegenden genommen. In Schlesien waren es eben seine Klöster, die überhaupt zuerst deutsche Bauern ins Land zogen, was dann besonders aus wirthschaftlichen Gründen Nachahmung fand, weil, wie so viele Urkunden bezeugen, die Deutschen sich als nützlichere Anbauer erwiesen, als die Polen. Hinter den Mönchen sind auch die geistlichen Ritterorden, Templer und Johanniter, nicht zurückgeblieben; vornehmlich in der Neumark, wo ihnen unter anderem das Land Cüstrin überlassen ward, haben eigentlich sie mit der Colonisation den Anfang gemacht. Es würde die Aufgabe einer deutschen Specialgeschichte sein, zu schildern, wie man im einzelnen verfuhr. Das merkwürdigste möchte sein, daß die neuen Ortschaften gleichsam durch einen Act der höchsten Gewalt und doch auch wieder durch das Wagniß einzelner Unternehmer gegründet wurden. Als solcher tritt meist ein freier Bauer, bisweilen auch ein Rittermäßiger auf, dem die Anlage des Dorfes im ganzen überwiesen wird; er theilt dann die Hufen an die herzuströmenden Bewerber als Erbzinsgüter aus, während ihm selbst als Lohn das Schultheißenamt, gleichfalls zu erblichem Besitze, zufällt. Selbst bei der Städtegründung begegnen wir solchen

Unternehmern, sogenannten Locatoren, die dann in der Regel die Erbvogtei erlangen.

Wollen wir die eigentlich politischen Momente hervorheben, so ist vorzüglich der großen Stellung des ascanischen Hauses zu gedenken. Daß ihm nach dem Sturze Heinrichs des Löwen die herzogliche Würde in Sachsen zutheil ward, konnte doch auch auf das Emporkommen des anderen bedeutenden Besitzes der Familie, der Markgrafschaft Brandenburg, nicht ohne fördernden Einfluß bleiben: nach der dänischen, wie nach der polnischen Seite hin ward durch die nachbarliche Aufstellung beider Linien das Gewicht dieses Fürstenhauses verstärkt. Da gelang es denn den Urenkeln Albrechts des Bären, den Brüdern Johann I. und Otto III. von Brandenburg, in einträchtigem Regiment ihre Markgrafschaft bis über die Oder hin auszudehnen und dieselbe nach innen wie nach außen zum kräftigsten aller neudeutschen Fürstenthümer zu entwickeln. Indem sie an der unteren Warthe dem polnischen Elemente den Boden abgewannen, sicherten sie zugleich das westliche Pommern für immer gegen dessen Andrang. Dort war voreinst, in den Zeiten Kaiser Heinrichs V., der erste deutsche Bekehrer, Bischof Otto von Bamberg, im Auftrag und unter dem Schutze eines Königs von Polen, Boleslavs III., erschienen. Jetzt eröffneten die einheimischen Herzoge, indem sie sich selbst germanisirten, ihr Land dem vollen Strome der niedersächsischen Einwanderung. Hatten schon 1187 die Deutschen in Stettin ihre wendischen Mitbürger aus einer Kirche zu verdrängen gesucht, so wichen diese letzteren funfzig Jahr später gänzlich aus der Stadt. In Rügen wurden die deutschen und dänischen Ansiedler ursprünglich als Gäste bezeichnet; allmählich nahmen die deutschen Gäste das ganze

Haus ein. Am auffälligsten würde die Haltung der schlesischen Piasten in dieser Hinsicht erscheinen, die doch mit den im eigentlichen Polen regierenden Fürsten eine einzige Dynastie bildeten, hätten sie nicht, wie wir bereits betonten, eben ihre territoriale Selbständigkeit diesen Vettern gegenüber der Einwirkung Kaiser Friedrichs I. verdankt. Seitdem fuhren sie fort, sich mit deutschen Fürstentöchtern zu vermählen, sie führten ihre Kriege mit Hilfe deutscher Ritter und erkannten ihren Vortheil in der eifrigen Begünstigung deutscher Colonisation. Die Städte, welche sich auch dort um die Wette erhoben, nahmen für die Ordnung ihres inneren Lebens eine nach der anderen das Magdeburger Recht herüber.

Noch blieb indeß zwischen diesen den Lauf der Oder begleitenden Landschaften und der fernen livländischen Colonie eine weite Lücke, welche durch die eigenthümlichste von allen Gründungen ausgefüllt wurde. In Preußen übernahm die colonisatorische Arbeit nach dem von Albert von Appeldern in Livland gegebenen Beispiel, jedoch mit ganz anderen Kräften und ungleich großartigerem Erfolg, ein geistlicher Ritterorden, der im Orient gestiftete deutsche. Hier ist es denn eine Unternehmung des ganzen deutschen Adels, von dem gleichsam ein Ausschuß fortwährend an jenen Grenzen aufgestellt wird, in der Form der freiwilligen, durch Gelübde befestigten geistlichen Miliz jener Zeiten, die dann auch den Besitz behalten hat. Es ist gleichsam die Umwandlung des Instituts der Markgrafschaft in eine stehende adlig-geistliche Grenzmiliz, welche der Umwandlung des Reiches in eine Aristokratie unabhängiger Gewalten entspricht. Auf der anderen Seite tritt jedoch auch der universale Zusammenhang aller Bestrebungen jenes Zeitalters der Kreuzzüge nirgend so deutlich zutage, wie

in diesem Falle. Wir sahen die Stiftung des deutschen Ritterordens aus den orientalischen Unternehmungen des zwölften Jahrhunderts gewissermaßen als deren letzte Frucht hervorgehen, zu einer Zeit, wo es mit den Aussichten auf Erfolge in Syrien selbst für die abendländische Welt eigentlich zu Ende ging. Mit dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts ward dann die Kreuzzugsidee überhaupt vorwiegend auf andere, näher liegende Ziele hingelenkt: den romanischen Kämpfen und Siegen in Griechenland und Spanien stehen die germanischen in Livland zurseite, die jedoch noch einer umfassenden Ergänzung bedurften, wie sie eben allein der junge deutsche Orden zu vollbringen imstande war.

Hiefür erschien denn in dem Hochmeister Hermann von Salza (1211—1239) der rechte Mann. Wir kennen sein enges Verhältniß zu Kaiser Friedrich II., das er aufrecht zu erhalten wußte, ohne darum — auch in den schwierigsten Augenblicken — mit dem Papstthum in Conflict zu gerathen. Die Gunst beider höchster Gewalten floß daher seinem Orden in vollem Maße zu. Die Päpste verliehen den Rittern wichtige Privilegien; Friedrich zog sie von Anfang an in seine Umgebung und machte den Orden reich in Deutschland und Italien. Auf die hartnäckige Verfolgung des Streites mit dem Morgenlande war nun aber Hermann von Salza in seiner besonnenen Natur so wenig bedacht, wie sein kaiserlicher Freund: gern ergriff er daher andere, wie die Dinge lagen, nützlichere Aufgaben, welche sich der von ihm geleiteten geistlichen Adelsgenossenschaft darboten. Auf den Antrag des Königs Andreas II. von Ungarn entsandte er alsbald eine Abtheilung der deutschen Ritter zum Kampfe wider die heidnischen Kumanen, deren Angriffe Siebenbürgen bedrohten, ins

Burzenland. Sie sind von dort, da sie sich der deutschen Interessen eigenmächtig annahmen, nach einigen Jahren durch die Eifersucht der Ungarn wieder heimgeschickt worden; doch darf man diese Episode nicht als ganz unbedeutend übersehen, da sie, verbunden mit den livländischen Erfahrungen, den Anstoß gab für die 1226 von polnischer Seite erfolgende Einladung des Ordens nach Preußen.

Polen muß als ein integrirender Theil der abendländischen Christenheit angesehen werden. Nachdem es kirchlich selbständig geworden, nahm es eine mehr nationale Richtung an, doch hat es sich darum den allgemeinen Impulsen keineswegs verschlossen. Jener Kreuzzug, den die Sachsen im Jahre 1147 gegen ihre heidnischen Nachbarn unternahmen, fand im Jahre 1148 in Polen eine Nachahmung gegen die benachbarten Preußen. Mit der Aufforderung, das Christenthum anzunehmen, war sogar das Versprechen der Freiheit verbunden. Die Wirkung war jedoch sehr gering. Im Jahre 1161 erlitten die Polen bei ihrem Angriff auf die heidnischen Preußen, die durch die unberührten Urwälder und mit hohem Gras verdeckten Moräste geschützt wurden, in welche die Angreifer durch verrätherische Wegweiser verlockt wurden, eine große Niederlage. So fand Kasimir II. der Gerechte bei einem Anfall auf die Jadzwigen am mittleren Bug den größten Widerstand. Er griff sie nicht an, ohne daß sein Heer von dem Priester das Abendmahl empfangen hätte, und erfocht endlich den Sieg. Die Horde versprach ihm wenigstens Tribut (1192). Kasimir der Gerechte wußte noch einmal das Seniorat unter den polnischen Fürsten zur Geltung zu bringen, die fürstliche Autorität zu behaupten; Galizien und Rußland fühlten die polnischen Waffen. Nach seinem Tode

(1194) erneuerten sich die alten blutigen Streitigkeiten in dem piastischen Haus. Sie stritten nicht allein um das Seniorat, sondern um einzelne Landestheile. Auch hier wiederholte sich, daß die einen der römischen Kirche mehr, die anderen weniger ergeben waren. Zu den Ergebenen gehörte Herzog Leszek von Krakau, der sich und sein Land in den Schutz des heiligen Petrus übergab und sich zu einem jährlichen Zins anheischig machte; er überließ seinem jüngeren Bruder Konrad die Landschaften Masovien und Cujavien.

Unter diesem nun begann der Cistercienser Christian aus dem Kloster Oliva eine Mission in Preußen, wie Meinhard in Livland; er machte einige Bekehrungen und bildete sich ein kleines Territorium, worin er durch den Papst als Herr und Meister anerkannt wurde. Niemand sollte nach der päpstlichen Verfügung es nur betreten dürfen ohne seine Erlaubniß. Alle, die das Kreuz gegen die Preußen nehmen, werden ermahnt, dem Bischof von Preußen zu folgen. Im Jahre 1217 zur Zeit jener Kreuzzugspredigt, die eine allgemeine sein sollte, erhielt Christian die Erlaubniß, seine Bekehrungsversuche durch Kreuzfahrer zu unterstützen. Allein er war auch so viel zu schwach, um etwas dauerhaftes auszurichten; wie gewöhnlich, rief die christliche Offensive auch bei den kriegerischen Stämmen der Preußen zunächst nur eine doppelt leidenschaftliche Gegenwehr des Heidenthums hervor. In dieser Noth hat sich dann Herzog Konrad, dessen eigenes Gebiet wiederholt durch die Anfälle der Preußen verwüstet wurde, an den Hochmeister des deutschen Ordens um Unterstützung gewandt. Hermann von Salza ging mit Freuden auf den Gedanken ein, zumal ihm Friedrich II. die von dem Herzog ausgesprochene Schenkung der zu erobernden Landstriche sogleich kraft kaiser-

licher Machtvollkommenheit unter Ertheilung von reichsfürstlichen Privilegien bestätigte. Indem dann der eigene Kreuzzug des Kaisers die Ausführung des Projectes noch um einige Jahre verzögerte, schritten die Polen in ihrer Ungeduld zur Stiftung einer eigenen localen Rittergesellschaft, des Ordens von Dobrzyn, ausdrücklich nach livländischem Muster, der indessen keinerlei Bedeutung gewann und bald hernach in den deutschen Orden aufgegangen ist.

Im Jahre 1229 erschienen nun die ersten Deutschritter in Cujavien, wo sie am linken Weichselufer zunächst eine hölzerne Burg errichteten. Im folgenden Jahre stellte sich eine größere Schar ein, geführt von dem Landmeister Hermann Balk, der, durch militärische Begabung hervorragend, die geistige Oberleitung, welche der Hochmeister aus der Ferne ausübte, am Orte selbst praktisch ergänzt hat. 1231 überschritt man den Strom zu ernster Offensive; das Culmerland wurde betreten und die Feste Thorn gegründet, wie im nächsten Jahre Culm: beide sogleich als Städte, mit Magdeburger Recht bewidmet; denn der Eroberung sollte die Colonisation auf dem Fuße nachfolgen. In der Culmer Handfeste, die den späteren Festsetzungen zum Vorbilde diente, bedang sich der Orden für die den Ansiedlern bewilligten Freiheiten militärische Gegenleistungen. Ueberhaupt nahm er die Landesherrschaft um so fester in die Hand, als ihm auch die geistliche Gewalt zufiel; die entgegenstehenden Vorrechte des Bischofs Christian, der zudem in preußische Gefangenschaft gefallen war, wußte man zu beseitigen. Die Eroberung wurde dann am Weichselufer abwärts fortgesetzt, Pomesanien bis zum frischen Haff, und von da aus in südöstlicher Wendung Pogesanien und Ermland bewältigt. Entscheidend wirkte dazu die statt-

liche Hilfe mit, die von deutschen Fürsten, und zwar so namhaften wie der Markgraf von Meißen und der Herzog von Braunschweig, in freiwilligen Zügen geleistet ward; auch die benachbarten Piasten von Großpolen und Schlesien und die Herzoge von Ostpommern haben sich bisweilen angeschlossen. Von nicht minderer Bedeutung war das Eingreifen der Lübecker von der Seeseite her, unter deren Theilnahme 1237 Elbing gegründet und somit eine maritime Verbindung mit den älteren deutschen Küsten gewonnen ward. Im nämlichen Jahr erfolgte überdies die Einverleibung des Schwertordens, der vor kurzem eine schwere Niederlage gegen die Letten, wobei der Meister Volkwin gefallen war, erlitten hatte. Der preußische Landmeister war seitdem zugleich Heermeister von Livland, wo zwar die Hoheit des Bischofs von Riga nicht völlig beseitigt, jedoch, worauf vor der Hand noch mehr ankam, jedem ferneren Anspruch vonseiten Dänemarks ein Riegel vorgeschoben ward.

Dergestalt war unter der Fürsorge Hermanns von Salza, der wie Hermann Balk im Jahre 1239 starb, ein freies deutsches Ordensgebiet, zugleich Colonie der Nation und Glied des Reiches, entstanden, welches die westliche Hälfte des alten Preußenlandes umfaßte und überdies in enge Verbindung mit der früheren Gründung an der fernen Düna getreten war. Die Vervollständigung der Eroberung nach Osten hin, sowie der Ausbau der inneren Zustände in ihrer merkwürdigen Verfassung, sind das Werk der folgenden Generationen, ausgeführt unter veränderten Weltverhältnissen, in deren Zusammenhang sie betrachtet werden müssen. Was bis jetzt vollbracht worden, war zustande gekommen durch die glücklichste Combination der universalen Impulse des Zeitalters mit der besonderen Entfaltung, in

der soeben die deutschen Volkskräfte begriffen waren. Alle Stände der Nation, Mitglieder aller ihrer Stämme von Nord und Süd, von geistlichen und weltlichen Beweggründen getrieben, unter dem Beifall des Kaisers wie des Papstes, wirkten dabei zu einem Ziele zusammen, dessen Erreichung auch vom Standpunkt der gesammten lateinisch-christlichen Welt als überaus wünschenswerth, ja nothwendig bezeichnet werden mußte, ja vielleicht — wenn man der Umwälzung gedenkt, welche gleich darauf das östliche Europa durch den Einbruch der Mongolen erfuhr — nur eben jetzt noch ohne unverhältnißmäßige Anstrengung gelingen konnte.

Indem nun aber auf solche Weise die baltischen Küsten fast allerorten der christlichen Civilisation zugänglich gemacht wurden, nahm der Handel und damit die Macht der deutschen Städte den größten Aufschwung. An der livländischen Unternehmung hatte, namentlich von der geistlichen Seite her, den großen Traditionen seines Erzbisthums entsprechend, auch Bremen noch einen wichtigen Antheil genommen. Jetzt aber kam besonders Lübeck empor, dem seine günstige Lage die Gelegenheit bot, die niedersächsischen und weiter rückwärts die westfälischen Städte mit denen in Verbindung zu bringen, welche in den wendischen und preußischen Regionen errichtet wurden. 1241 schloß es einen Vertrag mit Hamburg zum Schutze der Handelsstraßen und zu anderen verwandten Zwecken, den man — neben den Associationen der einzelnen deutschen Kaufleute im Auslande — als eine der Grundlagen des später so mächtigen Hansabundes betrachten darf. Immer weiter reichende Verbindungen schlossen sich daran, in denen Lübeck mehr und mehr als das führende Haupt hervortrat; das alte Wisby sah sich für immer überflügelt. An Glanz erreicht diese bür-

gerlich mercantile Entwicklung des Nordens freilich die italienische nicht. Lübeck und Hamburg, deren geographische Stellung zu einander wie zu den großen Gliederungen der Meeresgewässer eine gewisse Analogie mit Venedig und Genua zeigt, wurden nicht so reich, wie diese. Dagegen gab ihnen ihr Bund eine hohe Bedeutung. Venedig und Genua, wie Genua und Pisa und fast alle die anderen Communen des Südens stritten in grimmigem Haß und Neid unaufhörlich mit einander: die norddeutschen Städte verstanden es, geringe Ausnahmen abgerechnet, ihren Vortheil im engen Anschluß an einander zu suchen; eben dadurch wurden sie zu Meistern der nördlichen Welt. Schon damals kamen sie durch ihre Handelsbeziehungen auch mit Norwegen in Berührung.

In Norwegen hatte sich unter den gefährlichsten inneren Unruhen doch immer das Christenthum erhalten. Im Jahre 1152 ward durch den Cardinallegaten Nicolaus Breakspear, den späteren Papst Hadrian IV., das Erzbisthum zu Drontheim gegründet, welchem die norwegischen, die zwei isländischen und das grönländische Bisthum sammt den kleineren Eilanden im Westen unterworfen wurden. Das Land erhielt dadurch Dänemark gegenüber seine volle kirchliche Selbständigkeit, doch blieb es auch jetzt noch durch unaufhörliche blutige Kronstreitigkeiten entzweit. Der erste, der hier einige Ordnung machte, war Sverrir, ein Mann, der anfangs unbekannt mit seiner königlichen Abkunft, die ihm seine Mutter verborgen, die Erfüllung seines Ehrgeizes in dem Besitz einer Pfarre sah, um den sich aber, sowie seine Zukunft bekannt wurde, eine Schar von Flüchtlingen sammelte, die sich in Wäldern aufgehalten, genannt die Birkebeiner, weil sie ihre Füße aus Mangel an Schuhen mit Birkenbast umwanden. Diese zwan-

gen ihn, sie in Sold zu nehmen: wider seinen Willen riefen sie ihn 1177 zum Könige aus. Da er einmal an ihrer Spitze war, so führte er sie in ihrem Sinne an. Mit größter Verwegenheit drang er in Norwegen ein. Die Kämpfe, die er mit seinem Gegner Magnus Erlingsson führte, haben etwas höchst Außerordentliches. Sverrir beweist in ihnen die List, die Geistesgegenwart, sowie die Tapferkeit eines alten Normannen; z. B. in der entscheidenden Schlacht, wo er nur 16, Magnus 30 Schiffe hatte, sah man diesen in einem weißen Mantel mit einem rothen Schilde sich an dem Mastbaum so weit erheben, daß er die ganze Schlacht übersehen konnte; er hoffte, das werde seine Leute ganz besonders anfeuern. Ihm gegenüber kniete Sverrir auf dem Verdeck nieder und sang einen lateinischen Lobgesang Gottes. Der Hymnus erwies sich wirksam, diese Magie des Glaubens: Sverrir siegte.

Zu derselben Zeit, wo sich Dänemark mächtig erhob, gründete Sverrir so eine wenigstens einigermaßen zusammenhaltende Gewalt in Norwegen. Höchst merkwürdig ist, daß, während ganz Europa sich unter den Oberpriester und seine Stellvertreter beugte, Sverrir den Muth hatte, die Vorrechte welche der Clerus bei der Krönung jenes Magnus errungen, wieder aufzuheben. Er ließ seinem Erzbischof von Drontheim durch die Volksversammlung eine Menge einschränkender Vorschriften machen. Dieser nahm sie nicht an; von päpstlicher Seite erfolgte Bann und Interdict. Aber auch daraus machte sich Sverrir wenig. Er ließ sich dem päpstlichen Legaten zum Trotz von einem ergebenen Bischof krönen. In seinem entlegenen Lande, unter seinem urwüchsigen Volke war er unangreifbarer, als Friedrich I. oder Heinrich Plantagenet. Wie aber wäre auch ein Mann zu stürzen gewesen, der sich groß-

müthig gegen seine Feinde zeigte, weil, wie er mit tiefem Sinne sagte, sie Gott eben so lieb seien, wie er selber? Als sich ihm 1202 der Tod nahte, ließ er sich auf dem Throne die letzte Oelung geben, um die Weissagung seiner Gegner, er werde wie ein Hund erschlagen werden, zuschanden zu machen.

Natürlich hielt sich sein Geschlecht nur unter heftigen Kämpfen mit der Geistlichkeit, die ihm sehr wenig wohlwollte; aber es behauptete sich doch. Beiweitem mächtiger, als Sverrir selbst, war sein Enkel Hakon V. der Alte, von 1217—1263. Auf einem großen Reichstag zu Bergen, 1223, dem ersten allgemeinen, der in Norwegen gehalten ward, wurde er von den Geistlichen anerkannt. Er machte den Bürgerkriegen ein Ende und erwarb sich Verdienst um die Colonisation öder Fjorde und Inseln. Im Jahr 1247 erschien ein Legat Innocenz' IV., Cardinal Wilhelm von Sabina, bei ihm, um ihn feierlich zu krönen. Auf die drückenden Bedingungen, die Magnus eingegangen war, ließ er sich jedoch dabei nicht ein; und das Papstthum, derzeit im wildesten Streite mit Friedrich II. begriffen, zeigte sich nachgiebig und gefällig. Damals geschah es, daß Cardinal Wilhelm den Ausspruch that, die Isländer dürften nicht allein einen Freistaat haben, da die ganze übrige Welt unter Königen lebe. Nur so glaubte die römische Kirche, auf der fernen Insel die eigenen Ordnungen durchsetzen zu können. König Hakon hat, auf die päpstliche Autorität gestützt, die Isländer wirklich ihrer noch niemals angetasteten Freiheit beraubt, wie er denn auch Grönland zur Unterwerfung brachte. Im übrigen aber ging er auf die päpstliche Politik nicht ein; er stand zu Innocenz IV., wie Wilhelm der Eroberer zu Gregor VII. Mit Friedrich II. blieb er bis zuletzt in gutem Einvernehmen und brachte vor ihn seine Klagen gegen die

Uebergriffe der Lübecker, während diese sich mit ihrer Beschwerde gegen ihn an den päpstlichen Legaten gewandt hatten. Die großen Gegensätze, welche die abendländische Welt erfüllten, berührten die Küsten des Eismeeres sogut, wie die Gestade des Südens.

Am längsten unter allen germanischen Nationen hielten die Schweden an ihrer alten Odinsverehrung fest. Erst gegen das Jahr 1000 ward Olaf der Schooßkönig als der erste Herrscher, der ein Christ ward, im Born bei Husaby getauft. Noch lange jedoch bekannten sich ganze Landschaften zum Heidenthum; erst König Erik der Heilige, der 1160 im Kampfe gegen einen dänischen Prinzen fiel, hat zu Gamla Upsala, dessen Tempel einst den Mittelpunkt des Reiches gebildet, eine Kirche vollendet; zugleich trug er die Anfänge der schwedischen Herrschaft wie der Bekehrung nach Finnland hinüber. Jener Cardinal Nikolaus, welcher 1152 von Norwegen aus auch nach Schweden hinüberging, um hier wie drüben ein Erzbisthum zu gründen, kam damit nicht zum Ziele. Erst 1164 finden wir einen Stephanus von Upsala bei Papst Alexander III. in Sens, der ihn zum Metropoliten seines Landes geweiht entläßt. Auch hernach noch haben die Päpste über die ungezähmte Härte des schwedischen Volkes zu klagen, wobei sie insbesondere den Wandel der Cleriker selbst im Auge haben. Als Cardinal Wilhelm 1248 ebenfalls von Drontheim kommend Schweden besuchte, hielt er in Skenninge eine Synode, wo die Priesterehe bei Strafe des Bannes verboten, die Errichtung von Domcapiteln und das Studium des canonischen Rechtes anbefohlen ward. Es war zu den Zeiten Eriks Laespe, mit dem der Mannsstamm Eriks des Heiligen 1250 erlosch. Bereits aber fand der Legat diesem schwachen Könige zurseite

einen besseren Mann, seinen Schwager, den Jarl Birger: durch ihn, sagt Wilhelm, wird dies ganze Land regiert! Mit ihm beginnt das Herrscherhaus der Folkunger, welches endlich auch Schweden, wiewohl unter mancherlei Stürmen, in die Bahnen des europäischen Gesammtlebens hineinführte. Schon Birger Jarl selbst hat durch einen siegreichen Kreuzzug auch das innere Finnland aufgeschlossen, wo er Tavastehus gründete. Finnland nahm ein schwedisch-christliches Element in sich auf, das seinerzeit in den Schlachten Gustav Adolfs sein Gewicht in die Wagschale der allgemeinen Entscheidungen werfen sollte. Mit den Hanseleuten wußte sich Birger gut zu stellen; für Schwedens materielle Entwicklung erwies sich der deutsche Handel so unentbehrlich, wie für die Norwegens.

Mit dem, was an den nordöstlichen Marken des deutschen Reichs und über sie hinaus sich vollzog, kann die Entwicklung, wie sie in den südöstlichen Grenzgebieten eintrat, keinen Vergleich aushalten; allein ganz ohne analoge Bedeutung ist sie nicht. Die Babenberger, deren Stellung in Oesterreich an die der Ascanier in Brandenburg erinnert, sind leider schon 1246 mit jenem Herzog Friedrich dem Streitbaren ausgestorben, der ohnehin durch seine Widersetzlichkeit gegen Kaiser Friedrich II., sowie durch unglückliche Kriege, namentlich mit Ungarn, seine Stellung verdarb. Immerhin war es diesem Hause gelungen, Steiermark durch Erbeinsetzung und große Stücke von Krain durch Vermählung an sich zu bringen, wodurch eine compacte Territorialmacht entstand, die nun freilich um so mehr den Wettstreit der Nachbarn erregte. Wenn aus diesem Erbstreite, der nicht ohne Einmischung Innocenz' IV. geführt ward, am Ende der Przemyslide Ottokar II. von Böhmen als Sieger hervorging, so lag doch auch darin fürs erste noch keine Schädi-

gung der deutschen Interessen. Denn eben dieser König, dem eine welthistorische Rolle in allen ostdeutschen Kämpfen beschieden war, ist es gewesen, der in Böhmen selbst dem germanischen Element durch systematische Colonisation, hauptsächlich durch städtische Anlagen, auf langehin das Uebergewicht verschafft hat. Böhmen erwuchs unter seiner Hand zu einem der vornehmsten, allerdings — vermöge seiner in der Tiefe noch unüberwundenen slavischen Eigenthümlichkeit — auch verhängnißvollsten Glieder des Reichs.

Bei Ungarn mußte es dagegen schon für einen Gewinn gelten, wenn man es nur innerhalb der lateinischen Sphäre überhaupt festhielt. Was den Bemühungen der salischen Kaiser nicht gelungen war, den sicheren Anschluß des Landes an das germanische System zu bewirken, ist dann besonders durch die Kreuzzüge bewirkt worden, für die es so oft die Heerstraße bildete. Auch hier begegnen wir dann sogenannten deutschen Gästen in namhafter Anzahl; die wichtigste Einwanderung — aus den flämischen und niederrheinischen Gebieten — berief in der Mitte des zwölften Jahrhunderts König Geisa II. nach Siebenbürgen, wo ihre nationale Existenz durch die Handfeste Andreas' II. von 1224 mit Bürgschaften umgeben ward. Hätte nicht eben damals der deutsche Ritterorden seinen Platz neben ihnen im Burzenlande wieder verlassen müssen, so wäre vielleicht zur Seite der unteren Donau ein ähnliches Gebilde wie in Preußen erwachsen, was für die Zeiten der türkischen Invasion von unendlicher Bedeutung hätte werden müssen.

Andreas II. selber dürfte man übrigens wegen dieses Bruches mit dem Orden eine eigentliche Abneigung gegen die Deutschen nicht zur Last legen. Seine Gemahlin Gertrud von Meran übte vielmehr einen so großen Einfluß auf ihn und

seine Regierung aus, daß sie dadurch die nationale Antipathie der ungarischen Großen erweckte und von ihnen greulich ermordet ward. Seine Tochter ist die heilige Elisabeth, die als Gemahlin des Landgrafen von Thüringen eine poetische Legende in Deutschland selbst hinterlassen hat. Zu einer intensiveren Verbindung Ungarns mit dem Reiche konnte es jedoch schon deshalb nicht kommen, weil Andreas sich im Jahr 1222 genöthigt sah, durch eine Goldbulle, die man der Magna Charta und den Constitutionen Friedrichs II. an die Seite setzen darf, seinem nationalen Adel eine Art von Verfassung zu verleihen, in der demselben sogar das Recht des Widerstandes eingeräumt ward für den Fall, daß der König die Privilegien nicht beobachte. Kein Wunder, daß sein Sohn und Nachfolger Bela IV. jede Anmuthung einer Unterthänigkeit unter Kaiser Friedrich II. von sich wies und diejenigen züchtigte, die mit dem Herzog von Oesterreich in Verbindung gestanden hatten.

Sehr entschieden nahm dagegen Ungarn eben jetzt an den kirchlichen Interessen des Abendlandes theil. Noch der Zeitgenosse Kaiser Friedrichs I., Bela III., Vater Andreas' II. hatte sich einer byzantinischen Tendenz verdächtig gemacht. Er hatte selbst seine Jugend im griechischen Reiche verbracht und stand mit Manuel in Freundschaft; dem Isaak Angelus vermählte er seine Tochter. Die Venetianer waren seine Gegner, wie die der Griechen. Andreas II. dagegen wandte sich ganz den lateinischen Ideen zu. Er bekämpfte die Liturgie der Russen; in Halitsch mußte ihm der Thronbewerber die Einführung des römischen Ritus versprechen. 1217 unternahm er einen Kreuzzug, von dem er freilich unverrichteter Sache in Accon umkehrte, ohne die weitere Fahrt, die zur Belagerung

Damiettes führte, mitzumachen. Auch er ist dann mit dem östlichen Reich in Familienverbindung gekommen, aber wohlverstanden mit dessen lateinischen Dynastien. Bonifaz von Montferrat ward sein Schwager, er selbst freite in zweiter Ehe eine Dame aus dem flandrischen Hause von Constantinopel, eine Nichte Kaiser Heinrichs, dessen geeignetster Nachfolger er ohne Zweifel geworden wäre.

Doch ich halte inne; denn nur darauf kam es an, die Entwicklung einer in sich zusammenhängenden abendländischen Welt, die wir früher nach der südlichen, romanischen Seite hin verfolgt haben, auch nach der nördlichen, germanischen hin im Umriß zu zeichnen. So erstreckte sich nun von Cypern und der phönicischen Küste bis zum finnischen Meerbusen, von Grönland und Island bis zu den Säulen des Hercules die Gemeinschaft der lateinischen Christenheit, jener priesterlich-kriegerische Staat romanisch-germanischer Völker, der sich im Laufe der mittleren Jahrhunderte allmählich bis zu dieser Höhe ausgebildet hatte. An seiner Spitze stand, durch alle seine Theile hin bis zu den äußersten Grenzen wirksam, die päpstliche Hierarchie. Es war nun doch geschehen, wogegen sich die alten Deutschen in karolingischen und sächsischen Zeiten mit so großer Kraft gesetzt: das geistliche Princip war zu allgewaltiger Herrschaft gelangt. Das Kaiserreich selbst hätte seiner inneren Bestimmung gemäß die Einheit der Christenheit darstellen müssen. Da ihm das nicht gelang, da es schon im elften Jahrhundert allenthalben von unübersteiglichen Grenzen umgeben ward, so mußte es einer Gewalt unterliegen, die dazu imstande war, die wirklich die gesammten Nationen des Abendlandes in allgemeiner Gläubigkeit um sich sammelte. Politische und kirchliche Geschichte hängen zu allen Zeiten eng

zusammen, niemals aber enger als damals. Die höchste geistliche Macht ist zugleich die höchste weltliche. Sie ist es darum, weil sie die aus der Entwicklung der Vergangenheit emporstrebende Idee ausdrückt, von der dann wieder alles Thun und Bestreben des Abendlandes ausgeht.

Zwar bestanden allenthalben Staatsgewalten; allein der Clerus bildet eine sie allesammt umfassende Macht, der die ihre im Innern lähmt und zersetzt. In früheren Jahrhunderten hatte die Geistlichkeit, vor allem das Bisthum in den verschiedenen Ländern eine selbständige Haltung Rom gegenüber eingenommen; die weltlichen Obrigkeiten hatten an ihren Bischöfen eine Stütze in ihren Conflicten mit dem päpstlichen Stuhle gefunden. Jetzt ist die Unabhängigkeit aller Volks- und Landeskirchen verschwunden; es giebt nur locale Behörden der universalen Kirche: der Bischof, dessen Befugniß überall so tief in die weltlichen Angelegenheiten eingreift, ist dabei nichts anderes, als das Organ des Papstes, sein Vertreter, sein Diener. Es kommt hinzu, daß die großen Fürstenthümer auch sonst fast sämmtlich von einer Auflösung ihrer centralen Macht betroffen sind: aristokratische Gewalten sind hier wie dort an deren Stelle getreten. Auch die mächtigsten Reiche der Christenheit sind deshalb dem Einflusse des Papstthums erlegen. Frankreich ist ihm tief ergeben, denn es verdankt ihm den Fortschritt seiner nationalpolitischen Entwicklung; England ist von ihm besiegt und unterworfen; in Deutschland war der letzte Kaiser durch den Papst, wie auf den Thron erhoben, so vom Throne gestürzt worden. In allen Streitigkeiten der spanischen, wie der nordischen Reiche führt die Curie das entscheidende Wort. Die weltlichen Stände, welche über die Schranken der Staaten hinaus sich als große Genossenschaften

fühlen, betrachten sich zugleich in gewisser Hinsicht als einen Anhang des geistlichen. Das ritterliche Element, dessen Besitzthümer von Palästina und Andalusien bis in den hohen Norden reichen, unterwirft sich der Zucht des Klosters. Das bürgerliche Leben, dessen Thatkraft den Welthandel lenkt, beruht in seinem täglichen Gange großentheils auf den religiösen Verbrüderungen. Die Unternehmungen der Völker selbst werden von geistlichen Impulsen beherrscht: die Romanisirung der pyrenäischen Halbinsel, die Germanisirung der baltischen Regionen erscheinen als großartige Rückwirkungen der Kreuzzüge.

Ich möchte es wiederholen: das welthistorische Fundament, auf welchem die Hierarchie des Papstthums im dreizehnten Jahrhundert beruhte, erkenne ich darin, daß es die Einheit der abendländischen Nationen, ihre große gemeinschaftliche Tendenz, die mit der Pflanzung und Hegung des Christenthums so enge verknüpft ist, repräsentirt und befördert, bei weitem besser und entschiedener als das Kaiserthum, wodurch es eben geschah, daß es dieses überflügelte. Es gelang ihm das äußerlich durch dieselben Mittel geschickter Politik und allmählicher Kraftentwicklung in Krieg und Frieden, durch welche die Mächte der Erde überhaupt gegründet werden. Aber diese päpstliche Weltherrschaft hatte zugleich das Eigene, daß sie ihres geistlichen Charakters wegen ihre Autorität für etwas unbedingt Nothwendiges, Heiliges, mit der Idee Zusammenfallendes erklärte. Es ward eine Theorie der Kirche gepredigt, nach welcher diese Gewalt als die nothwendige Darstellung des Göttlichen auf Erden erschien: der Papst als der Statthalter Christi, als die Einheit des geistlichen Lebens auf Erden, von der alles andere so natürlich geleitet wird, wie

das Fleisch von dem Geist: der Clerus durch das Sacrament der Weihe über die übrigen Menschen zu einem Orden erhoben, der zwischen Menschheit und Gottheit vermittelt. Die in dem Clerus versammelte Kirche ist unfehlbar; sie ist die lebendige Incarnation des ewigen Wortes. So vollzieht sie auch mystisch das Opfer der Versöhnung jeden Augenblick durch ein Wunder.

Es ist indessen sehr wichtig, zu beobachten, wie diese Theorien, schon länger vorbereitet, doch zumeist der Entwicklung des Factums zurseite gegründet und auferbaut werden. Die mystische Lehre von der Transsubstantiation, auf der alles beruht, indem die Priester gleichsam durch ein Wunder den Leib Christi herstellen und ihn zum Opfer darbieten, wird in einer Synode Gregors VII. 1079 eben in dem Moment fixirt, wo der Kampf mit dem Kaiserthum entbrennt. Es folgte nothwendig die Anbetung des Sacraments, welche der Mittelpunkt des ganzen äußeren Gottesdienstes wurde: sie datirt aus dem dreizehnten Jahrhundert. Die Lehre von dem Schatze der Kirche und der Austheilung desselben durch den Papst, auf die hinwieder das ganze Pönitentiarsystem sich gründet, ward ebenfalls im dreizehnten Jahrhundert ausgebildet. Da erst ward die Bibel in der Landessprache den Laien verboten; die Bewahrer des Geheimnisses waren fortan allein die Mitglieder des Clerus.

Demnach war die Kirche in dieser Epoche weit davon entfernt, was sie ehedem gewesen, eine Lehranstalt der Völker zu sein; sie war vielmehr nur noch eine Darstellung des Geheimnisses, zur Repräsentation und Herrschaft gegründet. Wehe dem, der von ihren Satzungen abweicht! Diese Gewalt hat zugleich eine furchtbare Polizei: die Inquisition der Dominicaner er-

stickte jeden Widerstand. Hohe Schulen bestanden, allein nur für den gelehrten Stand, in welchen jene dem Factum der kirchlichen Oberherrlichkeit zugrunde gelegte Anschauung mit Scharfsinn ausgebildet und entwickelt wurde. In Paris und Bologna, nach deren Muster alle übrigen Universitäten der folgenden Zeit gegründet wurden, versammelten sich damals die Studierenden aller Nationen. Bildete in Paris die Theologie den Kern aller Studien, so erwuchs in Bologna neben der Wissenschaft des Civilrechts die des canonischen, dessen systematische Gestaltung, in beständiger Wechselwirkung der Theorie mit der Praxis vollendet, zu den am meisten charakteristischen Erscheinungen des Zeitalters gehört. Der Gesetzsammlung Justinians trat ein Corpus juris des geistlichen Weltreiches an die Seite. Alle großen Päpste von Alexander III. bis auf Innocenz IV. waren zugleich hervorragende Canonisten. Ihre Decretalen geben dem Leben von Millionen Menschen Maß, gleich den Constitutionen der alten Imperatoren. Kam die wiederbelebte römische Rechtslehre, wie wir früher bemerkten, materiell einigermaßen der Staatsgewalt zugute, so hat sie doch andererseits formell die kirchenrechtliche Doctrin gefördert und so indirect auch das Papstthum begünstigt.

Es war immer der nämliche oberste Gedanke, der die Gemüther vollkommen beherrschte, der alle Productionen dieser merkwürdigen Epoche in Kunst und Literatur durchdrang. Er zeigt sich, auch abgesehen von der Theologie, in der ganzen lateinisch redenden gelehrten Literatur der Zeit. Im zwölften Jahrhundert hörte man auf, die Alten in den Schulen zu treiben, wozu ein so schöner Grund gelegt worden war. Nur die kirchlichen Ideen hatten in der Erziehung der Geister Geltung. Selbst die Poesie widmete sich mit Vorliebe ihrer Ver-

herrlichung. Die nationale Entwicklung wird dadurch gleichsam in Fesseln gehalten. Wie sind die romanischen Ideen in der deutschen Dichtung so vorwaltend und mächtig! Da ist kaum eine Literatur, die sich nicht den Kampf gegen die Saracenen zu ihrem vornehmsten Gegenstande nähme. Artus mußte jetzt mit den Ungläubigen fechten, Karl dem Großen ward die Eroberung von Jerusalem zugeschrieben. Der gothische Baustil mag seinen örtlichen Ursprung im nördlichen Frankreich, sein äußeres Motiv in bestimmten constructiven Erwägungen haben: wie er sich entfaltet und über das Abendland ausbreitet, um mit dem Schwunge seiner Wölbungen die Seele emporzuziehen und doch wieder in strenger Einheit zu befangen, entspricht er durchaus dem Wesen des Jahrhunderts; es ist die Architektur der Hierarchie. Wohl reißen sich toscanische Bildhauer und Maler von den starren Linien der überlieferten Typen los; allein das neue Leben, das sie ihren Gestalten einzuhauchen wissen, ist für jetzt noch von geistlicher Empfindung bewegt. Der Mensuralgesang wird erfunden: der Pracht des Cultus dient der Fortschritt der Musik. Alles zu kirchlichen Zwecken, in denselben Ideen, in denen beinah jede Unternehmung gemacht, jeder Krieg geführt wird, von deren Ring das ganze Leben umfangen war, und die dann natürlich wieder dem Inhaber der geistlichen Gewalt ihren Tribut darbrachten.

Es war eine Schöpfung im größten Stil: nie war ihresgleichen in der Welt gewesen. Doch dürfte niemand sagen, daß sie auf diese Weise hätte fortbestehen können. Das Papstthum schien allmächtig, aber es fand in der Natur der Dinge, der Selbständigkeit der Nationen wie der Individuen, in dem Bedürfniß der menschlichen Freiheit, dem Reichthum der gött-

lichen Gedanken einen unüberwindlichen, bald genug siegreichen Widerstand. Die Weltstellung des römischen Stuhles war aus den Principien der Macht, der Cultur und der Religion hervorgegangen; sie führte zu einer niederdrückenden Ueberlegenheit der clericalen Interessen. Aber auch die weltlichen waren auf die nämlichen Principien gegründet; selbst die Religion ging niemals in der Kirche auf, geschweige denn in der Hierarchie. Diese ewigen Kräfte waren es, die auch die wieder aufkommenden Selbständigkeiten belebten. Aber bei alledem ist es dennoch gewiß, daß die damalige Form der abendländischen Welt die Grundlage unseres ganzen europäischen Wesens ist, auf welcher dieses in den folgenden Jahrhunderten sich mit allen seinen Entzweiungen und seiner bis zu diesem Augenblicke dauernden Einheit erhoben hat.

Ueberblick.

In den nachfolgenden Studien, die auf möglichst gründlicher Forschung beruhen und doch durchweg an ein Allgemeines anknüpfen sollen, will ich ein weiteres Stück der Universalhistorie mittheilen: die Geschichte der zweiten Hälfte des dreizehnten, sodann des vierzehnten und des funfzehnten Jahrhunderts. Mit der bloßen Bezeichnung der Jahrhunderte, die uns beschäftigen werden, ist indeß noch wenig gesagt; denn nicht die Jahreszahlen bilden die Marken der Begebenheiten: man muß eine Abgrenzung suchen, die dem Innern der Ereignisse besser entspricht. Die Grenzen des historischen Gebietes also, das wir durchwandern und kennen lernen wollen, werden auf der einen Seite von dem Beginn der neueren Zeit gebildet, den politisch-kirchlichen Complicationen, die in der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts beginnen, und auf der anderen, zurückliegenden von dem Entscheidungskampfe zwischen der päpstlichen und der kaiserlichen Gewalt, dem Untergang der Hohenstaufen im Abendland, im Morgenland von der Zerstörung des Chalifats zu Bagdad durch die Mongolen. Chalifat und Papstthum hatten einander bisher wie zwei große Lager gegenübergestanden; das Papstthum behielt

im Abendlande die Oberhand, und es erschien anfangs als sein Vortheil, daß der Gegner im Morgenlande einem neu vordringenden Weltelemente unterlag. Das Gegentheil sollte sich bald zeigen. Denn Constantinopel, das im Anfang unserer Epoche noch der abendländischen Hierarchie gehorchte, gerieth in die Gewalt eines Türkensultans, der zugleich die Autorität des Chalifats in Anspruch nahm. Bis gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts waren Orient und Occident noch in ziemlich gleichartiger Entwicklung. Saladin und Kaiser Friedrich I. oder auch Richard Löwenherz standen einander an und für sich und persönlich, in Charakteren und Idealen, abgesehen von ihrer Feindseligkeit, nicht so ferne. Auch die Ritterorden brachten manche orientalische Ideen nach Europa mit, der übereinstimmenden Tendenzen in den philosophischen Studien zu geschweigen. Seitdem aber nahmen Morgen- und Abendland entgegengesetzte Formen und Richtungen an, welche ganz andere Kämpfe in dem südlichen Europa veranlaßten, als jene in Kleinasien gewesen waren.

Im Abendlande, auf das unsere Aufmerksamkeit beinahe ausschließlich gerichtet sein wird, geschah eigentlich das Gegentheil von dem, was die Osmanen vollbrachten. Die geistliche Gewalt nahm hier umgekehrt die weltliche Macht selbst in Anspruch und hatte sie bis auf einen gewissen Grad im Besitz. Große Reiche, die sich mit den morgenländischen hätten vergleichen lassen, bildeten sich im Abendlande nicht. Es erlitt an allen seinen Grenzen die größte Einbuße. Aber im Innern erhielt es sich doch immer unbelästigt von fremden Invasionen. In immer erneutem Kampfe war Europa doch in stetem inneren Fortschritt begriffen, der es dann ist, auf dem alles beruht. Das Papstthum war überwiegend, aber

weit entfernt, alleinherrschend zu sein. Es regierte selbst in der Kirche unter ewigem Widerstreben. Die weltlichen Gewalten waren viel zu fest gegründet, um aufgelöst werden zu können, doch auch nicht stark genug, um ihre Grenzen zu überschreiten; sie zogen sich in ihre Nationalitäten zurück. Der Widerstreit dieser Nationen wie der Geister gegen die vom Papstthum beabsichtigte absolute Einheit bildet einen Charakterzug der Periode.

Man zieht selten in Betracht, welche reiche Fülle des Lebens die letzten Jahrhunderte des Mittelalters in sich schließen, wie vieles von dem ihnen angehört, was als das allgemein Charakteristische jenes ganzen Weltalters betrachtet wird. Noch war das Ritterthum — die ideale Genossenschaft der bewaffneten Christenheit — in seiner vollen Entwicklung und Stärke. Es betrachtete sich als eine Einheit in dem gesammten Europa, als einen allgemeinen großen Orden. Es führte noch bedeutende Handlungen aus. Die Colonisation der nordgermanischen Länder, vor allem Preußens, ist ein Werk der Ritter, wie sie im Süden das meiste dazu beigetragen, die Mauren bis nach Granada zurückzuweisen; die Nobili der italienischen Städte bevölkerten die griechisch-orientalischen Gebiete, der englische Adel Irland, der schwedische und dänische Finnland und Esthland. Auf dem Kampfe des englisch-französischen Adels beruht die Geschichte des Westens, der Adel Frankreichs hat die Selbständigkeit der französischen Nation gerettet. Die historische Gerechtigkeit besteht darin, daß man auch an Erscheinungen, die man sonst nicht billigt oder an denen man viele Mängel findet, doch das Verdienst anerkennt, das sie sich erworben haben. Jenes Raubritterthum ist es, das dem Mittelalter einen schlechten Ruf gemacht hat,

aber das Institut des Ritterthums überhaupt darf man darum nicht verwerfen, weil es allmählich verfiel und ausartete. Es hatte eine Zeit hoher Blüthe, wie es denn die abendländische Poesie begründet hat und im vierzehnten Jahrhundert die abendländische Historiographie, die an Anschaulichkeit und Anmuth alles übertrifft, was das Alterthum hervorgebracht hat.

Daß wir nicht unter dem Papstthum verharren konnten, liegt am Tage; aber es wäre eine Thorheit, seine Unentbehrlichkeit in jener Epoche der Weltentwicklung in Abrede zu stellen. Ich bin weit entfernt, das Papstthum für ein in besonderem Sinne göttliches Institut zu halten: man hat mich darum auf den Index gesetzt, weil ich es nicht thue; aber ich halte dennoch das Pontificat für eines der großartigsten und bewunderungswürdigsten Institute, welche jemals hervorgetreten sind. Es wäre vielleicht eine Möglichkeit gewesen, es mit einer freieren Entwicklung der Intelligenz und der religiösen Meinungen zu combiniren. Aber freilich nur vielleicht. Denn es ist fast zu schwer für den Menschen, den Besitz der Gewaltfülle mit der Anerkennung fremder Freiheit und Spontaneität zu verbinden. Wie schwer es dort in Rom ist, sehen wir an dem, was in unseren Tagen daselbst vorgegangen ist. Jene Infallibilität, welche das Mittelalter bekämpfte und mit Recht bekämpfte, will man heute dem Oberhaupte der Kirche zuerkennen. Wir werden viel davon zu handeln haben, wie man das Papstthum der conciliaren Macht, die heute von ihm beherrscht wird, unterzuordnen suchte in den Concilien zu Constanz und Basel. Weit gefehlt, daß die Ideen jener Zeit abgestorben und verkommen wären; sie leben fort und beschäftigen heute wieder die allgemeine Aufmerksamkeit.

Damals standen dem Papstthum die beiden Orden des

dreizehnten Jahrhunderts, die Dominicaner und Franciscaner, zurseite; besonders die letzteren gaben dem gesammten Kirchenwesen eine populärere Gestalt, sie brachten es der Sphäre der unteren Volksclassen näher. Einem bettelmönchischen Reiseprediger gegenüber sammelte sich das Volk in Deutschland aus weiter Ferne, wie man sagt: hundert Meilen weit, um seine in freiem Felde aufgerichtete hohe Kanzel her, um ihn zu vernehmen. Aber freilich hängt damit auch die gräßliche Verfolgung der Ketzer zusammen, für die eben auch das Volk gewonnen wurde. Beides sind wahre Aeußerungen des Geistes der Epoche. Die gelehrten Theologen schwiegen, wenn der Laienbruder aus dem Orden des Franz von Assisi das Wort über die drei vornehmsten Tugenden, Armuth, Demuth und Gehorsam, ergriff. Mit der Armuth war es sehr ernstlich gemeint. Was man sonst an der Welt verachtete, kam hiebei mit hinreißender Gewalt zutage.

Aber überhaupt war die Epoche durch das Emporkommen des plebejischen Elementes in dem öffentlichen Leben gekennzeichnet. Es ist die Zeit, in welcher die Städte und in ihnen die Bürgerschaften zu voller Theilnahme an dem öffentlichen Leben gelangten. In Italien waren es die großen Communen, in denen dies Element einst im elften Jahrhundert die kirchliche Veränderung hervorgebracht hatte, der Heinrich IV. erlag; vor ihnen wich im zwölften der große Hohenstaufe Friedrich I. zurück. Es ist eine prächtige, lebensvolle Entwicklung, die sich damit anbahnt. Denn keineswegs auf immer und allein hängen sie an der Kirche, sie constituiren eine Weltmacht, an welche die bürgerliche Freiheit und die großen Staatsbildungen anknüpfen. Aber auch sie hatten eine gräßliche Seite. Zuerst in Toscana und dann über ganz

Italien hin trennen sich die Parteien der Kirche und des Kaiserthums, die parte Guelfa und die parte Ghibellina, die einander in den wildesten, oftmals grausamsten Feindseligkeiten begegneten. Die Sage versenkt das Kaiserthum der untergehenden Welt in die verschlossenen Gebirge. Eine andere Sage stelle ich damit zusammen. Nach Saba Malaspina sah man bei der Geburt Manfreds, des Sohnes Friedrichs II., zwei furchtbar anzusehende Frauengestalten, Gebellia und Guelfa, in den Lüften erscheinen und sich in entsetzlicher Kampfeswuth gegen einander erheben.

Eine andere friedlichere Seite des städtischen Lebens stellt sich in Deutschland dar, wo allenthalben die Zünfte den Geschlechtern das Stadtregiment entreißen, in mancherlei Abstufungen, und dann ihr Gewerbe und ihren Handel auf eine Höhe erheben, welche dieselben früher nie erreicht haben. Der Hansabund entstand, der mehr als siebzig Städte vereinigte und den ganzen nördlichen Handel beherrschte. Von seinen Factoreien war die eine in England, die andere in Norwegen, die dritte in Rußland, eine andere in dem an der westlichen Grenze des Reiches gelegenen Brügge in Flandern, während er sich im Innern um die Hauptorte Danzig, Lübeck, Braunschweig und Köln gruppirte. Die Hansestädte bildeten ein Recht für den „gemeinen Kaufmann", ein See- und Handelsrecht aus; zugleich gewährten sie einander eine gegenseitige Unterstützung, die dem bürgerlichen Stande als solchem eine freie Anerkennung verschaffte. Im funfzehnten Jahrhundert hat man einmal gemeint, Adel und Fürstenthum würden vor den Städten zurückweichen müssen.

Das Princip freier Einungen war indeß auch in dem entgegengesetzten Stande, dem Adel, überwiegend. Allenthalben

organisirte sich die Ritterschaft in großen Einungen oder in den Landschaften. Dadurch nun, daß beide mit einander und mit dem Fürsten, der seine Berechtigung von dem Kaiser, welcher die Idee der öffentlichen Ordnung repräsentirte, erhalten hatte und zu Lehen trug, in ein rechtliches Verhältniß traten, erwuchsen die Landstände, das consilium fidelium, mit welchem der Fürst verfügt. Prälaten, Ritter und Städte traten mit ihm in eine Genossenschaft zusammen, in der doch das eigenthümliche Recht eines jeden vorbehalten wurde. Doch geschah das nicht allenthalben, noch stets in gleichem Maße. Die höchsten Rechte wurden durch Reichsvogteien ausgeübt, mit welchen der Kaiser zuweilen auch erblich belieh. Indem diese zuweit griffen, riefen sie namentlich in dem hohen Gebirge der Alpen einen Widerstand hervor, der keine Landesherrschaft und keine Hoheit derselben zustande kommen ließ. In diesem Gegensatz entstand die schweizerische Eidgenossenschaft, die sich doch, obwohl sie eine mehr republikanische Form annahm, nicht von dem Reiche trennte. Das Reich selbst bildete sich im Gegensatz gegen das Papstthum zu einer festen, von momentanen Bestrebungen unabhängigen Verfassung aus, die, vornehmlich auf dem Kurfürstenthum ruhend, in der goldenen Bulle ihre allgemeine Gestalt erhielt und auf den Reichstagen, ebenfalls in Verbindung der geistlichen und weltlichen Stände mit den Städten, eine eigenthümliche Form gewann.

Der Zeitraum, den wir zu behandeln haben, ist auch sonst die Epoche der ständischen Verfassungen. Da constituirte sich das Parlament von England in den Formen, die es später behalten hat; da entwickelte sich die Verfassung der drei Stände in Frankreich, die zuweilen das Uebergewicht über die Monarchie davonzutragen schien. Noch mehr bildete sich dies

Element in den Königreichen der pyrenäischen Halbinsel aus, während in den Staaten der apenninischen meistentheils die republikanische Verfassung die Oberhand bekam. Auch in der geistlichen Verfassung aber überwog dieses ständische und corporative Element. Die geistlichen Fürstenthümer, die dem Reiche angehörten, waren durch ihre Capitel gefesselt. Dem Papstthum selbst suchte sich die Kirche in einer freien Genossenschaft zu opponiren, wie das in dem großen Concilium geschah. Schon trat ein Abfall ein in den Hussiten, der nicht mehr vollständig gedämpft, aber doch auf ein geringes Maß von autonomer Wirksamkeit beschränkt werden konnte.

Die Kirche und das Kaiserthum bestanden und behielten das allgemeine Uebergewicht. Aber von einer absoluten Herrschaft blieben die Träger derselben weit entfernt. Die Monarchie war kräftig repräsentirt, aber fand überall Widerstand. Ja die Autonomie drohte zuweilen in Anarchie umzuschlagen und durch anarchische Bewegungen den Zweck menschlicher Vereinigung in der Form des Staates illusorisch zu machen; aber sie fand dann einen Widerstand, der diesen doch immer aufrecht erhielt. Die großen Nationalitäten gestalteten sich in endgiltigen Umrissen. Deutschland und Italien scheiden sich von einander, factisch, wenngleich nicht rechtlich; so England von Frankreich. Jene Intention, die scandinavischen Reiche zu vereinigen, konnte doch nicht realisirt werden. Dagegen gelang eine andere große Vereinigung von Polen und Litthauen, die eine Zeitlang selbst Ungarn und Böhmen an sich zog. Der innere Grund hiefür lag darin, daß in den Zuständen, in welchen die romanische und germanische Christenheit war, sie unfähig wurde, ihre Stellung im Orient festzuhalten. Die Osmanen drangen vor, die Tataren waren noch ungemein

mächtig und furchtbar, Rußland selbst war noch von Kaptschak abhängig. Jene Verbindung der östlichen Reiche unter den Jagellonen bildete sich im Widerstand gegen sie aus einem zeitweiligen Bedürfniß.

Eingeengt von der mongolischen und islamitischen Welt, bewegt sich die abendländische, christliche, auf sich selbst angewiesen, in einer stetigen lebendigen Fortentwicklung. Die Nationen sind noch nicht von einander völlig gesondert; sie halten an ihrer religiösen, sie alle umfassenden Einheit fest, ohne doch von ihr vollkommen gefesselt zu sein. Kein Volk hat eigentlich seine eigene Geschichte für sich, wenigstens wäre diese nicht für sich zu verstehen, obschon ein jedes sich doch in seiner eigenen, charakteristischen Richtung fortbewegt, so weit es ohne Absonderung in der Religion möglich ist. So hängen z. B. die Gründung der parlamentarischen Verfassung in England und die der Reichsverfassung in Deutschland, sowie die der Generalstände in Frankreich weit mehr zusammen, als man gemeiniglich glaubt; wir werden sehen, daß sie zugleich Handlungen der Opposition gegen das Papstthum sind. Dieses selbst aber ist in seiner universalen Thätigkeit nach wie vor weit entfernt, eine bloß religiöse Macht zu sein, es ist vielmehr — wie denn eben die gesammte Christenheit ein Völkersystem ist, das in dem Ganzen der Weltverhältnisse seine eigene Stellung hat — vom Anfang bis zum Ende dieser Periode in hohem Grade universalpolitisch.

Hier am Eingang dürfen wir sogar die Christenheit und die dem Islam anhangenden Völker mit einander in gewissem Sinne als eine große Einheit betrachten. Denn indem man noch an den Küsten von Vorderasien um die Trümmer des Reiches Jerusalem kämpfte, hatte sich im Rücken der mit den

christlichen Abendländern streitenden Mohammedaner eine neue Weltmacht erhoben, der gegenüber sie vorübergehend als zusammengehörig erscheinen konnten und von der sie beide überfluthet zu werden in Gefahr geriethen. Diesem Angriff, oder vielmehr diesem Ueberfluthungsversuch, wollen wir nun zunächst unseren Blick zuwenden, um die Marken zu umschreiben, welche die abendländische Welt umschlossen, bis sie nach einer ganz anderen Seite hin eine neue Ausbreitung von unermeßlicher Bedeutung gewann.

Sechzehntes Capitel.

Ueberfluthung der asiatischen und osteuropäischen Welt durch die Mongolen.

So früh das vordere Asien in das Licht der allgemeinen Geschichte eingetreten war, so wenig hatte sich darüber hinaus in das Innere des östlichen Erdtheils bis nah an das dreizehnte Jahrhundert der Zusammenhang der universalen Entwicklung zu erstrecken vermocht. Das hinterasiatische Leben bewegte sich bis dahin in seinem eigenen Kreise, der denn nicht minder, als die christlich-mohammedanische Welt, von großen Gegensätzen der Religion erfüllt war; nur darin stimmten die dort herrschenden Glaubenssysteme überein, daß sie sämmtlich von der monotheistischen Anschauung mehr oder weniger weit abwichen.

Da erscheint in dem uralten, durch und durch originellen China die Lehre des Confucius, der im sechsten Jahrhundert vor Chr. gelebt haben soll, als die Grundlage der noch heute giltigen Reichsreligion. Das Grundwesen, von dem alles stammt, spiegelt sich ab in dem blauen Himmelsgewölbe. Wie das Naturleben der Erde von ihm rings umfangen wird, so ziemt es auch dem Menschen nicht, das seinem Herzen eingeprägte Maß zu überschreiten; die der äußeren Welt innewohnende Regel ist das Vorbild für die Norm des sittlichen Daseins. Durch das Festhalten an der rechten Mitte nimmt der Mensch

gleichsam Antheil am Schaffen und Erhalten der Weltordnung. Die Obrigkeit soll dies himmlische Gesetz der Ordnung im Lande pflegen. Der Kaiser ist der Oberpriester, Reichsfürsten und Beamte die Priester dieser Religion. Auf einem Berge wird das große Opfer vollzogen. Diese Lehre hat etwas Tiefsinniges, Erhabenes, Stilles, Geistig-sittliches; vortrefflich dient sie zur Grundlage eines Reiches, das nur Frieden und Ruhe sucht.

Sehr anders geartet, nicht ohne sinnliche Phantasie, erblickte die Lehre der Brahmanen in Indien in den Mächten einer üppigen Natur das unmittelbare Schaffen und Wirken geistiger Wesenheiten. Doch hatte sich den Aeußerlichkeiten dieser brahmanischen Götterlehre längst der Buddhismus entgegengesetzt, dessen innerstes Bestreben dahin ging, dem menschlichen Wesen einen Zustand seliger Zurückgezogenheit aus jenem Kampfe der Elemente zu gewähren. Auch Sakjamuni, der Stifter dieser Religion, ist nach der mindest ausschweifenden Angabe ins sechste Jahrhundert v. Chr. zu setzen. Er ist der heilige Weise, der Buddha, göttlichen Ursprungs. Seine Lehre sucht das Heil der Welt in der Bändigung, ja der Entäußerung des Selbst. An der Stelle Gottes erscheint die Nothwendigkeit. Das Uebel hat die ganze Welt der Geburt und des Wechsels durchdrungen. Das Gute besteht allein in der Entsagung, als deren Endziel das Nirvana winkt, in welchem der Mensch von den Fesseln des Lebens befreit, aus seiner friedlosen Bewegung gerettet wird. Für diese Entsagung ist insbesondere der Priesterstand gegründet, welcher dem der Laien gegenüber für vollkommen gilt. Diese Religion der Büßung drang, während sie in Indien selbst das Brahmanenthum keineswegs zu überwinden vermochte, wie es scheint, bald

nach Christi Geburt gegen China vor. Im fünften Jahrhundert beherrscht sie, nicht ohne hierarchische Ausbildung, den ganzen Südrand des mittelasiatischen Hochlandes; im siebenten dringt sie in das abgeschlossene Tibet ein, wo sie jedoch erst im elften die Herrschaft erlangte. Beim Zusammentreffen mit dem Islam, nachdem dieser die Türkenstämme an sich gezogen, wußte sie sich doch im ganzen siegreich zu behaupten.

Wie schon hieraus erhellt: völlig unbekannt blieben diese Erscheinungen den Bekennern des Monotheismus nicht. In der religiösen Propaganda liegt überhaupt, ebenso wie im Eroberungstrieb oder im Welthandel ein Moment der Weltentdeckung. Arabische Missionäre drangen bis zu den Kirghisen und in andere Striche Centralasiens vor; auf ihren Seefahrten lernten die Araber auch China kennen, von dessen Merkwürdigkeiten sie zuerst Bericht gaben; durch sie ist der Compaß von dort nach Europa gelangt. Noch vor der mohammedanischen Welteroberung hatte sich auch das Christenthum durch die Nestorianer nach dem entfernten Osten ausgebreitet; aber nur schwache Spuren hatte es dort hinterlassen; eine sagenhafte Kunde von einem Priester Johannes, der daselbst herrsche, war bei den europäischen Christen übrig geblieben. Und bei allen diesen Beziehungen war doch der innere asiatische Norden, jene schwer zugängliche Scheitelfläche des Erdtheils, noch völlig verborgen geblieben. Keine der genannten Religionen hatte bisher dort festen Fuß gefaßt; vielmehr bestanden da wieder andere, eigenthümliche Dienste: das Schamanenthum oder der Glaube an die Macht der guten, vor allem der bösen Geister, der überhaupt in dem Norden der Erde heimisch zu sein scheint, und dessen Mittelpunkt die Beschwörung der bösen Geister ist. Ohne eine

Priesterkaste auszumachen, bilden doch die Schamanen eine Art von Stand, der von freiwilligen Gaben lebt. Im Dunkel der Nacht, mit Todtengebeinen behangen, bei dem Schall einer wildgerührten Trommel, nach aufregenden Genüssen, citiren sie die Geister und suchen sie zu begütigen. Es sind das die Seelen der Verstorbenen, welche die Lebenden belästigen. An der Lena, am Baikalsee, am Ob und Jenissei herrscht dieses Wesen. Unter den Mongolen hatte es Wurzel gefaßt. Eben von hier aus aber ging eine Völkerbewegung aus, durch welche, indem sie Osten und Westen zugleich erschütterte, die bisher getrennten Weltkreise zum erstenmal mit einander in eine gewisse historische Verbindung gebracht wurden.

Die Mongolen oder Tataren, wie sie dem Abendlande im dreizehnten Jahrhundert heißen, gehören jener Rasse an, der auch einige früher in der Universalgeschichte begegnende Völker, wie Hunnen, Avaren, Bulgaren und vor allem die Türken im weitesten Sinne des Wortes beizuzählen sind. Doch sind sie von allen diesen Stämmen auch wieder zu unterscheiden, insofern sie am reinsten den eigenthümlichen Bildungstypus in Gesicht und Schädelbau repräsentiren, den sie durch Vermischung anderen mittheilen, ohne doch selber jemals davon abzuweichen. Auch der Charakter des ersten historischen Auftretens jener Reitervölker, die barbarische Feindseligkeit gegen die Culturwelt, die von ihrem Ansturm betroffen wird, ist doch nirgends in dem Maße ausgeprägt, wie bei ihnen. Die Annalen der verschiedensten Völker, chinesische, persische, arabische, alttürkische, mongolische selbst, sind über die Geschichte der Mongoleneinfälle zu consultiren; Hammer zählt ihrer vierhundert auf. Doch hat sich in allen eine Tradition ausgebildet, welche zwar mannigfaltig abweicht, aber

in den Hauptpunkten zuverlässig ist. Da die Sache nun nicht nahe liegt, weder unseren Studien noch unserem Interesse, so will ich sie nur epitomatorisch darstellen.

Auf dem Gebirge, wo Tula, Onon und Kerlon nah bei einander entspringen, finden wir im zwölften Jahrhundert die eigentlichen Mongolen angesessen. Sie wohnen in ihren mit Filz bekleideten, für Sonne und Luft offenen Zelten. Ihre Herden machen ihren Reichthum aus. Unter ihnen erhob sich der Stamm Nirun, von dem sie sagen, er verhalte sich zu den übrigen, wie die Perle zu ihrer Muschel. Er hatte sich so vermehrt, daß er als ein Volk angesehen werden konnte. Unter diesen ward im Jahre 1155 Temudschin, ein Sohn des Häuptlings Jissugei, geboren; als er zur Welt kam, hatte er einen Klumpen Blut in der Faust. Seine besondere Herkunft gab ihm ein Recht auf die Oberherrschaft, das ihm die übrigen nicht zugestehen wollten. Er war vierzig Jahr alt, als er in einer großen Schlacht an der Baldscha bei Talan Baldschusch den Sieg davontrug, durch welchen er die Nirun sich unterwarf; überhaupt wurden die Gegner aus den verschiedenen Stämmen besiegt.

Neben ihm war ein anderes mächtiges Oberhaupt unter den mongolischen Stämmen: Ongchan. Sein Stamm hatte ihn verjagt; er vereinigte sich mit Temudschin, der ihn wieder einsetzte. Sie hatten sich beim Trunk ewige Freundschaft geschworen und hielten hierauf gegen alle umwohnenden Stämme wacker zusammen. Oft vereinigten sich diese Stämme unter ihren gewohnten Opfern. Sie schlachteten Pferd, Stier, Widder, Hund und Ziegenbock, die besten ihrer Art. Sie wollten sterben wie sie, wenn sie ihren Eid verletzten. Sie wollen vergehen wie die Erde, die sie in den Fluß werfen. In der

That hielten die Stämme diesen Schwur, aber sie wurden von den beiden Verbündeten immer geschlagen. Endlich aber gelingt es, die beiden Verbündeten zu entzweien. Flehentlich bittet Temudschin den Ongchan, sich nicht von ihm zu trennen: Warum, o Chan, mein Vater, willst Du mich mit denselben Geschlechtern verfolgen, die ich Dir unterworfen? Haben wir nicht geschworen, wenn eine Schlange sich zwischen uns schleicht, um uns zu vergiften, uns nicht betrügen zu lassen? Aber Ongchan blieb unversöhnlich.

Und so maßen sich die Stämme der Mongolen im September des Jahres 1203 zwischen den Flüssen Kerlon und Onon mit gesammter Kraft. Der Ongchan ward besiegt und getödtet. Alle Stämme unterwarfen sich dem Sieger Temudschin; der mächtigste, der der Naiman, ward dadurch in Pflicht gehalten, daß sich Temudschin mit der Frau des letzten Chans vermählte. Temudschin ward der einzige Fürst der Waldung. An der Quelle des Onon hielten hierauf die gesammten Stämme eine Zusammenkunft, einen Kurultai. Eine Standarte von neun Yackschweifen nach den neun Stämmen ward aufgerichtet. Ein Priester, von dem man glaubte, ein weißes Pferd trage ihn zuweilen gen Himmel, trat hervor und erklärte, es sei der Wille Gottes, daß ihr Anführer sich nicht mehr Temudschin nenne, sondern Dschingischan, der große Chan; alle seine Nachkommen würden Chane sein. Temudschin hörte eine Stimme: die Welt ist Dein, geh, nimm sie ein! Nach einer anderen Tradition empfing er den Titel durch einen Verwandten, den zweiten Gemahl seiner Mutter, unter der Prätention göttlicher Eingebung. Er nahm seinen Sitz zu Karakorum, der alten Stadt Hoeihe. So wurden durch Krieg die gesammten mongolischen Stämme vereinigt und

zögerten keinen Augenblick, die umliegenden Länder anzugreifen. Mit Stäben bewaffnet, in ihren Thierhäuten, armes und waffenloses Volk, warfen sie sich auf die benachbarten Gebiete. Ihr erster Stoß war gegen das nördliche China gerichtet.

Die Chinesen hatten gegen diese kriegerischen Völker der Steppen ihre wunderbare Mauer gegründet, die sich in der Höhe von funfzig Fuß und in der Breite von dreißig Fuß über hohe Berge und tiefe Thäler hinzieht. Das nördliche China ward damals von den Njudschi beherrscht, und diese griff Temudschin an, weil sie mit seinen Stämmen immer in Krieg gelegen hatten. Auf einem hohen Berge nahm er seinen Gürtel über den Hals, fiel nieder und betete zu dem ewigen Gotte, ihm Rache wegen seiner Oheime zu gewähren und ihm gute und böse Geister dienen zu lassen. Im Jahre 1211 brach er durch die Mauer, 1212 eroberte er die Hauptstadt Yenking, 1213 hatte er schon neunzig Städte jenseit des Hoangho inne: im Jahre 1215 hatte er die Njudschi sich völlig unterworfen. Dann stürzte er sich auf Karakhitai und stand nun sofort den Mohammedanern gegenüber. Gegen letztere hatten diese östlichen Asiaten eine wahre Wuth. Insofern waren sie Verbündete der Christen, die deshalb oft sie zu bekehren hofften.

In jenen persisch-arabischen Gebieten, welche angeblich unter dem Chalifate standen, war nun damals, als Vorderasien unter den Ejubiden sich gegen die Christen vereinigte, wiederum der lebhafteste Wechsel der Dynastien eingetreten. Die Sprüche der Mohammedaner, die darauf hindeuten, hatten eine schlagende Wahrheit: „Bei Gott allein ist kein Wandel“ — die eben göttlich verehrten Sultane küssen den Staub in den Fußtapfen der Pferde ihrer Vorgänger. In dem mannig-

faltigen Wechsel hatte sich da das Reich Chowaresmien erhoben. Der seldschukische Sultan Barkijarok hatte einem seiner Getreuen, dem Türken Mohammed diese Provinz am unteren Oxus zur Verwaltung gegeben. Dessen Nachkommen machten sich nach und nach unabhängig von den Seldschuken, drangen nach Chorasan vor, eroberten Bochara und Samarkand und erlangten an den Grenzen Irans und Turans eine bedeutende Macht, die vom kaspischen Meer bis zum Indus hinüberreichte. Der letzte dieser Chwarizmschahs, Mohammed Kothbeddin, war eben im Begriff, den Chalifen Nasir in Bagdad anzugreifen. Schon hatte er sich für einen Aliden erklärt, den er an die Stelle des Abbasiden setzen wollte, als ihn der Dschingischan — wie man glaubt, entrüstet über die Beraubung einer Karawane — seinerseits überzog. Dschingischan hielt einen großen Landtag, drei Fasttage, dann warf er sich auf das Reich Chowaresmien mit vier Heeresmassen (1219). Mit der größten ging er vor Bochara. Als es sich unterworfen, erklärte er den Einwohnern, er sei die Geißel Gottes: wären sie nicht sehr schuldig, so würde dieser ihn nicht über sie geschickt haben. Er ließ sie die Gräben, welche die Stadt befestigten, ausfüllen, forderte ihnen ihre Schätze ab, dann befahl er ihnen hinauszugehen. Wer in der Stadt geblieben war, ward getödtet; alle die hinausgezogen, wurden als Sklaven verkauft. Mohammed Kothbeddin konnte den Mongolen nirgend widerstehen. Kein Berg hielt sie auf, sie waren die Berge gewöhnt. An den Schweifen ihrer Pferde sich festhaltend, schwammen sie über die Flüsse. In Haufen von je tausend, wie Schwaden des Getreides, schichteten sie die Leichen der Erschlagenen auf. Nicht Eroberung, sondern Beute und Zerstörung ist ihr Zweck. Sie nahmen Samarkand,

Nischapur; 1221 haben sie ganz Persien inne. An der Menge der Gemordeten, sagt ein Geschichtschreiber, fand ihre Seele jämmerlich Vergnügen.

Und von hier aus sahen sie die Welt vor sich aufgethan. Den Sohn des Mohammed verfolgten sie nach Indien; sie umkreisen das kaspische Meer und dringen über den Kaukasus; sie treiben die Kumanen von Kaptschak vor sich her nach Ungarn. Indem die Russen diesen beistehen wollen, vornehmlich Mstislaw, Fürst von Halitsch, bringen ihnen die Mongolen eine große Niederlage an der Kalka bei (1223). Noch einmal wendete sich Dschingischan selbst nach dem chinesischen Osten. Er ist im Begriff, die Hauptstadt von Tangut zu erobern, als er stirbt (1227). Er hatte sein Leben zugebracht in dem, was ihm Freude machte. Das Schönste sei doch für einen Mann, sagte einst einer seiner Anführer, im Frühjahr auf gutem Pferde zur Jagd zu reiten, den Falken auf der Faust. Nein, entgegnete der Chan, das Schönste ist, seine Feinde vor sich her zu jagen, ihre Güter zu rauben, ihre Pferde zu besteigen, ihre Angehörigen weinen zu sehen, ihre Weiber zu umarmen! So war er über ganz Asien dahingeritten als der wilde Jäger des Menschengeschlechts. Unter einem Baume auf dem hohen Gebirg, zwischen den Quellen jener drei Flüsse, hatte er gewünscht begraben zu werden. Dahin führte man seine Leiche. Alle, die ihr begegneten, wurden getödtet. Man hat dort einen Hain gepflanzt, in welchem auch die späteren Dschingissiden bestattet wurden. Man schreibt ihm ein bürgerliches Gesetzbuch zu, Jasa genannt, und eine Art Militärcodex unter dem Namen Tundschin, „wovor man sich zu hüten hat". Da wird mit dem Tode bestraft, wer bei Donnerwetter badet. Alle Titel waren untersagt. Ein persischer Schreiber ward

wegen seiner Titelhäufung hingerichtet. Dem Heere war befohlen, es solle mit zu Gott gewandtem Herzen ausziehen, um die vier Weltgegenden zu erobern.

Die Particularitäten der Tradition von Temudschin braucht man nicht geradezu anzunehmen. Bei den glücklichen Invasionen, die er unternahm, mögen sie sich allmählich gebildet haben. Er ward Herr der Stämme, Dschingischan, er warf China und die Chowaresmier über den Haufen: das ist die Summe seiner Geschichte. Denn der Schlag, den er gegen Rußland führen ließ, hatte erst nach der Hand seine Einwirkung. Im Frühjahr 1229 ward ein großer Kurultai gehalten, und obgleich anfangs wegen der altherkömmlichen Erbfolge bei den Mongolen, welche denApuptheil der Erbschaft immer auf den Jüngsten fallen ließ, ein Zweifel sein mochte, so ward doch endlich unter den Söhnen Dschingischans der älteste, Ogotai, zum Großchan ernannt; man schwur ihm, keinen anderen Fürsten, als aus seinem Stamme zu wählen, so lange noch ein Stück Fleisch von demselben übrig sei. Ogotai nahm an dem ersten Kriegszuge theil; dann stellte man ihm vor, er habe Feldherren genug, und er erbaute sich einen prächtigen Palast zu Karakorum, wo er bis 1241 seiner Freigebigkeit und seiner Wißbegier lebte. Doch mußten seine Brüder auch dafür sorgen, daß er täglich nur eine gewisse Anzahl von Bechern austrinke und nicht mehr. Aus seinem Stamme folgte ihm nur einer, sein Sohn Kujuk nach, dann im Jahre 1253 nach neuen inneren Bewegungen wirklich der Stamm seines jüngsten Bruders, zuerst Mangu, dann von 1259—1293 dessen Bruder Kubilai. Jedoch würden wir von diesem Regierungswechsel barbarischer Nationen, dem kein anderes Princip zu Grunde liegt als das alte eines ganz nomadischen Lebens, nicht reden,

wofern nicht in diesem Falle die Schicksale der Welt daran geknüpft wären. Denn indessen setzten sich die Eroberungen gewaltig fort. Dschingischan soll seinen Nachkommen die Weisung hinterlassen haben, nur mit besiegten Völkern Frieden zu schließen. So stürzten sie sich nun nach allen Seiten auf die cultivirte Welt: auf das Abendland, auf die mohammedanischen Gebiete und den hinterasiatischen Osten. Betrachten wir zuerst die Eroberung von Kaptschak, welche zur Unterwerfung Rußlands und zum Vordringen bis nach Schlesien führte.

Kaptschak ist ursprünglich nur das von Türken bewohnte Land zwischen Wolga und Don, nach Hammer eigentlich der Ursitz der Ungarn. Nach ihnen hausten dort, in der „Steppe des hohlen Baumes", worin die Stammmutter niedergekommen sein soll, die Petschenegen, Stammverwandte der Bulgaren und Chazaren, von denen jene größtentheils nach Südwesten fortgezogen, diese damals verschollen waren. An ihrer Stelle finden sich nun die Uzen oder Polowzer, deren Städte Serai und Astrachan sind; weiter westlich, gegen Siebenbürgen hin, die Kumanen; wohl sämmtlich türkischen Stammes, versetzt mit finnisch-ugrischen Elementen. Mit diesen Völkern geriethen die Mongolen, wie berührt, schon unter Dschingischan in Kampf. Die mongolischen Heerführer gewannen die Polowzer mit List, weil sie ihre Stammesverwandten seien, sich von den übrigen Stämmen, die den Mongolen Widerstand entgegensetzten, zu trennen. Hierauf aber wurden sie plötzlich angegriffen und bis an das asowsche Meer und in die Krim zurückgetrieben, so daß sie sich hilfeflehend an die Russen wandten. Die Russen standen unter den rurikingischen Theilfürsten, welche in Kiew, Tschernigow, Halitsch, Rjäsan, Wladimir und Nowgorod saßen, in unaufhörlichem Kampf unter einander und wechselnden

Verhältnissen zu den Nachbarn. Ihr Weltverhältniß beruht darauf, daß sie, trotz mancher Lockungen des Abendlandes von diesem getrennt, doch das Christenthum bekannten. Sie bildeten damals den vornehmsten Halt der griechischen Kirche. Als der Fürst der Polowzer seine Zuflucht zu Mstislaw, dem Fürsten von Halitsch, nahm, ließ er sich auf dessen Andringen taufen.

Es war also schon ein Angriff auf den allgemeinen christlichen Völkercomplex, wenn die Mongolen ihre Feinde, welche sie als ihre Stallknechte bezeichneten, die Polowzer, die in den Schutz der Russen getreten waren, hiedurch nicht abgehalten mit Feindseligkeiten verfolgten. Die Erzählung ist, daß ihre Gesandten, die den Fürsten von Halitsch aufsuchten mit der Aufforderung, die Polowzer ihrer Züchtigung zu überlassen, von demselben erschlagen wurden. Die Russen fühlten sich stark genug, um den Mongolen zu widerstehen. Sie vereinigten ihre Heerscharen an dem rechten Ufer des Dnjepr, ließen sich aber durch einen kleinen Vortheil, den sie errangen, bewegen, diesen Fluß zu überschreiten und weiter in die Steppe an den Fluß Kalka — oder Kaleza im Gau Jekaterinoslaw — vorzurücken. Besonders war der Fürst von Halitsch auf altwarägische Weise ungeduldig zu schlagen. Zuerst aber wichen seine Verbündeten, die Polowzer; dann wurde er selbst zurückgeworfen, hierauf aber auch alle die anderen. Die Niederlage war allgemein. Am tapfersten wehrte sich Daniel Romanowitsch, Fürst von Wolhynien. Die Sage weiß auch hier hauptsächlich nur von Verrath zu erzählen, durch den die Führer der Russen den Mongolen in die Hände geliefert worden seien. Die Gefangenen wurden von den wilden Feinden zwischen Brettern erstickt, auf denen die Sieger ein gräßliches

Gastmahl hielten. Unzählige kamen um (1223). Doch drangen die Mongolen damals nicht weiter vor; sie begnügten sich, die türkischen Stämme von Kaptschak zu unterwerfen. Ein Hauptmoment bei den welthistorischen Entscheidungen bildet doch immer die Bewaffnung und Zucht der Kriegsheere. Das Uebergewicht der Mongolen beruhte auf ihrer Reiterei, die immer an Hunderttausend zählte; sie hatten kleine, magere, aber ausdauernde Pferde; die Reicheren waren mit Schienenpanzern für Mann und Roß versehen. Sie waren gut gegliedert in ihren Abtheilungen zu 10—100—1000—10000 Mann, die unter einander zu der strengsten Unterordnung verpflichtet waren. Die Abtheilung, welche flüchtete, ward von den übrigen dem Tode geweiht. Sie breiteten sich auf das rascheste über weite Landstrecken aus und waren doch auf der Stelle wieder vereinigt. Ihre vornehmste Waffe bestand in langen Pfeilen, deren scharfe Spitze jede Rüstung der benachbarten Völker durchdrang. In der Schlacht waren sie höchst beweglich; sie umschwärmten den Feind und brachten ihn durch ihre Pfeilregen erst in Verwirrung, ehe sie ihn angriffen und niedermachten.

Nachdem Ogotai eingesetzt und befestigt war und einen glücklichen Zug nach China ausgeführt hatte, wurde durch feierlichen Reichsbeschluß der Mongolen im Jahre 1235 ein Zug gegen die Russen, an denen noch immer die Polowzer ihren vornehmsten Rückhalt fanden, beschlossen. Ogotai stand davon ab, ihn selbst zu unternehmen, und überließ ihn seinem Neffen Batu, der mit 30000 Mann aufbrach. Zuerst wurde die große Handelsstadt der Bulgaren an der Wolga in Asche gelegt, dann wandte sich der Zug gegen die russischen Gebiete. Seit Wladimir war Rußland fast immer getheilt und durch

innere Fehden gespalten. Zwischen zwei großen Völkerströmungen befand es sich jetzt, dem andringenden lateinischen Christenthum und der mongolischen Verwüstung. Die Mongolen forderten den Zehnten. Der Fürst von Rjäsan entgegnete: tödtet uns und nehmt alles! Sie kamen, eroberten Rjäsan im December 1237, verbrannten die Stadt und tödteten den Fürsten. Auch Moskau konnte ihnen nicht widerstehen; sie langten vor Wladimir an, wo der Großfürst seinen Sitz hatte, und umpfählten es. Als der Fürst und der Adel sahen, daß sie sich nicht würden retten können, weihten sie sich in der Kirche zum Tode, gingen gegen den Feind und kamen um. Im Februar 1238 ward Wladimir genommen. Hierauf konnte den Mongolen nichts mehr widerstehen: sie nahmen eine Stadt nach der anderen; das alte Kiew, der Mittelpunkt des warägischen Rußlands, mit allen seinen Denkmalen ward durchaus zerstört. Nur Alexander Newski in Nowgorod erhielt noch das Ansehen des russischen Namens. Und unmittelbar darauf wandte sich der Angriff auch auf die Gebiete der lateinischen Christenheit. Ein Woiwode zu Kiew, dem das Leben geschenkt worden war, soll listiger Weise Batu auf Polen und Ungarn verwiesen haben.

Auch Polen war damals in mannigfaltige kleine Gebiete geschieden: Krakau und Sendomir unter Boleslaw V. dem Schamhaften, Masovien unter Herzog Konrad I., Großpolen und Niederschlesien unter Heinrich II., der zu Breslau residirte; fromme, jedoch nicht hinreichend kriegsgeübte Fürsten. Die Tataren fanden wenig Widerstand bei den ungeheuren Plünderungen, die sie anrichteten. Endlich, im März 1240 stellten sich die Palatine und Castellane von Sendomir und Krakau bei Chmielnik dem Feinde entgegen. Aber die Tataren waren

ihnen viel zu kriegskundig und erhielten Verstärkungen. Die Polen erlitten eine Niederlage, wie einst die Russen. Ostern 1240 feierten die Mongolen damit, daß sie Krakau zerstörten. Dann wendeten sie sich gegen die verbündeten Ungarn, die sich ihnen am Sajo entgegenstellten. Einen Tag und eine Nacht brachte Batu im Gebete zu: dann griff er sie an und schlug sie völlig. Zwei Tagereisen weit war die Ebene mit Leichen bedeckt. Nur funfzehn Menschen sollen ihnen entronnen sein, darunter König Bela IV. durch die Schnelligkeit seines Rosses. Der König hatte kurz vorher die Kumanen in seinem Lande aufgenommen, doch hatte er sich eben jetzt mit ihnen thörichterweise entzweit, und sie verwüsteten nun vereint das kaum einigermaßen zur Ruhe gelangte Land. Nur in den Wäldern findet man eine Zuflucht. Die Mongolen laden die Geflüchteten mit großen Versprechungen ein, zurückzukehren; aber wehe ihnen, wenn sie es thun! Man läßt sie das Land bauen, aber sowie sie davon ihren Zins abtragen, werden sie bei Seite geführt und alle getödtet.

So wälzte sich dieser Strom der Verwüstung gegen Deutschland heran. Schon längst hatte nun Kaiser Friedrich II. die Christenheit aufgefordert, sich gegen diesen wüthenden Sturm zu vereinigen und nicht das römische Reich an diesem Kampfe zugrunde gehen zu lassen. Doch hat weder der ferne Kaiser, noch das Reich als solches eine Anstalt zur Abwehr getroffen. Aufruf und Gefahr wirkten indeß wenigstens so viel, daß König Wenzel von Böhmen, der dem Reiche noch ganz anders angehörte, als die Ungarn, sich ernstlich in Stand setzte und in den Pässen des Riesengebirges seine Aufstellung nahm. Schon hatten jedoch die Mongolen Niederschlesien verwüstet. Ohne den Zuzug von Böhmen zu erwarten, begegnete ihnen

Herzog Heinrich der Fromme, der Sohn der heiligen Hedwig, mit slavischen und deutschen Großen seines Gebietes bei Liegnitz; er selbst kam um, sein Heer wurde geschlagen, aber seine Ritter hatten unvergleichlich gekämpft (9. April 1241). Der Widerstand, den sie hier fanden, soll die Mongolen von weiterem Vordringen abgeschreckt haben. Sie wandten sich südwärts, die böhmische Heeresmacht vermeidend, nach Mähren, wo sie jedoch am 25. Juni 1241 eine Niederlage erlitten. Sie sind darauf auch nach Oesterreich bis in die Nähe von Wien vorgedrungen. Friedrich der Streitbare warf eine kleine Besatzung nach Neustadt. Er sammelte dann ein Heer, bei dem sich der König von Böhmen, der Herzog von Kärnthen und der Patriarch von Aquileja befanden; ebenfalls eine Zusammensetzung aus den damals durchaus einigen Deutschen und Slaven, vor welcher die Tataren zurückwichen. In Neustadt war ein Priester Ivo von Narbonne, der die entsetzlichsten Gräuel von diesen Anthropophagen, wie er sie nannte, berichtet. Ein mongolischer Renegat diente ihm als Dolmetscher. Er meldete als Beweggrund ihres Zuges die Absicht, die heiligen drei Könige von Köln zu entführen.

Von Ungarn wälzte sich die tatarische Ueberfluthung auch bis an die adriatische Küste. Die Morlaken sollen zurückgebliebene Tataren sein. Sie durchstreiften 1242 ganz Croatien und Dalmatien, dann nahmen sie ihren Rückweg durch Serbien und Bulgarien. Polen und Ungarn hielten sie für eroberte Länder; sie beklagten nur, daß sie es noch nicht völlig seien. Der deutsch-slavischen Grenzgebiete des Reiches waren sie dagegen nicht Meister geworden. Es mag sein, daß die Kunde von dem 1241 erfolgten Hinscheiden des Oberchans Ogotai zu ihrer schnellen Umkehr wesentlich beigetragen hat;

doch wird dadurch das Ereigniß selbst nicht anders. Von der höchsten Bedeutung war es jedenfalls, daß der barbarische Feind von diesen Grenzen der Culturentwicklung, wie hernach die Türken so oft, zurückgewiesen ward und den Entschluß nicht fassen mochte, in dieser Richtung weiter vorzudringen. Vollständig aber blieb Rußland den Mongolen unterworfen. Das Reich Kaptschak, das Batu gründete, reichte vom Nordosten des caspischen Meeres und von Derbend bis Nowgorod und bis an den Don. An der Wolga, näher an der Achtuba, in Sarai, stand der Palast und Hof Batu Chans, die berühmte goldene Horde. Jurt ist soviel als Hürde, der Platz der Zelte; Ordu bezeichnet die Vereinigung mehrerer Jurte, das Lager des Herrschers, was bei den Italienern als Horda erscheint. Man unterschied eine weiße und eine blaue Horde als Abtheilungen des Reiches von Kaptschak, deren gemeinschaftlicher Herrscher in der goldenen Horde seinen Wohnsitz hatte.

Bei Ogotais Thronbesteigung sind die Abgaben regulirt worden; der Hirte gab eins von hundert seiner Thiere, der Feldbauer den Zehnten des Ertrages. Die vornehmste Steuer jedoch, schon unter Batu in Rußland eingeführt, sowie in Kaptschak überhaupt, war die Kopfsteuer, die auf einer allgemeinen Volkszählung beruhte. Sie war nach Hirtenweise auf fünf Felle festgesetzt; nur die Priester aller Religionen, ausgenommen die Juden, waren davon befreit. Wer sonst die Kopfsteuer nicht zahlen konnte, wurde in die Sklaverei geschleppt. Die russischen Großfürsten, die an der goldenen Horde erschienen, Geschenke brachten und gut aufgenommen wurden, brachten alle bei ihrer Heimkehr mongolische Zähler ins Land. Die Unterthanen empörten sich, allein die Groß-

fürsten erklärten, sie würden sie dem Zorne des Chans überlassen; so fügten sie sich. Alexander Newski, der den tapfersten Widerstand geleistet, zeigte sich doch am schmiegsamsten. Im Jahre 1258 versuchte Daniel von Halitsch einen Aufstand. Er hatte einmal viel Aussicht, sich unabhängig zu machen; aber bald folgte ein neuer Zug der Tataren (1259), der sich auch über Litthauen und Wolhynien ergoß und Sendomir und Krakau aufs neue in Asche legte. Die russischen Fürsten wurden genöthigt, ihre eigenen Ortschaften mit anzugreifen; Lew Danielowitsch, der Gründer von Lemberg, ist dadurch in Erinnerung geblieben. Der Mongole Burundai, der sie bezwang, erklärte, die Verwüstung sollte erneuert werden, wenn nicht der Tribut friedlich und pünktlich abgeführt werde. Die russischen Fürsten machten sich dergestalt nothgedrungen zu Vermittlern der mongolischen Einrichtungen.

Es läßt sich kaum aussprechen, wie sehr dadurch die fernere Entwicklung des Landes und Volkes gehemmt, die Kluft zwischen ihm und der abendländischen Welt erweitert worden. Die Erhaltung des nationalen Wesens der Russen war denn vornehmlich an ihre Religion geknüpft, auch ihre Wiedererhebung zur Freiheit hängt aufs engste damit zusammen. Sehr merkwürdig, daß es zuletzt — nicht anders als in Spanien — der Gegensatz gegen den Islam war, der dazu geführt hat. Als der größte der Chane des Reiches Kaptschak erscheint Usbek (1313—1341). Er erneuerte und erweiterte die von seinen Vorgängern der russischen Geistlichkeit ertheilten Privilegien, auf daß sie für ihn und sein Haus beten möge. Allein er selber wandte sich mit den Seinen dem Mohammedanismus zu; und seitdem erfüllte Besorgniß für die Erhaltung seines Glaubens das Herz des russischen Volkes. Die

Empörungen der Fürsten gegen ihre tatarischen Gebieter, die sich durch eigene Entzweiungen schwächten, erhielten dadurch eine populäre Kraft. Als Dimitri Iwanowitsch, Großfürst von Moskau, sich 1380 gegen seinen Lehnsherrn, den Chan Mamai erhob, folgten ihm seine Scharen in religiöser Begeisterung. Unter christlichem Schlachtruf erfochten sie auf der kulikowschen Ebene am Don den ersten gewaltigen Sieg über die Horde. Von da hat das neue Rußland seinen Anfang genommen.

Von Osteuropa wenden wir uns nach Vorderasien zurück: die andere Hauptrichtung der mongolischen Züge ging nach den iranischen Landschaften, wo ihr wichtigstes Resultat der Umsturz des Chalifats von Bagdad ist. Die Herstellung seines geistlichen Ansehens verdankte das Chalifat vornehmlich dem Emporkommen der seldschukischen Macht im elften Jahrhundert; der Zerfall derselben im zwölften bot ihm die Gelegenheit dar, sich auch auf weltlichem Gebiete wieder eine gewisse Autorität zu erwerben. Der Chalif Moktafi (1136—1160) kämpfte mit entschiedenem Erfolg gegen den Sultan Masud. Er war nicht allein in seiner Hauptstadt Herr — was dadurch erleichtert ward, daß die Seldschukensultane ihren Sitz nach Iran verlegt hatten —, er gebot auch über eine eigene Truppe und gab dem Chalifate wieder eine, wenn auch bescheidene, unabhängige Repräsentation in Mesopotamien. Alle Gegner der Seldschuken, so besonders die Atabegen in Syrien, schlossen sich den Chalifen an. Der Sturz der Fatimiden durch Saladin kam ihnen überdies aufs neue geistlich zu statten, noch mehr als vordem der Untergang der Omajjaden. Der abbasidische Chalif genoß seitdem eine nirgend bestrittene Anerkennung; insofern erschien er fast ansehnlicher, als der

Papst, als er alle moslimischen Fürsten in feierlichen Formen mit ihrer Würde bekleidete; auch in dem Sultanat war die Erblichkeit doch niemals ganz durchgedrungen. Der Chalif Al Nasir (1180—1225) eroberte Mesopotamien in größerem Umfange wieder; er scharrte Geld zusammen, um sein Heer zu besolden. Neben der Habsucht finden sich doch auch Züge von Mildthätigkeit in ihm. Er beschäftigte sich selbst literarisch und schrieb ein Buch, das er „Geist des Erkennens" nannte; Islam und Cultur verbanden sich so auch im Osten aufs neue miteinander. Noch der letzte Chalif Al Mustaßim (1242—1258), der inmitten alter Verehrung in düsterer Pracht lebte, war als Schriftsteller thätig, ebenso wie seine Wesire.

Allein die Cultur muß mit der Macht verbunden sein, wofern sie der Barbarei gegenüber ein höheres Recht der Existenz behaupten will. Der erneuerte Staat der Chalifen war gerade stark genug, um sich gegen die Nachbarfürstenthümer zu vertheidigen und ihnen seinerseits einigen Abbruch zu thun: gegenüber einer Weltbewegung, wie die mongolische war, hatte er nichts zu bedeuten. Eben in seinem Zerwürfniß mit dem Chalifen Nasir war, wie berührt, der Schah von Chowaresmien, Mohammed, von Dschingischan angegriffen und über den Haufen gerannt worden. Nach einigen Berichten hätte Nasir den Fall dieses seines Feindes sogar direct begünstigt, ohne zu bemerken, daß mit Chowaresmien die östliche Vormauer des Chalifates selber verloren ging. Im Jahre 1256 sandte der Großchan Mangu seinen Bruder Hulagu aus, um mit der gleichen Gewalt, wie Batu das östliche Europa, das vordere Asien niederzuwerfen. Hulagu begann damit, die Assassinen in ihrer persischen Heimath auszurotten; ihre Hauptfeste Alamut

fiel sammt den übrigen Burgen in seine Hände, die ganze ismaelitische Secte dieser Gegenden ward vernichtet. Einen persischen Gelehrten, Nasireddin, der in Alamut gefangen gewesen, zog Hulagu in seine Umgebung, um sich seines Rathes bei seinen weiteren Unternehmungen zu bedienen. Man behauptet, Nasireddin habe wegen der Kritik, die ein Wesir des Chalifen Mustaßim an einem seiner Werke geübt, gegen den Hof von Bagdad Groll gehegt; doch bedurfte der Mongole schwerlich eines besonderen Antriebes. Indem er gegen Bagdad vorrückte, entbot er den Chalifen in sein Lager zur Unterwerfung. Als Mustaßim sich weigerte, ward er heimgesucht. Bagdad fiel nach einer Belagerung von sechs Wochen; es wurde geplündert, das gewöhnliche Blutbad angerichtet, die Bibliothek verbrannt. Mustaßim mußte zunächst dem Sieger seine verborgenen Schätze ausliefern; dann ward er mit seinen Söhnen und Anverwandten umgebracht (Februar 1258). Das Haus Abbas erfuhr zuletzt kein besseres Schicksal, als es vor einem halben Jahrtausend dem Hause Omajja bereitet hatte.

Die welthistorisch wichtigste Frage war nun die, inwiefern dies große Ereigniß auch die syrisch-ägyptischen Regionen und damit den dort noch immer fortdauernden Kampf zwischen dem Islam und dem abendländischen Christenthum berühren würde. In Syrien und Aegypten herrschte noch lange die Familie Saladins, jedoch in sieben Zweige getheilt und in fortwährendem inneren Streit begriffen. Für die Franken hätten sich daraus die größten Vortheile ergeben müssen, wenn sie nur selber besseren Frieden untereinander gehalten hätten; aber der Marschall Richard Filangieri, welchen Kaiser Friedrich II. 1231 dorthin entsandte, gerieth — nicht ohne eigene Schuld — in unaufhörlichen Hader mit den einheimischen

Elementen. Eine lockende Aussicht bot sich indeß den Christen dar, als ihnen die Fürsten von Damascus, Emesa und Kerak 1244 ein Bündniß gegen den Sultan Ejub von Aegypten antrugen, dessen Uebergewicht den syrischen Ejubiden lästig war. Um dieser Combination kräftig zu begegnen, warb jedoch Sultan Ejub gewaltige Scharen von Chowaresmiern, die seit der Zerstörung ihres Reichs durch Dschingischan sich nach Mesopotamien und Kleinasien geworfen hatten, wo sie bald in diesem, bald in jenem Solde ein unstetes Leben führten. Die Chowaresmier brachen verheerend in Palästina ein, verwüsteten im August 1244 Jerusalem, wo sie das heilige Grab zerstörten, die Königsgräber plünderten und unter allen möglichen Gräueln der durch Friedrich II. neubegründeten Herrschaft der Christen für immer ein Ende machten. Nachdem sie sich mit dem ägyptischen Heer unter dem Emir Beibars vereinigt, stießen sie am 18. October zwischen Ascalon und Gaza auf die mit den syrischen Saracenen verbundenen Franken und brachten ihnen eine furchtbare Niederlage bei. Die Blüthe der Ritterorden deckte das Schlachtfeld, fast alle Anführer der Christen wurden gefangen genommen. Der mongolische Einbruch in Iran, welcher der christlichen Sache zugute kommen zu müssen schien, hatte so umgekehrt die verderblichste indirecte Wirkung auf sie ausgeübt. Sultan Ejub machte sich zum Meister in den Gebieten seiner syrischen Vettern; die fränkische Macht war auf den Stand zurückgeführt, den sie nach dem Ausgang des dritten Kreuzzuges eingenommen.

Aus dieser Lage und dem Eindruck, den sie auf das Abendland machte, ist der Kreuzzug König Ludwigs IX. von Frankreich entsprungen. Ludwig der Heilige steht zwischen Philipp August und Philipp dem Schönen, denen er an Be-

deutung für die Entwicklung einer starken monarchischen Ordnung in Frankreich gleichkommt, mitteninne; in seiner Sinnesrichtung aber bildet er zu ihnen den merkwürdigsten Gegensatz. Er war noch einmal ganz durchdrungen von der geistlichen Idee, ohne daß er doch darum den einseitigen Ansprüchen des Papstthums jederzeit nachgegeben hätte. Mit allen seinen Nachbarn, in Spanien wie in England, suchte er sich zu vertragen. Dem Könige von England gab er einen Theil von Guyenne zurück, wodurch er für die übrigen Eroberungen Philipp Augusts die volle rechtliche Anerkennung erlangte. In dem so schwierigen Verhältniß zwischen Papst und Kaiser, die sich beide wiederholt in ihren Streitigkeiten an ihn wandten, wußte er allezeit eine mittlere Linie mit Feinheit und Festigkeit einzuhalten. Mit größter Sorgfalt verwaltete er das Gericht an der Eiche im Holz von Vincennes. Im Zweifel war er immer der Gegner seiner eigenen Ansprüche: auf ein zerbrochenes Siegel hin gab er eine Grafschaft zurück. Nie hat er eine Unwahrheit gesagt; er schwur nicht, nannte nie den Teufel. Nach seiner Rückkehr von dem verunglückten Kreuzzuge trug er nie Gold oder Scharlach; damit aber die Armen, die sonst seine Kleider bekommen hatten, nichts verlören, gab er ihnen ein größeres Almosen. Er schnitt den Dürftigen das Brot selbst vor; er unterrichtete seine Kinder von guten Fürsten. Ein solcher Mann, dem es zugleich nicht an ritterlichen Eigenschaften fehlte, mußte gewissermaßen als der geborene Kreuzfahrer erscheinen. Er hätte einem Saladin gegenüber die christlichen Waffen in überlegener Gesinnung — ganz anders als Richard Löwenherz — repräsentirt. Diese Zeiten aber waren vorüber. Die orientalischen Dinge waren in ein Stadium eingetreten, in welchem die Entscheidung nur noch

an Politik und Kriegskunst geknüpft war, an Handlungen und Maßregeln, wie sie einer solchen Natur ferner lagen.

Im Herbst 1248 landete Ludwig in Cypern, wo er den Winter zubrachte. Hier nun traf bei ihm eine mongolische Gesandtschaft ein, von Ilschi-gatai abgeordnet, der als Statthalter Kujukchans das eroberte Iran verwaltete. Sie versicherten, daß diese ihre Gebieter, der eine wie der andere, bereits getauft seien und sich mit der Absicht trügen, das Chalifat von Bagdad anzugreifen: Ludwig sollte dieser Bewegung durch einen Angriff auf den Sultan von Aegypten zuhilfe kommen. Es muß dahingestellt bleiben, was die wahre Meinung dieser Botschaft gewesen, ob es den Mongolen nicht vielleicht bloß darum zu thun war, die Waffen des Abendlandes von Asien, das sie für sich selbst bestimmten, abzulenken: die Thatsachen haben in der nächsten Zeit den Angaben der Gesandten nicht eigentlich entsprochen. Immerhin jedoch erscheint das gemeinsame Interesse der Feinde des Islam hier im entschiedensten Lichte; doch erkennt man im nämlichen Moment auch die Schwierigkeit einer Verständigung. Die Mongolen, deren Theilnahme für das Christenthum, wie oberflächlich sie nun auch gewesen sein mag, durch die Nestorianer erweckt worden war, verlangten, indem sie Ludwig dem Heiligen die bei ihnen herrschende Duldung rühmten, auch er solle künftig in seinem Reiche keinerlei Unterschied machen zwischen Lateinern, Griechen, Armeniern, Jacobiten, Nestorianern und anderen Christen. Der anwesende päpstliche Legat aber, Odo von Ostia, antwortete mit der Ermahnung, sie möchten keine andere, als die römische Kirche, für die wahre halten. Der König zog die Gesandten am Weihnachtsfeste an seine Tafel und gab ihnen zum Geschenk für ihren Herrn ein scharlachenes Zelt mit, auf welchem die Leidensgeschichte dargestellt war.

Insofern ging er auf ihren Antrag ein, als er sich in der That zu einem Feldzug nach Aegypten entschloß, ganz mit Recht, da dort die Entscheidung auch über Syrien zu suchen war.

Ich will sein Unternehmen nicht im einzelnen verfolgen, da es doch gescheitert ist. Er nahm 1249 Damiette, fand aber an den Mamluken, die mit griechischem Feuer stritten, den größten Widerstand. Er erfocht auch dann noch einen Vortheil: der Sultan hat einmal die Rückgabe des heiligen Landes für den Rückzug der Franzosen angeboten; aber Ludwig wies das zurück. Jedoch eine pestartige Krankheit ergriff sein Lager: er selbst ward 1250 auf einem unvorsichtigen Zug im Nildelta gefangen und mußte für seine eigene Befreiung ein unglaubliches Lösegeld bezahlen. Ohne Gewinn für die Sache, an der sein ganzes Herz hing, kehrte er zurück. Ja im Gegentheil: unmittelbar aus seinem Kreuzzuge, der eben dadurch welthistorisch bedeutend ist, ging eine Umwälzung in Aegypten hervor, die zugleich in der Frage über das Schicksal Syriens den Ausschlag gegeben hat. Ejub selbst war 1249 mitten im Kriege gestorben; gegen seinen Nachfolger Turanschah erhoben sich die Mamluken. Die Mamluken, türkische Sklaven, aus Asien jung zusammengekauft und am Nil — nach dessen Namen Bahr sie die bahritischen heißen — militärisch erzogen, bildeten eine neue Soldatesca, an der neben ihrer kriegerischen Roheit auch noch einmal religiöser Fanatismus zutage trat. Sie waren mit den Bedingungen, welche der Sultan Ludwig IX. für seine Freilassung gestellt hatte, deshalb unzufrieden, weil dabei nicht auch die Rückgabe der christlichen Besitzungen in Syrien an die Mohammedaner ausgemacht worden sei. Sie ermordeten 1250 Turanschah und erhoben einen ihrer Anführer, mit dem die Reihe der Mam-

lukensultane beginnt, die sich bis 1517 in Aegypten behauptet haben und vornehmlich daran schuld sind, daß den Europäern die Handelsstraße über das rothe Meer und somit der nächste Zugang zum indischen Orient verschlossen ward. Das hat dann später wieder die portugiesischen Seefahrten hervorgerufen. Weit näher jedoch lag eine andere Consequenz dieser Begebenheit.

Als Hulagu Bagdad bezwungen, richtete er an die Ejubiden in Syrien und ebenso an Kotuz, den zweiten Sultan der Mamluken, die Aufforderung, sich ihm zu unterwerfen. Allein Kotuz, um den sich eine Anzahl vor den Mongolen aus Asien geflüchteter Emire sammelte, wollte nichts davon hören, er ließ den Gesandten Hulagus enthaupten. Der Mongolenfürst brach nach Syrien auf und überwältigte die ejubidischen Herren von Damascus, Emesa und Aleppo. Die Christen athmeten einen Augenblick erleichtert auf. Allein der Tod des Großchans Mangu rief Hulagu persönlich ab, und nur sein Feldherr Ketboga traf im September 1260 an der Quelle Goliaths bei Nablus mit dem Heere der Mamluken zusammen, das von dem lebendigsten mohammedanischen Impulse beseelt war. Unter dem Rufe „Islam" siegte Kotuz. Ein zweiter Kampf bei Emesa entriß den Mongolen ganz Syrien. Diese Wiedervereinigung von Aegypten und Syrien ward den Abendländern unendlich nachtheilig. Es war dieselbe Combination, die unter Saladin den gänzlichen Verlust des Königreichs Jerusalem so nahe herbeigeführt hatte, nur in veränderter und verschlimmerter Form: an die Stelle des königlich denkenden und handelnden Kurdenfürsten waren die rohen Anführer einer wilden Sklaventruppe getreten. Kotuz ward 1261 durch jenen Beibars ermordet, der noch unter Ejub den Befehl über die

Mamluken geführt und alsdann die Katastrophe Turanschahs vornehmlich bewirkt hatte. Um sich besser zu legitimiren, wußte er einen übrig gebliebenen Abbasiden aufzutreiben, den er in Kairo als Chalifen einsetzte, ohne ihm doch irgend welche Freiheit zu lassen. In dessen Geschlecht hat sich dann ein abbasidisches Scheinchalifat noch dritthalb Jahrhunderte in Aegypten fortgepflanzt, bis die Osmanensultane, nachdem sie die Mamlukenherrschaft vernichtet, die Oberhoheit über die Gläubigen selber an sich nahmen.

Für die christliche Colonie an der syrischen Küste hatte nun unwiderruflich die letzte Stunde geschlagen. Sultan Beibars, der sich, nachdem er die Gewalt erlangt, in jeder Hinsicht zusammennahm — ohne Zweifel eine weltgeschichtliche Figur — brach den Stillstand, den der letzte Ejubide den Christen auf zehn Jahr bewilligt hatte, um sie den Vorschub entgelten zu lassen, den sie der mongolischen Invasion geleistet. Er erscheint als der vornehmste Gegner der Hospitaliter und Templer, der Genuesen und Venetianer, der Reste des Königreichs Jerusalem überhaupt. In fünf großen Feldzügen, 1262—1271, bekämpfte er sie. Oftmals entzweit mit den Mongolen, fanden doch die Pullanen gegen die Mamluken keine bessere Hilfe, als eben an diesen. Auf dem Concil zu Lyon 1274 sind Abgeordnete des Chans Abaka, der auf Hulagu folgte, erschienen, welche sogar die Taufe annahmen. Aber Beibars war ihrer Vereinigung zu stark, zumal da die Chane von Persien mit den übrigen mongolischen Herrschern bisweilen selbst in Zwiespalt geriethen. Er schlug im März 1277 die Tataren in einer großen Schlacht und verwüstete weit und breit das armenische Gebiet. Bei dem allem ist es doch nicht zu bezweifeln, daß die Mongolen die Erhaltung der Reste des heiligen Landes noch eine Zeit lang möglich machten,

bis dann im Jahre 1290 der neue Sultan Kilawun durch den Bruch eines Vertrages gereizt, den Krieg erneuerte. Dessen Sohn und Nachfolger Alaschraf hat ihn durchgeführt: im Mai 1291 eroberte er trotz der tapfersten Vertheidigung Ptolemais. Die Abendländer und die Ritter selbst verließen dann die noch übrigen Städte Tyrus, Sidon und Berytus. Aus der Beute von Accon errichtete Alaschraf fromme Stiftungen zu Gunsten der Moslimen. Die Christen, welche noch in Syrien waren, wurden Unterthanen des Sultans von Aegypten.

Man bemerkt das alles auch in unseren gangbaren Geschichten; das wesentlichste Moment jedoch, das in den Mongolen lag, läßt man gewöhnlich außer Acht. Was durch den Einbruch der Chowaresmier begonnen war, wurde durch die Erhebung und die Siege der Mamlukensultane vollendet: indem die Mongolen den Islam an seiner Centralstelle angriffen und bewältigten, sammelten sich die äußeren wie die inneren Kräfte desselben in Aegypten und Syrien und bereiteten der abendländischen Colonie in dem letzteren Lande den Untergang. Wie so ganz anders hätte alles gehen müssen und welche Aussicht für die Zukunft konnte sich auch jetzt noch eröffnen, wenn es gelungen wäre, die Mongolen selber wirklich für das Christenthum zu gewinnen! An Bemühungen dazu hat es nicht gefehlt. Von Innocenz IV. an ließen die Päpste dies große Anliegen nicht aus dem Auge. Unter den Franziscanern fanden sie jederzeit kühne, an Entsagung gewöhnte, wanderlustige Missionäre. Ohne Bedeutung waren deren Reisen mit nichten. Diese Mönche, Johann de Plano Carpini, Rubruk und ihre Nachfolger haben dem Abendlande die erste Anschauung von dem Inneren der großen östlichen Erdfeste übermittelt. Auf ihren Spuren

zogen dann die unternehmenden Venetianer aus dem Hause Polo in den fernsten Osten; denn auch der Handel suchte, ebenso wie die Religion, das neue Weltelement für sich zu erobern. Allein der wahre Zweck jener Missionen wurde doch verfehlt, wie nah auch bisweilen dem hoffnungsvollen Eifer seine Erreichung zu liegen schien. In Peking selbst ward freilich einmal eine lateinische Kirche errichtet. 1307 ward der damalige Hauptmissionär Monte Corvino zum Erzbischof und Legaten im Orient ernannt. Es gab eine Anzahl Christen in dem mongolischen Reiche, und Monte Corvino äußerte die Hoffnung, daß er auch den Großchan bekehren werde; aber sie war diesmal so wenig wie sonst begründet.

Wir berührten schon, welches Hinderniß sich dem Erfolge durch die Concurrenz der verschiedenen christlichen Bekenntnisse entgegenstellte. Die Christinnen, die von den Chanen in die Schar ihrer Weiber aufgenommen wurden, gehörten der nestorianischen Richtung an; auch die Armenier blieben nicht zurück: 1253, gleichzeitig mit Rubruk, der im Auftrage Ludwigs des Heiligen reiste, fand sich sogar ein armenischer König Haiton, der die mongolische Oberhoheit hatte anerkennen müssen, bei Manguchan ein. Ueberdies aber war das römische Christenthum in der damaligen Gestalt, wo es dem Papst eine Art von weltlicher Herrschaft über die ganze Erde vindicirte, ganz unfähig, einen großen Fürsten zu gewinnen; wie viel mehr einen solchen, der von dem nämlichen Anspruch seinerseits erfüllt war. Die Höflichkeiten der Dschingissiden gegen die Päpste waren von dem Schlage, wie die Attilas gegen die römischen Imperatoren; hätte nicht die Breite der Welt zwischen ihnen gelegen, sie hätten sich ebenso wider sie aufgemacht, wie gegen den Chalifen. Innocenz IV. empfing zu

Lyon ein Schreiben Kujukchans, worin er aufgefordert ward, mit allen Königen und Machthabern vor dem Kaiser aller Menschen zu erscheinen, um dessen Willen zu vernehmen. Von den Werbern aller Religionen um die Wette aufgesucht, gefielen sich die Großchane geraume Zeit hindurch in einer gewissen Unparteilichkeit, welche man auf der einen wie auf der anderen Seite sich als besondere Hinneigung auslegte. In der That erblickten sie alle fremden Religionen gleich weit unter sich. Ein Verhältniß, das freilich nur solange dauerte, wie das Uebermaß ihres Selbstgefühls. Mit der Zeit jedoch machte sich die einheimische Gewohnheit in jenen Ländern dergestalt geltend, daß selbst das neue Princip der Mongolen nichts mehr bedeutete. Wäre das Christenthum im Osten wahrhaft herrschend gewesen, ehe die Eroberung gemacht wurde, so würden die Ereignisse einen anderen Gang genommen haben. Jetzt aber waren Gesinnung und Sitten der Eroberten stärker, als die der Eroberer.

So behauptete im hinteren Asien der Buddhismus den Platz. Dorthin ging die dritte Hauptrichtung der mongolischen Welteroberung. Mangu drang verwüstend in Tibet ein. Er war es auch, der die von Dschingischan in China begründete Herrschaft erweiterte, welche dann von Kubilai vollendet ward; Japan wurde vor dessen Angriff nur durch einen Seesturm gerettet. Kubilai schlug seinen Herrschersitz zu Cambaluc in China auf, wo ihn Marco Polo in seiner Herrlichkeit sah und schilderte, und schloß sich den Formen der chinesischen Cultur mit Verständniß an. Zugleich erkannte er den vornehmsten der buddhistischen Priester in Tibet, den Vorsteher des Sakjaklosters, als obersten Lama an, dem sich dann die chinesischen Bonzen unterordnen mußten. Nicht so ganz aber entsprach der Lamaismus der eigenen Ueberlieferung der chinesischen

Buddhisten, als daß sich nicht daraus unter den Enkeln Kubilais der Anlaß zu Empörungen ergeben hätte. Wie in Rußland, schärfte sich auch hier der nationale Gegensatz an der religiösen Differenz. Im Jahre 1368 erhob sich gegen Tohoan Timurchan der Chinese Tschuh: Bonze, Soldat und Insurgentenchef in einer Person. Er drang aus dem Süden vor, um die Mongolen zu stürzen, die da geboren seien, zu gehorchen und nicht, zu herrschen. Der Chan mußte fliehen, und Tschuh stiftete die bis 1644 waltende Dynastie der Ming, welche die chinesische Entwicklung in ihre eigenen Bahnen zurückführte.

Von bei weitem höherer Bedeutung für die allgemeine Geschichte war es, daß im vorderen Asien auch in den von den Mongolen eingenommenen Gebieten der Islam dennoch alsbald wieder die Oberhand gewann. Es handelt sich dabei um die Geschichte des Reiches der Ilchane, wie die Nachfolger Hulagus auf persischem Boden genannt zu werden pflegen. Denn von dem unmittelbaren chinesisch-tibetanischen Gebiete des Großchans sonderten sich in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts durch die Theilungen der Dschingissiden in ziemlicher Selbständigkeit überhaupt drei andere große Herrschaften ab: Tschagatai im centralen Asien, Kaptschak oder das Reich der goldenen Horde, endlich — durch den Oxus von jenem, den Kaukasus von diesem geschieden und mit beiden in häufigem Streite begriffen — eben das Reich der Ilchane, an Umfang etwa dem alten seleucidischen gleich, da auch Armenien und die seldschukischen Fürsten von Rum ihm in loseren Formen unterthan wurden.

Auf Hulagu folgte sein Sohn Abaka (1265—1282), dessen wir bereits Erwähnung gethan. Nach jener ersten Gesandt-

schaft von 1274 hat er noch eine andere ins Abendland geschickt, welche mehrere Höfe besuchte. Sie sollte die Christenheit zu einem Kreuzzug gegen die Mamluken ermuntern und ihrem Heere Verpflegung vonseiten der Mongolen verheißen. Auch bei Abaka fanden sich dann Franziscaner ein, die jedoch ebensowenig ausrichteten, wie ihre Brüder am Hofe der Großchane. Abaka neigte sich bereits der mohammedanischen Cultur zu. Noch lebte Saadi, der über hundert Jahr alt wurde und dessen Werke die höchste Blüthe persischer Poesie bezeichnen: wie hätte die lateinische Bildung in jener Zone damit concurriren können? Abaka vertraute ein paar gelehrten Brüdern, Schemseddin und Alaeddin, von welchem letzteren sich einige wirklich schöne Gedichte finden, lange Zeit die innere Leitung seines Reiches an. Zuletzt gestürzt, scheinen sie nicht ohne Einfluß darauf geblieben zu sein, daß nach dem Tode des Ilchans nicht dessen Sohn, sondern sein Bruder Tokudar den Thron bestieg. Allein die Hauptsache war, daß dieser sich als Moslim bekannte: dadurch gewann er die Stimmen der Völker. Bei seiner Thronbesteigung ließ er als gute Kunde ausrufen, er wolle die frommen Stiftungen, die Moscheen, die sie unter den Chalifen besessen, ihnen wiedergeben: der Islam werde nicht aufhören, siegreich zu sein. Der verdrängte Neffe Argun, dem es bald darauf (1284) gelang, sich dennoch zum Herrscher aufzuschwingen, knüpfte dann freilich aus politischen Gründen, den Mamluken gegenüber, wieder mit den Christen an. Allein im Innern beschützte auch er den Islam, ohne ihn persönlich anzunehmen. Im October 1290 wurde das Fest des Fastenmonats zu Täbris, der Sommerresidenz der Ilchane, feierlich begangen; Kadis und Scheiche waren wieder beisammen.

Als Argun 1291 starb, brach über die Nachfolge ein Streit zwischen den Bewerbern aus. Gasan, der 1295 die Krone davontrug, gelangte dazu doch nur dadurch, daß er bei einem Scheich Unterricht in der arabischen Mystik nahm und förmlich übertrat. Gasan gilt als der vornehmste und größte der Dynastie. In den vier ersten Jahren hatte er mit inneren Unruhen zu kämpfen; das Blut floß in Strömen; in den späteren hielt er die persische Macht nach außen aufrecht. Im December 1299 lieferte er den Aegyptern eine siegreiche Schlacht bei Emesa, die hauptsächlich durch ihn selber entschieden wurde, indem er den Anfall der ägyptischen Reiterei aufhielt. Ein Theil von Syrien fiel dann in seine Hand, und die Verhältnisse zu Europa erneuerten sich. Aber in dem fortgesetzten Kriege, der durch einige Gesandtschaften unterbrochen wurde, behaupteten die Mamluken im April 1303 in einer zweiten großen Schlacht, in welcher der prasselnde Pfeilregen der Mongolen Funken aus den ägyptischen Helmen trieb, auf dem altberühmten Schlachtfelde von Assofar den Sieg. Ein Gleichgewicht zwischen diesen Mächten, die nunmehr beide den Islam vertraten, stellte sich wieder her. Gasan ist auch durch die Gunst merkwürdig, die er der Literatur erwies; besonders muß ihm die Geschichte dankbar sein. Denn die besten Nachrichten über die Mongolen verdanken wir den Geschichtschreibern, die unter ihm blühten, Reschideddin und Wassaf. Der erste war der vornehmste Wesir Gasans, er hat sich als solcher den Titel des Großen verdient: er hielt über das „weltbeherrschende Gesetz". Sein Buch, das aus den „goldenen Archiven", die ihm zu Gebote standen, genommen ist, ist einfach, bündig und klar. Wassaf dagegen, der bei Schlachten zugegen war, sucht mit allem

Schmuck persischer Bildersprache zu einer Anthologie zu gelangen, allein dabei ist er doch die vornehmste Quelle aller späteren Arbeiten. Wir haben einen Auszug aus seinem Werke in Hammers Geschichte der Ilchane, der einige Stellen und Gedichte herübergenommen hat. Auf diese Weise ist der Geschichtschreiber so unsterblich, wie der Poet, wenn er auch nicht so oft genannt wird.

Unter Gasans Nachfolger Chodabende wurden die Unternehmungen gegen Indien erneuert. Von 1245 bis 1307 haben die Mongolen zwölf Einfälle in Indien gemacht, welche alle eine schreckliche Wirkung hatten. Der Herrscher von Dehli, Alaeddin, ward von Chodabende an die Pflicht gemahnt, den Mongolenchan als seinen Oberen zu betrachten. Er gerieth dadurch in solchen Ingrimm, daß er die Gesandten von Elephanten zertreten ließ. Als sich die im Lande befindlichen Mongolen hierüber regten, ließ er sie, durch eine Verschwörung gereizt, sämmtlich niedermetzeln: ihrer 15 000 bedeckten die Straßen von Dehli. Eine Zeitlang behauptete so Indien noch seine Selbständigkeit. Aber eben auf diese Gewaltthaten hat dann Timur rachesuchend seine Unternehmung gegründet, welche für die modernen Geschicke Hindostans maßgebend wurde. Nach Chodabendes Tod 1316 bestieg Abusaid den Thron. Da er noch sehr jung war, so ergriff an seiner Stelle der mongolische Emir Tschoban die Regierung. Ich habe, sagt ihm Abusaid, die Zügel der Weltherrschaft in Deine Hände gelegt. Aber Abusaid faßte eine romantische Leidenschaft für Tschobans Tochter, Bagdad Chatun: man hat Ghasele von ihm übrig, die er ihr widmete. Entgegen dem Gesetz, welches alle Töchter der Mongolen dem Chan zur Verfügung stellte, versagte Tschoban ihre Hand dem Abusaid, der ihn dafür

hinrichten ließ. Er entriß sie ihrem Gemahl und vermählte sich mit ihr, aber ihr ganzes Geschlecht kam dabei um. Ihr Bruder Timurtasch flüchtete nach Aegypten; allein die Mamluken, die den Ilchan nicht zu reizen wünschten, räumten ihn aus dem Wege. Auch dem Chan jedoch erwuchs aus alledem kein Glück. Als er seine Neigung einer anderen Schönen zuwandte, wurde er von Bagdad Chatun vergiftet (November 1336). Das Ereigniß ist insofern wichtig, als er ohne männliche Nachkommen zugrunde ging. Nach ihm konnte kein Machthaber mehr sich zu allgemeiner Anerkennung erheben. Zwölf neue Herrschaften bildeten sich, welche zwei verschiedene Chane anerkannten, die jedoch selbst wieder durch zwei Emporkömmlinge, den großen und kleinen Hasan, die einander bekämpften, beherrscht wurden. Später finden wir drei Chane in sieben Theilen des Reiches. Nach und nach ward alles zertrümmert, mit dem Staatswesen leider zugleich die persische Cultur. Togai Timur, der letzte Chan aus dem Hause der Dschingissiden, ward von einem untergeordneten Häuptling 1353 bei einem Besuch ermordet. Mit ihm endigten die Ilchane.

Endlich war auch in dem benachbarten Tschagatai, das sich ebenfalls dem Islam wieder zugewandt hatte, im Jahre 1358 eine allgemeine Empörung ausgebrochen: alle Emire machten sich unabhängig. Kaschgar und Chowaresmien waren abgefallen. Genug, die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts muß als die Zeit betrachtet werden, wo das mongolische Wesen, nachdem es bereits die eine oder die andere der vormals herrschenden Religionen von den unterworfenen Völkern angenommen, auch nationale Selbständigkeiten allerorten wider sich aufstehen sah, denen es früher oder später in seiner Eigen-

thümlichkeit erlag. Der Befreiung Chinas entsprechen die ersten Erfolge der Russen, wie die Auflösung der Reiche von Persien und Tschagatai. Für das mittlere und vordere Asien lag darin die letzte Entscheidung allerdings noch nicht: eben aus jenen Wirren in Tschagatai ging Timur hervor, der, wie wir später darstellen werden, das Werk der Verheerung, Eroberung und Reichsgründung noch einmal im großen Stile der ersten Dschingissiden erneuert hat. Schon jetzt aber läßt sich die welthistorische Wirkung, welche die mongolische Erhebung im dreizehnten Jahrhundert auf die bisherige Gestalt der Dinge ausübte, in vollem Umfange überschauen. Der directe Stoß gegen das Abendland war glücklich abgeprallt; allein in der Unterjochung Rußlands, der Niederlage Polens und Ungarns, lag in Verbindung mit der Fortdauer der Reste des Heidenthums im baltischen Hinterlande eine schwere Gefahr für die lateinische Welt: ich denke im nächsten Capitel zu zeigen, wodurch sie derselben vornehmlich zu begegnen wußte. Dagegen waren die fränkischen Positionen in Asien unwiederbringlich verloren, ja das Morgenland überhaupt dem abendländischen Element von nun an vollkommen verschlossen. Der Islam, dessen Ueberwältigung, selbst von anderer Seite her, dem Christenthum wenigstens für die Zukunft die größten Vortheile gewährt haben würde, hatte sich dennoch innerlich behauptet, nur daß er ein neues Element in sich aufgenommen, barbarischer, als alle früheren, was ihn auf die Dauer der Fortentwicklung der übrigen Welt nur um so mehr entfremdete. Da, wo er sich von der mongolischen Ueberfluthung freigehalten hatte, im Bereich der Mamluken, war das doch auch allein durch eine neue Entfesselung roher Gewalt geschehen, welche sich ebenfalls gerade den abendländischen Interessen in feind-

seliger Abwehr gegenüberstellte. Und schon war auf demselben Wege überdies der Grund gelegt worden zu einem neuen mohammedanischen Angriff auf Europa selbst.

Die erste Erhebung der osmanischen Türken erfolgte — ebenso wie die der Mamluken, jedoch mehr politisch, als religiös — im Gegensatz gegen die Mongolen. Wie schon berührt, hatten sich auch die seldschukischen Herrschaften in Kleinasien dem mongolischen Andrange nicht entziehen können. Sie unterlagen schon bei deren erstem Vordringen 1243, obwohl sie, weit entfernt von dem alten Haß, nicht allein mit den Griechen in Nicäa, sondern auch mit den Lateinern in Verbindung standen: sie führten fränkische Miethstruppen ins Feld. Ueberwunden, erscheinen sie als tributpflichtige Lehnsfürsten der Ilchane.

Der letzte seldschukische Fürst ist Sultan Masud II. von Iconium. Er ward 1283 von Abaka eingesetzt, 1297 aber von einem seiner Emire getödtet; die ganze Herrschaft der Seldschuken löste sich auf. In den kleinasiatischen Gebieten zwischen Mongolen und Griechen ward dadurch Raum für eine neue Macht, deren Anfänge freilich bescheiden waren. Vielleicht gleichzeitig mit den flüchtigen Chowaresmiern, jedenfalls dem nämlichen Drucke der mongolischen Invasion in Iran nachgebend, sind die osmanischen Türken nach Westen gezogen. In Diensten der letzten seldschukischen Fürsten kamen sie empor. Ihr Führer Ertogrul erscheint dort zuerst in einem Treffen wider die Mongolen. Er erhielt, da er sich auch gegen die Griechen wacker erwies, ein kleines Gebiet, dessen Mittelpunkt das alte Doryläum ist. Ihm folgte 1288 sein Sohn Osman, der durch den Fall der Seldschuken, welchem die Abnahme der Macht der Ilchane zur Seite ging, eine

unabhängige Stellung gewann. Er gründete seine Herrschaft vornehmlich auf Karadschihissar, einen Gebirgskessel im Süden von Bithynien. Er wie die Seinen waren eifrige Mohammedaner und griffen in jenen Gegenden, wo es keine feste Gewalt mehr gab, kräftig um sich; sie erhoben die Waffen gegen die Griechen und die Mongolen: ein Vorspiel — noch im kleinen — der welthistorischen Kämpfe, die sie ein Jahrhundert später bestehen sollten, wo wir sie wieder aufzusuchen gedenken.

Siebzehntes Capitel.

Der deutsche Orden in Preußen.

Im Orient hatte die vordringende Mongolenherrschaft am Islam, an jenem Mamlukenreich von Aegypten Widerstand und Einhalt gefunden. Wir sahen, wie sehr dadurch die christlichen Interessen in Syrien indirect geschädigt wurden: auf der anderen Seite darf man nicht vergessen, daß dem südlichen Europa so die unmittelbare Berührung mit dem barbarischen Feinde der Cultur erspart blieb. Weiter nördlich dagegen, an den Confinien der deutschen und der slavischen Welt, mußte die abendländische Christenheit nach wie vor für sich selbst einstehen; mit jenem durch zufällige Umstände begünstigten Erfolge der Schlacht bei Liegnitz war es offenbar noch nicht gethan. Rußland, das man noch immer zur occidentalen Kirche herüberzuziehen die Absicht hegte — durch Preußen pflegten die dazu abgeordneten Sendboten ihren Weg zu nehmen — Rußland ward, nachdem Batu sich als Herrn von Kaptschak aufgestellt, der Obmacht der goldenen Horde vollkommen unterthan: weit entfernt, noch irgendwelchen Schutz gewähren zu können, bedurfte es vielmehr im Westen eines christlichen Rückhalts, um den Rest seines europäischen Wesens unter der Fremdherrschaft zu behaupten.

Polen und Ungarn, welche hiezu, wie zur Vertheidigung der abendländischen Christenheit selbst gleichsam als deren Außenwerke zunächst berufen gewesen wären, hatten den verheerenden Zug der Tataren über sich ergehen lassen müssen und lagen seitdem in tiefer Schwäche danieder. Die Consolidation der Macht, welche für die lateinische Welt in diesen Regionen unumgänglich erfordert wurde, konnte von ihnen nicht ausgehen; ihre eigene Existenz ward erst dadurch verbürgt, daß dieselbe durch andere Kräfte zustande kam.

An der Grenze von Ungarn nun erhob sich Böhmen, dessen König Wenzel einst zur Abwehr der Tataren von den deutschen Marken vielleicht das meiste beigetragen hatte. Unter Wenzels Sohne Ottokar II., dessen wir bald ausführlich gedenken werden, ward Böhmen beiweitem mächtiger, als Ungarn; und weder Ottokar selbst, noch die bedeutenderen unter seinen Nachfolgern, haben der Aufgabe, welche ihnen im Gesammtinteresse des Abendlandes die Stellung ihres Königreiches auferlegte, zu genügen versäumt. Allein ihre politischen Verbindungen wiesen sie doch zugleich jederzeit mindestens ebenso sehr nach Westen und Süden, ins Innere des Reiches und der lateinischen Welt überhaupt zurück; der großen osteuropäischen Angelegenheit war Böhmen eigentlich stets nur mit halbem Angesichte zugewandt. Von ungleich höherer Bedeutung für die gemeinsame Sache war es, daß zur nämlichen Zeit im Rücken und an der Seite Polens der Staat des deutschen Ordens in Preußen und Livland zu imposanter Macht emporkam. Die unmittelbare Mission des Ordens, von deren Erfüllung er durch keinerlei Verflechtung in die inneren Bewegungen des Reichs und des Abendlandes im allgemeinen abgehalten ward, die Bekämpfung und Unter-

werfung des Heidenthums in den preußischen und litthauischen Gebieten, stand mit der großen Frage, von der wir ausgingen, in der engsten Beziehung. Nicht als wäre die preußische Eroberung des Ordens von vornherein durch den Mongolensturm veranlaßt worden: die Ritter hatten die Landschaften am rechten Weichselufer bis ans Meer hinab eingenommen, noch ehe von den Mongolen im Abendlande die Rede war. Selbst an der Schlacht bei Liegnitz nahm der deutsche Orden keinen Antheil, wie man nach dem Vorgange von Dlugosz geglaubt hat. Allein am Tage liegt, wie sehr nun jenes uralte nördliche Heidenthum, auch jetzt noch in sich selber stark und waffenfertig, in seinem Widerstreben gegen die vordringenden christlichen Institutionen durch den Einbruch der Tataren angeregt und befestigt werden mußte. Indem der Orden diesen nächsten Feind bezwang und sich in seinem eigenen Bereich unüberwindlich aufstellte, setzte er sich zugleich den von dem überwältigten Rußland herüberdringenden Einwirkungen der goldenen Horde auf das kräftigste entgegen. Sein Staat wurde zum vornehmsten Bollwerk des Abendlandes gegen Osten, an dem sich auch das gesunkene Polen und weiterhin Ungarn allmählich wieder aufzurichten vermochten.

Wenn ich in solchem Sinne die historische Erscheinung des Ordenslandes mit dem Ereigniß der mongolischen Weltbewegung unmittelbar verknüpfe, so sollen damit in der Geschichte des ersteren die nationalen und territorialen Momente keineswegs geleugnet werden; sie finden sich vielmehr darin zu allen Zeiten mit den universalen verbunden. Die Namen Hermann von Salza und Hermann Balk verdienen einen Ehrenplatz in der deutschen und preußischen sogut, wie in der allgemeinen Historie. Das Bestreben, ein deutsches Colonial-

land zu gründen, festzuhalten und auszubauen, bildet ein Hauptmotiv nicht allein der frühesten, sondern auch der späteren preußischen Begebenheiten; der beständige Zuzug von Kriegern und Ansiedlern aus Deutschland verschaffte dem Orden die Kräfte zu allen seinen Unternehmungen nach innen und außen. Nicht minder jedoch muß man das Princip der Gemeinschaft der abendländischen Christenheit als eines Ganzen im Auge behalten, wenn man die Geschichte jener Zeiten verstehen will. Kaiserthum und Papstthum, sonst so tief entzweit, wirkten bei der Stiftung des Ordenslandes einträchtig zusammen. Der Papst, der die Eroberungen der Ritter für ein Eigenthum St. Peters erklärte, schützte sie dadurch vor den Uebergriffen der benachbarten geistlichen Mächte. Der Kaiser gab ihnen ein Recht zur Ausbreitung auf Grund der Theorie, daß die ganze Erde unter der Monarchie des römischen Reiches stehe. Seltsame Ausdrücke, die doch nur so viel bedeuten, daß hier eine der gesammten abendländischen Welt angehörige und ihr wichtige Gründung vollzogen ward, gleich wichtig für die geistlichen und für die weltlichen Interessen. Und so blieb die Anschauung auch hernach; selbst jene Combination der preußischen Vorgänge mit dem Verhältniß des Abendlandes zu den Mongolen ist nicht etwa eine nach der Hand gemachte gelehrte Abstraction: die Bullen der Päpste des dreizehnten Jahrhunderts weisen wiederholt darauf hin; die Zeitgenossen selber lebten und webten in dieser Idee. Man kann daher sagen, daß der Fortgang der preußischen Eroberung, wie er um dieser Beziehung willen nothwendig war, so auch durch das Bewußtsein von derselben umgekehrt sehr wesentlich befördert wurde.

Im Jahre 1242, kurz nachdem der Mongolensturm, der

die preußischen Grenzen selber kaum gestreift, über Polen dahingebraust war, brach in Preußen der erste große Aufstand aus. Er hängt zunächst mit den polnischen Verhältnissen zusammen. Denn auf das engste waren die piastischen Fürsten mit dem Orden vereinigt; eigentlich war es doch ihre alte Feindschaft mit den Preußen, welche dort durch die deutschen Ritter ausgefochten wurde. Eine namhafte Hilfe dabei zu leisten, waren sie jedoch gerade jetzt am wenigsten in der Lage. Es gehört zu den Folgen der Schlacht bei Liegnitz, daß nach dem Tode Heinrichs des Frommen Herzog Konrad von Masovien sich Krakaus zu bemächtigen suchte, wobei er vielen Widerstand fand. Nach seinem eigenen Tode 1247 theilten seine Nachkommen das Land, zuerst in zwei, dann in noch mehrere Stücke, die sich gegenseitig befehdeten. Die Hauptsache aber war, daß der tapfere Swantepolk von Ostpommern mit den Piasten von Großpolen, sowie von Cujavien und Masovien wegen der Feste Nakel und des Netzedistrictes in Zwiespalt und alsbald in offenen Kampf gerieth. Die polnischen Fürsten hielten desto mehr mit dem deutschen Orden zusammen und zogen ihn in die eigene Verwicklung hinein. Von beiden Seiten rief man die Heiden zu Hilfe. Die Polenfürsten suchten sich der Litthauer zu bedienen; Swantepolk nahm sich der unterworfenen Preußen an, die — überdies im Vorgefühl des Moments, in welchem sie völlig christianisirt werden sollten — sich mit wilder Leidenschaft zur Empörung erhoben. Es erhellt nicht, daß Swantepolk auch zu den Tataren Beziehungen gehabt; aber eben die Verwirrung, welche deren Einbruch hinterlassen hatte, setzte ihn in den Stand, diese Feindseligkeiten auszuüben. Aufstand und Krieg zogen sich beinah ein volles Jahrzehnt über hin; die Ordens-

herrschaft kam in die Gefahr, fast gänzlich zertrümmert zu werden: Culm und Marienwerder waren gefallen, nur wenige Punkte an der See, darunter Elbing hielten sich auf die Dauer. Mit großer Anstrengung ward die Krisis endlich überstanden; doch eine entscheidende Bewältigung der Preußen lag noch fern, so lange die Hälfte des Volks in den östlichen Landschaften in den alten Zuständen unangefochten verharrte. Auch diese, insbesondere die wichtigste, Samland, mit Erfolg anzugreifen, ward erst möglich durch neue Bemühungen der abendländischen Streitkräfte, die zumeist durch die Furcht vor den Bewegungen der Tataren hervorgerufen wurden.

Im Jahre 1253 war die Besorgniß vor einem neuen großen Anfall ganz allgemein. Das Jahr vorher war Fürst Andrei von Susdal verjagt worden und nach Pleskow geflüchtet. Die Tataren fielen abermals in Sendomir ein. Papst Innocenz IV. erfuhr von einem russischen Fürsten, welcher davon wegen seiner Nähe wissen konnte, ihre Absicht sei, auch die Ueberbleibsel zu zerstören, welche die göttliche Huld bisher vor ihren Händen errettet! Er forderte also alle Nationen, wie es in der Bulle heißt: Polen, Russen, Böhmen, Mähren, Pommern auf, da sie zuerst gefährdet sein würden, sich mit aller Macht zu widersetzen. Er meinte damals, auch Litthauen für sich gewinnen zu können. Vom Jahre 1254 existirt eine Bulle, nach welcher die wilden Tataren und ihre Genossen sich vorgesetzt hätten, Livland, Esthland, Preußen und die anderen Länder, die in jenen Gegenden durch die Brüder von der heiligen Maria auf die Höhe der katholischen Wahrheit gebracht worden seien, einzunehmen und zu verwüsten. Die erste Theilnahme zeigte sich in Deutschland selbst. Der eben zum Hochmeister erhobene Graf von

Wertheim, Poppo von Osterna, früher Landmeister in Preußen, setzte etwas darein, das innere Deutschland in Bewegung zu bringen. Ihm schlossen sich die Ritter von Rheinland und von Franken an, unter den Fürsten vornehmlich Heinrich der Erlauchte von Meißen; ihm gelang es, 1253 das Land Barten zu erobern. Indessen pflanzte sich die Erregung weiter fort. Ein Minorit, genannt Bartholomäus, predigte mit dem größten Erfolg in Mähren, Böhmen, Schlesien.

Hier war nun damals jener Ottokar, der in der deutschen Geschichte so namhaft ist, König von Böhmen und Herzog von Oesterreich. Die Babenberger in Oesterreich waren 1246 ausgestorben, und seitdem hatten Ungarn und Böhmen über den Besitz des Herzogthums gestritten. Endlich aber, 1254, ward in Ofen der Friede geschlossen, durch welchen Oesterreich Ottokar verblieb. Der Friede ist noch ein Werk Papst Innocenz' IV., der dem Böhmenkönig sehr befreundet war, wie sich denn dieser wieder sehr gehorsam zeigte. Ueberdies war König Bela immer in einer gewissen Verbindung mit den Mongolen; hat er doch dem Nachfolger Batus später einmal seine Tochter vermählen wollen. Ottokar dagegen war der Sohn jenes Wenzel, durch den dem Eindringen der Mongolen nach Deutschland hauptsächlich Einhalt geschehen war. Mit dem Orden, der in Oesterreich sehr begütert war, fühlte er sich ohnehin eng verbündet. Ottokar war jung und kühn, eine der größten und glänzendsten Gestalten der damaligen Welt. Es machte einen allgemeinen Eindruck, daß er selbst das Kreuz nahm. Ich halte nicht für gut, über die politischen Motive viel hin und her zu reden. Es war die Idee der Einheit der abendländischen Christenheit und ein Gefühl seiner

Gesammtstellung, durch die er auch dem Reiche persönlich angehörte, was ihn bewog.

Und in Oesterreich, Böhmen und Mähren schloß sich dem jungen Fürsten der hohe und niedere Adel in großer Zahl an. Am 25. December 1254 war er in Breslau, wo ihn sein Schwager Otto von Brandenburg begrüßte, der zugleich sein Kriegsmarschall war. Ohne Zweifel war alles dazu vorbereitet, daß die Sache so rasch wie möglich gehen konnte. Denn inmitten der anderen Verwicklungen, in denen er sich befand, hatte Ottokar nicht viel Zeit aufzuwenden. Er nahm den kürzesten Weg nach Elbing, der ihn nach Balga führte. Dort fand er den Hochmeister und Heinrich den Erlauchten. Alles strömte nun dort zusammen. Die vornehmste Stütze verlieh dem Heidenthum die kriegerische Haltung der Samländer, die unter ihren Häuptlingen zu Felde zogen, nachdem sie bei großen Trinkgelagen Muth dazu gefaßt. In ihrem Rücken hatte man 1252 die Memelburg angelegt, zu deren Aufbau der Bischof von Kurland eine Beisteuer gab. Der Papst verbot 1254, den Heiden auf dem Flusse, wie vordem geschehen, Waffen zuzuführen. Es ist bezeichnend, was man erzählt, daß Ottokar einen alter Samländer fragte, ob er mit den Truppen, die er bei sich hätte, Samland werde erobern können; der sagte: nein. Der König zeigte ihm die doppelte Anzahl; der andere verneinte noch immer. Dann aber zeigte ihm Ottokar das ganze bei Balga vereinigte Heer, welches das Feld bedeckte wie die Heuschrecken; damit war der Alte zufrieden: Nun gehe hin, wo Du willst, Du wirst alles, was Du willst, erreichen! Auch verbreitete schon der Name des Königs Schrecken vor ihm her. Der Frost begünstigte ein schnelles Vordringen. Es bedurfte dann nur der Ver-

wüstung eines Tages und einer Nacht, um die Samländer zu beugen. Sie baten um Gnade und gaben Geiseln, die der König an die Deutschen in Preußen überließ. Der König und der Markgraf gaben einem und dem anderen, die sich taufen ließen, ihre Namen. Eine Burg zur Vertheidigung des Landes wird errichtet; aus Rücksicht auf Ottokar nennt man sie Königsberg. Ob er gerade selbst, wie man sagt, die Höhe am Pregel ausersehen, um daselbst eine Burg zu gründen, mag zweifelhaft sein; aber er gab zu ihrer Errichtung einen großen Theil der Kosten her.

Es war alles eine rasche Winterexpedition, ein kurzer Streifzug, bei dem die Entwicklung der Macht und der allgemeine Eindruck das Beste that. Denn schon im Februar 1255 war Ottokar — so scheint es, wenn die Urkunden seine Anwesenheit beweisen — wieder in seinem Lande. Das Ereigniß war nichtsdestoweniger von dem größten Werth. Königsberg gehörte zu den Festungen an den Wasserwegen, welche bei der Eroberung unendlich wichtig waren. In seiner Lage zwischen dem kurischen und dem frischen Haff bildete es hernach den Mittelpunkt der ganzen, Livland einschließenden Eroberung. Im Jahre 1256 kam es zu einem Aufstand der Samländer, mit dem sogar ein Versuch auf die Memelburg in Verbindung stand. Diese aber hielt sich. Die samländischen Edlen selbst wurden in Güte zur Unterwerfung gebracht. Sie hatten doch nur die Wahl zwischen dem Tatarenchan und dem römischen Papst. Und zuweilen erweckte noch jetzt die tatarische Macht ihren Widerstand gegen das Christenthum, z. B. bei dem vorerwähnten Einfall Burundais in Halitsch, dem Papst Alexander IV. durch eine Kreuzzugs-

predigt, bei der er nur das preußische Interesse voranstellte, entgegentrat.

Nicht zu leugnen ist, daß es bei der Unterwerfung des Landes doch auch hier zu sehr wenig geistlichen Handlungen kam. Der Ordensvogt von Natangen, der von einigen preußischen Edelleuten wegen Erleichterung der Abgabe des sogenannten Pflugkorns angegangen wurde und, als er sie verweigerte, in Lebensgefahr gerathen war, lud jene zu sich auf die Lenzenburg, ließ diese Burg anstecken und sie sämmtlich verbrennen. Es erinnert an die That des alten Markgrafen Gero gegen die wendischen Edlen. Im Jahre 1261 erhob sich alsdann ein allgemeiner Aufstand; die Ritter wurden selbst in offener Feldschlacht besiegt; Königsberg war in der größten Gefahr, nur der Zuzug der Grafen von Jülich und Mark hat es damals gerettet. Hierauf erhob sich die Macht des Ordens aufs neue; Samland wurde nach und nach wieder erobert und nun zu völliger Unterwerfung gebracht. Tritt hiebei mehr der territoriale Gesichtspunkt hervor, so schien ein andermal wieder der universale das Uebergewicht zu erhalten: so bei einer zweiten Kreuzfahrt des Königs Ottokar. Neue Einfälle der Mongolen in Polen erweckten den Eifer Papst Urbans IV. gegen Rußland, Litthauen und die ihnen in verdammtem Bunde vereinigten Tataren; auch in den von dem deutschen Orden eingenommenen Gebieten — so klagt er — suchten sie das Christenthum zu vertilgen.

Noch war damals König Ottokar von Böhmen beiweitem der mächtigste Fürst des Reiches; er suchte Böhmen zum Mittelpunkte einer eigenthümlichen Macht zu erheben, wie später Karl IV.; er hatte 1265 Eger erworben. Die Führung des neuen Kreuzheeres bot ihm insofern eine unermeßliche

Aussicht, als ihm der Papst alle Länder, die er über Tataren, Ungläubige und Schismatiker erobern würde, zu behalten und einen neuen König von Litthauen zu setzen gestattete. Ottokar traf darüber ein Verständniß mit dem Orden; gemeinschaftlich wollten sie auf Litthauen losgehen. Der König vermittelte den Streit der Ritter mit dem Herzoge von Ostpommern. Seine Absicht war, ein großes Heer an der Grenze aufzustellen, um den Krieg regelmäßig zu führen. Er hatte den Gedanken, Olmütz zu einer großen Metropole zu erheben; Polen würde von Böhmen vollkommen absorbirt worden sein. Allein diesmal war das Glück dem König nicht wieder so hold, wie dreizehn Jahr früher. Er hatte abermals den Winter zu seiner Expedition bestimmt; aber wenn ihn damals der Frost begünstigt hatte, so trat jetzt ein Thauwetter ein, so daß er sich, in dem allenthalben feindseligen Lande ohne Rückhalt, genöthigt sah, sein böhmisches Heer so bald wie möglich zurückzuführen. Es läßt sich nicht denken, daß er den Plan aufgegeben habe, denn hochstrebend war er von Natur; aber er übernahm sich in seinen Entwürfen und war bald nicht mehr in der Lage, sie durchzuführen. Auch wäre das dem deutschen Interesse in Preußen freilich nicht günstig gewesen.

Und nun kam es doch vor allen Dingen darauf an, daß der Orden sich durch eigene Kraft festsetzte. Die Erfolglosigkeit des Ottokarischen Unternehmens belebte den Muth der rebellischen Preußen. Im Jahre 1269 standen die Sachen so schlecht, daß der Landmeister Ludwig von Baldensheim abdankte. An seine Stelle trat Dietrich von Gatersleben als Landmeister, dem Anno von Sangerhausen als Hochmeister und der Marschall Konrad von Thierberg kräftig zurseite standen. Sehr merkwürdig ist doch, daß gerade die Lands-

leute Hermanns von Salza es waren, die hier mit Glück einwirkten. Die vornehmste Hilfe kam ihnen dann wie oft von Meißen. 1272 langte Markgraf Dietrich von Meißen mit dreitausend geharnischten Rittern an. Natangen ward in verschiedenen Schlachten besiegt, die Wehrburgen der Preußen erobert, der tapfere Anführer des Aufstandes, Heinrich Monte, unterworfen: er lebte in einer Höhle im Walde von Kräutern. Das Oberhaupt der Ermländer, Glappe, ward von einem Jüngling, den er liebte, verrathen. Beide starben durch den Strang, jener an einem Baum, dieser sogar am Galgen. Hierauf war nur noch die Landschaft Sudauen übrig, die mächtigste unter allen, wie Dusburg sagt. Konrad von Thierberg war es, der als Landmeister auch dieses Gebiet unterwarf. Endlich sahen sich die einen genöthigt, auszuwandern, die anderen, sich zu unterwerfen. Der letzte Heerführer begab sich 1283 mit seinem ganzen Gefolge nach Litthauen. Sudauen war eine Wildniß geworden; die Uebergetretenen wurden verpflanzt.

Nachdem die Eroberung dergestalt vollendet worden, konnte sich das eigenthümliche Gemeinwesen des Ordenslandes ungestört entwickeln. Der Orden selber trat als Landesherrschaft auf, nicht ganz unähnlich der venetianischen Nobilität; der Hochmeister wird gewählt. Er oder zunächst noch der Landmeister führt mit Beirath der Großgebietiger oder auch sämmtlicher Ordenscomthure die Landesverwaltung. Seine Erlasse berufen sich meist darauf, daß zuvor mit den ausgezeichneten Brüdern sorgfältig Rath gepflogen sei. Zu den Gebietigern zählt der Obermarschall, der im Kriege anführt und im Frieden die Burgen beaufsichtigt; der Treßler, der den Schatz verwaltet, der Spittler, der für die milden Anstalten, und der Trappier, der für die Kleidung sorgen sollte. Sie sind da-

neben als Verwalter großer Comthureien anzusehen. Das ganze Land war in solche Comthureien eingetheilt, militärische Bezirke, in deren Mitte sich immer eine Ordensburg befand, wo Ritterconvente die Verwaltung ähnlich führten, wie die Großgebietiger um den Hochmeister her. Die politische Macht beruhte vornehmlich darauf, daß der Orden zugleich das Uebergewicht über die bischöfliche Gewalt besaß. Die preußischen Bischöfe waren sehr beschränkt. Durch ein päpstliches Decret war es ihnen verboten, jemals den Bann über ein Mitglied des Ordens auszusprechen. Ueberdies waren aber auch alle Bischöfe, ja alle Capitularen in der Regel Mitglieder des Ordens; auf die Wahl des Bischofs selbst hatte der Orden den größten Einfluß. Nur das Bisthum Ermland war hievon ausgenommen und genoß eine etwas größere Unabhängigkeit. Auch den Peterspfennig weigerte sich der Orden zu zahlen; er war im Besitz der geistlichen wie der weltlichen Gewalt. Unter seiner Leitung war das Land durchaus neu eingerichtet worden.

Die preußische Bevölkerung, ohnehin schwerlich sehr stark, war in den mörderischen Kriegen sehr gesunken, wenngleich keineswegs ganz und gar vertilgt. Die unterworfenen Ueberreste war man zu schonen beflissen. So behauptete sich ein preußischer Adel unter dem Titel der Withinge. In den Privilegien werden diese Withinge als Leute bezeichnet, welche von ihren Stammesgenossen abgefallen und bei allen Empörungen gegen den Orden ihm treu geblieben sind. Sie behielten nicht allein ihre Güter frei von Zehnten, sondern es wurde auch eine Anzahl von Eingeborenen ihrer Gerichtsbarkeit und Gutsherrlichkeit unterworfen. Dafür hatten sie alsdann Kriegsdienste zu leisten, sich auf die Reise zu machen wie es heißt, zur Vertheidigung des Landes. Auch andere

Recognitionen wurden ihnen zu Zeiten auferlegt. Neben den Withingen stehen mit geringeren Rechten die Freien. Die ganze preußische Bauernschaft war entweder den Withingen oder dem Orden unmittelbar unterthan. Diesen Ureinwohnern zurseite, allenthalben in ihrer Mitte erhob sich nun eine weit überwiegende deutsche Bevölkerung, ganz wie in den übrigen früher germanisirten Gebieten.

Es tritt ein zahlreicher deutscher Lehnsadel ein, die Tiefenau, Stange, Brandis u. s. w. Im Jahre 1285 ward ihnen Erblichkeit zugesagt, hohe und niedere Gerichtsbarkeit. Sie müssen Kriegsdienste leisten auf gerüsteten Streithengsten und in leichter Rüstung. Ein merkwürdiges Beispiel ist die Vergabung von dreihundert Hufen an Dietrich von Tiefenau schon im Jahre 1236. Städte und Dörfer wurden eingerichtet wie in der Mark und in Schlesien. Dem Unternehmer (locator) wird überlassen, das Dorf mit Zinsbauern zu besetzen, während ihm selbst einige Freihufen zugetheilt werden. In der Mark und in Schlesien hatte man die gewöhnlichen deutschen Richter. Es ist merkwürdig, daß dies nicht auf den preußischen Orden überging: diese Dörfer wurden durch einen Vogt regiert. Die Städte wurden ebenfalls auf einer bestimmten Anzahl von Hufen gegründet. An ihrer Spitze standen Schultheißen mit einigen Freihufen, die in der Regel erblich waren, z. B. in Kreuzburg, Allenstein, auch in Marienburg, Preußisch-Holland. Stadtrichter und Schultheiß sind in der Regel identisch. Doch war auch eine gewisse Mannigfaltigkeit zu bemerken: hie und da wird der Schultheiß auch erwählt. Im allgemeinen ergießt sich also auch über diese Länder das deutsche Element und macht sie sich allmählich völlig zu eigen. Die Withinge selbst treten doch ganz in ein

deutsches Lehnsverhältniß; sie mußten sich allmählich in dem deutschen Adel verlieren. Eben die gründliche Germanisirung gab dann dem Lande seine volle defensive Stärke.

Indessen machten die livländischen Heermeister ebenmäßig die größten Fortschritte. Andreas von Steierland eroberte 1251 Kurland und brachte den litthauischen Fürsten Mindowe dahin, daß er das Christenthum und die königliche Krone aus den Händen des Papstes annahm. Konrad von Herzogenstein unterwarf 1288 Semgallen nach wiederholtem Aufruhr. Dünaburg ward angelegt, überhaupt auch hier eine Anzahl Städte gegründet. Doch ließ sich die bäuerliche Einwanderung in diese entlegenen Gebiete nicht hinüberleiten. Dazu kam, daß dort die Gewalt des Erzbischofs von Riga mit der des Ordens hinderlich concurrirte: woraus sich denn die später so verschiedenen Schicksale jener Lande verstehen lassen.

Zunächst jedoch blieb die allgemeine Lage immer dieselbe. Russische Großfürsten, die mit dem Chan der goldenen Horde verbunden waren, griffen die den tatarischen Einrichtungen widerstrebenden Gebiete von Nowgorod an und streiften nach Litthauen. Auch die litthauischen Fürsten selber, die von dem Heidenthum doch noch nicht lassen mochten, unterhielten dann freundliche Beziehungen zu den Tataren. Gegen Litthauen ging der vornehmste Kampf, der nun dem Orden oblag; die Chroniken sind erfüllt mit Details darüber; der Krieg setzte sich dahin fort. Die Ritter fielen in die Grenzstriche von Litthauen ein und sicherten sich durch Erbauung von Festungen: so 1289 Landshut, Ragnit und Tilsit. Der Landmeister, der sie erbaute, Meinhard von Querfurt, ist derselbe, der auch die Ufer der Nogat und der Weichsel aufschütten ließ, wodurch dieser bisher ganz öde Landstrich einer der blühendsten wurde.

Die Kämpfe, die noch im dreizehnten Jahrhundert begannen, zogen sich fast durch das ganze vierzehnte Jahrhundert hin. Es kam zu mehreren großen Schlachten mit den Litthauern, von denen die Rudauer von 1370 unter Winrich von Kniprode besonders in Erinnerung geblieben ist.

Inzwischen war eine wichtige Veränderung in der allgemeinen Verfassung des Ordens eingetreten. Wie die ganze preußische Unternehmung als eine Rückwirkung der Kreuzzugsidee zu betrachten ist, so kam selbst der unglückliche Ausgang, der in dem Morgenlande durch die Siege der Mamluken herbeigeführt wurde, der nordöstlichen Gründung einigermaßen zugute. Das Haupthaus des Ordens war bisher noch immer in Accon gewesen; durch den Fall von Accon ging es sammt den Besitzungen, die man dort noch hatte, verloren. Man bot dem deutschen Orden eine neue Station in Cypern an, wohin sich die andern Ritter wandten, die daselbst eine Ausstattung fanden; der Hochmeister Konrad von Feuchtwangen fand es aber rathsamer, das Haupthaus nach Venedig zu verlegen, wo man die deutschen Ritter immer als besondere Freunde betrachtete, während die anderen beiden Orden sich mehr an Genua hielten. Die natürliche Tendenz des deutschen Ordens ging jedoch nach dem Lande, wo er seine größte Unternehmung durchzuführen hatte. Nicht ganz ohne Schwierigkeit aber ließ sich die Verlegung des Hochsitzes nach Preußen selber ins Werk setzen.

Der große Landmeister, der doch fast unabhängig war, schien es nicht gern zu sehen, daß ein Hochmeister, wie Gottfried von Hohenlohe, der auf Reform auch der Sitten drang, zum Besuch nach Preußen kam. Im Jahre 1302 kam es auf einem Capitel zu Memel zu einem offenen Zwiespalt, durch welchen Hohenlohe bewogen wurde, sein Amt niederzulegen.

Während ein Theil der Ritter diese Abdankung nicht anerkannte, wählte der andere, also wohl die Partei des Landmeisters, Siegfried von Feuchtwangen, der seinen Sitz wieder in Venedig nahm. Aber es zeigte sich, daß dort seines Bleibens nicht war; hauptsächlich wegen der Zwistigkeiten, in welche die Republik mit dem Papste verwickelt wurde, was ihr die Anwesenheit eines unabhängigen halbgeistlichen Oberhauptes verleidete, während auch diesem selbst der Aufenthalt unter solchen Umständen unerträglich wurde. In dem Generalcapitel von 1309, in welchem Siegfried von Feuchtwangen allgemein anerkannt wurde, faßte man nun — denn gegen den alten Freund machte der Landmeister keine Einwendungen — den Gedanken, den Hauptsitz des Ordens definitiv nach Preußen zu verlegen. Schon im Jahre 1309 konnte der Hochmeister in Marienburg einziehen. Wer kennt nicht diese wundervolle Burg, die am besten erhaltene und im alten Sinn restaurirte Ritterburg des Mittelalters, bei deren Beschauung man ein Mitgefühl des Lebens jener Epoche, auch ihrer häuslichen Einrichtungen empfängt? Ein Landmeister von Preußen war nun nicht mehr nöthig. Der Hochmeister, der den Mittelpunkt des ganzen Ordens bildete, zog, wie sich denken läßt, alle Kräfte desselben, auch die pecuniären, die Erträge der weitläufigen Güter, nach diesem prächtigen Herrschersitz. Zugleich erfuhr das monarchische Element in der Landesregierung eine heilsame Verstärkung.

Indem sich der Orden mächtiger, compacter und reicher als jemals aufstellte, waren die Piasten in Polen, zu deren Seite er sich erhoben hatte, in die größte Verwirrung gerathen. Als mit Mestwin II. der Stamm Swantepolks in Pomerellen ausging, war dort als Seitenverwandter Herzog Przemislaw

von Großpolen zur Herrschaft berufen worden, der sich denn besonders an dem aufblühenden Danzig erfreute. Kaum aber war er überdies 1295 zum polnischen Könige gekrönt, als er — mit Hinterlassung einer einzigen Tochter Richza — von Mißvergnügten erschlagen ward. Eine allgemeine Unordnung brach darauf aus, in welcher der polnische Adel seine Blicke auf einen auswärtigen Fürsten wandte. Auch nach dem Falle Ottokars von Böhmen, auf den wir zurückkommen werden, hatte sich dessen Sohn, König Wenzel II., in hohem Ansehen erhalten. Er war bereits Herzog von Krakau und Sendomir: jetzt wurde ihm mit der Hand jener Prinzessin auch Kalisch und Gnesen, dazu Ostpommern und überdies die polnische Königswürde selbst zutheil. Er ward somit einer der mächtigsten Könige von Böhmen, wie er einer der besten war. Nach seinem Tode 1305 trat sein Sohn Wenzel III. in die nämliche Stellung ein. Gegen diesen aber erhob sich der am meisten berechtigte piastische Fürst Wladislaw Lokietek, ein Enkel Konrads von Masovien. Indem Wenzel III. sich zum Kampfe gegen ihn aufmachte, ward er — im August 1306 — ermordet, und Wladislaw Lokietek durch den Bischof von Krakau zum König von Polen erklärt; nicht jedoch ohne viel Widerstand zu finden, namentlich an dem Herzog von Glogau, der die Geistlichkeit für sich hatte, und vielleicht an dem deutschen Element. Auch Pomerellen dachte er zu behaupten, obwohl dies durch Wenzel III. den befreundeten Ascaniern von Brandenburg übertragen war, deren Haus schon mit Ottokar II. verbunden gewesen.

Wladislaw Lokietek hatte einen Theil des ostpommerschen Adels auf seiner Seite, andere aber, wie die Familie Swenza, welche Geldansprüche an ihn machte, widerstrebten 'ihm. Als

ihr Führer erscheint Peter von Neuenburg. Mißvergnügt über Lokietek und dessen Stellvertreter in Pomerellen, wandte sich dieser an den Markgrafen Waldemar von Brandenburg, dessen von Wenzel herstammende und durch kaiserliche Belehnung bekräftigte Rechte er anerkannte. Die Brandenburger eilten herbei; im Jahre 1307 fiel Danzig, dessen Bürger zu den Deutschen neigten, in ihre Hände; d. h. die Stadt, noch nicht die Burg, welche eine Besatzung hatte, die von Lokietek abhing. Da dieser sich jedoch fernab in Sendomir aufhielt, so willigte er in den Wunsch der Besatzung, die sonst keine Rettung sah, ein, daß die preußischen Ritter zuhilfe gerufen würden. Der Landcomthur Günther von Schwarzburg rückte daselbst ein; dem Orden war Erstattung seiner Kosten versprochen. Aber zwischen den beiden doch sehr verschiedenen Besatzungen brachen Streitigkeiten aus; die Ritter machten sich zu Meistern, erst der Burg, dann der Stadt. Da Wladislaw zudem außerstande war, die versprochene Geldzahlung zu leisten, so nahm der Orden auch Dirschau und Schwetz in Besitz und entschloß sich, die Ansprüche des Herzogs überhaupt nicht anzuerkennen. Markgraf Waldemar von Brandenburg aber ließ sich bewegen, seine eigenen dem Orden für 10 000 Mark zu überlassen.

So ward auf einer großen Zusammenkunft in Stolpe in Pommern ausgemacht. Kaiser Heinrich VII. bestätigte die Abtretung Waldemars und die Besitzergreifung des Ordens, der nun das Land bis an die Mündung des Flüßchens Leba an sich brachte. Die Grenzen sind in einer Urkunde von 1313 genau verzeichnet. Die deutsche Colonisation machte dann auch hier gewaltige Fortschritte. Für den Orden nicht allein, son-

dern für die deutsche Nation überhaupt ward diese Besitznahme der Weichselmündung und Danzigs von der größten Wichtigkeit. Das ist doch selbst noch der innere Grund dafür gewesen, daß später auch dieser Theil des Ordenslandes in die Hände des preußischen Staates übergegangen ist, nachdem er eine Zeit der unabhängigen Blüthe genossen und dann die lange Herrschaft der Polen ausgehalten hatte.

So wenig nun auch damals von nationalen Interessen in modernem Sinne die Rede war, so begreift es sich doch, daß Wladislaw Lokietek auf Mittel sann, um den Orden aus dieser neuen Position zu verjagen. Vor der Hand vermochte er freilich nichts dazu; nach und nach jedoch erhob er sich wenigstens in Polen selbst zu einer bedeutenden Stellung. Er verdankte das hauptsächlich seiner Verbindung mit dem römischen Stuhl, der sich im Gegensatz mit den Ansprüchen des Königs Johann von Böhmen, welcher die Gerechtsame seiner Vorgänger festhielt, dafür erklärte, daß Polen seinen eigenen König haben sollte. Unter dem vorwaltenden Einfluß des päpstlichen Stuhls wurde Lokietek 1320 in der Kathedrale von Gnesen zum König erhoben. Ein wichtiger Moment, denn man darf sagen, daß von da an die Erneuerung eines starken polnischen Königthums begann. Das Papstthum wünschte ein so ergebenes Reich — Lokietek verpflichtete sich sogleich zu dem Peterspfennig — auch als Rückhalt gegen das deutsche Reich und die deutschen Fürsten. Auch gegen den Orden nahm der geldbedürftige Papst Johann XXII. unter diesen Umständen für Lokietek Partei, während andere Verhältnisse dazu beitrugen, diesen Gegensätzen eine noch umfassendere Gestalt zu verleihen.

Ohne Zweifel nämlich kam es dieser Wiedererhebung Polens sehr zustatten, daß eben im Jahre 1320 das ascanische Haus in der Mark ausstarb, wodurch Brandenburg, das bisher gewaltig um sich gegriffen, eine Beute seiner Nachbarn, die darüber herfielen, zu werden drohte. Um so fester aber hielten der Orden und der König von Böhmen aus dem luxemburgischen Hause zusammen. Der erste Erfolg dieser großen östlichen Spaltung war, daß sich Schlesien von Polen trennte und unter die Herrschaft von Böhmen gerieth. In Oberschlesien waren nach und nach acht, in Niederschlesien zehn verschiedene piastische Herzogthümer entstanden. Bei ihnen war es fast herkömmlich, daß sie sich unter einander befehdeten; im ganzen aber hatten sie sich doch längst dem eigentlichen Polenthum entfremdet. So geschah es denn jetzt, daß die oberschlesischen Herzoge, namentlich die Fürsten von Cosel, Troppau und Teschen, sowie der Herzog von Breslau, der bereits im Bündniß mit dem Ritterorden war, sich entschlossen, ihre Lande vom König Johann zu Lehen zu nehmen. Die schlesischen Fürsten gehörten eben zu dem Bündniß zwischen Böhmen und den Rittern; sie hatten auch noch an dem Fürsten von Masovien einen Rückhalt, während die Fürsten von Cujavien und Dobrzyn sich zu Lokietek hielten, der auch mit den Litthauern verbunden war; denn mit diesen lag wieder, wie berührt, der Orden in beständigem Kampf.

Da war es nun von hoher Bedeutung, daß der rastlose König Johann, der eben in Tirol geschlagen hatte, noch in seinen Waffen es unternahm, dem Orden in Preußen gegen die litthauischen Schamaiten direct zuhilfe zu ziehen. Noch einmal kam dem Orden hiebei die Kreuzzugsidee zugute. Auf

besondere Anregung des Papstes, der sich im höheren Interesse der Christenheit über seine Irrungen mit dem Orden hinwegsetzte, predigten damals die Dominicaner das Kreuz. Der ritterliche König, der sich als Nachfolger Ottokars betrachtete, machte sich 1328 auf den Weg. Ein ungeheures Gefolge scharte sich um ihn: Böhmen, Schlesier, Deutsche, selbst Engländer. Es war abermals ein Winterfeldzug: im December 1328 rückte man in Preußen ein; im Februar 1329 wurde die Burg Meleniken in der Nähe eines alten Heiligthums erobert. Man hat dem scharfen Luftzug des Winters in diesen Gegenden die spätere Erblindung des Königs zugeschrieben. Der Orden, dessen Sache es galt, hatte sich ihm mit allen seinen Kräften angeschlossen. Für Memel war sein Zug von großer Wichtigkeit. Zugleich aber führte König Johann die Sache des Ordens gegen die Polen. Da diese während seines Zuges in das Culmer Land eingebrochen waren, so wendete der König seine Waffen gegen das Dobrzyner Land am linken Ufer der Drewenz, und brach eine feste Burg, die er sammt der Hälfte des Landes dem Orden überließ. Johann trat dabei als König von Polen auf und zugleich als Freund des Ordens. Er übertrug diesem ebenso ganz Pomerellen um Gottes und der ewigen Seligkeit willen, d. h. also aus kirchlichen Rücksichten. Doch gehört der ganze Zug auch politisch in die Reihe von Handlungen, durch welche Johann, wie das luxemburgische Haus überhaupt, sich um die Ausbreitung des deutschen Namens im Osten verdient gemacht.

Es versteht sich, daß Lokietek sich dem allem nicht fügte. Allein das Heer des Ordens war besser bewaffnet und einheitlicher geführt. Beim Dorfe Plowcze wurde der König 1331

nach blutigem Kampfe, der eine Zeitlang unentschieden blieb, geschlagen. In Verbindung mit Ungarn und Litthauern bereitete er im Sommer 1332 einen großen Angriff vor. Der Orden aber stellte sich ihm an der Drewenz entgegen und nöthigte ihn, einen Waffenstillstand einzugehen, mit Vorbehalt eines Schiedsgerichts über die streitigen Punkte. Wie stark der Impuls zu dem Kriege war, zeigt das schreckliche Ereigniß der Ermordung des Hochmeisters Werner von Orseln, dem die guten Verhältnisse mit Böhmen besonders zugeschrieben werden. Er ward von einem Ritter erstochen, dem er aus persönlichen Gründen und, wie es scheint, nach den Gesetzen die Theilnahme am Kriege versagt hatte.

Nun aber erscheint noch einmal ein polnischer König, in welchem sich die friedlichen Tugenden der Piasten zuguterletzt abermals vereinigten, Lokieteks Sohn, Kasimir III. (1333 bis 1370), der bei vielen sich den Beinamen des Großen verdiente, ohne doch ein Kriegsmann zu sein. Um den Polen eine Existenz zu geben, mußte er dem großen Kampfe mit dem Orden und dem luxemburgischen Hause ein Ende machen. Er hatte theil an dem Friedensspruch zu Wysserad (1335), welcher die Grundlage aller späteren Verhältnisse ist. Nach demselben behält der König Cujavien und Dobrzyn, tritt aber alle seine Rechte an Pomerellen ab: zu seinem und seiner Vorfahren Heil und zum ewigen Almosen um des Friedens willen. Der Spruch wurde von einem der polnischen Magnaten aus piastischem Stamme, der noch immer Anspruch auf Ostpommern machte, nicht angenommen; aber Johann von Böhmen hielt daran fest. Bei einer neuen Heerfahrt nach Schamaiten, die 1337 an der Spitze eines großen Kriegsheeres

von deutschen Rittern unternommen wurde, welche einen ganz gewaltigen Drang zu diesem Kriege zeigten, erneuerte er zugleich mit seinem Prinzen Karl, dem späteren Karl IV., dem Orden die alten Schenkungen. Unter diesen Umständen gaben auch die nach, welche noch widersprochen hatten. 1343 kam es zum Frieden von Kalisch, in welchem die piastischen Herzoge allen ihren Ansprüchen auf das Culmer Land, Michelau und Pomerellen entsagten. Die Palatine und vornehmsten Castellane, die Landrichter und die Vertreter der Bürgerschaften versprachen, dem König nicht beistehen zu wollen, wofern er jemals den Orden wegen jener Besitzungen bekämpfen würde. So wurde der Orden in jenen Gebieten vollkommen Herr; auch die Polen, die jetzt mit dem Luxemburger in gute Verhältnisse getreten waren, fanden sich darein.

Die große staatsrechtliche Stellung, die der Orden dadurch erlangte, ließ ihn nach allen Seiten als die bedeutendste Macht des Nordens erscheinen. Es gehört in diesen Zusammenhang, daß König Waldemar III. von Dänemark ihm im August 1346 sein Eigenthumsrecht an Esthland verkaufte, während sein Bruder Otto persönlich in den Orden trat. Der Kaiser und der Papst gaben ihre Beistimmung dazu. Dieselbe erhellt aus einem Diplom Kaiser Ludwigs des Baiern vom Jahre 1337, worin dem Orden wegen seines heldenmüthigen Kampfes gegen die Heiden übergeben wird: Litthauen und Schamaiten, Kurland und Rußland, so weit es von den Heiden eingenommen sei. Der Hochmeister soll damit förmlich investirt sein. 1370 konnte noch Schamaiten als Landvogtei eingerichtet werden. 1379 bequemte sich der litthauische Fürst Kynstutte dem vorrückenden Ordensmarschall gegenüber zu einem Vertrage, durch

welchen zunächst für bestimmte Gebiete ein Friedenszustand angeordnet wurde. Eben damals, unter Winrich von Kniprode (1351—1382) war die Blüthezeit des Ordens: „an Rath, Zucht, Mannheit und Reichthum." Man zählte 53 Städte, über 18 000 Dörfer in seinen Landen. Es war eine Zeit fortschreitender Cultur in jenen Gegenden überhaupt. Mit den Tendenzen Winrichs von Kniprode stimmten die des Polenkönigs Kasimir überein.

Achtzehntes Capitel.

Das Papstthum in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts und die italienischen Parteien.

Meine Absicht war, im allgemeinen die großen Gegensätze zu überschauen, welche die abendländische Christenheit bedrohten und zurückdrängten, und sodann eine der wichtigsten Staatsbildungen zu betrachten, die sich im europäischen Nordosten dieser Gefahr entgegensetzte. Es war der deutsche Ordensstaat, welcher im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert vor allen anderen dazu beitrug, die Gefahren, mit denen das aus den tatarischen Einbrüchen neue Kraft gewinnende Heidenthum die abendländische Welt bedrohte, abzuwehren. Mit Polen auseinandergesetzt, bildete das Ordensland in diesen Zeiten das wichtigste Bollwerk zur Vertheidigung und das mächtigste Institut zur Gegenwirkung. Böhmen zunächst, später auch Ungarn, standen ihm gewaltig zurseite. Auch hiebei aber sahen wir uns doch jeden Augenblick auf die große hierarchische Gewalt zurückgeführt, welche in dieser Epoche das Abendland umfaßte. Auf diese wenden wir nun unser besonderes Augenmerk.

Man irrt, wenn man das Papstthum nur als ein Institut des Glaubens und der Religion betrachtet; es war zugleich das Großfürstenthum der abendländischen Welt, die

durchgebildetste Theokratie, die jemals auf Erden bestanden hat, gerade dadurch stark, daß sie die Tendenzen einer culturfähigen und nach den höchsten Zielen der Bildung strebenden Welt im Augenblick aussprach. Damals, wo slavische, magyarische, keltische, griechische Elemente doch nur eine geringe Einwirkung besaßen, stellte sich in dem Papstthum recht eigentlich die Einheit der romanisch-germanischen Völker dar, welche es vollkommen umfaßte. Die Hilfsmittel dieser Macht, in den geistlichen Instituten, unter denen soeben die populären Mönchsorden emporgekommen waren, während die ritterlichen Orden die Aristokratie umspannten, zugleich in der Förderung der Wissenschaft und der Kunst, waren von einer unvergleichlichen Wirksamkeit. Es waren alte Männer, diese Päpste, losgelöst von den täglichen Bedürfnissen, durchdrungen von der göttlichen Idee des Instituts und dabei doch voller Weltklugheit.

Aber nicht auf diesem Wege allein war die romanisch-germanische Welt gebildet worden. Sie trug ein aus der Besitznahme der Länder und der Fortbildung des neuen Lebens hervorgehendes Element in sich, welchem die Idee seiner eigenen Unabhängigkeit innewohnte. Bisher bildete der Kampf zwischen Kaiserthum und Papstthum eines der wichtigsten Momente dieser Geschichte, das eben auf der Zusammengehörigkeit und doch Unvereinbarkeit der beiden Principien beruhte. In der Epoche, die wir nun behandeln, trat der Gegensatz in dieser Form zurück, allein er selbst verlosch damit nicht; er dehnte sich in immer weitere Kreise aus, ohne noch den Glauben an und für sich zu erschüttern oder die Idee der Einheit zweifelhaft zu machen. Darin liegt eigentlich der Charakter dieser Epoche: die Behauptung der Einheit der

abendländischen Welt und der unaufhörliche Widerstreit der Nationalitäten und selbst der territorialen Bildungen dagegen. Das Verhältniß spiegelt sich in dem damaligen Stande der Literatur: während die Landessprachen sich allenthalben aufstrebend zu regen beginnen, verknüpft die lateinisch redende Kirche trotzdem noch die Geister der Völker zu einer einzigen großen Gemeinschaft.

Wir gehen, um diese Entwicklung zu verfolgen, von jenem Concil zu Lyon aus, auf welchem Innocenz IV. die Absetzung Kaiser Friedrichs II. aussprach. Es war der entscheidende Moment für den Abschluß des Widerstreits in der alten Form und seinen Uebergang in die neue. Aus Italien, wo ihn der Kaiser leicht erreichen konnte, war Innocenz IV. diesmal nicht nach Frankreich geflüchtet, da doch selbst Ludwig der Heilige nicht als unbedingt zugeneigt gelten konnte, sondern nach Lyon, das zwar zum Reiche gehörte, aber sich factisch von der unmittelbaren Autorität des Kaisers emancipirt hatte. Die großen Ritterorden, Templer und Johanniter, stellten sich ihrer Pflicht gemäß sehr zahlreich ein, um den Papst gegen jeden plötzlichen Angriff zu vertheidigen. Das Concil war lange nicht so zahlreich besucht wie das Innocenz' III., wo sich 500 Metropolitane, Erzbischöfe und Bischöfe eingestellt hatten und bei 800 Aebte. In Lyon sah man nur etwa 150 Erzbischöfe und Bischöfe. Deutsche waren nur wenige zugegen, Ungarn fast keiner, von den Engländern nur die allerergebensten, nicht viele aus Italien; am zahlreichsten waren Franzosen und Spanier; der Orient fehlte nicht ganz. Ueber die Verhandlungen haben wir eine, wie es scheint, amtliche Nachricht und die Erzählung des Matthäus

Paris; in einigen streitigen Punkten erweist sich die erste zuverlässiger.

Friedrich II. hatte die Rechte der weltlichen Gewalt wieder in aller ihrer Fülle angeregt; er war stark genug, um die Römer aufzufordern, sich dem Imperium anzuschließen. Die Getreuen des Kaisers waren die Rebellen des Papstes und umgekehrt. Der Kaiser behauptete ein göttliches Recht seiner Herrschaft; er hatte hierin die übrigen weltlichen Gewalten ziemlich auf seiner Seite. In dem Concil repräsentirte sich doch nur eben die geistliche Idee. Der Kaiser von Constantinopel, Balduin II., der die Hilfe der lateinischen Kirche gegen die schismatischen Griechen unter Vatatzes in Anspruch nahm, war zugegen, weil er nur eben von dieser sein Heil erwartete, wie er ihr seinen Thron im Princip unbedingt verdankte; insofern ein besonderer Gegner Friedrichs, als dieser zu Vatatzes freundliche Beziehungen unterhielt.

Der Papst legte der Versammlung fünf Deliberationen vor, von denen die letzte handeln sollte: von der Verfolgung vonseiten des Kaisers; bei dieser hauptsächlich blieb er stehen. Er legte die Zusagen des Kaisers und seiner Vorgänger, die Friedrich gebrochen habe, mit ihren goldenen Bullen im Originale vor und behauptete, es sei nicht wahr, wenn der Kaiser angebe, er sei nur persönlich der Gegner eines der früheren Päpste gewesen, nicht der Kirche. Er behauptete, Friedrich verfolge die Kirche systematisch. Der Bevollmächtigte des Kaisers Friedrich, Thaddäus von Suessa, suchte das alles zu widerlegen; er machte auch vielen Eindruck auf die Anwesenden. Aber der Papst antwortete auf alles, er war sehr gut vorbereitet und völlig in der Sache. Am zweiten Tag wurde der Papst von einem Cistercienser aus

Apulien, Bischof von Cales, unterstützt, der die Allgemeinheit der päpstlichen Anklage aufrecht erhielt; der Kaiser strebe hauptsächlich danach, daß die Geistlichkeit zu der Armuth der primitiven Kirche zurückkehre. Dem folgte ein spanischer Erzbischof, der den Kaiser ebenfalls beschuldigte, die Kirche zu unterdrücken, und die Versicherung gab, alle spanischen Prälaten, welche zahlreicher und prächtiger angekommen seien als bei irgendwelchem früheren Concil, würden den Papst unterstützen mit Leben und Blut. Eine ähnliche Erklärung ward auch von den andern gegeben. Thaddäus suchte auch diese zu widerlegen, doch konnte er nur einen Aufschub der Sentenz bewirken, weil der Kaiser noch in Person kommen könne. Die Bewilligung wurde von vielen ungern gesehen.

Indessen verglich sich der Papst mit den meisten dahin, daß er wegen einiger Gründe, welche offenkundig seien, in dem Verfahren gegen den Kaiser ohne Verzug fortschreiten solle. Sie stimmten bei, und Innocenz entschloß sich, die Absetzungsbulle vorzubereiten. Dieselbe enthält eine Aufzählung der wohlbekannten Streitpunkte, wie sie vonseiten des Papstes aufgefaßt waren. Das meiste Gewicht hat wohl, daß der Kaiser als Ketzer angesehen werden müsse; denn er habe sich aus den früheren Excommunicationen nichts gemacht und ohne Rücksicht darauf den Gottesdienst feiern, das Heilige profaniren lassen. Man müsse also über die Excommunication noch einen Schritt hinausgehen. Hauptsächlich wird ihm jener Friede mit den Saracenen zum Verbrechen gemacht; denn er habe nachgegeben, daß der Name Mohammed ausgerufen werde; er stehe in stetem freundschaftlichen Verkehr mit dem Sultan von Aegypten; dem Kaiser Vatatzes, dem

griechischen Schismatiker, habe er sogar seine Tochter zur Gemahlin gegeben.

Wir sehen daraus die universale Lage, die es für einen thätigen und unternehmenden Fürsten unmöglich machte, den Kirchengeboten unbedingt zu gehorchen, indem er seine durch die Weltverhältnisse gebotene Politik auf die Orthodoxie beschränkte. Leugnen läßt sich nicht, daß Friedrich II. an den strengen Geboten der lateinischen Kirche nicht festgehalten hat. Der innere Grund der Feindseligkeit mögen seine Reformideen, die sich der politischen Macht der Geistlichkeit entgegensetzten, gewesen sein. Fast das vornehmste Moment für die Verdammung bildeten diese politischen Anklagen, aus denen hervorgeht, daß der Kaiser des Verbrechens der Ketzerei verdächtig gehalten werden müsse; denn auch das bürgerliche Recht verordne, daß den Gesetzen gegen die Ketzer auch alle diejenigen verfallen seien, welche durch das Gericht als von dem Gesetz der katholischen Kirche abweichend erfunden worden wären. Es wurden also die schon eingeführten Gesetze, die den Glauben zur Bedingung des Genusses der bürgerlichen Rechte machten, zur Geltung gebracht.

Thaddäus sah wohl, was bevorstand, und erklärte, wenn es geschehe, an ein allgemeines Concilium appelliren zu müssen, auf welchem auch die weltlichen Fürsten zugegen seien. Der Papst antwortete mit Ruhe und einer Art von Demuth, das gegenwärtige sei ein allgemeines Concilium. Auch die weltlichen Fürsten sowie alle Prälaten seien eingeladen worden, und wenn sie nicht gekommen, so sei dies die Schuld des Kaisers selbst. Daran knüpfte er die Erinnerung an seine frühere Freundschaft mit dem Kaiser, wie sehr er ihn geliebt habe u. s. w., alles unter den ehrenvollsten Ausdrücken für

ihn. Plötzlich aber, als man es am wenigsten erwartete, ging er dazu über, ihn zu verdammen. Er sprach seine Entsetzung von allen seinen Rechten aus. Da mag es gewesen sein, daß sein Thun und Auftreten ein allgemeines Erstaunen und Entsetzen hervorrief. Man las hierauf die Sentenz, und der Papst intonirte das Te deum laudamus. Die Sentenz wurde von allen Anwesenden unterschrieben. Der Papst, der Gott und Christum auf Erden vertritt, erklärt also, Friedrich sei von Gott verworfen als König wie als Kaiser, er sei jeder Würde, jeder Ehre beraubt. Er entbindet alle die, welche ihm geschworen haben, ihrer Eide, und erklärt sie sogar des Anathems schuldig, wenn sie ihm fortan gehorchen. Ueber das sicilianische Reich will er selber verfügen; im römischen mögen ihm die einen Nachfolger setzen, denen die Wahl eines Kaisers zustehe. Der eigentliche Sinn des Verfahrens ist der, daß die Abweichung des Kaisers von der römischen Kirche ihn unfähig mache, ein derselben ergebenes Volk zu regieren.

Der Kaiser behauptete, die über ihn ausgesprochene Sentenz sei nichts, als die Rache des Papstes für die Hinrichtung einiger seiner Verwandten, welche Seeraub getrieben hatten. In einer ausführlichen, an die Engländer, die auf dem Concil ebenfalls gegen die päpstlichen Anmaßungen protestirt hatten, gerichteten Zuschrift erinnert Friedrich daran, daß er die Sache aller Fürsten vertheidige: mit ihm fange man an, um mit den anderen fortzufahren. Er führe ihrer aller Sache und werde die Hand des Königs der Könige für sich haben. Etwas Ueberschwängliches haben seine Erlasse ebenso, wie die päpstlichen. Zugleich wiederholt er auch die Theorie Friedrichs des Rothbartes, herübergenommen von Justinian, daß er, der Kaiser, über das Gesetz erhaben sei. Es sei lächerlich, daß

man die Gesetze — der Papst hatte sich ja auch auf das bürgerliche Recht berufen — auf ihn anwenden wolle; er selbst habe jene Ketzergesetze erlassen.

Darauf antwortet nun der Papst mit einer Abwehr, in welcher er die Gleichstellung Friedrichs mit geborenen Königen verwirft, weil der Kaiser gewählt und von ihm bestätigt werde, dabei aber doch auch im allgemeinen die geistliche und die weltliche Gewalt für sich in Anspruch nimmt. Er stützt sich dabei auf die Propheten des alten Bundes: Christus sei König und Hoherpriester — in der That war er keines von beiden, sondern wurde durch ihre Verbindung umgebracht! — er habe dem heiligen Petrus die Zügel des Reiches im Himmel und auf Erden anvertraut. Hätte der Papst die weltlichen Fürsten mit dem Kaiserthum schlechthin identificirt, so möchte sich wohl die Anmahnung des Kaisers wirksam erwiesen haben. Aber indem Innocenz die Summe aller Autorität in Anspruch nahm, schied er doch diese Kategorien so viel als möglich. Nur den von dem Papst zwar nicht gewählten, aber doch institutirten, anerkannten und überdies mit dem sicilianischen Reiche belehnten Kaiser griff er auf Leben und Tod an.

Die Gegensätze waren allgemeine, ihre Anwendung aber, durch besondere Zustände bedingt, zunächst nur auf Friedrich und seine Anhänger beschränkt. Gegen diesen aber kam Innocenz IV. nun die nicht mehr ganz kirchliche Haltung, die derselbe angenommen, zustatten. In Friedrich II. treten doch schon die Motive des modernen Fürstenthums hervor. Er vertrat in seiner Verbindung mit den Saracenen in der That die von der Religion unabhängige Staatsgewalt. Es war ihm vollkommen Ernst mit seinem Dringen auf Reform, d. h. auf Machtentäußerung der Kirche. Gegen einen Angriff

in dem bisherigen Stile hätte er sich wohl auch jetzt noch behaupten können. Wir wissen: der bloßen Excommunication vermochte er sich zu entziehen, sie war nicht mehr ganz entscheidend in diesem Kampfe. Heinrich IV. war ihr unterlegen, Friedrich II. hatte sie bestanden. Daß nun aber ein Papst nicht allein die Absetzung der obersten Häupter aussprach, sondern zugleich das in den letzten Jahrhunderten gegen die Ketzerei gegründete Institut in den Kampf zog, gab der Idee der Rechtgläubigkeit, die er vertrat, ein unbedingtes Uebergewicht.

Im Jahre 1224 hatte Friedrich selbst eine Constitution erlassen, welche die Patarener zum Feuertode verdammte, weil sie mehr als Hochverräther seien, und wenn ein Fürst versäumen sollte, sein Land von der Häresie zu reinigen, dieses für verwirkt erklärte und es der Occupation der Rechtgläubigen preisgab. Der Kaiser leugnete jetzt, wie wir sahen, die Anwendbarkeit dieses Gesetzes in seiner eigenen Sache; allein ließ sich erwarten, daß seine Anhänger diese Auffassung unbedingt und standhaft theilen würden? Hätte die Entscheidung allein von den weltlichen Gerichten abgehangen, die ihren Zusammenhang mit dem Kaiser aufrecht erhielten, so wäre der Papst der Ausführung seiner Sentenz vielleicht nicht sicher gewesen. Aber Innocenz forderte nicht bloß die Vollziehung der Ketzergesetze bei Strafe der Excommunication: überdies ordnete er die Aufstellung von eigenen Ketzertribunalen an, in deren jedem auch zwei Franziscaner und zwei Dominicaner saßen, und welche das Recht hatten, zu entscheiden. Ihnen sprach er zugleich ein Drittheil der confiscirten Güter zu, während die anderen zwei Drittel der Stadtgemeinde anheimfallen sollten. Es liegt am Tage, welch eine gräßliche Waffe für die Parteiungen der Zeit das gab.

Und weiter: was schon Innocenz III. im Falle der Albigenser unternommen, die Idee der Kreuzzüge, welche zu dem Ziele der Eroberung des heiligen Landes eingerichtet worden waren, für die inneren Zwecke der geistlichen Gewalt zu benutzen, — es lag freilich sogleich in den ersten Maßregeln Urbans II. — das setzte nun Innocenz IV. gegen Friedrich II. ins Werk. Vor allem lag ihm daran, ihm Neapel zu entreißen, durch dessen fette Erträge er in den Stand gesetzt worden sei, sich als Herrn aufzustellen, so daß seine Tyrannei der Kirche und der Welt so unendlich gefährlich geworden sei. Man müsse das Uebel mit der Wurzel ausreißen; dazu müsse man nun auch die nöthigen Mittel anwenden; die Drommete des Wortes des Kreuzes müsse lauter erschallen. Allen denen, welche das verurtheilte Haupt, von dem der Unglaube in die Glieder niedersteigt, verfolgen helfen, soll der Ablaß gewährt sein, welcher durch die Concilien für die Kreuzzüge bewilligt ist; aber auch alle, welche jenem Hilfe oder Gunst erweisen, sollen der Excommunication verfallen sein. Wer an ihm festhält, soll alle seine Rechte verlieren, die Städte ihre Municipalfreiheit, die Barone ihre ritterliche Ehre, die Geistlichen ihre Pfründen und Würden, der Hartnäckigkeit ihrer Rebellion gemäß. Niemand sollte sich schmeicheln, Gnade bei der Kirche zu finden, niemand die Furcht hegen, daß er jemals in den Gehorsam Friedrichs und seiner Nachkommen werde zurückkehren müssen. Niemals werde sich die Kirche mit ihm versöhnen. Die Entscheidung des Concils wird wie die Entscheidung Gottes als vom Himmel ausgehend bezeichnet. Gott verhüte, daß das Regiment bei ihm bleibe oder jemals auf seine Natternbrut übertragen werde!

Es versteht sich nun von selbst, daß diesen Anordnungen, welche nicht wirkungslos bleiben konnten, sich eine Gewaltsamkeit der Vertheidigung entgegensetzte, die sich auch gegen die Kirche richtete. Die hohen Bischöfe wurden schimpflichen Todesstrafen, die inquisitorischen Mönche der Folter unterworfen. Gräßlich wütheten besonders Ezzelin von Romano in Padua und dessen Bruder Alberich. Fünfundzwanzig Edelleute von Treviso wurden durch den letzteren aus keinem anderen Grunde, als weil sie Guelfen, d. h. kirchlich gesinnt waren, am Galgen erhängt, und zwar so niedrig, daß sie in ihren Todeszuckungen ihren herbeigeführten Frauen ins Gesicht schlugen. Die ganze Lombardei erfüllte sich mit diesem greuelvollen Krieg. In jeder Stadt bildete sich eine herrschende Faction, vor welcher die anderen aus den Stellen wichen und jedes Mittel anwandten, um einmal zurückkehren zu können. Nur unter dem Schutze Bewaffneter konnte die Landarbeit vollzogen werden; die Wölfe nahmen überhand.

Wie sehr dann der Fortgang der ketzerischen Bewegung mit dem Kampf zwischen beiden Gewalten zusammenhängt, sieht man aus dem Beispiel von Florenz, wo vielleicht ein Drittheil der Einwohner Patarener oder Katharer waren, die z. B. die Göttlichkeit der kirchlichen Institute leugneten. Hiegegen bildete der Bischof eine Gesellschaft, welche die Schuldigen angab, sie aus dem Schoße der Familien selbst riß und ein schweres Gericht über sie verhängte. Der Kaiser, den die Politik endlich auf die Seite der unbedingten Opposition trieb, nahm sie in Schutz; sein Podestà hütete sich jetzt, die Ketzer als solche zu verfolgen. Aber darüber kam es zu einem Gefechte innerhalb der Stadt, in welchem die Abweichenden, also

die Anhänger des Kaisers, unterlagen. Die Guelfen bekamen indessen dadurch doch nicht die Oberhand, der Kaiser hielt die Ghibellinen aufrecht. Beide Parteien schlugen sich in der Stadt, wo sie befestigte Plätze hatten. Die universalen Gegensätze durchschlangen sich allenthalben mit den örtlichen Feindschaften. Papst und Kaiser erschienen nur noch als zwei Parteihäupter.

Dieser zugleich persönlichen und politisch-religiösen Zerklüftung entsprach es, daß die Ereignisse in Parma, welche für die kriegerische Entscheidung eigentlich den Ausschlag gegeben haben, hauptsächlich auf einem Familienverhältniß des Papstes beruhten. Drei Schwestern Innocenz' IV. waren dort verheirathet; die eine mit Bernardo di Orlando Rosso, einem Manne, der in seiner Person wie ein Fürst erschien und eine ganze Anzahl von Neffen hatte, von denen einer als ein wilder Löwe bezeichnet wird; die zweite mit Guarino di Sanvitale, die sechs Söhne zählte, deren einer bereits Bischof von Parma war. Daran knüpfte sich eine weitere Verwandtschaft, zu der auch das Geschlecht di Adamo gehörte, aus welchem der Geschichtschreiber Salimbene hervorging. Mit ihnen waren die Cornazano, Correggio und andere edle Häuser verbunden. Nur den Sohn seiner dritten, geliebtesten Schwester, Hugo Botiero, vermochte Innocenz nicht von der Treue gegen Friedrich abzuziehen. Die anderen bildeten eine feste päpstliche Partei. Man erzählt, der Kaiser habe einen Mordanschlag von ihrer Seite unterdrückt, sie seien dann aus Furcht gewichen; andere, er habe sie als Freunde des Papstes aus der Stadt verjagt. Er hat wohl gesagt: lange genug sei er Amboß gewesen, jetzt wolle er Hammer sein! Parma war einer seiner vornehmsten Waffenplätze, das Centrum seiner kriegerischen Aufstellung vom Kirchenstaat bis an die Alpen-

päſſe. Er war dort 1245—46 Meiſter, bis jene verjagten Verwandten und Anhänger des Papſtes, verbunden mit anderen Ausgetriebenen, den Moment der Abweſenheit Enzios, der gegen Brescia gezogen war, benutzten, um ſich unter der Führung des päpſtlichen Nepoten Sanvitale bei Gelegenheit einer Hochzeitsfeier keck und tapfer zu Herren der Stadt zu machen (16. Juni 1247).

An dem Verſuche, dieſen Verluſt wieder einzubringen, brach ſich das Glück wie die Macht des Kaiſers. Es war nicht eigentlich eine Stadt, die Friedrich vor Parma errichtete ſondern genauer ein befeſtigtes Lager, zum Zwecke, den Parmeſen die Zufuhr abzuſchneiden. In dieſer Bedrängniß — denn die Uebergabe wäre ihrer aller Untergang geweſen — fielen die Bürger aus, eben als Friedrich zur Vogelbeize ins Gebirge geritten war, und nahmen ſeine Burg mit allen ihren Schätzen: ſelbſt die Krone hatte er dort bei ſich geführt. Dadurch wurden nun ſchon die Guelfen des Gebiets der Romagna Meiſter; bei Maleſpini erſcheinen ſie als Genoſſen der heiligen Kirche. Doch behielt der Kaiſer an anderen Stellen noch die Oberhand. Unter anderem kam ihm ſeine Partei in Florenz, das ſich damals mächtig erhob, zu Hilfe. Die Lage war dort, daß die beiden Parteien doch hauptſächlich die des Adels waren. Friedrich hatte ſich Geiſeln von beiden ſtellen laſſen, dann aber die Ghibellinen freigegeben, ſo daß ſie die Oberhand bekamen. Sie nahmen die Thürme und Feſtungen der Guelfen, u. a. den prächtigen, mit Säulen geſchmückten Palaſt der Toſinghi. Einen anderen Thurm, ſo ſagten die Kirchlichgeſinnten, hätten ſie wollen auf die Kirche S. Giovanni fallen laſſen, aber durch die Gnade Gottes ſei er auf dem Platz zuſammengeſtürzt. Noch hatten die Guelfen einen

festen Platz in Capraja inne; der Kaiser selbst kam den Ghibellinen gegen diesen zuhilfe. Die Guelfen wurden nach der Einnahme auf das grausamste behandelt. Nur der reichste von allen, Rinieri aus dem Hause Buondelmonte, ward am Leben geschont, aber er ward geblendet und ist, des Augenlichtes beraubt, als Mönch gestorben.

Da war es nun ein großes Ereigniß, daß der Sieg der Guelfen in Parma durch die Niederlage der Kaiserlichen vor Bologna vollendet ward. Der päpstliche Cardinallegat hielt die Kräfte aller guelfischen Städte zusammen und machte einen Angriff auf Modena. Als Enzio dieser Stadt zuhilfe kam, ward er am 26. Mai 1249 von den Bolognesen, die sich zu dem Legaten und zur Kirche hielten, geschlagen und gefangen. Enzio blieb bis zu seinem Tode im Gefängniß; auch Modena schloß sich den Guelfen an. Wie Malespini sagt, sanken seitdem die Angelegenheiten des Kaisers in Toscana wie in der Lombardei. In Toscana konnten jetzt die Ghibellinen die Schlösser der Guelfen nicht mehr erobern. Die Guelfen, die sich in der Umgegend aufgehalten hatten, kamen in die Stadt zurück. Dieser Moment ist nun von einer universalen Wichtigkeit dadurch geworden, daß eben unter den unaufhörlichen Streitigkeiten des Adels das Volk sich constituirte. Etwas ähnliches war schon in Bologna und den meisten lombardischen Städten der guelfischen Partei geschehen: am merkwürdigsten ist jedoch, was sich in Florenz ereignete.

Es war hauptsächlich die durch den Kaiser festgehaltene Gewalt der Ghibellinen, welche durch ihre drückende Herrschaft und ihre Auflagen das Volk belästigte, gegen die man rebellirte. Aber würden die Guelfen es anders gemacht haben, wenn sie gesiegt hätten? Die Buoni Uomini, nicht gerade

bloß die Handwerker, stellten sich bewaffnet bei der Kirche San Firenze auf. Sie wollten nicht wieder auseinandergehen, weil sie einzeln in ihren Häusern der Gewalt unterlagen, und gaben sich eine Verfassung unter den Waffen. Sie wollten sich dem bisherigen Tyrannen, dem Podestà, den noch der Kaiser gesetzt hatte, nicht wieder unterwerfen und ernannten einen neuen. Sie erwählten einen Capitan des Volkes und in jedem Viertel — oder vielmehr Sechstel — der Stadt zwei Anzianen. Dann erst, nachdem sie also sich rechtlich und militärisch gesichert hatten, zogen sie nach Haus. Es war am 20. October 1250. Dann ernannten sie ebenso Vorsteher der umliegenden Dorfschaften mit Fahnen. Unter diesen Fahnen sollten sich im Nothfall die Compagnien sammeln und alsdann dem Capitan zuziehen, der das Hauptbanner führte und eine Glocke zur Verfügung erhielt. Die Fahnen der verschiedenen Quartiere hatten verschiedene Abzeichen. Die bisherige Signorie hatte bald in dem einen, bald in dem anderen Theile der Stadt gehaust; für die neue Signorie ward ein neuer Palast errichtet. Dieser wurde aus den Steinen gebaut, die sie von den Thürmen und Befestigungen der Nobili nahmen. Keine sollte mehr als 50 Klafter hoch sein, während man deren damals bis 120 errichtete; so vor allen die Uberti, aber auch alle die anderen, die Nobili überhaupt. Denn wiewohl die Bewegung gegen den Kaiser und die Ghibellinen gerichtet war, so war sie doch kein Werk der constituirten Partei der Guelfen. Diese wurden vielmehr erst nach der Hand unter sehr bestimmten Bedingungen aufgenommen. Darin, daß die kaiserliche Signorie abgeschafft und eine neue errichtet wird, erscheint das republikanische Element mit aller Macht; darin, daß man zugleich den großen Geschlechtern überhaupt widersteht, das

populare, auf welchem der historische Glanz von Florenz beruht, wie vor Zeiten der von Athen.

Knüpft doch sogleich an diese Ereignisse die Ausbildung der italienischen Historie in der Landessprache an. Ricordano Malespini schrieb im Rahmen einer Art von Weltchronik vornehmlich die Geschichte seiner Zeit und seiner Stadt Florenz; sie ist mitten in dieser Bewegung entsprungen. Auf dieser Grundlage erschien dann in der folgenden Generation Dino Compagni. Villani hat Malespinis Darstellung meist wörtlich herübergenommen und diese Florentiner Geschichtschreibung noch mehr im Sinne der Universalhistorie erweitert, zum Nutzen von Gelehrten und Ungelehrten. An Anmuth wetteifern alle mit einander; die entwickelte Bildung drängt das Abenteuerliche in den Hintergrund. Alles athmet mitten unter den täglichen Stürmen neues Leben. Schon war Cimabue geboren; bald darauf erschien Dante: seine göttliche Comödie wurzelt durchaus in den Zuständen der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts. Es ist bezeichnend, daß in der italienischen Historiographie, die bis ins siebzehnte Jahrhundert die beste unter allen blieb, das bürgerliche Element von Haus aus überwiegt. In der französischen, die mit Villeharbouin schon beim vierten Kreuzzuge beginnt, waltet noch im vierzehnten Jahrhundert das ritterliche vor, in dem doch eine gewisse Hindeutung auf die spätere Gattung der Memoiren nicht zu verkennen ist. In Deutschland halten sich die ritterliche Reimchronik und die Prosa der Stadtschreiber fast die Wage.

Für alle Verhältnisse der Welt war es nun von der größten Bedeutung, daß Friedrich II., der zwar von einer Krankheit heimgesucht, aber in der Genesung begriffen war,

am 13. December 1250 durch einen plötzlichen Tod hingerissen ward. Er war im Begriff, den Krieg trotz alledem mit großem Eifer wieder aufzunehmen. Man weiß von orientalischen Schätzen zu erzählen, die eben, von zwölf Kameelen getragen, bei ihm angelangt seien. Alle seine Erklärungen athmen noch entschiedene Kampflust für die Sache des Reichs, die er in seinem Testamente vorbehält. Er bedrohte, wie Malespini sagt, alle Guelfen in Toscana mit dem Tod, als die Nachricht von seinem eigenen Tode ankam. Im Jahre 1251 mußten die Ghibellinen aus Florenz weichen, weil sie nicht mit dem Volke gegen Pistoja ausziehen wollten, wo ebenfalls noch Ghibellinen herrschten.

Der Papst verließ Lyon nach dem Osterfest 1251. Er ward in Oberitalien, wie sich denken läßt, von den guelfischen Städten mit Freuden empfangen, doch war er nicht ihr Herr: sie machten Geldforderungen an ihn. Auch in Rom, wo er erst 1253 einzog, fand der Papst nur eine sehr kühle Aufnahme. Der Senator Brancaleone machte ihm Vorwürfe wegen seiner langen Abwesenheit; die Bürgerschaft machte auch hier Geldforderungen geltend. Und noch weniger war er Meister von Neapel, das der natürliche Sohn Friedrichs von Bianca Lancia, Manfred, zunächst verwaltete, wo aber auch der rechte Erbe und legitime Sohn Friedrichs, König Konrad IV., von Deutschland anlangte, um seine Rechte zu behaupten. Konrad überwand die Gegner und ward 1253 auch seiner Hauptstadt Neapel mächtig. Innocenz war aber entschlossen, ihn mit allen seinen Mitteln zu bekämpfen. Das vornehmste bestand darin, daß er fremde Fürsten herbeizuziehen suchte. Darin lag die Macht des Papstthums, daß es das Centrum der abendländischen Christen-

heit bildete. Innocenz IV. beschloß sie in ungewöhnlichem Sinne zu benutzen. Er rief das Haus Anjou, und da dieses zögerte, die Plantagenets von England zu Hilfe.

Innocenz IV. steht so recht in der Mitte des Papstthums. Er war nach Friedrichs II. Tode der Repräsentant der abendländischen Christenheit, ein Papst ohne Kaiser, mit dem Anspruch beides zu sein. Sein Hof war der vornehmste, glänzendste der Welt, den er jedoch nur mit Mühe in Ordnung halten konnte. Von Nepotismus ist er kaum ganz freizusprechen. Die Franziscaner haben seinen Tod einer Strafe Gottes zugeschrieben, weil er dem Weltclerus günstiger gesinnt war, als der Klostergeistlichkeit. Wenn er zugleich die geistliche und die weltliche Macht auszuüben sich vermaß, so beruhte das eben darauf, daß er keine weltliche Gewalt neben sich hatte und z. B. in den Ketzerangelegenheiten auch keine dulden konnte, die ihm hätte Widerstand leisten können. Daß er die Oberhand behielt, ergab sich aus seiner großen Stellung an der Spitze der abendländischen Christenheit und dem Moment der Befreiung von dem Druck der kaiserlichen Gewalt. Er beförderte die Emancipation der Städte von dem Kaiserthum, aber er legte ihnen dagegen das schwerste kirchliche Joch auf. Die Ketzergerichte des dreizehnten Jahrhunderts haben die Opposition des sechzehnten hervorgebracht. Mit dem äußersten Anspruch verband Innocenz auch die extremsten Mittel, um jenen durchzuführen. Man muß sich vergegenwärtigen, daß auch das östliche Reich ihm gehörte, daß er mit den Mongolen in jener Verbindung stand, welche den Uebertritt des Chans zum Christenthum noch möglich erscheinen ließ.

Für ihn war es nun die nächste große politische Angelegenheit, Neapel und Sicilien ganz in seine Hand zu bekommen.

Besonders merkwürdig ist es, daß er den Neapolitanern, deren er schon vor dem Tode Friedrichs sich versichert hatte, und die ihm seitdem besonders treu blieben, versicherte, daß sie immer in unmittelbarem Besitz der römischen Kirche bleiben würden. Sie sollten niemals wieder unter einem Kaiser oder König, auch unter keinem Fürsten oder Herzog stehen. Sie sollen die vollkommene Freiheit haben, sich ihre Magistrate zu setzen, ihre Gesetze zu geben. Man sieht, er geht darauf aus, auch Unteritalien und Sicilien in Communen aufzulösen. Daher machte es auch Konrad so viele Mühe, Fuß zu fassen, Neapel zu nehmen. Schon erhob sich indessen hierüber der ghibellinische Name allenthalben wieder, als Konrad 1254 starb; er hatte den Ghibellinen angekündigt, er werde kommen, die Rechte des Reichs wiederherzustellen. Es war damals, daß Innocenz ernstlich nach einem anderen Fürsten aussah, um des sicilianischen Königreichs Meister zu werden, und mit den Plantagenets in England, mit Heinrich III., anknüpfte. Allein dieser plötzliche Tod Konrads, der erst 26 Jahr alt war, gab nun allen Dingen eine andere Wendung.

Manfred selbst hielt für nothwendig, sich dem Papst anzuschließen. Innocenz hatte den Triumph, in Neapel einzuziehen. Allein wie wäre ein wirkliches Verständniß zwischen ihm und Manfred möglich gewesen? Das Recht der Kirche und das Erbrecht, das Manfred noch für seinen Neffen Konradin geltend machte, waren unverträglich. Wer auch den anderen zu überlisten versucht haben mag: als Manfred sich gefährdet glaubte, rettete er sich durch eine schnelle Flucht mit geringem Geleit, kam zu den Anhängern seines Hauses, griff das Heer des Papstes an und schlug es aus dem Felde. Das geschah am 2. December 1254, am 7. starb der Papst. Es ist doch

immer sehr bedeutend, daß Manfreds Rettung und seine Macht ihm vor allem von jener Colonie von Lucera kam, aus Saracenen, die einen neuen Zuzug erhielten und den Eindrücken der päpstlichen Macht, in welcher die Christen lebten, unzugänglich waren.

Alexander IV., der zum Nachfolger Innocenz' IV. erwählt wurde (1254—1261) — nicht ganz aus dem Metall des Vorgängers, wiewohl er an dessen Gesichtspunkten festhielt — mußte vor diesen Saracenen aus Neapel weichen und erlebte es, daß Manfred zum König des sicilianischen Reiches gekrönt wurde. Er würde ihn anerkannt haben, hätte er sich seiner Mohammedaner entäußern wollen. Wie hätte aber Manfred darauf eingehen können, ohne sich selbst zu gefährden? Seine Erhebung in einem der Kirche abgewandten Sinne hatte nun aber die größte Rückwirkung auf die Partei derselben, die Guelfen. Auch die in Florenz wieder aufgenommenen Ghibellinen begannen sich zu regen. Da der Popolo im Gegensatz zu ihnen gegründet worden, so erregten sie den Verdacht, als sei ihre Absicht, dieser Verfassung ein Ende zu machen. Sie wichen 1258 aus der Stadt, fanden aber Rückhalt an Siena. Das führte dann zu einem Versuch des florentinischen Popolo gegen Siena. Alle Guelfen von Bologna, Pistoja und vielen kleinen Orten machten gemeinschaftliche Sache mit ihnen. Sie rechneten darauf, daß ihnen ein Thor von Siena überliefert würde, wie Farinata degli Uberti ihnen listig versprochen hatte. Aber eben aus diesem Thor brachen die Ghibellinen hervor und brachten dem erschreckten Popolo bei Montaperti im September 1260 eine schwere Niederlage bei.

Hierauf wichen die Guelfen aus Florenz; die Ghibellinen änderten die Regierung, setzten einen neuen Podestà ein und

führten nun, unterstützt von deutschen Reitern, die ihnen Manfred gab, ein sehr strenges und gewaltsames Regiment ein. So wurden die Guelfen aus den benachbarten Städten allenthalben verjagt. Bei den Guelfen waren auch viele populare Geschlechter, u. a. die Macchiavelli. Zwischen Pisa, Siena, Arezzo und Florenz kam es 1261 zu einer ghibellinischen Vereinigung gegen Lucca, wo allein die Guelfen noch bestanden. Es war damals, daß von dem Landadel der Vorschlag gemacht wurde, Florenz in Burgflecken aufzulösen. Der Führer der Ghibellinen, eben jener Farinata degli Uberti, setzte sich dagegen. Die Ghibellinen hatten für den Augenblick die Oberhand in diesen städtischen Formen des Lebens. Auch in Oberitalien stand es nicht anders: wie zuvor die Ezzelini, so hielten sich jetzt auch deren alte Gegner, nachdem sie jene besiegt, zu den Ghibellinen. Papst Alexander mußte Rom verlassen: man wollte dort Manfred zum Senator machen. Und in diesem Momente trat für die abendländische Christenheit, vor allem doch für das Papstthum selbst, ein großer Verlust ein: das lateinische Kaiserthum in Constantinopel ging im Jahre 1261 an die Griechen verloren.

Daß dies im allgemeinen mit den Irrungen zwischen Kaiserthum und Papstthum zusammenhängt, daran kann kein Zweifel sein. Auf dem Concilium von Lyon war als eine Hauptanklage gegen Friedrich II. geltend gemacht worden, daß er es rathsam gefunden hatte, mit dem Kaiserthum Nicäa, welches die vornehmste Neubildung der rein griechischen Welt war, in Verbindung zu treten. Der lateinische Kaiser Balduin war, wie berührt, der einzige weltliche Fürst, der sich damals bei dem Papste befand und von ihm sein Heil erwartete. Nicht unmittelbar wurde nun jener Zusammenhang erhalten,

indem die Familie des Vatatzes, das Haus Laskaris, 1258 von einem Palaeologen gestürzt wurde. Manfred war also dynastisch mehr ein Gegner der Palaeologen; auch hatte er seine Truppen in Thessalien bei Michael Comnenus, als dieser von Michael Palaeologus bekämpft und geschlagen wurde. Trotzdem bestand zwischen dem Reiche Nicäa und dem letzten Hohenstaufen ein gemeinsames Interesse: sie widerstrebten beide der Machtstellung der lateinischen Welt in der Einheit ihrer hierarchischen Verfassung. Ueberdies aber geschah es infolge der Eifersucht der beiden großen Seestädte Genua und Venedig, daß die Griechen sogar eine directe Unterstützung unter den Abendländern fanden. Um dies zu verhüten, suchten die Päpste zwischen Genua auf der einen, Pisa, Venedig und den Provençalen auf der anderen Seite, die in den italienischen Händeln zusammenhielten, zu vermitteln, aber vergeblich.

Die Genuesen nun brachten ein Geschwader zur Unterstützung des Michael Palaeologus, dessen Gesandte sie empfangen hatten, in See, das die Venetianer jedoch bekämpften. An sich aber war Michael Palaeologus dem lateinischen Kaiser bei weitem überlegen. Diesem konnte die Pacification des Papstes Alexander IV. nicht viel nützen; man hätte ihn unterstützen sollen. Aber Balduin II. war so arm, daß er die angebliche Dornenkrone Christi, eines der größten Heiligthümer, aus seinem Schatz verkaufte und aus dem Blei der Dächer Münzen schlagen ließ. Wie hätte er eine hinreichende Truppenzahl werben können? Es gab noch eine unabhängige Bauernschaft griechischen Ursprungs, Thelematarier genannt — Leute, die ihren Willen haben — welche Constantinopel mit Lebensmitteln versorgten. Die Armuth des Kaisers von Constantinopel bewog sie jetzt, sich auf die Seite des Kaisers von

Nicäa zu schlagen. Die Gelegenheit gab eine Expedition der venetianischen Flotte nach dem schwarzen Meer. Während ihrer Abwesenheit ergriff der Feldherr des Palaeologus, Alexius Strategopulos, den günstigen Moment, um sich durch einen Handstreich der Stadt zu bemächtigen. Einige Thelematarier überstiegen die Mauern, öffneten das goldene Thor sowie die übrigen, so daß Alexius am 25. Juli 1261 ungehindert die Stadt einnehmen konnte. Kaiser Balduin und die anwesenden Lateiner wagten nicht einen Augenblick, sich zu vertheidigen. Sie ließen selbst die Reichskleinodien und den Palast im Stich, um auf der in diesem Moment, aber zu spät zurückkehrenden venetianischen Flotte Rettung zu finden.

Am 13. August 1261 zog Michael Palaeologus in Constantinopel wieder ein; ein Bild der heiligen Maria ward vor ihm hergetragen. Die beste Unterstützung fand er an den Genuesen, denen er die Vorstadt Pera einräumte. Die Venetianer bekämpften jene. Eine Art von Seeräuberkrieg entspann sich in allen diesen Meeren, welcher zugleich zur weiteren Schwächung der fränkischen Besitzungen in Syrien erheblich beitrug. Im Jahre 1264 erfochten endlich die Venetianer einen großen Sieg zur See, durch dessen Folgen Michael Palaeologus bewogen wurde, auch ihnen große Privilegien zu gewähren. Wir werden der beiden seemächtigen Republiken und der Wechselfälle ihres Kampfes noch weiter gedenken. Für die Welt war es vielleicht kein Schade, daß die griechische Nation noch einmal in den Besitz von Constantinopel zurückkam und dann hier noch eine letzte Blüthe griechischer Cultur entwickelte; aber für die lateinische Sache war es ein großer Verlust.

Papst Alexander IV. erlebte ihn nicht; er war kurz vor-

her, am 25. Mai 1261, gestorben. Aber in dem Mangel an seinen Veranstaltungen, der dann freilich wieder durch die italienischen Händel veranlaßt worden, ist doch das Motiv zu suchen. Sein Pontificat gehört überhaupt zu den wenig glänzenden. Er hielt, wie gesagt, an den Grundsätzen Innocenz' IV. fest; aber die Rückwirkung derselben erreichte ihn auf das empfindlichste. Er war der Mann nicht und fand die Kräfte in Italien nicht, um Manfred zu widerstehen. Er sprach den Bann über Manfred und alle ghibellinischen Communen aus, aber gleich darauf wurde Manfred wirklich zum Senator ausgerufen (1261). Er drang noch nicht vollkommen durch, aber schon schien es, als nehme er auf dem Grund seines Anhanges in Rom das Kaiserthum selbst in Anspruch. Alles liegt doch in der Heerführung der Christenheit, an deren Spitze der Papst steht. Wir werden sogleich noch weiter ausführen, daß sie damals fast allenthalben angegriffen wurde. Für die religiöse Einheit giebt es ein sehr lebendiges Gefühl. Der Papst ist der Repräsentant derselben, jetzt der einzige. Daher kommt natürlich, daß jede Abweichung ein Capitalverbrechen wurde. Es ist so unsinnig nicht, wie es scheint, daß man die Waffen der Kreuzzüge gegen die Ketzer trägt.

Neunzehntes Capitel.

Karl von Anjou.

Man versteht es nur durch den Zusammenhang der orientalischen mit den italienischen Angelegenheiten, daß die Cardinäle nach langem Conclave zur Wahl eines Papstes sich vereinigten, welcher gar nicht einmal ihnen angehörte, der in Erinnerung an den Urheber der Kreuzzüge den Namen Urban IV. annahm. Es war Jacob Pantaleone, Sohn eines Schuhflickers von Troyes in der Champagne, der, durch seine Studien an der Universität zu Paris ausgezeichnet, zu kirchlichen Würden emporstieg, Bischof von Laon wurde, einmal wohl auch in Preußen erschienen und dann zum Patriarchat von Jerusalem erhoben worden war, eine Stelle, in der er sich als ein wahrer Vater der Gläubigen erwiesen hatte. Er war an den päpstlichen Hof gegangen, weil er über einige Schenkungen und Beförderungen Alexanders IV. mißvergnügt war, eigentlich um Abhilfe zu erlangen. Hier aber — es war in Viterbo — machte er so viel Eindruck, daß er selbst zur Tiara gelangte.

Er lebte und webte in den orientalischen Verhältnissen, für die er übrigens noch immer die größten Hoffnungen hegte, da eben damals die Ilchane Meister von Syrien wurden und

die ejubidische Macht brachen. Er meinte, mit dem Sultan von Aegypten werde man noch fertig werden.

Daß nun eben damals Constantinopel an die Griechen überging, verdoppelte seinen Eifer. Er meinte es wieder herbeizubringen mit Hilfe der Venetianer, der lateinischen Ritterschaft und vor allem der Franzosen. Aber gerade nun geschah jene Erneuerung des islamitischen Princips in Aegypten und Vorderasien, welche den Christen in der Mitte zwischen den Ilchanen und Mamluken so gefährlich wurde. Es war zugleich die Epoche, in welcher die Preußen nach der früheren Pacification, aufgeregt durch die von den Deutschen begangenen Gewaltsamkeiten, ihren großen Aufstand von 1261 unternahmen, in welchem der Orden wieder eine Niederlage im offenen Felde erlitt. Ein andere Rücksicht bildete das Emporkommen des Abu Abdallah in Tunis, dessen Macht auf den Trümmern der Almohaden bis nach Spanien übergriff, wo ihm eine Zeitlang Granada gehorchte. Man sieht die ungeheuren Verlegenheiten, die sich am päpstlichen Hofe zusammendrängten; bei weitem die bedeutendste aber war die, welche Manfred bereitete, der damals dadurch, daß er seine Tochter Constanze mit dem Thronerben von Aragon, Peter, verheirathete, ein weitreichendes Ansehen erhielt. Da setzte nun Urban IV. das ins Werk, was Innocenz IV. vorbereitet hatte: er gewann den Grafen von der Provence, Karl von Anjou, Bruder König Ludwigs IX. von Frankreich, für sich.

Provence, einst mit Aragon vereinigt, gerieth bei dem Tode des letzten Grafen aus dem aragonesischen Stamme, Ramon Berenguers IV., in die Hände eines französischen Prinzen. Jener hatte seine jüngste Tochter Beatrix zu seiner Erbin bestimmt und zugleich den Grafen Raimund von Tou-

louse zu ihrem Gemahl. Ueber dem aber lag wohl noch der Verdacht der albigensischen Ketzerei. Genug, die Städte des Landes brachen das Testament und zogen ihm Karl von Anjou vor, der zugleich durch eine Art Kaufvertrag mit dem Kaiser Friedrich II. die Ansprüche des Reiches an sich brachte und nun eine große Rolle spielte. Es waren jene Gebiete, von denen einst der vornehmste Impuls zu den Kreuzzügen ausgegangen war. Eine reiche, zumal poetische Bildung hatte sich darauf ebendort entwickelt; die allgemeine geistige Erregung führte zu der albigensischen Ketzerei. Indem diese gewaltsam niedergeschlagen ward, kam in dem Adel nunmehr eine streng kirchliche Richtung zum Durchbruch. Der neue Landesherr, Karl von Anjou, galt nicht minder für höchst devot; er machte den Kreuzzug seines Bruders nach Aegypten mit. Zuhause suchte er die Städte niederzuhalten. Er war von Ehrgeiz erfüllt, und auch seine Gemahlin Beatrix, deren Schwestern mit den Königen von Frankreich, England und Deutschland vermählt waren, wünschte, wie diese, den Rang einer Königin zu besitzen. Ludwig IX. war eher gegen die Erhebung seines Bruders auf den sicilischen Thron, da ihm das Erbrecht heilig war.

Einige Verlegenheiten bereiteten außerdem die Einwendungen des Kaisers Balduin, der eben flüchtig bei der Curie angelangt war; aber es scheint ja klar zu sein, daß der Papst auch für seine orientalischen Entwürfe sich auf eine Macht von so unkirchlicher Natur, wie die Manfreds war, nicht verlassen konnte. Eine ganz andere Stütze bot ihm Graf Karl von Anjou dar, wenn sich derselbe jemals Neapels und Siciliens wirklich bemächtigen konnte. Zugleich war die Absicht, ihn dabei nicht allein der Kirche auf immer zu verpflichten,

sondern auch sonst in die engsten Schranken einzuschließen. Er sollte einen großen Lehnszins zahlen und eine Anzahl Ritter zu des Papstes Diensten halten. Eine neue Schwierigkeit entstand, da Karl in diesem Augenblick zum Senator von Rom erwählt wurde. Aber er ließ sich herbei, diese Würde, welche ihm eine gewisse Selbständigkeit dem Papste gegenüber verlieh, nur so lange behalten zu wollen, als es dem Papst gefalle. Er stellte nicht in Abrede, daß die Gründung einer weltlichen Herrschaft in Rom die geistliche untergrabe. Dieser kirchliche Gesichtspunkt bleibt immer der vornehmste. Das wichtigste Moment für das Papstthum aber war, das Kaiserthum und den Besitz von Neapel auf immer zu scheiden. Da Karl in diesem Punkte nachgab, so ward eine Uebereinkunft getroffen. Sie ist die bedeutendste Handlung Urbans IV., der in diesem Momente starb (2. October 1264).

Ricordano Malespini schildert die Berufung Karls von Anjou als eine allgemein von der guelfischen Partei geforderte. Namentlich die ausgewanderten Guelfen von Florenz dringen nach ihm darauf. Hierauf wird eine große Zusammenkunft gehalten. Der Papst erklärt, er denke die Kirche aus ihrer Sklaverei zu befreien. Das könnte nur dadurch geschehen, daß er Karl von Anjou aus vornehmstem Haus zum Kämpen der Kirche und König von Sicilien und Apulien erhebe. Karl nimmt das an, seine Verwandten rathen ihm dazu, als zu einem hochherzigen Unternehmen. Manfred meint jedoch, ihn leicht zu bestehen mit Hilfe der Ghibellinen, die ihm Geld versprechen, eines deutschen Zuzuges und der Flotte von Neapel und Pisa. Der Tod des Papstes verzögert Karls Ankunft; viele Provençalen folgen ihm. Die Guelfen bitten den Nachfolger Urbans, sie dem Grafen von Anjou zu empfehlen.

Karl setzt sich in Marseille zu Schiffe, obgleich die Flotte des Gegners stärker ist. Er legt wider Erwarten glücklich an dem Ausfluß der Tiber an und begiebt sich sofort nach Rom. Hier erwartet er seine Reiterei, die den Weg zu Lande genommen. Manfred rüstet sich nun an der neapolitanischen Küste, ihn zu empfangen. Auf seine Botschaft antwortet ihm Karl, er wolle nichts als den Krieg; entweder werde er Manfred — er nennt ihn höhnisch Sultan — in die Hölle senden oder dieser ihn in das Paradies: ich werde ihn tödten oder er mich! so soll er geäußert haben. So die florentinische Tradition, welche die Verhältnisse des heimischen Parteiwesens in den Vordergrund stellt und zugleich von novellistischen Zügen durchsetzt ist.

Es kommt hiebei nicht allein auf die Geschichte des Untergangs der Hohenstaufen an, sondern auf die Gründung eines neuen Weltverhältnisses, das aus der Stellung der Provençalen zu Spanien, Afrika, Italien und Constantinopel entspringt. Karl gehörte zu der nächsten Verwandtschaft der verjagten Kaiser von Constantinopel. Er war bereits so angesehen in Italien, daß ihn die Römer, wie wir sahen, selbst ohne Vorwissen des Papstes, zum Senator machten. Die Guelfen — denn schon lange war er mit den italienischen Parteiungen in Verbindung — sahen in ihm ihren natürlichen Vorfechter. Der Papst selbst forderte ihn zur Annahme der Senatorwürde auf, aber er sah zugleich das große Interesse der Kirche, bei dieser Gelegenheit sich für künftige Zeit des Senats zu versichern. Für die Einführung Karls in Italien zu der großen Bestimmung, die man ihm gab, konnte nichts förderlicher sein. Es war doch ganz im Zusammenhang mit dem guelfischen Gedanken, daß Karl im Herbst 1264 einen

provençalischen Ritter, Gaucelin, zur Besitznahme des Capitols schickte. Man darf es wohl als die erste Reaction gegen die Schlacht von Montaperti ansehen, daß die Guelfen in Rom Karl als ihr Oberhaupt aufstellten. Die Verlegenheiten des Papstes können nur secundär gewesen sein. Daß der Senator Karl die Ghibellinen im Kirchenstaat im Zaum hielt, mußte ihm erwünscht sein. So waren auch alle Castelle in der Campagna in Unterwürfigkeit gehalten. Der Papst selbst stellte ein kleines Heer ins Feld. Manfred machte vergebliche Versuche, gegen Rom vorzubringen. Wie die Ghibellinen an Manfred, so hatten jetzt die Guelfen an Karl von Anjou ihr Oberhaupt.

Dahin war es nun doch wieder gekommen, daß aus dem ritterlichen Frankreich wie einst die vornehmste Opposition gegen die an Deutschland anknüpfende Herrschaft in Italien eindrang. Von Nationalität war hier nicht die Rede; denn Männer wie Friedrich II. und Manfred waren echte Italiener. Alles hängt von der universalen Combination ab, in der die Kirche nach dem einmal unternommenen großen Kampfe siegen mußte oder untergehen. Daß nun Urban IV. diese Combination zustande gebracht hatte, stellt ihn in die Reihe der bedeutenden Päpste. Gregorovius, dessen Werk sonst auf guten Studien beruht, urtheilt unrichtig, wenn er sagt: seine Politik war ohne wahrhafte Erfolge! Er combinirte die orientalischen Verhältnisse, für welche Karl, wie der Erfolg zeigt, ebenfalls bestimmt war, mit den occidentalischen. Er setzte durch, daß ein Fürst von Bedeutung sich bereit finden ließ, das Erbrecht des noch lebenden Staufers zu mißachten und seinen Ruf nach Italien wirklich anzunehmen. Ludwigs IX. Skrupel mußten am Ende schweigen. Dem von Urban er-

weckten Sinne entsprach es nun ganz gut, wenn nach seinem Tode ein Provençale selbst, Clemens IV., den päpstlichen Stuhl bestieg (5. Februar 1265); ein geübter Staatsbeamter, der eben erst durch Urban in das Cardinalat gekommen war, ein energischer alter Herr, ganz geeignet, die Macht von Frankreich, auch seinen Reichthum, in den Dienst der päpstlichen Politik zu stellen.

Wie im Jahre 1066 die Nordfranzosen, bei denen das Ritterthum am stärksten entwickelt war, sich gegen England erhoben, ebenfalls im Bunde mit der Kirche, so warfen sich denn die Südfranzosen, noch besonders durch die Kreuzzugsidee, der sich Frankreich zumal unter Ludwig IX. noch sehr zugänglich zeigte, begeistert, zwei Jahrhunderte später auf das südliche Italien. Die provençalische Ritterschaft bezeichnete sich mit dem Kreuze für dieses Unternehmen. Es waren größtentheils Ritter, deren Macht auf der Allgemeinheit ihrer kriegerischen Begabung beruhte. Wie einst Wilhelm der Eroberer, hatte auch Karl eine Partei für sich. Doch stand ihm eine bei weitem größere Schwierigkeit gegenüber. Manfred war ungleich besser gerüstet, als Harald. Gegen das Landheer hatte er in Oberitalien die allenthalben mächtigen Ghibellinen für sich; er herrschte in Toscana, er hatte die Küsten, namentlich auch den Ausfluß der Tiber, befestigt. Hauptsächlich hatte er eine stattliche Flotte von pisanischen und sicilischen Galeeren auf seiner Seite. Für Karl von Anjou aber war diesmal das Glück noch mehr, als einst für Wilhelm den Eroberer. Die Stürme trieben ihn nach Porto Pisano, da aber erfolgte zu seinem Glück ein Umschlag der Winde; — denn sonst wäre er gefangen worden —, so daß er den Hafen wieder verlassen konnte. Als er an der Mündung der Tiber war, stieg er

in einen Kahn, der ihn nach Ostia führte. Es kam eben nur auf seine Person an; die guelfischen Geschlechter hielten ihn. Als er am 21. Mai 1265 in Rom war, vollendete er die gesammte Combination.

Bei Villani, im siebenten Buche, haben wir eine Schilderung von ihm. Er war klug, von gesundem Verstand, tapfer und gefürchtet, hochherzig und von großen Intentionen. Er setzte alles daran, sein Unternehmen durchzuführen; er hielt Wort, sprach nur wenig, lachte nie, hielt sich ehrbar wie ein Mönch, war streng katholisch; er war groß von Gestalt, von nervigem Körper, habsüchtig, aber freigebig gegen seine Ritter. Er bildet einen Gegensatz zu Manfred, der so eifrig eben keineswegs war und sich Ausschweifungen nicht übelnahm. Ich fand in ihm, sagt ein Araber von Manfred, einen Liebhaber höherer Wissenschaft; z. B. kannte er Euclid. Von dem reichen Geiste seines Vaters hatte er wenigstens einen Theil geerbt. Er war der schönste von allen, stets heiter, von vielen persönlich geliebt, wie sein Gegner gefürchtet. Er war in den italienischen Verwicklungen aufgewachsen, gewandt und, sobald er sich zusammennahm, thatkräftig, ein geborenes Parteihaupt. Der vornehmste Unterschied wird sein, daß jener sich dem katholischen Begriff und der Kirche vollkommen unterordnete, dieser darüber hinausstrebte: Manfred weltlicher, Karl geistlicher; ritterlich waren sie beide. Karl von Anjou kam mit 1000 Reitern, ohne Geld, aber die guelfische Partei sah schon in seiner Ankunft einen Triumph. Auf das Geheiß des Papstes verließ er den Lateran, den er zuerst eingenommen. Auf den Münzen, die er als Senator schlagen ließ, erscheint zugleich die Anerkennung der römischen Prätentionen: Roma caput mundi. Er empfing sogleich die

Investitur mit dem apulisch-sicilischen Reiche unter geistlichen Beschränkungen. Schon im Juli 1265 ertheilt er Privilegien nach Neapel. Doch war die Sache noch sehr zweifelhaft, da es ihm insbesondere an Geld fehlte und England widerstrebte. Manfred erneute den Versuch eines Handstreichs gegen Rom, der indeß bei der Aufstellung, die man dort genommen, nicht gelingen konnte. Er wurde sogleich inne, daß die Sache des Gegners die stärkere war. Die neapolitanischen Barone verweigerten ihm in Benevent, gegen den Papst zu Felde zu ziehen. Dasselbe Moment bewirkte, daß die Alpen nicht verschlossen gehalten wurden und die Guelfen beim Heranzug des angiovinischen Heeres in Oberitalien sich erheben konnten. Dazu kam Verrath. Der durch Dante unsterblich gewordene Verräther Buoso gab die Pässe des Oglio auf. Die Führer der Ghibellinen wichen in feste Städte, wie nach Cremona; die Seestädte hielten sich neutral. Das Heer war räuberisch und zerlumpt, als es gegen Ende 1265 in Rom ankam, aber um so begieriger war es auf den Krieg. Karl selbst konnte sich kaum behaupten, er hatte kaum zu leben. Von großer und fast symbolischer Bedeutung ist es nun, daß der Papst den fremden Fürsten, dem kein Erbrecht zustand, während der rechte Erbe doch noch lebte, in Rom feierlich krönen ließ, wo bis dahin nur die Kaiser gekrönt wurden. Aber eben dieses Kaiserthum in der alten Form wollte er nicht mehr. Manfred bat den Papst um Frieden. Alles hat seine Zeit, antwortete der Papst; schon ist der Held in Waffen persönlich erschienen; die Axt ist an die Wurzel gelegt!

Zu Anfang 1266 setzte sich das Heer in Bewegung, nachdem es die Absolution feierlich empfangen hatte; Cardinäle geleiteten es. Ein schlimmes Zeichen war es, daß einer der

früheren Vorfechter der Ghibellinen jetzt zu Karl überging und in dessen Heere sehr wirksam war. Der Paß am Garigliano bei Ceperano ward, wie damals die allgemeine Meinung war, durch die Schuld des Grafen von Caserta verlassen, und zwar aus einem anderen Grunde, der jedoch auch sehr bezeichnend ist: der Graf habe sich rächen wollen, weil Manfred seiner Frau Gewalt angethan. Manfred wandte sich nach Capua, dann nach Benevent: hier wollte er sich vertheidigen. Aber nicht mehr ein schwacher Cardinallegat wie früher, sondern einer der geübtesten Kriegsmänner der Welt stand ihm entgegen, und ihn umgab der Verrath. Es scheint, als ob die Besorgniß vor Treulosigkeit und vielleicht der Rath seiner Astrologen ihn vermochte, den Kampf zu unternehmen, ehe alle seine Streitkräfte beisammen waren. Besonders die Guelfen von Florenz erschienen drüben prächtig und furchtbar. Wo sind die Ghibellinen? fragte Manfred. Er war eben in seiner zweifelhaften Stellung nicht fähig, sie um sich zu scharen. Sie hatten seine Hilfe angenommen: ihm selbst leisteten sie, nur vom Augenblick geleitet, keine. Die vornehmste Stärke Manfreds bestand in den Saracenen, die an 10 000 Mann stark waren. Dies aber entfremdete ihm die Gemüther. Neapel sagte ihm, es wolle keine Saracenen. Viele verließen ihn noch vor der Schlacht, die am 26. Februar 1266 bei Benevent geschlagen ward.

Die Saracenen griffen an, wichen aber vor der besseren Rüstung der Gegner. Auch die Waffen der Deutschen, deren doch nicht mehr als 1000 waren, erwiesen sich schlechter als die französischen. Als die Schlachtordnung schwankte, flohen die Italiener. Manfred rief aus, er wolle lieber sterben, als leben vernichtet und im Exil! Mit einem getreuen römi-

schen Ritter stürzt er sich ins Getümmel und kommt um. Nach der Schlacht suchte man nach ihm und fand ihn nackt unter den Todten, wie Harald bei Hastings. Karl von Anjou versicherte sich, daß er es sei, und ließ ihn bestatten. Ein kirchliches Begräbniß konnte Manfred nicht erhalten. Sein Körper ward neben einer alten baufälligen Kirche in eine Grube gesenkt. Jeder warf einen Stein darauf, wie es bei solchen, die nicht auf den Kirchhof kommen, noch heute in Frankreich der Fall ist. Aber der Erzbischof von Cosenza ließ die Leiche herausheben, an die Ufer des Garigliano schleppen und den Elementen preisgeben. Dem Papste meldete Karl, er habe die Schlacht gewonnen und das Reich in seine Vasallenpflicht gegen die Kirche zurückgeführt, zum Frieden der Kirche und zur Wohlfahrt des Königreichs. Der Papst sah die Sache vom allgemeinsten Gesichtspunkte an: Untreue sinke, Treue erhebe sich. Er erinnerte Karl von Anjou, wie viel Mühe er sich sammt einigen seiner Vorgänger gegeben habe, ihn zu gewinnen; nun sei es endlich gelungen. Auf seinem Schlachtroß von Benevent ritt Karl von Anjou in Neapel ein; hinter ihm die provençalische Ritterschaft, wie einst mit dem Blute der Albigenser, so jetzt mit dem der Saracenen und der politischen Rebellen wider die Hierarchie bedeckt. Ein herrliches Denkmal hat Dante Manfred gewidmet, jenseit dieser engen kirchlichen Tendenzen: denn die göttliche Gnade breitet ihre Arme weit aus und nimmt alles auf, was sich ihr zuwendet!

Im Innern des Reiches wurde die strenge Finanzordnung, welche Friedrich II. eingeführt hatte, behauptet; denn ohne dies hätte es vollends kein Mittel gegeben, die Armee zu befriedigen. Saba Malaspina nennt besonders einen Rech-

nungsbeamten Gezolin von Marra, welcher die Steuerregister dem neuen Könige überlieferte. Und zu diesem Druck wurden die französischen Feudalrechte, die der verlehnten Grundherren, eingeführt, von denen jeder in seinem Bezirke ein unbedingtes Hoheitsrecht, so daß sie sich sogar Ausgangs- und Eingangszölle zahlen ließen, in Anspruch nahm. Wie weit nun reichte die Ansiedlung französischer Barone? Darin war ein ungeheurer Unterschied gegen die englische Eroberung, daß in Neapel der Uebertritt oder der Verrath einen so großen Antheil gehabt hatte. Von einer vollständigen Umwandlung der adligen Besitzverhältnisse konnte fürs erste keine Rede sein. Aber der Graf von Anjou führte die Formen der französischen Administration und so die Form der dortigen Hofhaltung herüber. Er wollte aus Neapel ein neues Paris machen. Erst durch ihn wurde Neapel die Hauptstadt beider Königreiche. Er baute ein neues Schloß und reorganisirte die Universität.

Wenn nun die Guelfen, namentlich die florentinischen, so viel zur Berufung und zum Siege Karls von Anjou beigetragen hatten, so mußte ihnen auch der Vortheil davon zugute kommen. Der Umschlag in Florenz selbst wird dadurch merkwürdig, daß er die Republik als solche verstärkte, wozu jedoch der Anfang wiederum durch innere Bewegungen gemacht worden war. Nach Ricordano Malespini neigte sich das Volk zu den Guelfen, weil es, jeder persönlich, von den Ghibellinen vielen Schaden erlitten hatte. Der Führer der Ghibellinen, der bisher zu Manfred gehalten, Graf Guido Novello, setzte darauf 1266 kurz nach der Schlacht von Benevent zwei neue Podestàs, aus der Gesellschaft der Frati Godenti, welche sich bemühten, den Parteigeist zu verlöschen. Es wurden

ihnen sechsunddreißig huomini buoni mercatanti zurseite gegeben, von beiden Parteien, auch einige Große, gegen die kein Argwohn vorlag, und diese organisirten nun wieder in gleichem Sinne die besseren Einwohner, den später sogenannten Popolo grasso, im Gegensatz zum Popolo minuto. Es waren Rechtsgelehrte und Aerzte, Specereihändler, Wechsler, Seiden- und Wollwaarenhändler, Kürschner, Lichtzieher u. s. f. Jede Zunft bekam ihren Consul und ihre Fahne mit der Pflicht, in dringenden Fällen zu den Waffen zu eilen. Da sich diese jedoch auch dem auf solche Weise gemäßigten ghibellinischen Parteiregimente widersetzten und zur Erhaltung der Truppen nichts beitragen wollten, so sollten sie wieder zersprengt werden. Allein der trotzigen Haltung des Volkes gegenüber verlor der ghibellinische Adel den Muth. Ohne eigentlichen Kampf wichen sie unter der Führung des Grafen Guido aus der Stadt und suchten dann vergebens zurückzukehren. Im Gegensatz zu ihnen vereinigte sich darauf der Popolo und setzte neue Podestàs, die aus Orvieto kamen. Dann wurde Friede gemacht. Man suchte sich durch Vermählungen innerhalb der vornehmsten Häuser zu versöhnen.

Man sieht also, daß es zunächst nicht sowohl einen Wechsel der herrschenden Partei galt, als vielmehr eine zwar gegen die Herrschaft der Ghibellinen, doch auch zugleich zur allgemeinen Ruhestiftung angelegte Constituirung des Volkes. Infolge des allgemeinen Uebergewichts, das durch den Sieg Karls von Anjou bewirkt worden war, gerieth nun aber doch das Regiment wieder in die Hände der Guelfen. Ostern 1267 wichen die Ghibellinen abermals aus der Stadt. Die Grundlage der popularen Verfassung blieb jedoch bestehen. Der Popolo gewann eine ausgebildete republikanische

Verfassung, die sich auf jene Zünfte gründete. Ein Theil der eingezogenen Güter gelangte an die parte Guelfa, ein anderer an die Stadt, so daß beide doch noch immer verschieden waren. Doch ward dadurch bewirkt, daß der Popolo grasso nicht wieder auf die Seite der Ghibellinen trat. So waren auch die übrigen toscanischen Städte guelfisch, ausgenommen Siena und Pisa. König Karl kam 1267 selbst nach Florenz. Sehr bedeutende Rechte wurden ihm fast gegen seinen Willen eingeräumt. Er wurde auf eine Reihe von Jahren zum Podestà und Herrn der Stadt ernannt. Er führte den Krieg gegen Pisa und Siena, aber ohne entscheidenden Erfolg. Nach einiger Zeit erhoben sich die Zünfte des Popolo grasso gegen ihn und die von ihm eingesetzte Regierung und nahmen nun das Regiment in die eigene Hand. Sie nannten sich Prioren und constituirten ihre Signorie. Wie man sich der kaiserlichen Podestàs entschlug, so wurden nun auch die angiovinischen Statthalter beseitigt.

Kommen wir aber zurück auf die Ereignisse der Jahre 1267 und 1268, in denen noch alles schwankte. Die Ghibellinen von Toscana und der Lombardei und die Besiegten von Neapel richteten ihr Augenmerk wieder auf Deutschland. Dort lebte der Enkel Friedrichs II., Konradin, wie ihn die Italiener nannten, geboren 1252, damals also kaum dem Knabenalter entwachsen, unter der Obhut seines Oheims von der Mutterseite, Herzog Ludwigs von Baiern. An diesen „jungen, noch unbefiederten Adler" wendeten sich auch die neapolitanischen Ausgewanderten. Unter seinem Namen vertheilten sie Diplome, in denen er als König von Sicilien seine nahe Ankunft ankündigte. Der Sicilianer Konrad Capece begab sich selbst nach Pisa, wo alle Ghibellinen sich sammelten, und

versprach ihnen die Hilfe der deutschen Fürsten. Die Sache gewann aber noch einen weiteren Horizont.

Zur staufischen Verwandtschaft gehörte das Haus Castilien: König Alfons X. war ein Sohn der Beatrix, einer Tochter Philipps von Schwaben; wir werden noch darauf zurückkommen, wie sich hieran die Rolle knüpfte, die sein Name in dem deutschen Thronstreit jener Tage gespielt hat. Seine Brüder aber, die Infanten Heinrich und Friedrich, suchten ihr Glück in den südeuropäischen Händeln. Sie erschienen am Hofe Abu Abdallahs, jenes Machthabers in Tunis, dessen Einfluß sich, wie berührt, bis nach Spanien erstreckte und der eine Soldatesca, gemischt aus Saracenen und Christen, unterhielt, ähnlich der, die sich um Friedrich II. und Manfred sammelte. Nach der Schlacht von Benevent ging Don Enrique von Tunis nach Italien hinüber, um sich bei Karl von Anjou und Clemens IV. um die Krone von Sardinien zu bewerben, die zugleich von den Aragonesen in Anspruch genommen wurde. Er erhielt einen abschlägigen Bescheid; dagegen gelang es ihm, nach einer entstandenen Irrung in Rom das Amt des Senators zu erlangen, welches Karl von Anjou auf den Wunsch des Papstes niedergelegt hatte. Erbittert wie er war auf Papst und König, wandte auch er sich nun als Verwandter an Konradin. Noch aber weilte der andere Infant, Don Fadrique, in Tunis: zu dem begab sich alsbald jener Konrad Capece. Sie brachten dort 400 Anhänger zusammen, zugleich eine Anzahl Saracenen, etwa 1600 Pferde. Aber diese reichten hin, um Sicilien, welches von Karl von Anjous ersten Einrichtungen aufgeregt war, zu gewinnen. Der französische Gouverneur setzte sich in Bewegung, um die Bande zu zersprengen. Aber die Sicilianer, die ihn dazu an-

gefeuert hatten, verließen ihn, und alle großen Städte erkannten den Erben des schwäbischen Hauses an. Wäre er nur dort zugegen gewesen!

Auch so jedoch war er nicht ganz in dem Falle verjagter Fürsten. Er hatte eine große Partei, die sich für ihn allenthalben regte. Die Frage konnte doch noch einmal sein, wer der wahre Besitzer des Reiches von Unteritalien sei, ob der rechte Erbe oder der durch den Spruch des Papstes gesetzte Fürst. Der widerrathenden Mutter zum Schmerz machte sich Konradin 1267 auf den Weg. Die Ghibellinen empfingen ihn in Verona mit Freuden, aber sie unterstützten ihn wenig. Der größte Theil der Deutschen verließ ihn wieder. Mit nur 3000 Mann machte er sich auf den Weg nach Sicilien. Wie hätte er aber noch zurückgehen sollen, da Heinrich von Castilien in Rom die hohenstaufische Fahne wehen ließ, die Saracenen in Neapel sich empörten, ganz Sicilien gegen Karl von Anjou in Gährung kam? Am 25. Juni 1268 erfochten die Ghibellinen in Toscana, wo Pisa lebhaft für Konradin Partei genommen hatte, einen Sieg für ihn bei Ponte a Valle am Arno. Konradin versprach den Sanesen Erlaß aller Abgaben, wofern er, wonach er trachte, Kaiser werde. Auf das freundlichste ward er von dem Senator in Rom empfangen, und da überdies die französische Flotte von der pisanischen geschlagen war, trug er kein Bedenken, sich am 8. August 1268 nach Neapel auf den Weg zu machen.

Papst Clemens begrüßte ihn als den Sproß der alten Schlange, aus deren giftigem Samen hervorgegangen. Sehr bemerkenswerth ist die Excommunication, die er über ihn ausspricht, worin er alle Bedrohungen und Ermahnungen aufführt, die er gegen ihn vorgebracht. Allein Konradin habe

sein Ohr verstopft wie eine taube Natter. Er erklärte ihn aller seiner angestammten Rechte, z. B. auf das Reich Jerusalem, für verlustig und sprach die Excommunication über ihn aus, auf daß er zunichte werde, wie herabrinnendes Wasser, wie aufsteigender Rauch! Er spricht das Interdict über alle Städte aus, welche ihn oder seine Begleiter aufnehmen würden. Es ist nun fast zum Erstaunen, daß Konradin doch noch so viel Anhang fand. An den Bergen von Tagliacozzo hatte sich Karl von Anjou aufgestellt. Er wollte vor allem die Verbindung Konradins mit den Saracenen verhüten. Es kam dort am 23. August 1268 zu einer Schlacht, wie jene Ottos II. gewesen war. Die Truppen Konradins schlugen sich tapfer und siegten, aber als die Deutschen sich auflösten, um Beute zu machen, wurden sie von einem Hinterhalte aus von den Provençalen angefallen und völlig vernichtet. Konradin wollte von Astura nach Sicilien flüchten, wo ihm Freunde lebten, ward aber erkannt, eingeholt und ausgeliefert. So gerieth er in die Gefangenschaft seines ärgsten Feindes, auf der Flucht. Aus diesen Händen war kein Entkommen.

Man machte es ihm zum todeswürdigen Verbrechen, daß er Klöster angezündet habe. Ein großer Gerichtshof ward berufen. Robert von Bari klagte Konradin an, daß er Kirchen zerstört, daß er widerrechtlich den Titel König angenommen und gegen den rechtmäßigen König Krieg unternommen habe. Guido von Suzara erwiderte, Konradin sei kein Schuldiger, er sei ein Kriegsgefangener. Viele der französischen Barone waren dafür, daß man ihn am Leben erhalten oder sogar mit ihm in Friedensverhandlungen eintreten müsse. Die Italiener hielten sich still. Ob er ein

Rebell gegen die Kirche sei oder ein König, war die Frage. Ein provençalischer Jurist sprach das Todesurtheil aus. Diesem gesellte sich der König zu. Am 29. October 1268 ward die Hinrichtung vollzogen. Konradin starb mit dem Herzen eines Kindes: sein letzter Ausruf galt dem Jammer seiner Mutter.

Man behauptet, Papst Clemens habe in seiner Aufregung zu Viterbo den Sieg bei Tagliacozzo unmittelbar in einer Art von Vision empfunden. Er theilte die Ueberzeugung Karls, der ihm schrieb, es scheine, daß der Allmächtige nun der Heimsuchung der Kirche ein Ziel gesetzt; nach allen Seiten hin ordnete er Lobgesänge an. Ob er die Hinrichtung selbst gebilligt, darüber widersprechen sich die Aussagen der Chronisten. Das Schicksal Konradins bildet eine Geschichte, deren ergreifenden Inhalt man überall erzählte. Besonders merkwürdig ist die Klage des Troubadours Bartholomäus Zorgi von Venedig. Ich wundere mich, ruft er aus, wie ich die Kraft noch habe, dies Unglück zu schildern; denn recht wäre es, daß mich der Gedanke daran lautlos tödtete, mich und jeden, der die Tugend noch stützt. Wie können Deutsche nur leben, wenn sie die Erinnerung an diesen Verlust im Herzen tragen? Denn sie haben ihr Bestes verloren und nur an Schmach gewonnen. Wenn sie nicht sogleich Rache nehmen, bleiben sie stets mit Schande bedeckt: so hart verfuhr Karl!

Karl zog zunächst nach Rom, um die ihm wieder übertragene Würde eines Senators anzunehmen. Sodann aber benutzte er den über die Empörung erfochtenen Sieg zur Befestigung seiner Herrschaft. Ungefähr wie in England, so folgte nun auch in Neapel auf den Versuch der Rebellion eine neue Landvertheilung. Eine große Masse von Gütern

der Verräther wurde confiscirt. Wir sehen die vornehmsten französischen Familien, selbst von fürstlichem Ursprung, sich in dem Königreich ansiedeln: die Courtenay, Montfort, Vaudemont; die Beaumont empfingen Caserta. Doch blieben auch viele Eingeborne, die sich getreu gehalten hatten: die Sanseverini, Ruffi; andere kamen aus anderen Städten Italiens: die Cenci aus Rom, die La Torre aus Mailand. Es war wie eine neue Besitznahme der siegreich gebliebenen Ritterschaft, wie ein innerer Krieg unter der Autorität des Staates und der Kirche.

Das merkwürdigste begab sich in Sicilien, wo Wilhelm l'Etentard mit einer ausgezeichneten Schar französischer Ritterschaft auftrat. Capece, der Haupturheber des Aufstandes, hatte sich nach einem Felsenschloß Agosta, das Friedrich II. zwischen Syracus und Catania errichtet hatte, gerettet. Viele von denen, die er einst aus Tunis herübergeführt hatte, waren um ihn. Diese aber waren bald soweit gebracht, ihren Führer ausliefern zu wollen, um sich selbst zu retten. Es ist nicht anders, sagten sie ihm, als er ihnen Vorstellungen machen wollte, es ist unvermeidlich. Aber vielleicht könne er sich retten, wenn er sich dem französischen Sieger freiwillig überliefere. Dazu entschloß er sich. Er ahnte, was ihm bevorstand: gelähmt von Furcht, ohne ein Wort zu sagen, ritt er nach dem Zelte Etendards, wie ein Ochs, sagt Saba Malaspina, der aus der Heerde ausgewählt wird, um geschlachtet zu werden. Was that der Capitän? Er ließ ihm die Augen ausreißen und ihn an einen Galgen von einer ungeheuren Höhe aufknüpfen, wo man seine im Winde schlotternden Glieder weithin sehen konnte.

Der Parteikampf, der sich bisher mehr in Verjagung der

einen durch die anderen bewegt hatte, bekam hiedurch einen gräßlichen Beigeschmack von Blut. Nicht ohne harten Kampf ward die Colonie der Saracenen in Lucera überwältigt und zerstreut. 140 provençalische Familien wurden statt derselben angesiedelt. Auch eine Menge anderer Provençalen kam herüber. Der König colonisirte das Land mit ihnen, theilte ihnen Aecker aus und bestimmte die Art von Cultur, die sie betreiben sollten. Das Land wurde, ungefähr wie kurz zuvor Griechenland, nach den französischen Formen eingerichtet, ritterlich-militärisch. Der einheimische Adel wurde unter die Ritterschaft aufgenommen. In den Saggi von Neapel, die etwas Republikanisches hatten, wurden nach dem Vorgang Friedrichs II. die Edelleute von den Bürgerlichen gesondert. Wer die Waffen trug und sein Streitroß hielt, wurde in den Stadtadel aufgenommen.

Und, wie sich versteht, die Idee des Katholicismus wurde eifrig cultivirt. Wie glücklich war man, als man die Reliquien der heiligen Magdalena zu entdecken glaubte! Die Universität in Neapel wurde sorgfältig gepflegt; nach dem Muster von Paris wurde sie zu einer eigenen Corporation gebildet. Ein großes Privilegium war es, daß ihr eine eigene Gerichtsbarkeit zugestanden wurde, ein Specialrichter mit drei Assistenten, von denen der eine ein Neapolitaner war, der andere ein dem übrigen Italien angehöriger, der dritte ein Franzose. Sie hatten alle Processe zu entscheiden, die der Doctoren und der Scholaren, criminale und bürgerliche. Kein anderer Hof durfte sich einmischen. Die Universität gelangte damals durch das große theologische Gestirn, den Doctor Angelicus Thomas von Aquino, zu ungemeinem Glanze. Deutsche und Italiener hatten sich niemals ganz verständigt;

hier wurde eine Verschmelzung des italienischen und französischen Geistes versucht, die bis zu einem gewissen Grade zu gelingen schien.

Der sichere Besitz des Reiches von Neapel und Sicilien, so hochbedeutend für die Lenkung der italienischen Geschicke — den Einfluß auf die Haltung des Papstthums selbst nicht ausgenommen — mußte nun aber Karl von Anjou, so gut wie seine Vorgänger seit den normännischen Tagen, noch in eine Fülle von anderen Weltbeziehungen versetzen. Er warf seine Augen übers Meer hin auf Afrika, Griechenland und den Orient. Es stand auch das im Einklang mit jener Rolle eines Vorkämpfers der hierarchischen Idee, die ihm durch das Papstthum übertragen worden. Auch über die äußeren Feinde der von Rom beherrschten Christenheit wünschte er Siege davonzutragen, die zugleich, wie die bisherigen, seiner eigenen Macht zugute kommen mußten. Die nächste große Unternehmung, zu der er sich erhob, entsprang aus einer Anregung seines Bruders Ludwigs IX.

Noch gab in diesen Zeiten die Haltung der Tataren einige Hoffnung auf die Wiedereroberung von Jerusalem. Eben jetzt setzte sich der Eroberer von Murcia, Jacob I. von Aragon, dazu in Bewegung, freilich fruchtlos; er kehrte angeblich deshalb um, weil ihm Gott keinen günstigen Wind für die Meerfahrt verlieh. Von großer Bedeutung aber war, daß Ludwig der Heilige von Frankreich im Jahre 1270 sich nochmals aufmachte, um sein Glück gegen die Ungläubigen zu versuchen. Er forderte seinen Bruder auf, ebenfalls das Kreuz zu nehmen; aber dessen Reputation war so groß, daß er ihm zugleich überließ, die Richtung zu bestimmen, die er nehmen solle. Durch eine eigene Gesandtschaft ließ er ihn auffordern,

ihm zu sagen, was ihm für dies Unternehmen das Entsprechendste zu sein scheine, das Beste für die Ehre Gottes und den Ruhm der Christenheit. Karl von Anjou rieth ihm, die Waffen zunächst gegen Tunis zu richten.

Ich denke, es war das Gesündeste, was sich auch vom allgemeinen Standpunkte aus anrathen ließ; denn die Mamluken waren damals unter Sultan Beibars so mächtig, daß sich weder in Aegypten noch in Syrien etwas Nachhaltiges ausrichten ließ. Und mit Recht bemerkte man, daß Tunis für die Sicherheit dieser orientalischen Macht sehr förderlich sei, daß eine abendländische Ueberfahrt von dort aus gehindert werde. Dazu kam, daß man die Hoffnung hegte, den tunesischen Sultan, der in der mannigfaltigsten Verbindung mit Spanien stand, für das Christenthum zu gewinnen, den wahren Glauben nach Nordafrika zurückzuführen, wo er einst eine so glänzende Existenz genossen hatte. Auf der anderen Seite läßt sich jedoch nicht leugnen, daß den König von Sicilien auch sein eigenes Interesse auf das nämliche Ziel hinwies. Seine normännischen Vorgänger hatten dort Tribut erhoben, die eine und die andere Küstenstadt besessen, Friedrich II. wenigstens großen Einfluß daselbst ausgeübt. Für wen sonst sollte man dort Eroberungen machen?

Nur hätte Ludwig nicht gerade den heißesten Monat, den Juli, zu seiner Unternehmung wählen und dann auch nicht zögern sollen, den entscheidenden Angriff zu beginnen. Krankheiten brachen aus, hauptsächlich auch infolge des Genusses des schlechten, salzigen Trinkwassers jener Küsten. Eine große Zahl ging zugrunde, worunter viele der Vornehmsten, ein Sohn des Königs, endlich König Ludwig selbst. Er erlag, indem er noch bemüht war, Frieden zwischen seinem Bruder

und dem Palaeologen in Constantinopel zu stiften, am 25. August 1270. Erst in diesem Augenblick — am 24. August — war Karl von Anjou angelangt. Hatte er absichtlich bis auf die Mäßigung der Hitze gewartet, oder Unterhandlungen gepflogen? Schuld ist dabei wohl nicht.

Karl war tief erschüttert, als er am anderen Tage den Bruder nicht mehr lebend fand, sondern nur seine Leiche. Aber er erinnerte sich, daß nur Frauen eigen sei, Thränen zu vergießen. Er beugte seine Kniee unmittelbar vor dem anwesenden Thronerben Philipp III. und stellte denselben der Umgebung als ihren nunmehrigen Herrn vor. Philipp war schwach und jung; die Leitung der Unternehmung kam ganz in die Hände Karls. Der junge König von Frankreich schlug sich vortrefflich, folgte aber übrigens dem erfahrenen Oheim. Man kämpfte noch ein paarmal mit den Saracenen, aber ohne große Entscheidung. Die Fortdauer der Krankheiten machte rathsam, die Belagerung aufzuheben und eine Abkunft zu schließen, die am 30. October 1270 zustande kam. Der Sultan bequemte sich, eine Kriegscontribution zu zahlen, sowie den früheren Tribut an den König von Sicilien; er gewährte den Christen Handelsfreiheit und erlaubte christlichen Priestern und Mönchen, in seinen Territorien zu verweilen.

In dem wieder streng moslimischen Aegypten sah man in diesem Vertrag eine Verrätherei. Vielleicht noch mißvergnügter war man in dem christlichen Lager; aber der junge König von Frankreich fügte sich auch jetzt. War es jedoch nicht wirklich seltsam, daß sich der große Vorfechter der Kirche hier zuletzt zu einer ähnlichen Politik verstehen mußte, wie die, welche die Päpste Friedrich II. zum Verbrechen gemacht? Und sogleich ereilte ihn ein neues Unglück. Als man an der

Rhede von Trapani gelandet und die Fürsten und Herren bereits ausgestiegen waren, erhob sich ein Sturm, der die Flotte vernichtete. Die Chronik von St. Denys schreibt ihn dem Neptunus zu, einem Diener der Hölle, voll Wuth und Stolz, der das Meer aufgerührt habe. Karl von Anjou hatte die Flotte und die Ritter alsbald gegen Constantinopel zu führen gedacht, und wahrscheinlich beruht jener Vertrag mit Tunis zumtheil eben auf dieser Absicht. Allein es zeigte sich unter solchen Umständen unmöglich. Man zählte 4000 von diesen letzten Kreuzfahrern, welche umgekommen seien. Der König von Frankreich eilte nach Hause. Karl von Anjou aber hielt an seinen großen Entwürfen dennoch fest.

Wie soeben berührt, war sein vornehmstes Absehen auf Constantinopel gerichtet. Auch hiebei läßt sich eine gewisse örtlich traditionelle Politik nicht verkennen: mit ähnlichen Tendenzen hatten sich Roger II. und Heinrich VI. getragen. Noch bedeutsamer tritt jedoch das universale Motiv des Augenblicks hervor. Die Wiederaufrichtung eines schismatischen Thrones in Byzanz durch Michael den Palaeologen bedeutete einen großen Verlust für die abendländische Macht überhaupt, der im frischesten Andenken stand; Michael erscheint als Rebell wider die Hierarchie des Papstthums, nicht anders als Manfred oder Konradin. Sehr umfassend und glücklich nun waren die Vorbereitungen, durch welche Karl von Anjou sich seinem Ziele zu nähern suchte. Nach dem Tode der Wittwe Manfreds, Helena Comnena, die im Gefängniß starb, machte er sich zum Meister der Insel Corfu und des albanesischen Küstenlandes. Dem Titularerben des lateinischen Kaiserthums, Philipp von Courtenay, dem Sohne Balduins II., vermählte

er seine Tochter, um dessen Ansprüche an sich zu bringen. Noch Balduin selbst hat ihm sein Recht auf die Oberherrschaft von Morea, welches die französischen Barone inne hatten, überlassen. Durch eine große Versammlung von Baronen ermächtigt, war dann Wilhelm II. von Villehardouin, Fürst von Achaja, in ein Schutzverhältniß zu Karl getreten. Karls Sohn, Philipp von Anjou, heirathete dessen Tochter Isabella; da er bald starb, so nahm der Vater selbst dessen Rechte in Verwahrung. Sein Statthalter Rousseau von Sully fand dort Gehorsam; man schwur einander gegenseitig. Bei den inneren Irrungen, in denen Florentius als Princeps aufstieg, war doch die Oberherrschaft des Königs vorbehalten. Mit Arta verbündet, führten die Ritter von Morea unaufhörlich Krieg gegen den Kaiser Michael und seinen Großdomesticus; sie wiesen dort dessen Angriffe zurück.

Es versteht sich von selbst, daß Karl von Anjou mit den Venetianern in Verbindung trat, die als die Feinde der Genuesen und des Kaisers Michael auf eine Gelegenheit zur Rache warteten. Auch im Orient fanden sie sich in gemeinsamem Interesse zusammen. König Hugo III. von Cypern, der mit Billigung des Papstes Gregor X. auch den Ueberrest des Reiches von Jerusalem zu verwalten übernommen, war in Ptolemais mit den Tempelherren und mit den Venetianern zerfallen. Noch besaß aber die Prinzessin Maria von Antiochien durch ihre Abstammung aus dem Hause Lusignan unstreitige Rechte auf den Thron von Jerusalem: Karl von Anjou säumte nicht, ihr dieselben abzukaufen. So trat er dem König Hugo durch eine Art von Rechtsanspruch gegenüber und nahm sich der Sache der Templer und Venetianer an. Sein Stellvertreter, Hugo Sanseverino, nahm im Einverständniß mit diesen

1277 die Burg von Accon ein und bewog die noch übrigen Barone, denen keine Wahl blieb, wenn sie nicht ihre Lehen verlieren wollten, sich dem Könige Karl als ihrem Herrn anzuschließen. In dessen Namen wurden die Assisen bestätigt; er stand dann wirklich als König von Jerusalem da, auch hier gewissermaßen im Besitz der Spolien des staufischen Geschlechts. Die Venetianer meinten, er strebe geradezu nach der Weltherrschaft. Auch für den Angriff auf Constantinopel war so eine weitere Grundlage gewonnen.

Trotz alledem ließ sich etwas Entscheidendes in dieser Richtung langezeit nicht unternehmen und zwar aus einem sehr merkwürdigen Grunde. Karl von Anjou stand mit dem Papstthum nicht mehr in vollkommenem Einvernehmen. Hat dazu nicht doch auch jener Friede mit Tunis beigetragen, durch dessen Abschluß Karl von dem streng katholischen Princip abgewichen war, während die unbedingte Durchführung desselben noch immer gefordert wurde? War dies die Ursache seiner Differenzen mit Thomas von Aquino und also auch mit Rom? Wenigstens mußten unter solchen Umständen den Päpsten rascher die Augen aufgehen über die drückende Lage, in welche die Curie selbst durch die einseitige Begünstigung eines Machthabers gerieth, der bei aller Ergebenheit doch auch immer die eigenen Ziele verfolgte. Genug, schon Gregor X., der nach langem Zögern 1271 zum Nachfolger des 1268 verstorbenen Clemens erwählt ward, trat von dem engen Verhältniß zu dem Könige von Sicilien einen Schritt zurück. Wir werden noch erzählen, wie die Herstellung des deutschen Königthums durch die Wahl Rudolfs von Habsburg hiemit zusammenhing; jedoch auch in den südeuropäischen Dingen war der Wechsel der päpstlichen Direction nicht minder zu

spüren. Gregor X. lebte vor allem in der Idee einer nach Syrien gerichteten Kreuzfahrt. Eben deshalb hielt er es für rathsam, auf einem neuen großen Concilium von Lyon im Jahre 1274 die Erklärung des palaeologischen Kaisers von Constantinopel, daß er die Glaubensformel der römischen Kirche annehme, mit Dank zu begrüßen und so die Erhebung Michaels VIII. gewissermaßen anzuerkennen. Es war damals, daß auch die tatarischen Gesandten sich taufen ließen. Noch weniger aber war Nicolaus III. (1277—1280) der Freund Karls von Anjou. Er schloß einen förmlichen Vertrag mit Michael Palaeologus, in welchem er sich mit einer Art von Union der griechischen und lateinischen Kirche begnügte; denn ganz herüberzubringen waren die Griechen nicht; aber der Papst wollte eine Gesandtschaft des Kaisers bei sich sehen.

Endlich aber im Jahre 1281 ging aus dem Conclave, wiewohl nicht ohne Gewaltsamkeit, ein durchaus angiovinisch gesinnter Papst hervor, ein geborener Franzose Simon, der den Namen Martin IV. annahm. Alsbald erlebte man, daß er mit Michael alle Verhandlungen abbrach, seine Gesandten aus Italien entfernte, gegen ihn selbst als einen falschen und heuchlerischen Betrüger den Bannstrahl schleuderte. Dadurch wurde die Idee der lateinischen Kirche wieder vollkommen ihrer selbst bewußt. Der Papst und der König von Sicilien waren aufs neue eng verbunden. Auch die Venetianer als beständige Gegner des griechischen Kaisers sagten ihre Hilfe zu. Karl stellte eine Flotte von hundert Segeln, die Venetianer wollten vierzig hinzufügen; sie hatten die größte Lust zu dem Kriege gegen Constantinopel. Alles, was Karl von Anjou bisher erreicht hatte, schien noch gering gegen das, was er hoffen durfte, wenn ihm die Eroberung von Byzanz gelang. Schon waren dreitausend

Franzosen nach Durazzo hinübergegangen, um die Engpässe für das Landheer einzunehmen. Wir hören von Vorkehrungen für die Aufstellung bei Constantinopel, die auch gegen die Tataren gemeint waren. In diesem Moment, wo er sich dem Gipfel seines Glückes zu nähern schien, ward Karl von Anjou durch einen entscheidenden Schicksalsschlag getroffen: die sogenannte sicilianische Vesper.

Ueber dies Ereigniß giebt es drei verschiedene Legenden. Die eine, die ihr den Namen gegeben, ist die, daß bei dem Glockengeläut zur Vesper eine allgemeine Erhebung der Sicilianer gegen die Franzosen stattgefunden habe. Es würde also eine große Verschwörung vorangegangen sein. Diese Version ist jedoch erst bei den Späteren zu finden. Die zweite, bei Bartholomaeus de Neocastro, bezeichnet sehr genau Tag und Oertlichkeit, wo alles vorgefallen sei, am Osterdienstag den 31. März 1282; die kleine Kirche Santo Spirito, wo sich an einem schönen Tage das Volk von Palermo vergnügte: man ging spazieren oder saß auf der Wiese. Eine schöne, junge, adlige Dame, sehr gut gekleidet, mit ihren Brüdern und ihrem Bräutigam geht nach der Kirche. Ein Franzose, den man auch zu nennen weiß, — er heißt Drouet — kommt mit bewaffnetem Geleit auf den Zug los, um zu untersuchen, ob sie nicht, was eben verboten worden, Waffen bei sich führten. Er tastet auch die junge Dame an, die ohnmächtig in die Arme ihres Bräutigams fällt. Einer von den anderen, nicht gerade der Bräutigam, reißt dem Franzosen den Degen von der Seite und stößt ihm denselben in den Leib. Ein allgemeines Geschrei erhebt sich: Tod den Franzosen! Es verbreitet sich nach der Stadt, über die Insel und wird

allenthalben mit barbarischer Grausamkeit ausgeführt. Es wäre die Geschichte der Virginia, auf Sicilien angewendet.

Eine dritte Erzählung bei Saba Malaspina hat diese Motivirung nicht, obgleich sie sonst ähnlich ist. Das Volk sammelt sich zu einer Festlichkeit, die es alle Jahre begeht, außerhalb der Stadt. Manche von ihnen, sagt der Autor, mögen wirklich Waffen getragen haben. Einige französische Sergeanten mischen sich unter die Feiernden, nehmen an den Tänzen theil und betragen sich insolent, unanständig gegen die Frauen. Die jungen Leute von Palermo, bei denen Ausgewanderte von Gaëta sind, geben ihr Mißvergnügen zu erkennen. Was, sagen die Franzosen, macht denn diese elenden Patarener — also Ketzer, im Sinne der Kirche — so herzhaft? Gewiß haben sie Waffen bei sich! Indem sie nun danach suchen, werden sie mit Steinen geworfen und unterliegen der Menge. Ein allgemeines Geschrei: Tod den Franzosen! erhebt sich und verbreitet sich nach der Stadt. Der zufälligen Insolenz französischer Dienstmannen wird da alles schuld gegeben. Der Autor schlägt einen klagenden Ton an: wären sie doch nie geboren worden! So hat man vielleicht am römischen Hofe erzählt; das andere ist die sicilianische Version. Amari hat sie beide vermischt, doch sind sie wesentlich verschieden.

Vor kurzem ist noch eine vierte Erzählung bekannt geworden, welche die meiste Wahrscheinlichkeit hat. Von einem bisher unbekannten Werke des Venetianers Marino Sanudo des älteren, dessen Name einen sehr guten Credit hat, ist ein Fragment durch Karl Hopf bekannt geworden. Danach war der eigentliche Anlaß eine drückende Auflage, welche zu dem Kriege gegen Constantinopel dienen sollte. Das Gerücht verbreitete sich, daß, wer sie nicht zahle, mit einer

Brandmarke bezeichnet werden solle, die soeben, in Wahrheit zur Stempelung des Viehes, in Palermo gefertigt worden war. In der allgemeinen Aufregung nun sei es geschehen, daß bei einer Festlichkeit die französische Obrigkeit nach den Waffen suchen ließ und dabei auch die Frauen nicht verschonte, die vielfach dort nach saracenischer Mode verhüllt gingen. Hieraus entsprang ein Tumult und das Geschrei: die Stammler — das war ihr Schimpfname wegen ihres mangelhaften Italienisch — sollten sterben! Diese Erzählung ist die einfachste und wahrscheinlichste. Die Festlichkeit, das Suchen nach den Waffen bleibt auch hier, doch fehlt das Lüstlingswesen. Milder erscheint es bei Malaspina, sehr ausgebildet bei Neocastro. Man sieht, wie eins nach dem anderen entstand. Die historische Methode aber gebietet, bei der einfachsten Erzählung stehen zu bleiben.

Von Palermo breitete sich der Aufruhr über die ganze Insel aus. Nur Messina schwankte eine Zeitlang. Es schickte selbst ein paar hundert Armbrustschützen aus, um Taormina wieder zu unterwerfen. Indem aber brach die Empörung in der Stadt selber aus; jene Truppe kehrte zurück, um die Zeichen der Lilien umzustürzen; die Stadt pflanzte ihr eigenes mit dem Kreuze geziertes Banner auf. Auch die Castelle, welche die königlichen Besatzungen noch behaupteten, mußten bald darauf aufgegeben werden. Die Nachrichten über die Anzahl der umgebrachten Franzosen differiren von 8000 bis 20 000. Auch Sanudo bezeichnet die Grausamkeiten, die geschehen, als ein Wüthen. Wir haben in unseren Tagen ähnliche Volkserhebungen erlebt gegen die Oesterreicher in Oberitalien, gegen die Engländer in Ostindien: so gräßlich sind sie kaum gewesen. Verfolgte man doch selbst die mit Franzosen verheiratheten Sicilianerinnen: man wollte jede Geburt ver=

nichten, in der die verhaßte Vermischung mit den fremden Bedrückern zutage käme. Man sah sich die Menschen in französischem Blute die Hände waschen: der Tag der Rache war gekommen.

Eine populäre Leidenschaft von dieser elementaren Gewalt mußte sich früher oder später, so oder so von selbst entladen; insofern kann von künstlicher Anstiftung von außen her, durch ein Gewebe von Intriguen, gar keine Rede sein. Auch diese Auffassung ist indeß durch eine eigene Legende vertreten, die in der romanhaften Geschichte von der Verschwörung Meister Johanns von Procida sehr bald nach dem Ereignisse selbst in Umlauf gesetzt wurde. Johann von Procida, Edelmann und berühmter Arzt, wie es scheint, noch unter Friedrich II. eben als Leibarzt, sodann unter Manfred als Rath in Staatsangelegenheiten thätig, war nach der Katastrophe Konradins nach Aragon geflüchtet. Dort hielt Manfreds Tochter Constanze mit ihrem Gemahl, König Pedro III., dem sie sechs Kinder brachte, einen großen und würdigen Hof. Sehr bezeichnend, wenn auch nicht sehr wahrscheinlich ist es, was man erzählt, sie habe ihn an ihre Rechte auf das Reich Sicilien, welche die Rechte seiner Kinder seien, erinnert; er jedoch habe gedankenvoll dazu stillgeschwiegen. Jedenfalls aber hielt man dort diese von den Staufern ererbten Ansprüche fest und nährte zudem im eigenen Landesinteresse eine eifersüchtige Gesinnung gegen Karl von Anjou, dessen Weltstellung das Mittelmeer beherrschte. Sehr natürlich, daß sich ein Verständniß mit dessen übrigen Gegnern bildete, mit den Verbannten und Bedrängten des sicilischen Reiches, vor allem mit dem durch Karl mit dem Untergang bedrohten Kaiser Michael. In abenteuerlicher Weise soll nun eben Johann von Procida diese Beziehungen vermittelt haben.

Auch Sanudo weiß von ihm; er gedenkt seiner Anwesenheit in Constantinopel, wo er zusammen mit dem Genuesen Zaccaria — auch das ein charakteristischer Zug, da Genua dem Bundesgenossen Venedigs entgegentreten mußte — den Kaiser mit den Sicilianern in Einvernehmen setzt.

Von allem Persönlichen wird man absehen müssen; soviel aber kann meiner Ansicht nach keinem Zweifel unterliegen, daß die Feinde Karls von Anjou einander als solche kannten und auf einander rechneten. Das Gold Kaiser Michaels, die Waffen von Aragon und die nationale Verzweiflung der Sicilianer waren nicht sowohl verschworene, als natürlich verbündete Mächte. Karl von Anjou rüstete sich zum entscheidenden Schlage gegen Byzanz; wenn er ihn ausführte, wie er vorhatte, so war nicht allein die unerträgliche Lage des sicilianischen Volkes für immer besiegelt, sondern — auch abgesehen von den Hoffnungen der Manfredischen Erben — selbst die freie Bewegung auf dem Mittelmeer jeder anderen, als der angiovinischen Macht, wer will sagen, auf wie lange verkümmert. König Pedro versammelte in Tarragona eine große Flotte, was bereits allgemeines Aufsehen erregte. Der König von Frankreich fragte besorgt: zu welchem Zwecke? Pedro entgegnete, er habe nichts vor, als was zu seiner Ehre und zum Dienste Gottes förderlich sei. Er unternahm damit eine Expedition nach Afrika, die ihn in die Nähe Siciliens führte. In diesem Augenblick erhoben sich die Sicilianer, bei Gelegenheit einer neuen Besteuerung, die zu dem Feldzuge nach Griechenland dienen sollte. Ihr Losbruch geschah aus eigenen Beweggründen und war zunächst die Antwort auf die eben jetzt aufs neue erfahrene empörende Behandlung. Für Berechnung, selbst für Ueberlegung war in einem solchen

Moment kein Raum. Ganz sicher aber hatten sie dabei das Gefühl, einen Freund an dem griechischen Kaiser, einen Rückhalt an dem König von Aragon zu besitzen.

Karl von Anjou befand sich in Montefiascone bei dem Papst, als die Nachricht von der Rebellion eintraf. Er betete, wenn Gott seinen Fall beschlossen habe, so möge er ihn wenigstens langsam sinken lassen. Er ruft nun ganz Italien zur Hilfe auf und begiebt sich selbst mit einem sehr beträchtlichen Heere hinüber. Er würde Messina haben erobern können, aber er wollte es der Plünderung nicht preisgeben. Indeß restaurirt die Stadt ihre Mauern und kann ihm dann widerstehen. Mittlerweile suchten Deputirte der Sicilianer den König Peter von Aragon in Afrika auf und boten ihm ihre Krone an, die er annahm. Er landete bei Trapani; sehr wahrscheinlich giebt Sanudo seine Truppen zu Pferde auf 600, seine Fußsoldaten auf 3000 Mann an. Die ganze Insel ging zu ihm über; er ließ sich krönen und Karl auffordern, die Belagerung von Messina aufzugeben, welches ihm, dem König Peter, gehöre. Für Karl war der Papst, Frankreich, Venedig und fast ganz Italien; aber Beistand erhielt er nicht sogleich. Er, der noch nie gewichen ist, empfindet doch bei der Nähe des Winters und dem allgemeinen Ungehorsam der Insel die Nothwendigkeit, zurückzuweichen. Auch Reggio, das von ihm abgefallen war, vermochte er dann nicht zu erobern. In einer Seeschlacht an der Küste von Calabrien werden seine Galeeren von den catalanischen Pedros überwunden; es war die vornehmste That des Admirals Roger de Loria. Pedro blieb Meister von Sicilien, wo nun auch Constanze als die wahre Erbin anlangte.

Charakteristisch für die Sitte der Zeit ist es, daß Karl

von Anjou seinen Gegner zum Zweikampf herausforderte. Denn er selbst besitze das Königreich Sicilien legitim; er habe es „von unserer heiligen Mutter, der Kirche", erhalten und durch zwei Schlachten erobert. Gegen den König von Aragon habe er keine Feindseligkeit begangen und seine Unterthanen nicht verführt, was umgekehrt Peter gethan habe. Dem König von Frankreich habe jener auf dessen Anfrage sein Wort gegeben, kein christliches Reich angreifen zu wollen; er habe es nun doch verrätherischer Weise gethan. Mit dem Schwert wolle er, Karl, die Gerechtigkeit seiner Sache beweisen, deshalb fordere er den Feind zum Zweikampf. Don Pedro erwiderte, er sei nur zur Unterstützung unterdrückter Vasallen gekommen; er nehme die Herausforderung an. König Karl war sehr ernstlich entschlossen; minder, wie es scheint, König Peter, doch fand auch er sich in Bordeaux ein, wo der Zweikampf stattfinden sollte. Allein der Papst war ganz dagegen; denn wie sollte er die Appellation an ein Gottesurtheil gutheißen in einer Sache, die für ihn und durch ihn ohnehin entschieden war? Karl starb 1285, indem er sich zu neuem Kriege rüstete. Schon hatte jedoch Roger de Loria den Neapolitanern im Juni 1284 im Golf von Neapel eine zweite Niederlage beigebracht. Auch Papst Martin IV. und König Peter selbst sind 1285 gestorben. Aber die Söhne des letzteren behaupteten Sicilien; der jüngere, Friedrich II., wurde 1296 in Palermo gekrönt und stiftete dort eine selbständige Herrschaft neben Aragon.

Karl von Anjou kann als eine Incarnation des mit der Kirche verbundenen Ritterthums gelten. Er glaubt an das Recht der Hierarchie, dem er durch die Waffen Nachhaltigkeit giebt. In ihm repräsentirt sich zugleich der antikaiserliche,

aber weltliche Gedanke der Kirche. Welch eine Aussicht für Rom, wenn er das lateinische Kaiserthum in Byzanz erneuert hätte! Selbst für den Orient aber hätten sich andere Geschicke erwarten lassen. Ptolemais würde den Mamluken besser widerstanden, der Rest des Reiches Jerusalem sich noch länger gehalten haben. So große Bedeutung hatte die sicilische Vesper. Und war es nicht an sich ein epochemachendes Ereigniß, daß ein Volk sich im Widerspruch mit den Geboten Roms einen König zu setzen wagte? Die Restauration des griechischen Kaiserthums ist das erste, die Empörung Siciliens das zweite Moment der Verluste des Papstthums in der gewaltigen Stellung, die es seit Innocenz IV. eingenommen hatte.

Zwanzigstes Capitel.

Die Päpste und das deutsche Reich von der Absetzung Friedrichs II. bis zur Schlacht auf dem Marchfelde.

Das eigentliche Kaiserthum, wie es von Karl dem Großen gegründet, von Otto dem Großen erneuert, von den Saliern festgehalten, von den Hohenstaufen eigenthümlich ausgebildet wurde, war mit Heinrichs VI. Tode von den Päpsten zugrunde gerichtet worden. An eine Fortsetzung des Reiches im früheren Sinne konnte nicht gedacht werden, sobald das alte Geschlecht vernichtet ward. Indeß konnte die Würde selbst nicht vernichtet werden; die übrige Welt, besonders aber Deutschland, bedurfte ihrer. Der vornehmste Gedanke der Päpste war nun, sie in ihrem Sinne zu leiten. Die Besetzung des kaiserlichen Throns war ein constanter Gesichtspunkt ihrer Politik. Und da nun vor allem die geistlichen Fürsten die Initiative bei dieser Besetzung hatten, wenngleich immer mit Theilnahme einiger weltlicher, so hatte das geistliche Interesse hiebei den größten Spielraum. Worauf es indeß im besonderen ankommt, das ist die Erkenntniß der verschiedenen Gesichtspunkte der einzelnen Päpste; denn man darf ihre Politik nicht als eine einzige, immer consequent vorwaltende betrachten; sie wechselt sehr nach den Persönlichkeiten und Umständen.

Und immer muß man sich vergegenwärtigen, daß sie die Christenheit als eine Einheit betrachteten, in welcher sie nach ihrem Belieben das Auseinanderliegende verbinden konnten.

Bei Innocenz IV. nun können wir nicht zweifeln, welches sein Gesichtspunkt war. Er suchte den Hohenstaufen, die ja noch existirten, Gegenkönige zu erwecken. Zuerst gelang es ihm mit der Durchführung der von ihm angekündigten Absichten eben in Deutschland. Was hier am meisten wirkte, war die Anklage des Unglaubens. In alle Welt schrieb der Papst, der Kaiser habe Moses, Jesus und Mohammed für drei Betrüger erklärt: wenn sie ihn hörten, so wolle er der Welt eine bessere Form zu leben vorschlagen. Matthäus Paris versichert, jeder würde gegen Friedrich ins Feld gezogen sein, wenn nicht auch das fernere Anwachsen der päpstlichen Macht schon gefürchtet worden wäre. Der päpstliche Legat wandte sich an den Landgrafen von Thüringen, Heinrich Raspe, der, da Hessen von Lothar mit Thüringen vereinigt war, als einer der mächtigsten Herren angesehen werden konnte; er besaß auch Rechte im Eichsfelde. Er nannte sich Procurator des heiligen Reichs in Deutschland, wozu ihn Friedrich einst ernannt hatte. Anfangs weigerte er sich, weil er sich doch nicht für mächtig genug hielt; aber der Papst sandte ihm 25,000 Mark Silber. Andere Scrupel besiegte sein dominicanischer Beichtvater.

Mit unglaublicher Anmaßung kündigte Innocenz den deutschen Fürsten an, daß Heinrich das Reich anzunehmen bereit sei, und gebot ihnen gleichsam die Wahl: einmüthig, unverzüglich, zum Erlaß ihrer Sünden. Der vornehmste Vorfechter der Kirche war auch diesmal Albert der Böhme, Archidiacon von Passau. Die Wahl geschah hierauf (22. Mai 1246)

hauptsächlich durch die geistlichen Fürsten, jedoch nicht ohne Antheil der weltlichen, von denen allerdings nur zwei dabei waren. Alles war eben unregelmäßig. Besonders wirksam war der Einfluß des Erzbischofs von Mainz, Siegfried von Eppstein. Allein noch war ein Sohn Friedrichs, der zu seinem Nachfolger designirt war, Konrad IV., zugegen, und dieser war keineswegs gemeint, seine oder seines Vaters Rechte aufzugeben. Heinrich zog ihm mit einem Heere, das sich mit dem Kreuz bezeichnet hatte, entgegen, schlug ihn wirklich bei Frankfurt und zog dann, von manchem Großen unterstützt, nach Süddeutschland. Zunächst widersetzte sich ihm hier der Herzog von Baiern; die größte Opposition aber fand er bei den Städten, die fast überall in Zwiespalt mit ihren Bischöfen, unmöglich diesen den Sieg wünschen konnten.

Heinrich Raspe starb bei seiner Rückkehr 1247, ehe er diesen Widerstand besiegen konnte. In Wilhelm von Holland fand der Papst einen neuen, nicht minder kriegsbereiten Anführer; dieselben Fürsten, die Heinrich Raspe gewählt hatten, wählten auch ihn, unter Vermittlung des Legaten des apostolischen Stuhls, wie die Gesta Trevirorum sagen. Dieser Legat war Peter von Capoccio; er hatte dazu ein Concil nach Neuß berufen. Denn wie die allgemeinen, so dienten auch die Provincialconcilien dem päpstlichen Machtgedanken. Das Concilium war selbst der Wahltag. Der Graf von Holland war des Papstes eigene Wahl; er bezeichnet ihn 1254 als den von seinen eigenen Händen Gepflanzten. So versäumte er auch nichts, um ihn aufrecht zu erhalten. Er sucht die Feindseligkeiten beizulegen, welche ihm hätten gefährlich werden können. Die Bischöfe, die ihm widerstanden, fordert er persönlich vor sein Gericht. Andere ermahnt er, einen Kreuz-

zug gegen Friedrich zu predigen. 1252 hielt Wilhelm einen Reichstag zu Frankfurt, wo er alle die ihrer Lehen beraubt, die ein Jahr nach seiner Krönung in Aachen sie noch nicht von ihm empfangen, und Konrad sein Herzogthum Schwaben und alle seine Besitzthümer abspricht. Dadurch, daß der mächtige Papst dies bestätigte, bekam es erst Bedeutung. Auch Wilhelm konnte zuweilen dem Papst einen Dienst erweisen; wie wenn er Ezzelin da Romano in die Acht erklärte (1250). 1254 ward Wilhelm aufgefordert, zur Ausführung der Excommunication der in Neapel Gebannten beizutragen; er sollte allen, die von diesen Lehen trügen, gebieten, sie zurückzunehmen.

Nach dem Tode Konrads IV. ward Wilhelm auch von den Städten anerkannt, die bisher noch an den Hohenstaufen festgehalten hatten, z. B. von Frankfurt. Allein eine wirkliche Gewalt konnte der Pfaffenkönig — so nannte man ihn — in den oberen Landen nicht ausüben. Seine Regierung hat höchstens darin einen Werth, daß sie durch ihre Schwäche die überall emporkommende Autonomie zu patriotischer Selbsthilfe anregte. Die Städte schlossen einen Bund zur Aufrechterhaltung des Landfriedens. Der König stellte ihnen einen Reichsjustitiar an die Seite; sie selbst aber brachten das für den gemeinnützigen Zweck erforderliche Geld zusammen. Dem König Wilhelm selbst kam seine durch die Krone vermehrte Autorität in den kleinen niederländischen Fehden zugute. Indessen, indem er hier die Ideen des Reiches wieder ausbreiten, die Friesen zur Zahlung eines Zehnten nöthigen will, ereilt ihn sein Geschick. Mit allem Apparat des ausgebildeten Ritterthums suchte er im Jahre 1256 die Friesen auf dem Eise heim, auf starkem Pferde, in schwerer Rüstung. Die Friesen erwarteten ihn in ihren leinenen Röcken mit Wurf-

spießen und dänischen Aexten. Sie wichen nach leichtem Gefecht zurück und lockten ihn in die Rohrbüsche, wo das Eis am schwächsten war. Das Eis brach unter seinem Pferde; das Thier warf ihn ab. In diesem Moment kamen sie herbei. So sehr er auch um sein Leben bat, ward er doch erschlagen. (28. Januar 1256.)

Es war das ein schwerer Verlust für den Papst, der die Furcht hegte, man würde nun doch den Sohn Konrads, den jungen Konradin, wählen. In einem Schreiben an den Erzbischof von Mainz führte er aus, wie das hauptsächlich deswegen nicht geschehen dürfe, weil in diesem Geschlechte die Bosheit forterbe. Von Alexander IV. wissen wir, daß er den Gesichtspunkt Innocenz' IV. festhielt, aber ohne die Energie, die dazu gehört hätte, ihn zu realisiren. Er hielt darüber, daß kein Hohenstaufe gewählt ward, sonst aber ließ er den Wählern etwas mehr freie Hand. Daß diese jedoch auf Richard von Cornwallis verfielen, geschah wenigstens ganz im Zusammenhang mit der sonstigen Haltung des römischen Stuhles. Im allgemeinen schwankte damals die päpstliche Politik zwischen England und Frankreich. Allein England war die reichste Fundgrube für die päpstliche Schatzkammer, und der Papst konnte von einem Plantagenet wie dem schwachen und leichtbeweglichen Heinrich III. mehr Fügsamkeit erwarten, als von dem religiös strengen Capetinger Ludwig IX. Für die Vergabung des Königreichs Sicilien hatte die Curie ihr Augenmerk auf einen Sohn Heinrichs III., Edmund, gerichtet. Es war ein leichter Uebergang, wenn nun für die deutsche Krone der Bruder Heinrichs, der Graf Richard von Cornwallis, bestimmt wurde. Sicilien selbst sollte natürlich unter keinen Umständen mit dem deutschen Reiche vereinigt

werden. Aber das eine wie das andere an zwei Prinzen des englischen Hauses zu geben, erschien bei der damaligen Lage als eine nützliche Combination.

Was dem Papste genehm sein konnte, fand jedoch in Deutschland auch an sich aus anderen Erwägungen Unterstützung. Noch bestand ja dort die alte Parteiung, wenn auch in verschobenen und abgeblaßten Umrissen. Im Anfang des Jahrhunderts hatten Franzosen und Hohenstaufen gegen Engländer und Niederdeutsche zusammengestanden. Es ist nicht so wunderbar, wenn nun der Erzbischof von Köln, der Erbauer des Domes, Konrad von Hochstaden, der bei der Einsetzung der beiden letzten Könige eine Hauptrolle gespielt, seine Augen wieder auf einen englischen Prinzen wandte. Richard von Cornwallis galt übrigens für einen der tapfersten Ritter. Sein Bruder, König Heinrich III., war umsomehr damit einverstanden, weil die Franzosen ebenfalls nach der deutschen Krone trachteten. Rein eine Geldsache war es also nicht, wenn Richard von Cornwallis gewählt ward, obgleich Geld gezahlt wurde, wovon der Erzbischof von Köln das meiste erhielt. Der König von England versäumte nicht, auch von sich aus in Rom für seinen Bruder zu wirken. Ohne Zweifel gab der Papst Alexander ihm seine Zustimmung zu erkennen.

Die Sache erinnerte aber eben doch zu sehr an die alte niederdeutsch-englische Verbindung, als daß sie im übrigen Deutschland ganz ohne Widerspruch hätte durchgehen können. Der Erzbischof von Trier setzte sich dem kölnischen entgegen und ließ ihn und die übrigen Anhänger Richards, die im bewaffneten Zuge zur Wahl nach Frankfurt ritten, nicht in die Stadt. Richard von Cornwallis wurde deshalb am 13. Januar 1257 außerhalb Frankfurts gewählt. Dagegen erwählte oder

ernannte vielmehr der Erzbischof von Trier selbst den König Alfons X. von Castilien. Es erhellt noch nicht genau, wie man dazu kam. Das entscheidende Moment war indeß ohne Zweifel, daß Alfons, wie erwähnt, ein Enkel König Philipps von Hohenstaufen war. Einige Städte, z. B. Speier und Worms, waren immer für ihn, so daß man sagen muß, daß die Hohenstaufen in Deutschland nicht vollkommen unterdrückt wurden. Alexander IV. zeigte sich auch diesmal als ein schwacher Fortsetzer Innocenz' IV. Er hatte Konradins Wahl unbedingt verboten, diesen staufischen Seitenverwandten aber nicht namentlich ausgeschlossen. So ließ er denn auch diese Wahl ohne Widerspruch geschehen. Daß der Erzbischof von Trier von Frankreich, das natürlich in Erinnerung an Bouvines zur Wahl Richards scheel sehen mußte, Geld empfing, ist nach Matthäus Paris, bei dem wir über die damaligen deutschen Angelegenheiten fast die besten Nachrichten finden, unleugbar.

Es waren gemeineuropäische Wahlen. Nie war Deutschland von nationaler Haltung entfernter: man wollte eben fremde Könige, die sogut wie keine waren. Alfons ist nie im Reiche erschienen; aber auch Richards Thätigkeit daselbst war gleich Null. Von funfzehn Regierungsjahren brachte er wenig mehr als ein Viertel in Deutschland zu. Im Reich bildeten sich die Territorialgewalten aus, oder man schützte sich durch Bündnisse. Ein Zustand von Autonomie stellte sich her, bei dem man einen König kaum brauchte. Richard von Cornwallis war in den Rheinlanden anerkannt, auch hat er einmal einen Reichstag gehalten; in dem übrigen Deutschland wußte man kaum etwas von ihm. Er mußte ausdrücklich

auf den Gehorsam der Städte Verzicht leisten für den Fall, daß ihm der Papst einen anderen Bewerber vorziehe. Mit der Kirche wollte man sich hierüber nicht in Streit einlassen. Zwischen Alfons und Heinrich von England kam es zu einer anzüglichen Correspondenz, die aber im Sande verlief. Die Plantagenets, die als Herren der Gascogne an den Pyrenäen mit Castilien sich berührten, konnten es um Frankreichs willen nicht mit ihm verderben.

Auch Alfons machte seine Sache bei der Curie anhängig, und der Streit der beiden Gegenkönige wurde dort fast in den Formen eines Processes lange Zeit erwogen. Die Päpste hielten sich im ganzen leidlich unparteiisch: wiewohl eigentlich anerkannt nur Richard ward, erhielt doch auch Alfons von ihnen den Titel eines erwählten römischen Königs. Zumal so lange Konradin lebte, durfte die Curie die Wahl des Castilianers nicht geradezu für nichtig erklären, weil sonst eben jener echte Staufer von dieser Partei erhoben worden wäre. Die Verhandlungen, an sich leer und ohne Ergebniß, sind höchstens dadurch merkwürdig, daß in ihnen die Beschränkung des Wahlrechts auf eine kleine Zahl von nunmehr eigens sogenannten Kurfürsten, die sich soeben factisch herausgebildet hatte, von der einen und der anderen Seite als eine rechtliche Institution behandelt ward, sodaß sie sich bei Gelegenheit der nächsten Wahl bereits in ziemlich festen Formen ausprägen konnte. Im übrigen begreift man ganz wohl, warum Päpste wie Urban IV. und Clemens IV. den Zwiespalt im deutschen Reich als eine mindestens gleichgiltige Erscheinung betrachteten. Die Dienste, welche sonst ein befreundetes Kaiserthum dem römischen Stuhle erwiesen hatte, wurden ihm damals von Karl von Anjou geleistet. Allein es traten Zeiten ein, in

denen ein solcher Zustand doch selbst in Rom als unzuträglich erscheinen mußte.

Ich komme nochmals auf jenen Kreuzzug gegen Tunis zurück, welchem, nachdem er dort im wesentlichen verunglückt war, Karl von Anjou eine Wendung nach Constantinopel zu geben suchte, bis der Schiffbruch bei Trapani die Ausführung auch dieses Planes vereitelte. An diesem Zuge hatten sich außer den Franzosen auch die Engländer betheiligt, unter Führung Eduards, ihres Kronprinzen, neben welchem ein Vetter Heinrich, Sohn Richards von Cornwallis, erschienen war. Ein gutes Verständniß aber bestand zwischen ihnen und den Franzosen nicht. Die Engländer mißbilligten sowohl den mit Tunis geschlossenen Frieden, wie die Absicht, Constantinopel anzugreifen. Allen Einreden zutrotz zog Prinz Eduard von Palermo aus doch noch selbständig nach Accon weiter; Heinrich dagegen begleitete die Könige von Frankreich und Sicilien nach Viterbo, wo damals die Cardinäle über eine neue Papstwahl — denn Clemens IV. war gestorben — nicht einig zu werden vermochten. Dort aber stieß er mit Guido, dem Sohne des Grafen Simon von Montfort zusammen. Wir werden Simons von Montfort, jenes großen Führers der Barone, der dem Parlament von England seine welthistorische Gestalt gegeben hat, im Zusammenhange der englischen Geschichte zu gedenken haben. Nachdem er in der Schlacht bei Evesham gegen König Heinrich III. und den Prinzen Eduard tapfer fechtend umgekommen, war sein Leichnam schändlich mißhandelt worden. In Guido kochte, wie sich denken läßt, Rachsucht. Er suchte den Prinzen Heinrich, dem er doch wohl eine persönliche Schuld beigemessen haben muß, in einer Kirche auf. Heinrich flüchtet an den Altar; Guido ruft ihm zu: Du hattest kein Erbarmen

mit meinem Vater! Er stößt ihn am Altare nieder und schleift seine Leiche an den Haaren aus der Kirche (13. März 1271). Man sieht, die entsetzliche heidnische Blutrache durchbrach noch einmal gewaltsam die christlichen Ideen der ritterlichen Cultur. Der Mörder, dem es gelang, straflos zu entkommen, war ein begünstigter Anhänger Karls von Anjou, weshalb Prinz Eduard sogar an dessen Mitschuld geglaubt hat. Jedenfalls wuchs die Spannung und wirkte, wie es scheint, selbst auf den Ausfall der Papstwahl ein.

Unter den Cardinälen war die Parteiung so stark, daß man zu einer unmittelbaren Wahl nicht schreiten konnte. Man traf endlich die Auskunft, einem Ausschuß von sechs sogenannten Compromissarien die Vollmacht zur Wahl eines Papstes zu ertheilen, sei es aus der Zahl der Cardinäle, sei es außerhalb des Collegs. Diese vereinigten sich nun auf einen Italiener, Thedald Visconti von Piacenza, vordem Archidiacon in Lüttich, welcher damals im Orient weilte. Sie wählen ihn, wie sie sagen, wegen des guten Rufs, den ihm sein Wandel verschafft habe, in der Hoffnung, die Kirche werde unter ihm in ihren früheren gedeihlichen Zustand zurückkehren, und es werde durch ihn insbesondere auch die Sache des heiligen Landes einen glücklichen Ausgang gewinnen; denn er habe ja die dortige Lage mit eigenen Augen gesehen. Thedald nun war lange in England gewesen und von da nach dem Orient gegangen; in Ptolemais war er mit dem Prinzen Eduard zusammengetroffen und hatte sich ihm angeschlossen. Ein näheres Verhältniß zu besonderen englischen Interessen dürfte niemand hieraus ableiten; aber soviel ist klar, daß der Gewählte, der den Namen Gregor X. annahm, von Haus aus dem Kreise der angiovinischen Beziehungen freier gegenüberstand.

Seine Wahl erinnerte auf der einen Seite an die Urbans IV.: auch diesmal ward ein Mann auf den päpstlichen Stuhl erhoben, der dem Collegium der Cardinäle nicht persönlich angehörte; auch diesmal stand dabei die Angelegenheit des Orients im Vordergrund; beidemale handelte es sich um eine Abweichung von der bisher vorherrschenden Tendenz. Jetzt aber bedeutete das eben eine der Politik Urbans und seines Nachfolgers Clemens entgegengesetzte Wendung. Diese hatten das Heil einzig in dem Bunde mit den Provençalen und mit Frankreich gesehen; Gregor X. hoffte dagegen eine universale Verbindung aller Parteien zustande zu bringen.

Unverzüglich kehrte Gregor aus dem Osten nach Italien zurück. Er vermied Rom, wo er zu sehr an dem Geschäft gehindert zu werden fürchtete, das ihm fast ausschließlich am Herzen lag. Er ging vielmehr nach Viterbo und hielt dort acht Tage lang Rath darüber, was zur Rettung des heiligen Landes zu thun sei, dessen gänzlicher Verlust bei der wachsenden Macht der Mamluken ohne starke Hilfsleistung unvermeidlich schien. Sein Schreiben an den Prinzen Eduard drückt das lebendigste Gefühl für jene Zustände aus, ebenso all seine übrigen Erlasse. Wir wissen bereits, daß er sich dazu entschloß, ein neues Concil nach Lyon zu berufen, um nach alter löblicher Gewohnheit wegen der Hilfe für das heilige Land, sowie wegen alles anderen, was das Seelenheil angehe, in gemeinsamer Berathung Fürsorge zu treffen. Von vornherein war es dabei auf Verhandlungen mit Kaiser Michael abgesehen. Der Palaeologe hatte schon vor Jahren dem Könige von Frankreich angezeigt, sein Volk sei bereit, zum Gehorsam der katholischen Kirche zurückzukehren; Ludwig IX. sollte dabei als Vermittler fungiren. Dieser aber hatte eine solche Rolle

abgelehnt; denn nur der Papst sei das Haupt des mystischen Körpers der Kirche. Gregor X. nahm nunmehr die Sache selbst in die Hand; er fand es unrecht, daß Venedig ohne sein Vorwissen mit dem griechischen Kaiser in Unterhandlung getreten war. Er forderte den König von Sicilien auf, den Gesandten Michaels auch seinerseits keine Hindernisse in den Weg zu legen. Indem nun der Papst alle Anstalten traf, um sein Vorhaben ins Werk zu richten, war am 2. April 1272 Richard von Cornwallis gestorben, der noch in seinem Testament eine große Summe für den Kreuzzug ausgesetzt hatte. Die Frage der Wiederbesetzung des deutschen Thrones trat an die Welt und vor allen eben an Gregor X. heran. Wie er sich dazu verhielt, begreift man aus den oben dargelegten Umständen seiner Erhebung und seiner ganzen Lage.

Alsbald meldete sich König Alfons von Castilien. Er meinte, durch den Tod seines Nebenbuhlers ohne weiteres in den Besitz des Kaiserthums zu gelangen, wie einst Otto IV. nach der Ermordung Philipps von Schwaben. Er forderte den Papst auf, einen Termin für die Krönung anzusetzen, zu der er sich nach Rom begeben wollte. Zugleich jedoch geberdete er sich als den Schutzherrn der Ghibellinen in Italien, die auch ihrerseits ihre Hoffnungen an ihn knüpften. Er ersuchte Gregor, alles das zu widerrufen, was zugunsten des Königs Karl von Neapel in Toscana festgesetzt sei, wo derselbe durch Clemens IV. zum Reichsvicar ernannt worden war. Gregor X. war kein unbedingter Freund der angiovinischen Macht, aber wie hätte er hierauf eingehen sollen? Nichts konnte ihm widerwärtiger sein, als den alten Parteikampf in Italien neu erweckt zu sehen. Er wies daher das Ansinnen des Castilianers überhaupt zurück. Aus dem Tode Richards sei diesem keinerlei

Recht zugewachsen. Die Thronfrage könne nicht entschieden werden, ohne daß die Wähler Richards befragt würden; denn eben diese, die Kurfürsten, besäßen, wie er von jedermann höre, das Recht, über die Wahl zu entscheiden. Wie die Procuratoren Alfonsos bei ihren Forderungen, so blieben Papst und Cardinäle bei ihrer abschlägigen Antwort stehen.

Indem aber zeigte sich noch ein anderer Bewerber von der entgegengesetzten Seite. König Philipp III. von Frankreich, der Neffe Karls von Anjou, trug sich ernstlich mit der Absicht, das Reich an sich zu bringen, und wandte sich dementsprechend ebenfalls an Gregor. Es trifft sehr zum Ziel und ist vollkommen correct, wenn dieser ablehnte, ihm seinen Rath dafür zu ertheilen; er versicherte, es würde ihn freuen, wenn Philipps Wahl zustande käme; allein seine Hilfe könne er dazu nicht gewähren, denn es lasse sich vieles, wie dafür, so auch dagegen sagen. In der That konnte er natürlich diese Eventualität ebensowenig anstreben; denn das capetingische Haus, d. h. doch vornehmlich Karl von Anjou, wäre so erst recht zur Uebermacht in Europa erhoben worden, wodurch wieder der Wunsch Gregors nach einer Aussöhnung mit den Griechen und somit sein ganzes, auf den orientalischen Kreuzzug gerichtetes Trachten vereitelt werden mußte. In dieser Situation konnte ihm nichts willkommener sein, als ein selbständiges Vorgehen der deutschen Wähler, von denen sich eine Entscheidung für Philipp von Frankreich doch nicht erwarten ließ. Wie Gregor in seinem Bescheid an Alfons das Recht der Kurfürsten ausdrücklich anerkannt hatte, so ließ er ihnen bei der Ausübung desselben nicht nur freie Hand, sondern räumte auch die Hindernisse, die sich ihrer Einigung entgegenstellten, bereitwillig aus dem Wege.

Als der vornehmste unter den rein deutschen Kurfürsten war der Baiernherzog Ludwig der Strenge von der Pfalz zu betrachten: der aber befand sich noch als ehemaliger Beschützer Konradins im Banne. Es war ein fernerer wichtiger Act Gregors, daß er sich entschloß, ihn davon zu lösen; mit Entschiedenheit wich er dadurch von dem Verhalten Clemens' IV. ab. Ludwig konnte nun erst als Wähler auftreten; mit den rheinischen Erzbischöfen, unter denen der Mainzer, Werner von Eppstein, sich am eifrigsten und thätigsten bewies, setzte er sich in das engste Vernehmen. Die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, aus dem ascanischen Hause, die sich anfangs zurückgehalten, schlossen sich dann gleichfalls den übrigen an. Dagegen gelang es nicht, den mächtigen Ottokar von Böhmen zur Theilnahme herbeizuziehen. Die gewaltige Stellung, die derselbe, zumeist doch auf Kosten des Reichs, in dessen östlichen Marken eingenommen, ließ ihn eine Wiederherstellung des deutschen Königthums nur unter der Bedingung wünschen, daß die Wahl auf ihn selber fiele. Sehr deutlich tritt diese Absicht in einem Schreiben seines Vertrauten, des Bischofs Bruno von Olmütz hervor, welches dieser in Erwiderung der Einladung zum Concil an Papst Gregor X. richtete. Der Bischof macht darauf aufmerksam, daß nicht nur im heiligen Lande, sondern auch an den deutschen Grenzen die Christenheit in Gefahr sei. Den Kumanen in Ungarn, dem schismatischen Rußland, den Heiden in Preußen und Litthauen gegenüber, von denen die polnischen Bisthümer zerstört würden, leiste Böhmen allein festen Widerstand. Daneben herrsche in Deutschland die größte Verwirrung; die Fürsten wünschten ein Oberhaupt und zwar ein kluges, aber sie scheuten seine Macht. Er aber halte gerade die Macht eines Einzigen für das beste; ihrem Miß-

brauch ließen sich ja Schranken setzen. Betrachtungen von großer Bedeutung für die allgemeine, wie für die deutsche Lage; dennoch verfehlten sie ihres praktischen Zweckes. Gregor war an sich nicht geneigt, König Ottokar zu begünstigen, da dieser durch einen neuen Krieg mit Ungarn in diesem Augenblick den allgemeinen Frieden störte; überdies hatte der Papst die Wahl eben dem eigenen Ermessen der Deutschen überlassen. Die deutschen Fürsten aber wollten keinen Slaven zum König und allerdings — darin sah Bischof Bruno recht — auch keinen so mächtigen Herrn, wie Ottokar war.

Dieser letzte Einwand nun ließ sich auch gegen eine Wahl des Pfalzgrafen Ludwig geltend machen, von der eine Zeitlang wirklich die Rede war. Zudem schien er wohl zu enge mit den besonderen staufischen Erinnerungen verknüpft, als daß man hätte erwarten dürfen, daß sich alle Stimmen auf ihn vereinigen würden. Auf eine einhellige Wahl aber kam alles an, wenn die bisherige Spaltung überwunden werden sollte; die Städte vom Mittelrhein und der Wetterau hatten eine solche geradezu als Bedingung für ihren Gehorsam gefordert. Indem man dann unter den geringeren Herren Umschau hielt, erschien Graf Rudolf von Habsburg als der geeignetste Mann: unter seinesgleichen der angesehenste, in den oberen Landen von den Schweizer Alpen bis ins Elsaß begütert und vielvermögend, bereits bei Jahren, bewährt als tapfer und klug. Ganz besonders soll sein Verwandter und Kriegsgefährte, Burggraf Friedrich III. von Nürnberg, aus dem Hause Hohenzollern, die Aufmerksamkeit der Kurfürsten auf ihn gelenkt haben. Der Erzbischof von Mainz ward ohne Zweifel deshalb rasch für ihn eingenommen, weil der ritterliche Graf ihn nach Italien und wieder zurück geleitet hatte, als er wegen

seiner Confirmation eine Reise an den römischen Stuhl unternahm. Er erklärte, Großmuth und Weisheit seien wichtiger, als Macht, und brachte die beiden anderen Erzbischöfe auf seine Seite.

Da fragte sich nun, was die übrigen Fürsten bewegen konnte, diesen Vorschlag anzunehmen. Sehr bezeichnend ist, daß Pfalzgraf Ludwig von Baiern, der eine Blutschuld auf sich geladen hatte, eine Garantie dafür suchte, daß diese nicht an ihm gerochen würde; der Graf von Habsburg war in der Lage, sie zu geben. Es fand sich, daß Rudolf mehrere Töchter hatte, die er an die mächtigsten Reichsfürsten vermählen konnte; drei von ihnen wurden für die Kurfürsten von Pfalz, Sachsen und Brandenburg bestimmt. Eine Eheberedung, nach deutschem Ausdruck, war die vorläufige Wahlbedingung. Sie ward so gewiß, wie nur thunlich, abgemacht. Die weltlichen Kurfürsten ließen dergestalt die Rechte des Reiches nur an einen solchen übergehen, mit dem sie alle selbst in enge Verbindung traten. Uebrigens konnte sich Graf Rudolf von Habsburg an Adel allenfalls mit ihnen vergleichen. Die Wittelsbacher wie die Ascanier waren doch erst auf den Trümmern der welfischen Besitzthümer zu ihrer Machtstellung erhoben worden. Die Habsburger verdankten ihr Ansehen gleichfalls Kaiser Friedrich I. Es waren alles getreue Anhänger der Hohenstaufen gewesen; auch jener Burggraf von Nürnberg, der den Mittelsmann abgab, gehörte dem nämlichen Kreise an.

Nachdem Gregor X. noch einmal zur Eile ermahnt hatte, ward die Wahl am 1. October 1273 in Frankfurt vollzogen; am 24. empfing Rudolf zu Aachen die königliche Krone. Es entsprach der Sachlage, daß den Kurfürsten durch das von nun an regelmäßige Institut der Willebriefe, wodurch sie ihre

Genehmigung namentlich bei der Verleihung von Reichsgut aussprachen, ein bestimmter Antheil an der Regierung eingeräumt ward. Denn eigentlich waren sie zuerst, noch ehe das neue Königthum vorhanden war, durch den Papst als die Inhaber und Verwalter der Rechte des Reiches anerkannt worden: ein rühmlicher Ursprung ihrer Befugniß, von hoher nationaler Bedeutung. Eine solche muß man überhaupt der ganzen Begebenheit entschieden zuerkennen. Die Wahl Rudolfs erscheint allerdings von der einen Seite noch als die Fortsetzung jener Eingriffe in die Leitung der deutschen Dinge, welche sich das Papstthum seit Innocenz IV. herausgenommen; auf der anderen bezeichnet sie nicht minder deutlich ein bewußtes Einlenken der hierarchischen Politik. Universale Erwägungen bestimmten Gregor X., in diesem Falle dem nationalen Momente Raum zu geben; die päpstliche Weltherrschaft fand es in ihrem Interesse, um sich selbst von dem Drucke der angiovinischen Macht zu befreien, dem deutschen Reich ein gewisses Maß von Freiheit wiederzuerstatten.

Es war vor allem ein Friedensschluß. Der Hergang beruhte im einzelnen, wie wir sahen, auf einer Transaction zwischen Rom und der alten staufischen Partei in Deutschland. Die Personen bleiben, die Ansprüche fallen auf beiden Seiten. Es entsprach der Lösung des über die Anhänger Konradins verhängten Bannes, daß der neue König nun für alle Feinde des Kaisers Friedrich Amnestie verkündigte. Und natürlich mußte Rudolf nun auch die Rechte der Kirche in weitestem Umfange anerkennen. Hatte doch der Erzbischof von Mainz schon als ein Hauptmotiv der Wahl die bedrängte Lage der Kirche hervorgehoben: die Schlüssel Petri, sagt er, werden gering geschätzt, die Freiheit der Kirchen wird verachtet und mit

Füßen getreten. Rudolf selbst erklärte, er habe die Krone angenommen aus Ehrfurcht gegen die heilige Mutter Kirche und zur Stütze des katholischen Glaubens. Unter seinen Versprechungen ist es wohl die vornehmste, daß er auch das Reich zur Anerkennung der von Otto IV. und Friedrich II. — versteht sich in den Zeiten ihrer Ergebenheit gegen den römischen Stuhl — gemachten Verheißungen bewegen wolle. Er erweitert nun noch die Zugeständnisse jener beiden Vorgänger, die jetzt erst, von ihm gewährleistet, eine wirkliche Bedeutung erhalten. Ich glaube sie als die Grundlage der späteren Verhältnisse zwischen dem Reich und der Kirche ansehen zu dürfen. Es sind vor allem: die vollkommene Freiheit der geistlichen Wahlen, die Freiheit der Appellation an den römischen Stuhl, und das Privileg, daß alles Geistliche von jeder Besteuerung ausgenommen werden solle.

Auf seinem Concil zu Lyon im Jahre 1274 nahm Gregor X. die Sendboten Rudolfs an und wies die Alfonsos als vermeinten römischen Königs von der Hand. Dagegen bestätigte ihm Rudolf die Versicherungen der früheren Kaiser über den Kirchenstaat, erkannte Karl von Anjou als König von Sicilien an und schloß einen Vertrag mit ihm. Der Papst ist sehr glücklich, daß er einen so friedlichen Sinn beweise. Auf dieser Grundlage konnte dann das Reich sich besser entwickeln. König Alfons, der die hohenstaufischen Ansprüche, z. B. auf Schwaben, festhielt, wurde von dem Papst wiederholt aufgefordert, seine Prätension an das Reich fallen zu lassen. In einer persönlichen Zusammenkunft zu Beaucaire hat er es versprochen, so sagt wenigstens Rainaldus; doch erweisen damalige Erlasse in Italien, z. B. an Pavia, daß der König von Castilien immer sehr aufgeregt gegen den Papst

blieb, der für ihn kein Richter sei, sondern ein Tyrann. Als er von jener Zusammenkunft zurückkehrte, hat er dennoch den Titel weitergeführt. Der Papst drohte ihm mit der Excommunication. So bedrohte Philipp III. Deutschland einmal mit Krieg; der Papst erinnerte ihn an die vorliegenden großen Angelegenheiten, um ihn abzumahnen. Im October 1275 hatte er eine Zusammenkunft mit König Rudolf zu Lausanne, bei welcher dieser das Kreuz nahm. Auf die große Schwierigkeit, die trotz alledem noch übrig blieb, den Widerspruch des Königs Ottokar von Böhmen, werden wir alsbald in ausführlicher Betrachtung zurückkommen.

Am 6. Januar 1276 starb Gregor X. Ottokar Lorenz meint, daß seine Thätigkeit ohne alle tieferen Erfolge geblieben sei. Ich urtheile anders. Sein Werk ist die Wahl Rudolfs, worin doch die Begründung einer neuen Epoche für das deutsche Reich liegt, das sich fortan mehr mit den inneren eigenen Angelegenheiten, als mit den großen italienischen Kämpfen beschäftigen konnte; ebenso geht auf ihn zurück die Ausgleichung der geistlichen und weltlichen Rechte des Kaiserthums und des Papstthums. War das nun eine, zwar in der Sache liegende, aber doch vornehmlich auf persönlicher Friedfertigkeit beruhende Tendenz? Oder geschah es aus Grundsatz, gemäß einer Idee des Gleichgewichts der Mächte überhaupt? Ich glaube, es war weder das eine, noch das andere. Der Papst lebte und webte in dem einen Gedanken, dem heiligen Lande Hilfe zu bringen. Wie sein Lebensbeschreiber sagt: er gedachte, sich sogar persönlich dahin aufzumachen. Zu diesem Zwecke wollte er sich zugleich mit dem römischen König und den Königen von England und Frankreich vereinigen. Dazu war aber nothwendig, den Frieden nicht allein für den Moment herzustellen, sondern

haltbar zu begründen. Also mußte vor allem die große über das Kaiserthum entstandene Parteiung beendigt und eine feste Ordnung angebahnt werden, wie das in Lausanne geschah. König Rudolf machte sich anheischig, über das Meer zu gehen und dem heiligen Lande Hilfe zu bringen. Die Absichten Karls von Anjou gegen Constantinopel waren Gregor nach wie vor widerwärtig, selbst dessen orientalische Entwürfe erschienen ihm viel zu einseitig, doch war auch mit Karl eine Zusammenkunft beabsichtigt. Der König von Aragon schloß sich dem Papste an, er war mit in Lyon; der König von Castilien hatte zu viel in Spanien zu thun. Dieser an sich große, freilich sehr ideale Gedanke beherrschte den Papst und bestimmte all sein Thun und Lassen.

Auf Papst Gregor X. folgten rasch nach einander Päpste verschiedener Gesinnung: im Januar 1276 Innocenz V., der für Karl von Anjou war; im Juli Adrian V., der gegen ihn war und Rudolf von Habsburg nach Italien rief; im September Johann XXI., der wieder für Karl war und die Anmahnung Rudolfs widerrief, im November 1277 endlich Nicolaus III. Dieser hielt sich nah an die von Gregor angebahnte Politik der Unparteilichkeit, verfolgte nun aber doch seine eigenen Ziele. Bei ihm war es nicht die Idee des heiligen Landes, wovon er ausging, sondern die der Selbständigkeit des heiligen Stuhls. Zwei Factionen hatten einander im Conclave bekämpft: die italienische und die französische. Karl von Anjou als Senator der Stadt übte dabei eine ziemlich tyrannische Gewalt aus. Er hielt die Cardinäle im Lateran in engster Clausur. Nach acht Tagen ließ er ihnen nur noch Brot und Wasser zukommen; nur die italienischen aber wurden so streng gehalten, die französischen dagegen mit allem Ueber-

fluß versorgt. Niemand war darüber heftiger entrüstet, als Gaetano Orsini, der etwas später, am 25. November 1277 selbst gewählt wurde.

Dahin war die Absicht bei der Berufung Karls von Anjou nicht gegangen, ihn zum Meister der kirchlichen Politik zu machen, wogegen sich schon Gregor X. setzte, noch auch zum Meister des Kirchenstaates, was jetzt Nicolaus für immer zu verhindern sich vornahm. Gregor hatte sich auf den neuen deutschen König lehnen wollen, um den Zusammenhang des Königs Alfons mit den Ghibellinen dadurch aufzuheben; jetzt aber war dieser bereits durch die Ereignisse in Oberitalien selbst geschwunden. Die Ghibellinen hielten sich nun vielmehr zu Rudolf, der bereit war, in Italien vorzubringen. Durch ganz Italien standen einander die beiden Factionen abermals gegenüber, wie einst in den Zeiten Manfreds. Wie hätten die Päpste einen neuen Kampf zwischen ihnen wünschen sollen? Nicolaus faßte den Gedanken, in ihrer Mitte und in ihrem Gegenwirken sich selbständig zu behaupten. Er ist dadurch neben Innocenz III. — doch auf anderem Wege: durch Vertrag, nicht durch Eroberung — der vornehmste Begründer des Kirchenstaates geworden. Wie schon die Cardinäle, so forderte jetzt der Papst den König Rudolf auf, nicht nach Italien zu kommen, ehe er nicht Frieden mit Karl geschlossen, besonders aber, ehe er nicht die Schenkungen der alten Kaiser an die Kirche bestätigt habe.

Man kennt die alten Schenkungen von den Zeiten des griechischen Reichs und des Exarchats, von Pippin und Karl dem Großen an. Sie waren von den Kaisern doch nie in dem Umfange, wie man in Rom wohl wollte, anerkannt worden. Heinrich VI. beherrschte alle diese Gebiete unbedingt;

Innocenz III. nahm sie in Besitz. Im Gedränge der Umstände ließen sich Otto IV. und Friedrich II. zu einer Anerkennung der Grenzen des Kirchenstaates bewegen, aber diese waren niemals zu fester Geltung gekommen. Die Städte der Romagna bewegten sich in so vollkommen unabhängiger Parteiung, wie die anderen italienischen überhaupt. Rudolf hatte die Urkunden jener seiner Vorgänger zu Lausanne bestätigt, aber das hielt ihn nicht ab, durch seinen Kanzler in den großen Städten, Bologna, Imola, Faenza, Ravenna, die Huldigung zu fordern. Ganz klar ist es noch nicht, inwiefern sich das vereinbaren ließ. Genug, das Reich war noch im Besitz und hatte denselben nicht aufgegeben. Gleich den Tag nach seiner Wahl nun forderte Nicolaus den König auf, den Frieden mit Karl von Anjou zustande zu bringen und zugleich die Versprechungen wegen des Exarchats von Ravenna und der Pentapolis zu erfüllen. Rudolf erwiderte das gleich im Anfang 1278 mit der Erklärung, daß er alle von seinen Vorfahren im Reich der Kirche gemachten Schenkungen bestätige und erneuere. In allen ersinnlichen Wendungen wird die Abtretung bekräftigt. Rudolfs Gesandter, ein Minorit Konrad, fügte noch hinzu, der König willige ein, daß sich Nicolaus III. zum Meister dieses ganzen Gebietes mache: mit den Waffen oder auf gütlichem Wege. Der Papst forderte sodann eine Verzichtleistung auch vonseiten der Kurfürsten sowohl auf jene Städte, als auf Sicilien und Neapel, Sardinien und Corsica, was dann ebenfalls geschah. Mehrere Geschichtschreiber behaupten, König Rudolf habe Bologna aufgegeben, um sich der Verpflichtung zu einem Kreuzzug zu entledigen, zu dem er in der That keine Lust verspürte. Rainaldus versichert indeß,

daß wenigstens der Papst die Idee eines Kreuzzuges nicht habe fallen lassen.

Zugleich wurde nun mit Karl von Anjou unterhandelt. Dieser erneuerte die Versicherung, daß er nicht daran denke, das Kaiserthum mit Neapel und Sicilien zu verbinden; er wurde selbst vermocht, auf das Senatorenamt, das er noch in Rom innehatte, Verzicht zu leisten und zugleich seine Stellvertreter aus Toscana zurückzurufen. Denn hier sollte Rudolf anerkannt werden; ohnedies würde derselbe auf die Romagna nicht Verzicht geleistet haben. Was nun Karl zu diesen Acten der Entsagung vermochte, war vielleicht die Gefahr, welche ein engerer Bund des Papstes mit Rudolf über ihn hereingezogen haben würde; hauptsächlich aber doch die Anerkennung des noch immer bloß provisorischen und factischen Zustandes, in welchem er war, durch den König und das Reich, welche jetzt an die Stelle der Hohenstaufen getreten waren. In dieser rechtlichen Auseinandersetzung liegt ein ferneres Moment für die allgemeine Beruhigung, die jetzt auch ohne jene Rücksicht auf den Orient, welche zuerst dabei vorgewaltet hatte, durchgeführt wurde. Dieser Papst hatte nun schon die dynastische Idee, welche seine Nachfolger später immer mehr beherrschte. Seine Neffen und seine ganze Familie wurden reich bedacht. Merkwürdig ist, daß er sich dabei mit dem Gedanken trug, ein Königreich der Lombardei und ein Königreich Toscana zu errichten, um sie zweien seiner Nepoten zu überlassen.

Was konnte nun aber Rudolf seinerseits veranlassen, sein Verhältniß zum Papstthum noch so viel enger zu knüpfen? Es waren ohne Zweifel die deutschen Angelegenheiten, insbesondere sein großer Streit mit König Ottokar. So prächtig und glänzend dieser König war, so hat er doch die beiden

ausführlichen Reimchronisten dieser Epoche, den steirischen Ritter Ottokar von Horneck und den böhmischen Dalimil, fast gleich sehr gegen sich; sodaß man sieht, daß von einem durchgreifenden Gegensatz zwischen Deutschen und Tschechen in ihrer Auffassung noch nicht die Rede war. Beide bürden Ottokar Gewaltsamkeiten in Menge auf. Man kann daraus nur die Thatsache entnehmen, daß er unter den nahestehenden Zeitgenossen große Feinde und einen ziemlich zweideutigen persönlichen Ruf hatte. Dagegen genoß er Ruhm in der Ferne. Dante erwähnt ihn im Purgatorio neben Rudolf von Habsburg und Philipp von Schwaben als eine große Gestalt. Die deutschen Chronisten bezeichnen ihn als den tapfersten Krieger in seinem Heere. So geht es immer, so ging es schon damals: der Mensch, wie er wirklich ist, erscheint in der Geschichte nirgend; die Eindrücke sind je nach den Stellungen, welche die Persönlichkeit einnimmt, verschieden. Wir haben uns schon bei Gelegenheit der osteuropäischen Verhältnisse mit Ottokar beschäftigt; hier handelt es sich besonders um die österreichischen Dinge, deren volles Verständniß noch einmal ein genaueres Eingehen auch auf die früheren Jahre erfordert.

Wir gedachten der bedeutenden Stellung, welche König Wenzel bei dem Einbruch der Tataren an der Spitze der deutsch-slavischen Stämme und Lande gewonnen hatte. Später wurde er in den Kampf zwischen Papst und Kaiser verwickelt, und zwar gleich von vornherein in Beziehung auf Oesterreich, welches Friedrich II. selbst in Anspruch nahm. Deswegen trat Wenzel auf die Seite des Papstes und nahm Theil an der Wahl des Grafen Wilhelm von Holland; er hat ihn zum Ritter geschlagen. Dagegen aber ergriffen die großen Barone in Böhmen die Partei der Hohenstaufen. An

ihre Spitze trat der Sohn Wenzels, Ottokar. Der Vater sah sich 1249 genöthigt, ihm die Regierung zu überlassen; er selbst wollte sich mit vier Burgen begnügen. Aber sehr bald trat durch die Gegenwirkung des Papstes ein Umschlag ein. Auch in Böhmen behauptete die päpstliche Partei und mit ihr König Wenzel den Platz. Ottokar schloß sich ihm wieder an. Und da nun Oesterreich, nachdem der Kaiser gestorben war und sein Statthalter sich zurückgezogen hatte, von den Ungarn angegriffen wurde, so machten auch Wenzel und sein Sohn von Böhmen aus Ansprüche auf Oesterreich.

Es wäre für Böhmen bedenklich gewesen, wenn der vornehmste Mitbewerber, Heinrich von Meißen, durchgedrungen wäre; dieser wurde jedoch durch eine kleine Abtretung befriedigt. Die österreichischen Großen erhoben 1251 durch förmliche Wahl den jungen Ottokar zu ihrem Herzog und nahmen ihn in ihr Land auf. Um auch ein dynastisches Recht zu erwerben, vermählte er sich mit Margarethe, Wittwe König Heinrichs VII., Schwester Friedrichs des Streitbaren, die im Besitz eines Privilegiums war, durch welches die weibliche Linie für erbfähig erklärt wurde. Eine andere erbberechtigte Prinzessin, Gertrud, Nichte des Erblassers von seinem Bruder Heinrich, wendete sich dagegen an König Bela IV. von Ungarn und übertrug ihm ihre Ansprüche. Zwischen Ungarn und Böhmen kam es dergestalt zu einem Kampf über Oesterreich und Steiermark, da das regierende Geschlecht ausgestorben war und die Prinzessinnen ihre Rechte zwei verschiedenen Königen zubrachten. Der Krieg zwischen beiden begann; er hatte einen nahen Bezug zu den tatarischen Einbrüchen, weil Bela IV. Kumanen mit sich führte, von denen 1253

Mähren verwüstet wurde. Nachdem Ottokar nach dem Tode seines Vaters selbst den Thron bestiegen, schloß er einen Frieden mit Bela, in welchem dieser Steiermark, Ottokar Oesterreich behielt.

Auch dies gehörte noch zu Innocenz' IV. Politik, dem die beiden Könige anhingen. Als Ottokar dann jenen Kreuzzug gegen die Preußen ausgeführt, welcher den Anlaß zur Erbauung Königsbergs gab, kam sein Ansehen gewaltig empor. Obgleich ihm ein Unternehmen gegen Baiern mißlang, so schlossen sich doch die steiermärkischen Landherren ihm an und verjagten unter seinem Schutze 1259 die Ungarn. Hierüber entstand ein allgemeiner Krieg in jenen Regionen, in welchem Serben, Bosnier, Kumanen und Russen auf Belas Seite standen, die zunächstgelegenen deutschen Fürsten aber, Meißen, Brandenburg, Kärnthen, mehrere schlesische Herzoge aufseiten Ottokars. Dessen Sache wurde als die der Christenheit, oder sagen wir der Culturwelt überhaupt betrachtet. Man betete für ihn in Köln. Auf der ungarischen Seite fochten 150 000, auf der böhmischen 100 000 Mann; doch waren die Böhmen durch ihre Ritterrüstung überlegen. Am 12. Juli 1260 kam es zwischen ihnen auf dem Marchfelde bei Croissenbrunn zu einer großen Schlacht, die nicht allein einen böhmisch-ungarischen, sondern einen europäischen Charakter trägt. Ottokar hat den Feind eingeladen, ihn über die March gehen zu lassen oder selbst herüberzukommen. Bela wählte das letztere, aber ohne ganz die Bedingung zu beobachten. Ottokar sah sich plötzlich im Halbkreise vom Feinde umgeben. Seine Eisenritter haben dann das beste gethan; er behielt den Platz. Die Ungarn und ihre barbarischen Verbündeten erlitten eine

furchtbare Niederlage. Die Sage, daß man den Fluß auf den Leichen der Todten überschritt, wiederholt sich auch hier. Die Schlacht gehört mit zur Abwehr der Tataren, denn die Ungarn waren jetzt mit diesen verbündet.

Ottokar erstattete über seinen Sieg einen glänzenden Bericht an Papst Alexander IV., der doch diesen Kampf nicht hatte verhindern können, wie Innocenz. Die Folge war, daß der Böhmenkönig Steiermark für sich behielt und nun auch durch Richard von Cornwallis mit Oesterreich und Steiermark als Ländern, die dem Reich heimgefallen seien, belehnt wurde; also ohne Rücksicht auf die noch etwa vorhandenen Erbansprüche. Zugleich wagte es nun Ottokar, sich von Margarethe zu scheiden; eine andere Vermählung mit der Enkelin Belas sollte eine neue Freundschaft begründen und befestigen. Er entfernte sich jedoch dadurch noch mehr von den deutschen dynastischen Beziehungen. Mit Pfalz-Baiern, das für den letzten Hohenstaufen war, blieb er in unaufhörlicher Feindschaft. Zuweilen, wie 1266, kam es zum Kriege zwischen ihnen. Ottokar schlug offenbar eine dem Reiche abgewandte Richtung ein; er wollte sich von dem Zusammenhange mit demselben möglichst losreißen; dahin gehört, daß er, wie wir oben berührten, Olmütz zu einer Metropole für den ganzen Osten zu machen suchte.

So weit aber gingen die Päpste nicht mit ihm. Sie würden sonst den Erzkanzler von Germanien, den Erzbischof von Mainz, auf die hohenstaufische Seite getrieben haben, gegen die noch keine endgiltige Entscheidung gefallen war. Dagegen gelang es dem Könige im Jahre 1269, auch Kärnthen zu gewinnen, und zwar durch eine Uebereinkunft mit dem

letzten Herzog Ulrich, der selbst zu diesem Zwecke nach Böhmen kam. Es ging zunächst ohne Schwierigkeiten auf Ottokar über. Daß der Herzog aber zu diesem Schritte ohne Kaiser und Reich berechtigt gewesen wäre, läßt sich nicht behaupten. Das Land ward für den Fall des Absterbens des Herzogs als ein herrenloses betrachtet. König Ottokar hatte nun eine überaus glänzende Stellung. Er beherrschte vollständig jene slavisch-deutsche Grenzmark gegen die Tataren. Schlesien hing ihm an; die deutschen Ritter sahen in ihm ihren Rückhalt. Zu seiner unmittelbaren Herrschaft zählte jetzt auch Krain und Friaul. Ungarn war durch die Folgen seiner Niederlage an ihn gefesselt.

Die Erwerbung von Kärnthen hatte jedoch neue Verwicklungen hervorgerufen. Ein Bruder Ulrichs, Philipp, durch Ottokars Unterstützung zum Patriarchen von Aquileja befördert, erneuerte nach der Hand seine Ansprüche auf Kärnthen und fand Hilfe bei den Ungarn, deren Reichskleinodien bei dem Tode Belas IV. von dessen Tochter, der Schwiegermutter Ottokars, diesem selbst überliefert worden waren. Hierüber entstand abermals ein Krieg, der durch Unterhandlungen zu einem Stillstand führte, aber neue Feindseligkeiten im Gefolge hatte. Als Ottokar im Jahre 1270 Kärnthen wirklich mit den Waffen in Besitz nahm, suchten ihn die Ungarn bei seiner Rückkehr am Semmering gefangen zu nehmen. 1271 überzog Ottokar Ungarn, nahm Preßburg ein und machte viele Fortschritte. Sobald er sich aber zurückzog, fielen die Ungarn mit tatarischer Hilfe in Oesterreich ein und verwüsteten es. 1273 wiederholte sich das: glückliche Streifzüge und Verheerungen.

Eben jetzt erhielt nun aber das Reich in Rudolf wieder

einen wirklichen König. Es ist klar, daß Ottokars gewaltiges Emporkommen wesentlich mit auf der bisherigen Ohnmacht des deutschen Königthums beruhte. Er hatte Oesterreich und Steiermark nach deutschen Begriffen mit zweifelhaftem Recht, Kärnthen und Krain ohne alle Anerkennung des Reiches erworben. Sein großer Sieg von 1260 war ihm mit Hilfe der Deutschen zutheil geworden; mit diesen selbst aber, namentlich mit Baiern, lebte er in beständigem Streit. Und zugleich hatte er doch seine natürliche Mission nicht ganz erfüllt. Bei aller seiner Macht konnte er Oesterreich und Böhmen vor den Einfällen der Ungarn und Kumanen nicht ganz behüten. An der Wahl Rudolfs mochte er, wiewohl dazu aufgefordert, sich nicht betheiligen; hernach aber versagte er ihm die Anerkennung. Kein Wunder, wenn die deutschen Fürsten von vornherein daran dachten, ihm in seiner angemaßten Stellung zuleibe zu gehen. Sein vornehmster Widersacher war nach wie vor Pfalzgraf Ludwig. Bei der Nachbarschaft Frankens und Böhmens, dem Streit über Eger u. s. w., ist es wohl zu erklären, daß auch der Burggraf Friedrich von Nürnberg sein geschworener Gegner war. Bischof Bruno von Olmütz rieth seinem Herrn, einen Streit mit dem Reich und seinen Fürsten zu vermeiden und die Entscheidung ganz dem römischen Stuhl anheimzugeben, dem Ottokar so manche Gunst verdankte. Allein wie hätte Gregor X., der die Königswahl so eifrig betrieben und sich von Anfang an mit der größten Entschiedenheit für Rudolf erklärt hatte, einem Fürsten die Hand bieten sollen, der diesem die schuldige Huldigung versagte? Er konnte nicht anders, als der Sache ihren Lauf lassen.

Auf dem Reichstag von Nürnberg wurde nun im November 1274 der Beschluß gefaßt, daß König Rudolf alle seit der Excommunication Friedrichs II. an das Reich heimgefallenen Güter in Besitz nehmen solle. Darauf beruht eigentlich zumeist die Idee des sogenannten Interregnums. Die durch Wilhelm vollzogenen Belehnungen wurden also für ungiltig erklärt. Auf den Grund, daß König Ottokar Jahr und Tag hatte verstreichen lassen, ohne seine Länder von Rudolf zu Lehen zu nehmen, ward er nun vor ein Reichsgericht geladen. Ottokar wollte darin nur die Machinationen seiner Feinde, namentlich des Pfalzgrafen und des Burggrafen sehen. Er wandte sich nochmals an den Papst, wurde aber zurückgewiesen. Er legte Verwahrung ein und ließ nun in Augsburg seinen Abgeordneten ausdrücklich gegen die Wahl Rudolfs überhaupt protestiren. Im Mai 1275 wurde er feierlich in die Reichsacht erklärt. Das Verfahren erinnert an das unter Heinrich III. gegen Böhmen eingehaltene und hatte den entschiedensten Erfolg. Rudolf gewann zunächst Ungarn, wo zwei Brüder, die um die Krone stritten, sich doch beide für ihn erklärten und mit ihm in Familienverbindung traten. Bisher hatte sich Heinrich von Niederbaiern im Gegensatz zu Herzog Ludwig meist zu Ottokar gehalten; er wurde jedoch durch den Erzbischof von Salzburg davon abgebracht, mit seinem Bruder von der Pfalz versöhnt und schlug sich sogar zu Ottokars Feinden.

Das war ohne Zweifel entscheidend. Denn sonst hätte Rudolf den Feind in Böhmen angreifen müssen, wo er sich in Vertheidigungszustand gesetzt hatte; jetzt aber rückte der deutsche König im Donauthal vor (September 1276). Alles

unterwarf sich ihm. Denn die Bischöfe hatten jeden, der die Waffen für Ottokar tragen würde, mit dem Kirchenbann bedroht: das Heer war von Minoriten begleitet. Die Steiermark ging auf der Stelle über. Nur die Städte, die Ottokar durch Privilegien und Schenkungen gewonnen hatte, hielten auf seiner Seite. Aber indem erhob sich in Böhmen ein Aufstand der Landherren. Nun gerieth Ottokar doch in Schrecken, als zugleich die Macht des Reiches sich gegen ihn bewegte, Oesterreich sich dem römischen König ergab, Meinhard von Tirol in Steiermark vordrang, das Heer der Ungarn gegen ihn daherzog. Er konnte nur noch auf Frieden denken, der im November 1276 im Lager vor der Stadt Wien zustande kam. Darin unterwarf er sich völlig den Bedingungen, die man ihm stellte. Er leistete Verzicht auf Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain. Rudolf versprach ihm Belehnung mit Böhmen, Mähren und allen seinen anderen Besitzungen. Der Sieg der Idee des Reiches war vollkommen; denn eben dies hatte man Ottokar früher angemuthet, er aber hatte es zurückgewiesen.

Aber des Sieges und des Glanzes von jeher gewohnt, konnte Ottokar auf diese Weise nicht leben. Sein ganzes System, auch im Innern Böhmens, ließ sich nicht behaupten, zumal die Magnaten, die sich gegen ihn erklärt hatten, eine Beziehung zu dem deutschen Könige suchten. Seine Gemahlin war mit der Familienverbindung unzufrieden, die er mit einem Grafen eingehen wollte. Seine Stellung wird dadurch bezeichnet, daß er seinem Adel drohte, wenn er siege, ihn aus dem Lande zu treiben und dasselbe Meißnern und Thüringern zu geben. Die Hauptsache ist, daß es, wie es zu geschehen

pflegt, über die Ausführung des mit Rudolf geschlossenen Friedens zu Streitigkeiten kam. Die Frage der Souveränität war der wahre Grund des neuen Friedensbruchs. Und es erhob sich jetzt für Ottokar doch eine Menge von Freunden, die über das Verfahren Rudolfs und die Consolidation seiner Macht aufgebracht waren. Insbesondere rief Ottokar die polnischen Fürsten auf, nicht ohne einen Anflug von panslavistischer Idee. Im Juni 1278 unternahm er im Vertrauen auf eine Bewegung in Oesterreich sogar den Offensivkrieg am linken Ufer der Donau, indeß mit unzureichender Macht. Die Deutschen und Ungarn aber rüsteten sich sofort gegen ihn, und über ihm lag der päpstliche Bannspruch, der, wie es scheint, eben in diesem Augenblick von Nicolaus III. erneuert wurde. So belohnte der Papst das ihm von Rudolf in Italien bewiesene Entgegenkommen.

Am 26. August 1278 kam es zur Schlacht auf dem Marchfelde, in welcher Ottokar, bei weitem stärker als Rudolf — er hatte sich in einem weiten Bogen aufgestellt, wie einst die Ungarn gegen ihn, um den Gegner zu erdrücken — trotzdem eine vollständige Niederlage erlitt, ohne Zweifel durch die strategische Ueberlegenheit Rudolfs. Ein besonderes Verdienst erwarb sich der Burggraf Friedrich, der die Sturmfahne führte. Ottokars Statthalter von Mähren, Milota, fiel schon vor der Schlacht offen von ihm ab; im Kampfe selbst soll er von österreichischen Edelleuten getödtet worden sein. Ohne Zweifel hatte er indeß, wie einst Manfred, selbst den Tod gesucht, als er sah, daß alles verloren war. Auch diesmal stand dem Heere Rudolfs die Sache der Kirche vor Augen: Ottokars Leiche ward als die eines Feindes der Kirche be-

handelt. Doch erregte sein Fall auch in Deutschland populäre Theilnahme: selbst Elsässer Chronisten haben ihm eine poetische Erinnerung geweiht. Für die deutsche Sache war es indeß von der höchsten Bedeutung, daß durch seinen Sturz für ein nationales Regiment an der mittleren Donau Raum gewonnen war: das Haus Habsburg vermochte seine welthistorische Stellung dort zu gründen.

Einundzwanzigstes Capitel.

Befestigung des Hauses Habsburg.

Die Schlacht auf dem Marchfelde bezeichnet den Sieg der wiederaufgerichteten Reichsgewalt über einen unbotmäßigen Vasallen, dessen Macht über alles reichsfürstliche Maß hinausgegangen war. Insofern erinnert der Fall Ottokars an den hundert Jahr früher erfolgten Sturz Heinrichs des Löwen. Doch war der Gewinn für König Rudolf noch größer und wesentlicher, als einst für Kaiser Friedrich I. Seine Stellung war überhaupt erst jetzt gesichert; denn nach einem ungünstigen Ausgange des Kampfes hätte er schwerlich weiteren Gehorsam gefunden; zugleich jedoch bot sich ihm nun die Möglichkeit dar, das ihm persönlich übertragene Herrscheramt zum dauernden Vortheil seines Hauses zu gebrauchen. Indessen konnte er damit nur sehr langsam und vorsichtig zuwerke gehen. Zunächst trat er in Oesterreich und den angrenzenden Landschaften eben nur als Inhaber der Reichsgewalt auf und nahm sie, wie es früher Kaiser Friedrich II. beabsichtigt hatte, als Reichslande in Verwaltung. Wie anderwärts, so erwarb er sich auch hier 1278 ein Hauptverdienst durch Aufrichtung eines Landfriedens, welcher alle Stände im Herzogthum Oesterreich mit gleichmäßiger Anerkennung umfaßte. Der Parteiung im Lande,

wodurch der abermaligen Erhebung Ottokars Vorschub geleistet worden, ward damit ein Ende gemacht; auch Wien schloß sich der neuen Ordnung der Dinge an. So wurde in Steiermark ein großer Landtag gehalten, wo Reichsfürsten und Landherren nebeneinander sich um den König als solchen scharten. In Kärnthen ward nach dem Tode Philipps, der doch also noch mit zu seinem Rechte gelangte, Graf Meinhard von Tirol zum Verweser eingesetzt.

Dagegen übertrug nun Rudolf 1281 bei seinem Abschied von diesen Gegenden die Reichsverweserschaft in Oesterreich selbst und in den übrigen Landen seinem eigenen Sohne Albrecht. Dieser erschien schon als fertiger Mann, mit einem gewissen Herrschertalent; er warf alle die nieder, die ihm widerstanden, trug ihnen dann aber kein Widerstreben, keine Feindseligkeit nach. Niemand konnte daran zweifeln, daß der König ihm, oder seinem Hause überhaupt, dort ein eigenes Landesfürstenthum zu gründen gedachte. Der Anfang ward damit gemacht, daß die Lehen, welche die Herzoge von Oesterreich von den benachbarten, besonders bairischen Bisthümern innegehabt, jetzt auf die Söhne Rudolfs übertragen wurden, wogegen der König den Bisthümern andere Zugeständnisse gewährte. Dann suchte er die Kurfürsten, an deren Zustimmung er in solchem Falle nach der neuen Verfassung gebunden war, für seine Absicht zu gewinnen.

Aber die geistlichen Kurfürsten waren dazu nicht sehr geneigt. Sie lagen eben damals mit den Grafen und reichsunmittelbaren Herren ihrer Nachbarschaft überall in Fehde, um ihre Landeshoheit über sie auszudehnen. Dieser Bedrängten aber nahm der König sich an, der dann hier wie gegen Ottokar die Rechte des Reiches an sich vertheidigte. Der ansehnlichste

von den rheinischen Kurfürsten, Siegfried von Köln, der sich einiger Reichsburgen bemächtigt hatte und darüber mit seinen geistlichen Nachbarn in Westfalen im Kampfe lag, hatte auch einige Städte vergewaltigt. Rasch überzog ihn Rudolf, nahm die Reichsburgen zurück und machte seinen Landfrieden, der überall zugleich eine Forderung der höchsten Gewalt war, geltend. Dann kam es zur Sühne, und Siegfried ließ zu, daß der König jedes Land, das er wolle, seinen Söhnen verleihe; er stellte Rudolf hierüber im Herbst 1282 eine Urkunde aus. Bestimmter lautete die Erklärung der Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen, daß dies geschehen möge inbezug auf Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain. Dasselbe erklärten zu Boppard, wo ein Landfriede verkündigt wurde, Mainz, Trier und Pfalz. Die nämlichen fürstlichen Häupter, welche die Reichsgewalt dem Grafen von Habsburg übertragen hatten, willigten auch in die Erwerbung der altbabenbergischen Landschaften; die alten Privilegien, wahre und falsche, des Landes wurden hervorgezogen. Am 27. December 1282 belehnte Rudolf seine Söhne Albrecht und Rudolf zu gesammter Hand mit Oesterreich, Steiermark, Krain und der windischen Mark. Kärnthen ward davon ausgenommen und bald darauf jenem Meinhard von Tirol definitiv überlassen. Man muß das als einen Act der Besonnenheit rühmen, denn eben in Kärnthen hatten einst die Erfolge Ottokars eine Schranke gefunden. Auf den Wunsch der Stände, welche weder eine Doppelherrschaft, noch eine Trennung wollten, belieh dann der König 1283 seinen Sohn Albrecht allein mit jenen vier Gebieten; für den jüngeren Rudolf ward eine andere Ausstattung oder doch eine Entschädigung in Aussicht genommen: ein ver-

hängnißvoller Vorgang, denn der Sohn dieses Rudolf ist Johannes Parricida!

So geschah das unendlich Denkwürdige, daß in jenen südöstlichen Marken des Reichs die Babenberger durch die Habsburger ersetzt wurden, die nun aber zugleich und zwar infolge des Sieges, der alles entschieden hatte, eine Richtung auf Böhmen und Ungarn nahmen. Obwohl sie damals weder in dem einen noch in dem anderen Lande ihr Ziel wirklich erreichten, so verdienen doch diese Bestrebungen als die ersten Anzeichen einer welthistorisch bedeutenden Direction unsere volle Aufmerksamkeit. In Böhmen griff nach Ottokars Tode Markgraf Otto der Lange von Brandenburg, indem er sich auf den Willen des Verstorbenen selbst berief, nach der Vormundschaft über den jüngeren König Wenzel II. Die Königinwittwe Kunigunde dagegen wünschte dieselbe aus der Hand des Siegers für sich zu erlangen. Rudolf rückte nach Böhmen vor. Bei Kolin schien es zu einer Schlacht kommen zu sollen; man ernannte jedoch Schiedsrichter. Diese ließen Otto dem Langen die Vormundschaft, aber sie bestimmten die Vollziehung einer Doppelvermählung. Wenzel ward mit Rudolfs Tochter Gutta, Rudolf, des Königs Sohn, mit einer Tochter Ottokars, Agnes, verlobt. Im December 1278 ward die Trauung vollzogen, wiewohl die Kinder Ottokars noch in zartem Alter standen. Nach einigen Jahren kam Wenzel zur Regierung. König Rudolf verhielt sich zu ihm wie ein Vater; er gab ihm die besten Rathschläge; die Macht im Lande besaß jedoch Zawisch von Rosenberg, der sich mit der Königin Kunigunde vermählte und als Stiefvater Wenzels das größte Ansehen genoß, bis er durch den Einfluß des römischen Königs gestürzt wurde. Wenzel II. war seinem Vater an Bedeutung nicht

gleich, noch weniger Wenzel III., der letzte der Przemysliden, der sich jeder Ausschweifung hingab. Er fiel nach nur einjähriger Regierung 1306 durch Meuchelmord. Und nun kam das Haus Oesterreich in der That für den Augenblick in den Besitz, indem König Albrecht I. seine ganze Macht aufbot, um die böhmischen Stände zur Wahl seines Sohnes Rudolf zu vermögen. Noch vor der Krönung aber raffte diesen 1307 der Tod hinweg, worauf andere Bewerber das Uebergewicht erlangten.

Etwas ähnliches war mit Ungarn intendirt: hier aber griffen die italienischen Verhältnisse, vornehmlich das Papstthum selbst, schon vor dem Gelingen, hindernd ein. Es gehörte zu den weltumfassenden Combinationen Karls von Anjou, daß sein Sohn, Karl von Salerno, genannt der Hinkende, sich mit der Erbin von Ungarn, Maria, vermählte. Deren Sohn Karl Martell ward bei jenem Frieden, welchen Nicolaus III. zwischen Rudolf und Karl von Anjou vermittelte, mit Clementia, einer Tochter König Rudolfs versprochen, eine sicilische Prinzessin, Elisabeth, mit dem König Ladislaw IV. von Ungarn. Diese besaß als Königin eine Zeitlang überwiegende Gewalt; dann aber wurde sie verstoßen und ins Gefängniß geworfen. Aufs neue nahmen die tatarischen und kumanischen Einwirkungen in Ungarn überhand. Indem ward Ladislaw zur Rache für einen Ehebruch von einem Kumanen 1290 ermordet. Sehr ernstliche Ansprüche erhob hierauf König Rudolf, hauptsächlich aus dem Grunde, weil Bela IV. einst, um sich gegen die Tataren zu schützen, sein Reich von Kaiser Friedrich II. zu Lehen genommen habe. Er übertrug dies Lehen an seinen Sohn Albrecht. Aber so weit wollte der römische Papst den deutschen König nicht um

sich greifen lassen. Nicolaus IV. behauptete gemäß der alten Theorie Gregors VII., das Recht an Ungarn stehe lediglich dem römischen Stuhle zu, und verbot allen und jedem, in dies Reich einzugreifen. In diesem Zwiespalt erlangte der letzte vorhandene Arpade, Andreas der Venetianer, aus einer Seitenlinie von einem Bruder Belas IV. abstammend, durch die Nation selbst die ungarische Krone und nahm eine feindliche Stellung gegen Oesterreich ein. Die Habsburger sahen sich zurückgewiesen, und nach einigen kurzen Zwischenherrschaften behauptete vielmehr das Haus Anjou den Platz.

Man erkennt auch in diesen mißlungenen Versuchen den kühnen dynastischen Ehrgeiz König Rudolfs; auch das Reich Arelat hat er einem seiner Söhne zugedacht. Epochemachend aber ist jedenfalls jene Erwerbung Oesterreichs an sich; um so mehr, als er eigentlich dadurch erst das Ansehen gewann, welches dazu gehörte, um seiner Aufgabe als König in Deutschland zu genügen. Wenn diese Aufgabe vor allen Dingen darin bestand, nach einer dreißigjährigen Verwirrung den öffentlichen Frieden herzustellen und zu beschirmen, so zeigte er sich ihr in der That vollkommen gewachsen. Anders war es freilich nicht, als daß er auch die Mittel einer geschickten Politik dazu anwenden mußte; denn die Macht des Fürstenthums war nun ein für allemal selbständig befestigt. Wir bemerkten schon, wie er König Wenzel II. von Böhmen an sich zu knüpfen verstand, was denn auch für das Reich von Bedeutung war. Er gab ihm eine bestimmte Stelle als Erzschenk unter den Kurfürsten, worauf ihm Wenzel versprach, wenn Rudolf Kaiser geworden, in die Wahl seines Erstgeborenen zum römischen Könige zu willigen. Baiern hielt er durch unwandel-

bare Gunst, die er dem Pfalzgrafen Ludwig erwies, in Pflicht. So begünstigte er das ascanische und das braunschweigische Haus in dem nördlichen Deutschland, das ihm für eine unmittelbare Einwirkung zu entlegen war. Er übertrug ihnen die Rechte der Reichsverwaltung.

Eigene Macht dagegen besaß er in Schwaben. Hier waren seine vornehmsten Freunde. Er selbst war alle Jahre ein paarmal zugegen. Geistliche und Städte wußte er sich besonders zu verpflichten. Als Landrichter finden wir Graf Albrecht von Hohenberg, des Königs Schwager, dessen Ansehen einen historischen Kenner wie Kopp an die hohenstaufischen Herzoge erinnert. Die Grafen von Würtemberg und Helfenstein unterwarfen sich. Im Elsaß, wo geistliche und weltliche Herren und Städte mächtig emporkamen, hatte König Rudolf seine Söhne als Landgrafen aufgestellt. Er selbst war auch hier häufig in Person anwesend. Späterhin richtete er unter dem Sohn seiner Schwester eine Gesammtvogtei über das Elsaß ein. Auch im Speiergau setzte er einen Grafen des Reiches zum Landvogt. Am Mittelrhein war es besonders die Treue der großen Reichsstädte, welche seiner Macht Rückhalt verlieh. Indeß übertrug er eingeborenen Edlen als Amtleuten des Reiches die Wahrung der königlichen Rechte. Die vier Städte der Wetterau waren besonders mit dem König zum Schutze von Mainz verpflichtet. Auch in Franken war er selbst nicht selten, sammelte Fürsten und Herren um sich und hielt seine Landrichter mit kräftiger Hand aufrecht. Der Burggraf Friedrich von Nürnberg war ihm immer zurseite. In Thüringen verschafften ihm die nach dem Hintritt Heinrichs des Erlauchten unter dessen Nachkommen entstandenen Irrungen

Einfluß. Er hielt einen großen Hoftag in Erfurt. Mit den Erfurter Bürgern hat er sechzig Raubburgen zerstört.

Genug, durch Tüchtigkeit und Mannhaftigkeit gab er der Reichsgewalt nach dem Innern eine gewaltige Repräsentation. An Empörungen hat es nicht gefehlt: bald erhebt sich der Erzbischof von Köln, bald der Herzog von Savoyen, bald Bern oder Colmar, bald die Grafen in Schwaben und Burgund. Er beugte und besiegte sie alle. Er hielt darüber, daß niemand einen Zoll erhebe, der nicht vom Reichsoberhaupt bewilligt sei nach der Ordnung Friedrichs II. und seiner eigenen, die er zu Würzburg erließ. Er forderte von den Reichsstädten viele Abgaben, in Oesterreich ausnehmend starke; oft empörten sie sich, aber immer wurden die Empörer geschlagen. Von den Großen heißt es, sie hätten nicht gegen ihn zu murren gewagt, zu so manchen Lasten er sie auch herangezogen habe. Das Volk fühlte sich erleichtert. Er war ein überaus langer, schlanker Mann mit wenigen Haaren auf dem kleinen Kopf, von bleichem Angesicht; in allen Dingen mäßig, leutselig, wie er sich wohl bei den Handwerkern zu Gaste bat und sich selber sein Wamms flickte. In Rechtshändeln zeigte er einen Scharfsinn, der den Nagel auf den Kopf traf. Für Deutschland ist er unvergeßlich, weil er auf der Stufe der Macht, auf welche er gekommen, gezeigt hat, was die Reichsgewalt nach innen und außen noch vermochte.

Es ist ein Mißverständniß, das Reich und das Kaiserthum noch als das alte anzusehen. In dem großen Kampfe hatten Fürstenthum und Papstthum die Oberhand behalten; aus ihrer vereinigten Action ging die höchste Gewalt hervor, welche nichts weniger als erblich sein oder werden sollte. Der Papst wollte sie weder ghibellinisch noch guelfisch haben. Das

deutsche Reich sollte ein drittes Element in diesen großen Kämpfen darstellen. Die Fürsten brauchten einen Kaiser oder römischen König, — denn nicht eigentlich als deutscher König trat er auf —, um die Ordnung im Reiche zu erhalten. Dies Kaiserthum oder Königthum war ein Amt, welches, von Fürsten und Papst zugleich übertragen, die alte Würde des Reiches und den öffentlichen Frieden bewahren sollte. Rudolf von Habsburg ist deshalb von der größten Bedeutung und hat seinen Ruhm darin, daß er das wirklich ausführte. Einigen Fürsten, welche in ihrer Sphäre bereits überaus mächtig waren, hat er einen eigenen Antheil an dieser Arbeit überlassen, wie den Welfen und Ascaniern, wohl auch Böhmen und Baiern. In Franken und Schwaben traf er indeß, wie wir darlegten, selber die ernstlichsten Anstalten dazu. Und so muß man wohl billigerweise eingestehen, daß er die Schranken, innerhalb deren sich Wilhelm von Holland und Richard von Cornwallis bewegt hatten, hauptsächlich durch persönliche Tüchtigkeit überwand.

Mit den späteren Päpsten gerieth er nun doch wieder in einige Mißhelligkeit. Wir berührten, daß Nicolaus IV. ihm gegenüber das Haus Anjou in seinen Ansprüchen auf Ungarn begünstigte, was nicht wenig zu den Verlusten beigetragen hat, die man hernach gegen die Türkei erlitt. Derselbe Papst hatte, wie schon vor ihm Martin IV., dem König von Frankreich die Zehnten in einigen dem Reich angehörigen Bisthümern, Basel, Metz, Toul u. s. w. eingeräumt, wogegen sich Rudolf, jedoch ohne Erfolg, wehrte. Die Zehnten waren bestimmt, um den König von Frankreich in den Stand zu setzen, den Krieg gegen Aragon zugunsten Neapels zu führen. Schon öfter hatte Rudolf von seinem Römerzug gesprochen:

entschieden hat er denselben 1288 durch seinen Oberhofschreiber, Meister Heinrich von Klingenberg, angekündigt. Allein der Papst wollte nichts davon hören; er antwortete so spät wie möglich und auch dann nichts weiter, als daß er erst einen Boten darüber an Rudolf senden wolle. Daß in Deutschland einige Ordnung gemacht, der Name des Kaiserthums fortgepflanzt würde, war dem Papst ganz angenehm; daß dies erneute Imperium ihm widerstreben sollte, wollte er nicht erleben. Das Aufgehen einer wahrhaft bedeutenden Macht, einer starken Dynastie war ihm widerwärtig und verhaßt.

Auch den Fürsten aber, namentlich den rheinischen, schien diese Gewalt schon wieder zu groß, um sie fortzusetzen. Als Rudolf seinem Sohne Albrecht Oesterreich gab, wo derselbe die Hausmacht auszubilden unternehmen sollte, hatte er die Krone eigentlich seinem jüngeren Sohne Rudolf zugedacht. Und dies wäre vielleicht durchzusetzen gewesen. Allein dieser Rudolf starb noch vor seinem Vater. Der König hielt dann im Mai 1291 einen Hoftag zu Frankfurt, um die Fürsten zu bewegen, nunmehr seinem Sohne Albrecht ihre Stimme zu geben; aber er konnte es nicht dahin bringen. Am 15. Juli 1291 ist er gestorben, ohne diese Hoffnung verwirklicht zu sehen. Die große Bedeutung Rudolfs von Habsburg liegt darin, daß er den Uebergang von der auf eine allgemeine Herrschaft abgesehenen Autorität zu einer in Deutschland giltigen und auf dieses gegründeten vermittelte. Er setzte diese wirklich in Deutschland durch. Wenn man sich erinnert, wie die Nation allmählich vereinigt worden, zuerst mehr in einem fränkischen als eigentlich deutschen Reiche, um dann ihren ferneren Zusammenhalt durch die Idee des abendländischen Reiches zu gewinnen, so liegt darin der größte Fortschritt, daß die höchste

Gewalt sich nun auf deutschem Grund und Boden fixirt und hier die Idee des Reiches in einem nationalen, in dieser Gestalt doch neuen Sinne aufrecht erhält.

Daß man nun von einer Nachfolge Albrechts nichts wissen wollte, welcher seinerseits entschieden danach trachtete, die Stellung, die er durch seinen Vater erhalten, mit dem Königthum selbst zu vereinigen, dazu haben wohl zumtheil auch persönliche Gründe beigetragen. Albrecht besaß den Fürsten gegenüber nicht die gewinnende Art seines Vaters, dem überdies schon seine Jahre dafür zustatten gekommen waren. Es ist so auffallend eben nicht, daß gerade der nächste Verwandte Albrechts, sein Schwager Wenzel von Böhmen, ihm am meisten entgegen war; denn wie sollte nicht von den Tendenzen Ottokars doch etwas auf den Sohn übergegangen, das Andenken an die erlittenen Verluste dennoch in ihm lebendig geblieben sein? Allein die Zeitgenossen schreiben auch dessen Widerstand eigentlich einer persönlichen Beleidigung zu, die er von Albrecht erfahren habe. Keine Frage jedoch, daß die vornehmsten Motive, die von der Wahl des letzteren ablenkten, allgemeiner Natur waren. In den alten Kaisergeschlechtern bis auf die Staufer herab, von denen jedes auch mit dem vorhergehenden in einer deutlichen genealogischen Verbindung stand, hatte entschieden die Idee der Erblichkeit vorgewogen; diese Geschlechter aber waren untergegangen. Das Königthum, wie es Rudolf empfing, war, wie gesagt, ein Amt, seinem Ursprunge nach von aristokratisch-geistlichem Charakter; niemand dachte bei seiner Erhebung daran, eine neue Dynastie gründen zu wollen. Hätte man jetzt dies Amt auf den Sohn übertragen, so würde sich nach einigen Generationen wieder ein Herkommen dynastischer Erblichkeit gebildet haben. Ich

will nicht untersuchen, ob das nicht vielleicht heilsam gewesen wäre; auf jeden Fall aber lief es der jüngsten Entwicklung der deutschen Angelegenheiten zuwider.

Nach langen vorläufigen Verhandlungen zwischen den einzelnen Kurfürsten, wobei es König Wenzel gelang, die Ascanier von Sachsen und Brandenburg zum Anschluß an seine Entscheidung zu bestimmen, ward die Wahl am 5. Mai 1292 vollzogen. Albrecht hatte sich doch noch Hoffnung gemacht und war in der Nähe erschienen. Merkwürdig, daß gerade einer der vertrautesten Freunde König Rudolfs, Graf Eberhard I. von Katzenelnbogen, die Hand dazu bot, ihn herbeizuziehen, um ihn dann doch in seiner Erwartung zu betrügen. Die Kurfürsten machten geradezu den Grundsatz geltend, es sei nicht Rechtens, daß im Reiche der Sohn dem Vater unmittelbar nachfolge. Auch einen anderen Reichsfürsten aber erkoren sie nicht. Zu dem königlichen Amte, wie man es nun auffaßte, schien — nach dem Beispiele wenigstens, das Rudolf gegeben — auch ein geringerer Mann zu taugen. Sie wählten also abermals einen einfachen Grafen, Adolf von Nassau, von der Walramschen Linie, Herrn von Weilburg und Idstein. Er war einer der tapfersten Degen. Aus den Schildereien der belgischen Maler neuerer Zeit kennt man die Schlacht von Worringen vom Jahre 1288, wo die weltlichen Herren, der Herzog von Brabant, die Grafen von Jülich, Berg und Mark, mit der Stadt Köln verbündet — vornehmlich wegen der Erbschaft von Limburg — gegen den Erzbischof von Köln und dessen Anhänger stritten. Unter diesen bemerken wir besonders die Brüder von Luxemburg und Adolf von Nassau. Adolf war der ritterlichste von allen. Der Herzog von Brabant hatte neun der Seinen aufgestellt, die unter seinen Ab-

zeichen fochten, in vollem Panzer, genau angethan wie er selbst. Adolf machte eben auf diese Jagd und tödtete fünf von ihnen, bis er endlich selbst gefangen und vor den wahren Herzog von Brabant geführt wurde. Ich wundere mich, sagte er, daß Ihr meinem Schwert entgangen seid. Der Herzog ließ ihn dafür frei. Ein so tapferer Herr ward nun vornehmlich von dem Erzbischof von Köln, Siegfried von Westerburg, für den er bei Worringen gestritten, befördert.

Wir kennen diesen Siegfried: er war niemals gut habsburgisch gewesen; er hatte in dem entscheidenden Moment eher zu Ottokar gehalten und war dann von Rudolf mit Gewalt herbeigebracht worden. Dieser hauptsächlich machte, wie es scheint, auf jenen antidynastischen Grundsatz aufmerksam; er richtete das Augenmerk der übrigen auf Adolf von Nassau. Er nahm so zugleich, wenn ich nicht irre, jene speciell niederrheinische, mehr England zugewandte Politik wieder auf, welche bei den Wahlen Ottos IV., Wilhelms und Richards von Cornwallis vorgewaltet hatte. Vor einigen Jahren ist in Köln eine Urkunde wieder aufgefunden worden, welche die Vereinbarungen zwischen dem Erzbischof von Köln und dem Grafen von Nassau, der in seinem Heere gedient hatte, nachweist. Für die übrigen Kurfürsten war die Wahl Adolfs von Nassau ein momentaner Entschluß, ein Ausweg, um Albrecht nicht wählen zu müssen, ein neuer Versuch. Man muß sich dabei immer gegenwärtig halten, daß auch das Interesse des Papstes, von dessen unmittelbarer Einwirkung übrigens diesmal nichts verlautet, mit dem der großen geistlichen Fürsten, der Erzbischöfe, sehr genau zusammenhing, und daß diese die Wahlen eigentlich machten. Auch Mainz und Trier nahmen Adolf mit Vergnügen an, weil er sich zu großen Zugeständnissen verstand. Dem Kur-

fürsten von Mainz wurde das Recht seines Erzkanzleramtes zuerkannt. Adolf mußte außerdem sogleich Vogteien, Zölle, Stadtrechte versprechen. Ueberhaupt war es beinahe, als wählten die Fürsten einen König nur in der Absicht, um sich die Rechte des Reiches auf legale Weise von ihm abtreten zu lassen.

Adolf war nicht gerade von hoher Gestalt, allein sehr behende und kräftig, auch nicht ungebildet — er sprach Latein und Französisch — jedoch nicht sehr besonnen und einsichtig. Er ging immer gerade auf sein Ziel los. Albrecht, der in Oesterreich und Ungarn vollauf beschäftigt war, konnte zunächst nicht daran denken, sich seiner Wahl offen zu widersetzen; doch ließ er sich nur mit Mühe bewegen, die Reichskleinodien auszuliefern. Ob er die Huldigung geleistet, ist nicht klar; wenigstens will die Zeit, die man für deren Leistung in Oppenheim ansetzt, mit anderen Thatsachen nicht stimmen. Eigentlich aber unterwarf sich Albrecht dem königlichen Ansehen niemals. Er verschmähte eine engere Verbindung beider Geschlechter, welche ihm Adolf antrug. Er hielt die Kinder des Königs nicht für Reichsfürsten. Doch empfing er, wie er in einem Briefe an den Papst ausdrücklich sagt, die Lehen. Er hatte eine Stellung gegen Adolf inne, beinahe wie einst Ottokar gegen seinen Vater.

Die Frage war nun, ob Adolf sich ebenso gut, wie Rudolf, geltend machen würde. In den oberen Landen hatte er freilich viele neue Zugeständnisse machen müssen, z. B. dem Erzbischof von Mainz; dagegen gelang es ihm, das Ansehen des Reiches gegen Colmar aufrecht zu erhalten, wo ein schon von Rudolf entfernter Bürgermeister Rösselmann wieder eingedrungen war und sich auflehnte. Als Adolf gegen die Stadt anrückte, wandten sich die Geschlechter von Rösselmann

ab und brachten alles in des Königs Hand. Und bald eröffnete sich diesem auch die Aussicht auf eine große Landerwerbung. Es handelt sich dabei um die thüringischen Verhältnisse, denen ich an dieser Stelle eine weiter ausholende Betrachtung widmen möchte, ohne zu besorgen, daß sie als eine Abschweifung erscheinen werde. Denn in den Landschaften bewegt sich damals eigentlich das deutsche Leben, während zugleich die anscheinend localen Wandlungen doch immer unter dem Einfluß der nationalen, ja der welthistorischen Momente stehen.

Ein großes Ereigniß für das mittlere Deutschland war die durch den Tod Heinrich Raspes 1247 eintretende Erledigung der Landgrafschaft Thüringen. Zu Thüringen gehörte, zumeist durch Heirathen damit verbunden, das Eichsfeld, die Pfalzgrafschaft Sachsen an Saale und Unstrut und Niederhessen mit Kassel und Marburg. Es war ein Land, voll von Cultur und Antheil an dem allgemeinen geistigen Leben der Zeit, obwohl jener Sängerkrieg auf der Wartburg eben nur für eine diese Thatsache wiederspiegelnde Fiction zu halten sein wird. Die Landgrafen spielten eine gewisse Rolle in der allgemeinen Geschichte. Man meint, ihr Stamm rühre von den Ludwigen her, die sich von geringen Anfängen als Vögte im Thüringerwald, um Eisenach und die Wartburg herum, weiter ausgebreitet hatten. Doch waren sie von ansehnlichen Grafengeschlechtern, von Weimar und Orlamünde, Kefernburg, Querfurt und Beichlingen umgeben. Gerade aus diesen und den benachbarten Gegenden der meißnischen Lande stammten, wie wir sahen, viele der thatkräftigsten Ritter, welche den Ordensstaat gegründet haben. Neben sich hatten sie einige bedeutende Städte, die sich sehr unabhängig hielten,

namentlich das dem Erzbischof von Mainz verpflichtete Erfurt, und eine große Anzahl von Klöstern, z. B. Reinhardsbrunn: man will ihrer mehr als achtzig zählen. Eine unendliche Mannigfaltigkeit der einzelnen Bildungen, über welche die Ludwige noch kaum eine recht landesfürstliche Herrschaft ausgeübt haben. Wie sie früher an den Kreuzzügen theilgenommen, so ließ sich dann auch Heinrich Raspe als Gegenkönig in eine Fehde für die Kirche ein. Er wurde durch geistliche Einflüsse zu dem Kriege überredet, in dem er umkam. Welch ein Wechsel jedoch: noch eben in der Hoffnung, die höchste Stellung in Deutschland davonzutragen, wurde das Land eine Beute der Nachbarn!

Die vornehmsten Ansprüche auf die Nachfolge machten Brabant und Meißen: Markgraf Heinrich der Erlauchte von Meißen als Sohn der Jutta, einer Schwester Heinrich Raspes, und die von dessen älterem Bruder Ludwig IV., dem Gatten der heiligen Elisabeth, stammende Sophie, Gemahlin des Herzogs von Brabant, für ihren Sohn, Heinrich das Kind genannt. Heinrich der Erlauchte war nun schon früher durch Kaiser Friedrich II. mit beiden Fürstenthümern, der Landgrafschaft und der Pfalzgrafschaft, eventuell belehnt worden, auf daß er fortan dem Reiche getreu bleibe. Er drang auch sofort in dem Lande vor und nahm die benachbarten Gebiete ein. Sophie, die sich ebenfalls Landgräfin von Thüringen nannte, nahm die Erbgrafschaft, Eisenach und die Wartburg, in Besitz. Bei dem ersten trat mehr das Lehnrecht in den Vordergrund, beruhend auf der kaiserlichen Macht, bei der zweiten das eigentliche Stammeserbrecht.

Zwischen ihnen erschienen die großen Landherren, die Grafen von Gleichen, Beichlingen, Rabinswald, die vor allen

Dingen ihre eigene Stellung wahrnehmen wollten. Sie widersetzten sich dem vordringenden Markgrafen, der aber, wie es scheint, den ritterbürtigen niederen Adel für sich hatte. Nach einigen Wechselfällen des Krieges kam es zu einem Frieden zwischen ihnen zu Weißenfels, in welchem die Großen den Markgrafen anerkannten, sowie dieser ihre Rechte und alten Bräuche. Auf der alten Stätte zu Mittelhausen an der schmalen Gera ward dann 1250 der Friede beschworen: in Gegenwart vieler Edlen des Landes, wie die Annalen von Erfurt erzählen. Sie fügen aber hinzu, das sei gewaltsam und unrechtmäßig geschehen, weil dabei die Belehnung Friedrichs II., der seitdem abgesetzt worden sei, zugrunde gelegen habe. Man sieht daraus, wie sehr doch das Unternehmen Heinrich Raspes gegen Friedrich, den weiland Kaiser, gebilligt und der Untergang des Geschlechts, das 147 Jahr lang Thüringen beherrscht hatte, beklagt wurde. Die Besitznahme des Markgrafen von Meißen sowie der Anhaltiner, die aufgrund einer ähnlichen Verwandtschaft an der Saale um sich griffen, sah man als Usurpation an. Der Erzbischof von Mainz kam zuweilen nach Erfurt und erzählte der Menge von den gräßlichen Gewaltthaten Friedrichs II. Der Chronist betrachtet die von diesem geschehene Belehnung des Meißner Markgrafen als ungiltig.

Die Barone waren nur zumtheil Anhänger Heinrichs, andere hielten zu dem Kinde von Brabant. Aber die ersten hatten offenbar das Uebergewicht erhalten, und in einer Zusammenkunft zu Eisenach mit Sophie von Brabant verständigte man sich, daß auch die von ihr occupirten Landestheile, namentlich Hessen, dem Markgrafen von Meißen auf zehn Jahre überlassen werden sollten. Der Markgraf erscheint als der

Vormund Heinrichs des Kindes. Sie waren beide mit der Kirche von Mainz in Streit, deren alte, den Landgrafen überlassene Lehen sie nun behielten. Diese Abkunft wurde jedoch von dem Erzbischof Gerhard von Mainz und dem neuen König Wilhelm von Holland verworfen, welche die Rechte der Kirche gegen die Belehnung Friedrichs aufrecht erhielten. Der Erzbischof sprach das Interdict über alle jene Plätze aus. Man sieht also mit großer Bestimmtheit, daß Heinrich der Erlauchte als ein Gegner der allgemeinen Kirche und besonders der mainzischen, betrachtet wurde, welcher hinwider Wilhelm von Holland seinen Schutz verlieh. Nun aber hatte Heinrich eine so bedeutende Macht, und Wilhelm bedurfte seiner Anerkennung so sehr, daß bei einer neuen Zusammenkunft in Merseburg 1252 ihm das Erworbene dennoch überlassen wurde. Wilhelm belehnte ihn ohne Zweifel mit der Landgrafschaft, der Erzbischof von Mainz bestätigte ihn in seinen Lehen. Es war der Preis dafür, daß Heinrich Wilhelm anerkannte. Er ging mithin unter der Bedingung der Behauptung der Landgrafschaft zu der entgegengesetzten Partei über. Er erscheint als ein Fürst, der es vortrefflich verstand, eine gute Auskunft zu treffen.

Noch aber war der Streit mit Brabant übrig, der dadurch verdoppelte Bedeutung bekam, daß indeß die Herzogin die engste Verbindung mit dem welfischen Hause geschlossen hatte. Herzog Albrecht I. von Braunschweig war mit ihrer Tochter, dessen Tochter mit Heinrich dem Kinde vermählt, der jetzt zu seinen Jahren kam und das Erbrecht in Anspruch nahm. Von den Niederlanden her wußte er gegen den Erzbischof von Mainz eine Pression auszuüben, der ihm darauf die mainzischen Lehen überließ und ihn nach einer für

Sophie ausgestellten Urkunde sogar als Landgrafen anerkannte. Dieses große Interesse unternahm Albrecht von Braunschweig auszufechten. Er überzog Thüringen mit Krieg und drang selbst in die eigentlich meißnischen Gebiete vor. Indem er aber zurückgehen wollte, begegneten ihm die beiden Söhne Heinrichs des Erlauchten im Felde bei Wettin und brachten ihm in der Nähe ihrer Stammburg, bei Besenstädt, am 27. October 1263 eine entschiedene Niederlage bei, durch welche die Landgrafschaft in ihrer Hand behauptet wurde. Der gefangene Herzog Albrecht mußte sich in die Bedingungen fügen, welche die Wettiner ihm auferlegten. In ihrer Abkunft leistete die Herzogin Sophie und ihr Sohn auf ihre Ansprüche an die Landgrafschaft Verzicht; sie nahmen dafür jene Plätze im Eichsfeld und behielten Hessen.

Das ist der Anfang der späteren Gestaltung des mittleren Deutschlands. Die Landgrafen von Hessen nahmen seitdem eine selbständige Stellung ein, aber die Markgrafen von Meißen behaupteten Thüringen und wußten es für immer festzuhalten, wenngleich es ihnen nochmals in einem gewaltigen Kampfe streitig gemacht wurde. Heinrich der Erlauchte muß überhaupt als der Begründer der späteren Macht der Wettiner betrachtet werden. Wie er die Belehnung mit Thüringen ursprünglich Kaiser Friedrich II. verdankte, so war ihm durch diesen auch das Pleißnerland, das eigentlich dem Reiche gehörte und durch königliche Landrichter verwaltet wurde, eingeräumt worden. Es geschah bei Gelegenheit der Verlobung Margarethes, der Tochter des Kaisers, mit Albrecht dem Entarteten, dem Sohne Markgraf Heinrichs. Dieser Zusammenhang des meißnischen Hauses mit den letzten Hohenstaufen, der durch jene Schwenkung Heinrichs des Erlauchten zu

Wilhelm von Holland doch nicht auf die Dauer aufgelöst ward, wie denn noch hernach der junge Konradin sich mit einer Wettinerin verlobte, darf für das Verständniß des thüringischen Erbstreites keineswegs außer Acht gelassen werden. Der Widerstand von Mainz, die Unterstützung, welche Sophie von Brabant fand, und die Braunschweiger Fehde erhalten erst hiedurch ihre volle Beleuchtung. Ich möchte indessen selbst das Wesen der Kyffhäusersage, wenigstens ihre Localisirung in Thüringen, damit in Verbindung bringen. Der ghibellinische Gedanke schien ebendort persönlich fortzuleben; es war das allgemeine Gefühl, daß die Partei hier einen Erben der Hohenstaufen suche.

Von der größten Wichtigkeit, auch für diese Dinge, war es nun, daß durch die Erhebung des Königs Rudolf eine ganz entgegengesetzte Strömung, die kirchliche, im deutschen Reiche zur Herrschaft kam. Man hat darauf nicht Rücksicht genommen, aber ich halte es für gewiß, daß die Erklärung der Kurfürsten, welche alle seit Friedrichs II. Absetzung gemachten Vergabungen für ungültig erklärte, sich ganz in der ersten Intention ebensowohl auf Thüringen mit dem Pleißnerlande, wie auf Oesterreich bezog. Heinrich der Erlauchte war der natürliche Verbündete Ottokars; was sich sonst nicht erklären lassen würde, ist, daß Ottokar bei seiner zweiten Schilderhebung im Jahre 1278 hauptsächlich Meißner und Thüringer in seinem Heere hatte. Nachdem Oesterreich gewonnen war, wendete nun Rudolf sein Augenmerk auch dorthin. Er behandelte die wettinischen Erwerbungen als erledigte Reichslehen.

Im Jahre 1289 rief ihn nun auch, was man sein Constabelamt nannte, dahin. Heinrich der Erlauchte war soeben

gestorben; unter seinen Nachkommen war die wildeste Unordnung ausgebrochen. Das vornehmste Moment liegt darin, daß die Ehe zwischen Albrecht und der staufischen Margaretha sehr unglücklich endigte, ebenso wie die Ottokars mit der anderen, babenbergischen. Albrecht, den man den Entarteten nannte, ließ sich in ein Verhältniß mit einem Hoffräulein Kunigunde von Eisenberg ein, dem die ihrer Herkunft eingedenke Kaisertochter nicht mehr zusehen wollte. Sie ließ sich von der hohen Burg herab, um in Begleitung zweier anderer Damen mit Hilfe eines Ritters zu entfliehen. Sie wurde von dem Abte von Hersfeld empfangen und nach Frankfurt geleitet. Die Erzählung, daß sie am Leben bedroht gewesen sei, ihre Kinder vorher geküßt und Friedrich, der den Namen des staufischen Großvaters trug, in die Wange gebissen habe, ist eine spätere Ausschmückung, die sehr allgemein angenommen wurde. Sie ist sechs Wochen nach der Flucht gestorben; Albrecht heirathete seine Buhle; er hatte mit ihr einen Sohn Apitz, den er nun gegen seine legitimen Söhne, Friedrich und Diezmann, zu fördern Bedacht nahm, was diese in die größte Aufregung versetzte. In den Wirren, die das Land erfüllten, kam das Raubritterthum empor, dem dann Rudolf so energisch ein Ziel setzte. Außerdem gelang es jedoch dem Könige, das Pleißnerland mit Altenburg an das Reich zurückzunehmen; im übrigen ließ er die hadernden Wettiner im Besitz.

Seitdem war nun aber 1291 ein Neffe Albrechts des Entarteten, Friedrich Tuto, der einer früheren Theilung zufolge die Mark Landsberg sowie Meißen selbst innegehabt, ohne Söhne gestorben, worauf über sein Erbe aufs neue eine wilde Fehde zwischen Albrecht und seinen Söhnen entbrannte. Eben hier jedoch setzte König Adolf mit seinen Entwürfen

ein. Aus den sorgfältigen Forschungen Wegeles über Friedrich den Freidigen — denn dies ist der echte historische Beiname jenes Friedrich mit der gebissenen Wange — erhellt, daß Adolf von Anfang an die Rechte der Linie Albrechts auf das Erbe Friedrich Tutos nicht anerkannte, sondern Meißen und Osterland als eröffnete Reichslehen angesehen wissen wollte. Ueberdies aber schloß er über Thüringen mit Albrecht dem Entarteten einen Kaufvertrag, wodurch er für 12000 Mark dies Gebiet erwarb, das Albrecht freilich bei seinen Lebzeiten noch in Besitz behalten sollte. Das sonderbarste ist, daß Albrecht nichtsdestoweniger gleich darauf die thüringische Herrschaft auch seinem Sohne Diezmann, und zwar ebenfalls für eine Geldzahlung, in Aussicht stellte. Genug, Adolf ergriff die Gelegenheit, ein bedeutendes, längst von einem erblichen Geschlecht in Besitz genommenes Land in Anspruch zu nehmen. Er ließ sich damit in eine Unternehmung ein, von der man sehr zweifeln darf, ob sie rechtmäßig war. Denn eigentlich lief es doch wider jedes Herkommen, daß ein Vater, den man als ausgeartet bezeichnet und der in unsittlichen Verhältnissen lebte, seine Söhne ihres Erbes zu berauben suchte und dieses dem Könige für Geld übertrug. Ganz etwas anderes jedenfalls, als wenn Rudolf Ottokar aus Landschaften entfernte, an denen ihm kein Erbrecht zustand. Genug, mit dem Princip des Erbrechtes setzte sich Adolf in Widerspruch.

Der König brach mit einem Söldnerheer in Thüringen ein. Im September 1294 finden wir ihn in Eisleben, im October in Vippach, dann in Leipzig. Dort hielt er zu Weihnachten einen Hoftag, der ziemlich gut besucht gewesen zu sein scheint. Das zu seinem Vorhaben nöthige Geld hat

er ohne Zweifel von England bekommen. König Eduard I. wünschte in seinem Kampfe gegen Frankreich diesem auch von Osten her Feindseligkeiten zu erwecken und hatte sich für eine nicht unbedeutende Summe von Adolf Hilfe versprechen lassen. Daß Philipp IV. die Rechte des Reiches, besonders in Burgund, vielfach gekränkt hatte, läßt sich nicht leugnen, und insofern war es Adolf nicht zu verübeln, daß er sich ihm opponirte. Nur hätte es mit eigener Kraft geschehen müssen. Um seiner Verpflichtung einigermaßen zu entsprechen, wendete sich Adolf nach dem Rhein, ohne jedoch viel auszurichten. Im August 1295 finden wir ihn wieder in Thüringen. Er erobert Kreuzburg und läßt es verbrennen, in Eisenach hält er im November, in Altenburg im December Hoftag. Er nimmt alle Thüringer in seinen Schutz, die sich gegen das Reich wohl verhalten würden. Im Januar 1296 erobert er Freiberg; sechzig Mann von der Besatzung läßt er hinrichten, weil sie dem Reiche treulos geworden seien. Wir haben ein Schreiben von ihm vom April 1297, worin er sich rühmt, daß er Meißen, Osterland und Thüringen zum Reich geschlagen habe. Wie viele dortige Stiftungen weisen seine Gnadenbriefe auf, so das Bisthum Naumburg, das Kloster Pforta! Im Juni hielt er dann einen Hoftag zu Frankfurt, wo er eine überaus wichtige Erbtheilung in Hessen vollzog.

Seine Gedanken erhoben sich immer höher, und schon forderte er, wie aus den Briefen Albrechts hervorgeht, diesem sein Herzogthum ab. Die Landherren in Oesterreich waren sehr in Bewegung und neigten sich auf die Seite Adolfs gegen den kräftigen und gewaltsamen Albrecht. Der König erlaubte dem Erzbischof von Salzburg, eine Feste zu bauen, welche Albrecht sehr ungelegen war. Er hatte jetzt eine große Stel-

lung, und wie in Flandern, so waren auch im Reich alle Städte — Straßburg ausgenommen — ihm ergeben. Allein seine Stellung, seine Art und Weise erweckten ihm Eifersucht. Er fing an, die geistlichen Fürsten auch wieder zu verletzen, z. B. durch die Errichtung der Burg von Idstein, welche dem Erzbischof von Mainz sehr unbequem war. Papst Bonifaz VIII. warf ihm vor, daß er sich um Lohn habe für den König von England dingen lassen. Je weniger Adolf die Erwartungen seiner Wähler erfüllte — man sagte, er verachte die Rathschläge der Weisen —, desto mehr verlor er seine Autorität. An die Stelle des Erzbischofs Siegfried von Köln war ein anderer getreten, der die Gesichtspunkte seines Vorgängers nicht theilte. Gerhard von Mainz, mit dem er auch eines Zolles wegen in nachbarlichen Streit gerieth, mußte durch den Thüringer Handel auch um seiner eigenen dortigen Interessen willen sich verletzt fühlen. Und wenn es Herzog Albrecht gelang, durch seine Schwester Gutta ihren Gemahl, König Wenzel von Böhmen, wieder für sich zu gewinnen, so hat doch auch dabei ohne Zweifel der Umstand mitgewirkt, daß dieser selbst ein Gelüste nach der Erwerbung von Meißen trug. Kurzum, es scheint wohl, als habe die Haltung Adolfs überhaupt, sein Bund mit England, sein Begriff von den Rechten des Reiches, seine Beleidigungen geistlicher und weltlicher Fürsten und seine Verbindung mit den meisten Städten eine allgemeine Aufregung veranlaßt. Inwiefern ihm auch die allgemeine Lage der europäischen Parteiung am Ende zum Verderben gereichte, werden wir alsbald in anderem Zusammenhange anzudeuten suchen.

Zuerst bei einer großen Fürstenversammlung zu Prag, wo Mainz, Böhmen, Brandenburg und Sachsen beisammen

waren, fing der Einfluß Albrechts an zu überwiegen. Albrecht versprach, dem König Wenzel die Eroberungen Adolfs in Meißen zu überlassen, wenn er König werde. Hierauf erhob sich Albrecht mit allen seinen Freunden, um das Reich zu erobern. Im April 1298 finden wir ihn schon Adolf gegenüber im Elsaß, doch hatte dieser noch das Uebergewicht. Sodann berief der Erzbischof von Mainz die Kurfürsten, um über die Irrungen des Reiches Rath zu pflegen, auf den 15. Juni nach Mainz. Es erschienen Albrecht von Sachsen, von Pfalz bevollmächtigt, und Markgraf Otto mit dem Pfeile von Brandenburg. Der Erzbischof selbst war für Köln und Wenzel beauftragt. Und diese entschlossen sich nun, den König, den sie gewählt, auch wieder abzusetzen. Es geschah am 23. Juni 1298 im Thiergarten bei Mainz. Unter den Gründen sind die merkwürdigsten: die Nichterfüllung seiner Versprechungen gegen Mainz; die Absicht, die geistliche Gewalt der weltlichen zu unterwerfen; Machinationen, um die Reichsfürsten ihrer Länder zu berauben. Genug, die Mehrzahl der Kurfürsten setzte ihn ab und wählte Albrecht. Ob das Rechtens war, wollen wir dahingestellt sein lassen. Die Idee aber, daß die Königswürde ein Amt sei, das man verleihe, also im entgegengesetzten Falle auch wieder nehmen könne, schien überwiegend. Wenn Albrecht jetzt zur Gewalt kam, war es doch ganz etwas anderes, als früher, eher das Gegentheil. Das Wahlrecht war durch den Gegensatz erst recht befestigt. Adolf war noch stark im Felde. Aber Albrecht bekam bald das Uebergewicht eben infolge des Absetzungsdecrets. Denn hauptsächlich deshalb geschah es wohl, daß die Städter, die schon herbeikamen, um Adolf zu unterstützen, jetzt erschrocken wieder nach Hause gingen.

Zur Schlacht um das Reich kam es am 2. Juli bei Göllheim, wo ein steinernes Kreuz die Stätte bezeichnet. Adolf hatte noch Boemund von Trier, sowie Pfalz nebst Baiern auf seiner Seite. In beiden Heeren fanden sich Franken, Schwaben, Elsässer, Rheinländer. Die Könige trugen den gleichen Waffenrock, gelb mit schwarzem Adler, und führten die gleiche Sturmfahne. Nach einer Erzählung, die besonders Albert von Straßburg bringt, stießen sie persönlich auf einander. Adolf rief aus: Hier werdet Ihr das Reich lassen! Albrecht antwortete: Das steht in Gottes Hand! Der einäugige Albrecht traf jedoch besser und zwar den Gegner eben über dem Auge. Das Blut rann Adolf über das Gesicht herunter, er stürzte und kam um. Albrecht hat nie zugeben wollen, daß er den Gesalbten getödtet habe. Jedenfalls hat er sich auf dem Schlachtfelde die Krone erkämpft.

Nicht so leicht also ließ sich Habsburg vom Throne verdrängen. Albrecht nahm jetzt die höchste Gewalt, zu der er gewählt war, in Besitz. Ausgerüstet mit aller Macht von Oesterreich, wäre er auch persönlich ganz der Mann gewesen, eine feste Gewalt in Deutschland zu begründen. Hart wie ein Diamant nennt ihn Ottokar von Horneck. Sein Herz, heißt es weiter, war wie ein Thurm, wie ein glühendes Eisen. Er war keusch und beherrschte sich selbst; er konnte schweigen. Auch in den Waffen zeigt er sich erfinderisch, er hat z. B. spitze Schwerter eingeführt; er führt das Heer über die schneebedeckten Alpen; Belagerungen gelingen ihm. Vor allem hat er die Rechte des Reiches im Auge. Starr im Eifer dafür nennt ihn eine Quelle: unaufhörlich dachte er daran. Zuerst freilich hat auch er sich zu den größten Zugeständnissen herbeilassen müssen. Er hat dem Erzbischof Wigbald von Köln,

auf den es ohne Zweifel am meisten ankam, Kaiserswerth und Sinzig, den Zoll in Bonn, Neuß und Andernach, sowie eine Art Privileg gegen die Reichsgerichte gegeben. Ich finde darin um nichts besseres, als in den Zugeständnissen Adolfs. Dem Erzbischof von Trier gab er eine Summe Geldes. Er befriedigte so die persönlichen und territorialen Ansprüche derer, die ihn gewählt, ebenfalls von den Besitzungen des Reiches. Aber dadurch geschah nun, daß alle Kurfürsten ihm dienten. Auf einem großen Hoftage, den er hielt, waren sie zum erstenmal alle beisammen.

Indessen bei ihren Ansprüchen und dem Charakter Albrechts konnte ihre Freundschaft nicht lange dauern. Wie Adolf mit Eduard von England, so trat Albrecht mit Philipp dem Schönen von Frankreich, mit dem er schon bei Lebzeiten Adolfs unterhandelt hatte, in einen Bund. 1299 hielten sie eine Zusammenkunft in der Nähe von Toul. Sie haben hier die Marksteine zwischen den beiden Reichen gesetzt. Außerdem beschlossen sie eine Vermählung zwischen der französischen Prinzessin Blanca und dem Sohn des Königs, Rudolf, dem Oesterreich dafür mit Ausschließung seiner Brüder übergeben werden sollte. Schon hiezu jedoch verweigerten die geistlichen Kurfürsten ihre Willebriefe; sei es, daß sie die Absicht Albrechts durchschauten, diesen seinen Sohn zum Nachfolger im Reich heraufzuziehen, oder daß ihnen der Bund des Königs mit Frankreich um des Papstes willen zuwider war. Denn schon lag Philipp der Schöne mit Bonifaz VIII. in heftigem Streit. In der That übertrug Bonifaz seinen Zorn auf Philipp auch auf dessen Bundesgenossen und versagte Albrecht die Anerkennung.

Ohne Rücksicht darauf beschloß der König zunächst den täglich entschiedeneren Widerstand der rheinischen geistlichen Fürsten zu überwinden. Der Erzbischof von Mainz soll, auf seine Jagdtasche klopfend, gesagt haben, er habe darin noch viele Könige. Im October 1300 war schon wieder ein Bund gegen Albrecht geschlossen, wie einst gegen Adolf, zwischen den vier rheinischen Kurfürsten. Sie nannten ihn nicht König, sondern Herzog Albrecht, der jetzt König von Deutschland heiße. Der Papst war ganz dieser Ansicht. Er erklärte im April 1301, wenn der Herzog Albrecht sich nicht binnen sechs Monaten von dem Verdacht des gegen Adolf begangenen Hochverraths reinige, werde er alle und jeden von dem geleisteten Eide der Treue entbinden. Aufs neue machte diese geistliche Reichsgewalt den Anspruch, den König abzusetzen. Diesmal aber hatten sie keinen Prätendenten und wohl überhaupt die östlichen Territorialfürsten nicht auf ihrer Seite. Es mußte zum Kriege kommen, ehe noch der Papst das entscheidende Wort ausgesprochen hatte.

Auch Albrecht schloß sich an die Städte an, wie Adolf. Das erste, was er that, war, daß er alle Zölle abschaffte, die sein Vater oder andere Herrscher seit Friedrich II., auch er selbst, den Erzbischöfen gewährt hatten. Im Mai 1301 erschien er selbst im Felde. Es wird damals als eine Waffenthat betrachtet, einen Ort wie Bingen zu nehmen. Jedoch geschah es wohl mehr durch Verwüstung der Umgegend, als durch Belagerungswerkzeuge. Rüdesheim wurde verbrannt. Diesmal gelang dem Erzbischof von Mainz sein Vorhaben nicht. Im März 1302 mußte er sich auch noch zu einigen anderen Verzichtleistungen verstehen, auf die Zölle von Lahnstein, so-

wie auf alle anderen Zölle, die er besaß. Seligenstadt sollte Reichsstadt werden. Seinen Bundesbrief mit Pfalz versprach der Kurfürst herauszugeben. Im September 1302 ging Albrecht gegen den Erzbischof von Köln vor und nöthigte ihn, das Reichsgut, das er weggenommen, herauszugeben, auch Zölle, die nicht alten Rechtes seien, abzuthun. Die Bürger von Köln werden von seinen Zöllen noch besonders befreit. Im September war auch Trier besiegt und zu ähnlichen Bedingungen genöthigt. Niemals hatte noch ein König diese mächtigen geistlichen Magnaten so entschieden zu Paaren getrieben. Es kam hinzu, daß Papst Bonifaz, dem der Streit mit Frankreich über den Kopf wuchs, mit Eifer die Gelegenheit ergriff, sich mit seinem deutschen Gegner auszusöhnen. Er erkannte jetzt nicht nur Albrecht an: er war sogar bereit, sich mit ihm gegen Frankreich zu verbinden.

Albrecht ist überhaupt eine bedeutende Erscheinung in der deutschen Geschichte. Allerorten, in der tiefsten Niederung von Holland, in den höchsten Gebirgen der Schweiz, ist er beschäftigt, seine Hausmacht zu gründen. Das Haus Oesterreich nahm unter ihm einen gewaltigen Anlauf, eine große und durchgreifende Autorität in allen Theilen des Reiches aufzurichten. Dazu gesellte sich eine kühne Politik inmitten der östlichen Verwicklungen. Wir werden noch erzählen, wie es denn auch Albrecht doch nicht völlig gelang, der Summe dieser Schwierigkeiten Herr zu werden: in Meißen wie in Böhmen kam er nicht zum Ziele. Doch läßt sich nicht sagen, wie weit er es bei längerem Leben trotzdem hätte bringen können. Es war sein Verhängniß, daß die herbe Rücksichtslosigkeit, die den Hauptzug seines staatsmännischen Waltens

bildet, in seiner unmittelbaren Nähe, in seinem eigenen Neffen ihm den Mörder erweckte, wodurch denn auch für das Reich die Frucht seiner Wirksamkeit großentheils vernichtet ward. Die Entwicklung, die dann folgte, wird indeß erst verständlich, wenn wir das Schicksal kennen, von dem inzwischen das Papstthum betroffen ward.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Bonifaz VIII.; Demüthigung des Papstthums.

Sucht man in der Geschichte des Papstthums nach dem Höhepunkt seiner Machtfülle, so wird sich als solcher das Menschenalter von 1250—1280, genauer 1245—1282 darstellen. Denn da herrschte noch die Idee Innocenz' IV. im allgemeinen vor, obwohl in der politischen Richtung bereits ein gewisses Schwanken eingetreten ist. Urban IV. und Clemens IV. handelten durchaus zugunsten der Anjous; Gregor X. und Nicolaus III. wollten sich dem Uebergewicht der Provençalen nicht mehr fügen: Gregor, um durch den allgemeinen Frieden eine Unternehmung nach dem Orient durchzuführen, Nicolaus, für den das Zweck wurde, was für Gregor nur Mittel gewesen war, um den allgemeinen Frieden selbst herzustellen. Martin IV. lenkte darauf in die angiovinischen Bahnen zurück. Noch einmal konnte die Absicht ergriffen werden, zur Herrschaft über den Orient zugleich Constantinopel zu erobern. In dem Moment jedoch, wo Karl von Anjou bereit war, sich dazu aufzumachen, wurde das durch die sicilische Vesper vollkommen unthunlich. Die aragonesische Macht widersetzte sich der Alleinherrschaft des Papstthums; sie aus Sicilien zu verdrängen, bildete das nächste Ziel für Nicolaus IV., der sich

zugleich den Plänen Oesterreichs auf Ungarn widersetzte. Aber auch Frankreich war dem Papstthum nicht mehr gänzlich sicher. König Philipp IV. versagte in der damaligen Lage der Stadt Ptolemais seinen Beistand: sie fiel 1291 in die Hände der Mohammedaner; fortan lag die Wiedererlangung des Orients außer dem Bereich der Möglichkeit.

Indem die allgemeinen Verhältnisse sich änderten, erfolgte auch ein Umschlag in Rom. Gleich nach der Vesper verlor Karl von Anjou das ihm von Martin IV. zurückgegebene Senatorenamt. Die einheimischen Factionen, an ihrer Spitze die beiden großen Familien der Orsini und Colonna, bekamen dadurch freieren Spielraum. Durch Nicolaus III. kamen die ersteren, die letzteren durch Nicolaus IV. empor. Eigentlich aus dem Gegensatz der beiden Factionen war Nicolaus IV. selbst hervorgegangen: ursprünglich den Orsini verbündet, dann ein Freund der mehr ghibellinischen Colonna. Nichtsdestoweniger hat er Karl II. von Neapel zum König gekrönt; die örtliche Parteiung entsprach nicht immer den allgemeinen Weltverhältnissen. Johann Colonna, den Bruder des Cardinals Jacob, machte der Papst zum Rector der Mark Ancona, von dessen Söhnen den einen zum Cardinal, den anderen zum Grafen der Romagna. Dies ist Stephan, einer der bedeutendsten von allen. Eine Orsinische Bewegung wurde unterdrückt. Die Colonnas herrschten auch im Senate vor. Johann Colonna war wie ein Fürst der Campagna, der einzige Senator von Rom. Aber auch die Orsini waren keineswegs überwältigt. Schon nach Nicolaus' IV. Tode — er starb am 4. April 1292 — hielten sich die Parteien das Gleichgewicht im Conclave. Die Cardinäle kamen zusammen und trennten sich wieder, das Collegium führte die Geschäfte, so gut es anging, weiter.

Endlich 1294 wählte man den Anachoreten Petrus vom Berge Murrone zum Papst, der sich Cölestin V. nannte. Durch die Strenge seines Eremitenlebens hatte er einen großen Ruf erworben und viele Jünger um sich gesammelt. Auf einem Esel, den der König von Neapel und sein Sohn am Zügel führten, zog er in Aquila ein. Aber ein Mann des beschaulichen Wandels war unfähig, den päpstlichen Stuhl auszufüllen. Niemals trat der Widerspruch zwischen der religiösen Idee und der irdischen Wirklichkeit des Papstthums mehr ins Bewußtsein. Schon in Neapel überzeugte sich Cölestin, daß er für das Gebet und ein vollkommenes Leben, wie er es verstand, keine Muße mehr habe. Er verkündigte als Gesetz, daß auch ein Papst abdanken könne, und legte seine Würde nieder. Schon ihm zurseite hatte Cardinal Benedict Gaetani die weltliche Potenz vertreten. Daß er Cölestin durch ein Sprachrohr wie durch eine göttliche Stimme zur Entsagung angetrieben, ist eine Fabel seiner Feinde. Interessirt aber ist er bei diesem Schritte jedenfalls gewesen, und zwar wohl im Einverständniß mit Karl II. von Neapel, der gegen Sicilien rüstete und eines politischen Papstes bedurfte.

Benedict kannte die Welt und die Geheimnisse des irdischen Lebens; er war Jurist und Diplomat der Curie gewesen, an den europäischen Höfen bewandert; hochstrebend, aber auch hochfahrend, einer der Menschen, welche alles und jedes leiten wollen; von der vornehmen Gediegenheit Innocenz' III. weit entfernt, aber auch der Klugheit Innocenz' IV. nicht zu vergleichen: ein welthistorischer Papst, aber kein großer. Gewählt, nahm er den Namen Bonifaz VIII. an und versprach sofort dem Könige Karl II., ihn zum Herrn von Sicilien zu machen, was ihm freilich nicht gelungen ist. Jacob II. von Aragon

machte zwar, von Frankreich bedrängt, das Martin IV. wider ihn aufgerufen, seinen Frieden mit dem Papstthum und entsagte Sicilien, wofür er durch die Belehnung mit Sardinien und Corsica entschädigt ward. Aber in Sicilien trat sein Bruder Friedrich an die Spitze der Insulaner, die von einer Wiederkehr der Anjous das Schlimmste befürchteten, und behauptete sich dort als ein unabhängiger König. Bonifaz, der bald alle Hände voll mit seinen übrigen Irrungen zu thun hatte, konnte nichts dagegen ausrichten. Unverzüglich aber machte er sich in Rom zum Herrn. Durch die Pracht seines Einzugs, seiner Krönung betonte er den Gegensatz zu den Tendenzen seines Vorgängers, den er übrigens doch gefangen zu halten für nöthig hielt, bis ihn der Tod befreite. Den Colonnas gab er schuld, daß durch sie der päpstliche Schatz veruntreut worden sei. Cardinal Jacob und seine Anhänger antworteten mit der Erklärung, er sei gar kein Papst, sondern der gefangene Cölestin sei es noch. Bonifaz aber sprengte ihre Faction gewaltsam aus einander.

Ueberhaupt trat er mit den großartigsten Ansprüchen auf. Er hat der päpstlichen Tiara einen zweiten Kronreif angelegt, um die geistlich-weltliche Doppelmacht des römischen Stuhles zu versinnlichen. Den Kirchen des Ostens untersagte er, ohne Genehmigung des Papstes Patriarchen einzusetzen. Er führte neue jährliche Feste ein, vorzüglich zur Feier der vier großen Doctoren der lateinischen Kirche. Insbesondere aber bestimmte er das Jahr 1300 zu einem großen Jubiläum der vereinigten abendländischen Christenheit. Weder eine Erinnerung an die römischen Säcularspiele, noch der Gedanke der alttestamentarischen Jobelperiode hat dabei vorgeschwebt; den Kern des riesenhaften Festes bildet vielmehr die Idee des Ablasses, welche durch die

Kreuzzüge so mächtig in Schwung gebracht worden war. Jetzt, wo Jerusalem wieder fast vergessen war, erschien Rom mehr als jemals als die Metropole der Religion. Bonifaz bestimmte jedem, der in diesem Jahre, das er für ein besonderes Gnadenjahr erklärte, zu vierzehntägigem Gebet die Schwellen der Apostel besuchen würde, die vollkommenste Lösung von jeder Pön und Schuld für alle seit der Taufe begangenen Sünden.

Wen drückt nicht irgendwelche Schuld? Wer wünscht nicht, von ihr frei zu werden? Welche leichtere, angenehmere Büßung ließ sich denken? Es war eine ungeheure allgemeine Wallfahrt, an der allerdings der vorwaltende Stamm der Provençalen den meisten Antheil nahm. Die Landsmannschaften empfingen einander, sorgten für einander. Man zählte an manchem Tage 30 000 neu ankommende Gäste, in der Regel 200 000 Fremde, im Ganzen zwei Millionen Pilger. Wandertrieb, Schaulust und Inbrunst wirkten zusammen. Die Stadt nahm viel Geld ein, auch die Kirche ward reich. Jeder brachte seinen Pfennig dar. Einige Cleriker scharrten die zu den Füßen der Apostel niedergelegten Opfermünzen mit ein paar Rechen zusammen. Manche sagten, der Papst habe das Fest eben des Geldes wegen veranstaltet. Er belegte sie dafür mit dem Banne. Der Eindruck war jedoch nicht allein kirchlicher Natur. Villani faßte damals die Idee seiner Weltchronik. Es war die größte Manifestation der Einheit der lateinisch-christlichen Nationen, wie sie unter der Weltherrschaft des Papstthums erschien, kurz bevor es mit dieser zur Neige ging. Gleichsam zum Abschiede genoß die Hierarchie noch einmal eine beispiellose Verehrung bei dieser Heerschau der Gläubigen. Kein weltlicher Fürst hätte dagegen Einspruch erheben können, wiewohl von ihnen keiner persönlich an der Wallfahrt theilnahm.

Bonifaz aber ließ es bei dieser praktischen Darlegung seines Ansehens nicht bewenden. Gleichzeitig formulirte er die Theorie, die Innocenz IV. aufgestellt hatte. Er erscheint als Stellvertreter Christi, Statthalter Gottes. Ihm sind die beiden Schwerter übergeben. Das weltliche vertraut er den Fürsten an, um es nach seinem Willen zu verwalten. Die Lehre von der Infallibilität schreibt sich ebenfalls aus diesen Zeiten her. Sie beruht auf der Stelle des Lucasevangeliums: ich habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht aufhöre. Was nun von Petrus gesagt war, sollte auch von seinen Nachfolgern gelten. Es ist ein Privilegium, welches unerschüttert bleiben muß. Demgegenüber hatten die alten Lehrer wie Gratian immer gesagt: der Papst könne von niemandem gerichtet werden, es sei denn, daß er vom Glauben abirre. Das war also als sehr möglich angenommen. Man bemerkte, daß Paulus dem Petrus ins Angesicht widersprochen habe. Noch Innocenz III. sagt, in anderen Dingen richte ihn Gott: wegen eines am Glauben begangenen Fehltritts kann ich von der Kirche gerichtet werden! Der Hauptbegründer der Infallibilitätslehre ist nun der große Dogmatiker dieser Epoche, Thomas von Aquino. Er schließt aus den Verheißungen: erstens, daß die allgemeine Kirche nicht irren könne; zweitens, was doch ziemlich ohne Vermittlung ist, der Autorität des Papstes komme es zu, das zu bestimmen, was zum Glauben gehöre, ein neues Bekenntniß aufzustellen. Welch eine Autorität, den Glauben unbedingt zu bestimmen, von jeder Schuld den Gläubigen freizusprechen, den Widerstrebenden zu vernichten!

In der Schrift des Thomas vom Fürstenregiment wird nun aus derselben Prämisse auch die weltliche Gewalt ge-

folgert. Christus ist König und Priester, so auch seine Nachfolger. Wie der Leib von der Seele sein Wesen empfängt, so hängt alles Zeitliche von dem Geistlichen ab, die weltliche Jurisdiction der Fürsten von der geistlichen des Petrus. Die Schenkung Constantins an Sylvester hat nur das, was sich gehörte, bestätigt. Theoretisch erwiderte man darauf doch schon damals: wer alles nehme, sei in Gefahr, alles zu verlieren. Es wäre ein erbärmliches Europa geworden, wenn es Bonifaz VIII. gelungen wäre, diese thomistische Doctrin für die Zukunft zu verwirklichen. Aber nothwendig mußte nun auch der Kampf, den bisher die Kaiser allein geführt, für die Unabhängigkeit der weltlichen Macht, von den weltlichen Fürsten insgesammt weitergeführt werden. Der Papst sah sich einigen Fürsten von großer Energie gegenüber, Philipp dem Schönen von Frankreich, Eduard I. von England, dem aragonesischen Friedrich von Sicilien, dem römischen Könige Albrecht I. Selbst jene Colonnas wuchsen über die Stellung einer bloßen Faction hinaus, indem sie gegen den Papst, der seine universale Gewalt in Rom doch so einseitig ausübte, ihren Widerstreit fortsetzten. Der Ghibellinismus bekam überhaupt wieder etwas zu bedeuten, er war ein Bedürfniß der Welt. Darauf, daß er diesem ghibellinischen Gedanken Ausdruck gab, beruht zwar nicht der poetische Gehalt, wohl aber der welthistorische Charakter der Dichtung Dantes. Er verdammte die Verbindung des Hirtenstabes mit dem Schwerte; er rief dieser Anmaßung gegenüber die Gerechtigkeit Gottes an. Man hat das in Florenz wohl empfunden, als man vor kurzem das sechshundertste Jahr der Geburt Dantes so glänzend feierte; es geschah eben dieser allgemeinen Idee halber.

Der erste Conflict nun, in welchen Bonifaz mit dem

großen Fürstenthum seiner Zeit gerieth, hängt mit den englischen Verhältnissen zusammen. Eduard I., den wir als Prinzen nach Accon ziehen sahen, als König ritterlich und unternehmend, war für den noch immer ansehnlichen Rest der plantagenetischen Provinzen in Guienne Lehnsmann der Krone Frankreich, dagegen Lehnsherr über Wales und Schottland. Es war damals, daß er und zwar mit Hilfe seiner südfranzösischen Vasallen Wales besiegte. Die rebellischen Fürsten Llewellyn und David wurden enthauptet und ihre Köpfe einander gegenüber am Tower aufgestellt. Der englische Thronfolger empfing den Titel Prinz von Wales. Da starb 1286 das alte schottische Königsgeschlecht mit Alexander III. aus. Dreizehn Prätendenten erhoben sich; einer von diesen, Baliol, wurde von Eduard I. 1292 zum König eingesetzt und huldigte ihm in aller Form. Damit war man indessen in Rom nicht zufrieden, weil der Papst selber die Oberlehnsherrschaft über Schottland in Anspruch nahm. Noch unter Cölestins V. Namen, dem jedoch Cardinal Benedict dabei die Hand geführt haben wird, wurden die Schotten von dem Eide der Treue, den sie Eduard geleistet hatten, losgesprochen. Gewiß wurde dadurch der Ausbruch eines Aufruhrs befördert, gegen welchen jedoch König Eduard nochmals den Platz behielt. Er nahm 1296 die Herrschaft von Schottland, wie die von Wales, für sich selbst in Besitz. Bonifaz hätte wenig dagegen ausgerichtet, hätten sich nicht die Franzosen ebenso lebhaft dawider gesetzt.

Ein Streit zwischen Seeleuten aus der Normandie und Engländern bot nur den zufälligen Anlaß zu dem Kriege, der schon 1293 zwischen beiden Mächten ausgebrochen war. In der That fühlte sich Philipp IV. bereits als Bundesgenossen

der Schotten; er wollte seinen Vasallen Eduard, über dessen Unbotmäßigkeit er sich beklagte, nicht mittels der Streitkräfte des südwestlichen Frankreichs zum Herrn über ganz Britannien werden sehen. Um Philipp wirksam zu begegnen, schloß dann Eduard ein großes Bündniß mit Flandern und vielen Niederdeutschen, für das er, wie wir berührten, auch den römischen König Adolf gewann. Hatte doch Philipp IV. auch diesen herausgefordert, indem er das Reich Arelat überzog. Mit gleicher Begierde suchte er sich jetzt auf der anderen Seite der englischen Gascogne vollends zu bemeistern. Und hier zuerst behielt er entschieden die Oberhand; denn eben jetzt empörte sich Schottland aufs neue. Dort erhob sich der mächtige Wallace und organisirte eine echt nationale schottische Bewegung zur Vertheidigung des Landes; er befreite das schottische Gebiet und nahm selbst Northumberland ein. Unter diesen Umständen wurde auch Flandern, wo die Franzosen eine Partei für sich hatten, von ihnen bezwungen. Sie nahmen Lille in Besitz und waren Meister im offenen Felde.

Bonifaz, der inbezug auf Schottland seinen Wunsch erfüllt sah, nahm nun keinen Anstand, eine Waffenruhe und darauf, im Mai 1298, einen Frieden zwischen England und Frankreich zu vermitteln. Auf seine Entscheidung hin ward eine Doppelvermählung zwischen den Kindern beider Könige, sowie die Herstellung der alten Besitzverhältnisse angeordnet; der Bund der Engländer mit Flandern wurde aufgelöst. Eben hiedurch geschah es denn, daß König Adolf völlig isolirt dastand, als sein Gegner Albrecht wider ihn zu Felde zog. Albrecht hatte sich überdies an den Papst gewendet, um dessen Einwilligung in die Absetzung Adolfs zu erwirken. Auch ist ein Schreiben verbreitet worden, nach

welchem Bonifaz in der That darein gewilligt hätte. Er hat das jedoch mit vieler Wahrscheinlichkeit abgeleugnet; ich glaube, daß er davon vollkommen freizusprechen ist. Der Sturz Adolfs, gegen den sich die geistlichen Kurfürsten erklärt hatten, war ihm an sich nicht zuwider; von der Erhebung Albrechts aber wollte er darum doch nichts wissen, er nannte ihn Königsmörder. Sein Gedanke war gewesen, das deutsche Reich während der Vacanz selbst zu verwalten. Daß Albrecht sich behauptete, ja die wieder von ihm abfallenden geistlichen Kurfürsten niederwarf, war eine Niederlage der päpstlichen Politik. Doch trat sie sehr in den Hintergrund gegen den gewaltigen, über sein Schicksal entscheidenden Streit, in welchen Bonifaz nunmehr mit Philipp dem Schönen verwickelt ward.

Ludwig IX. hatte die Ergebenheit gegen den römischen Stuhl mit der Behauptung der weltlichen Gerechtsame zu vereinigen gewußt. Unter Philipp IV. dem Schönen aber erscheint die Idee eines französischen Reiches, das auf niemand als auf sein eigenes Interesse Rücksicht nimmt, in ihrer vollen Stärke. Philipp war siebzehn Jahr alt, als er den Thron bestieg, aber gleich damals vollkommen gebildet; nur vierzig war er alt, als er starb, noch in der vollen Kraft der Jahre. Seine ganze Regierung ist Kampf nach allen Seiten, doch verficht er überall die Idee des persönlichen Königthums, inwiefern es in der Idee des Reiches enthalten ist. Er hat der Institution des französischen Parlamentes Festigkeit gegeben, die Versammlung der drei Stände gegründet, die großen Vasallen unterworfen, finanziell eine durchgreifende Ordnung der Dinge begründet. Er war der erste, der das westfränkische Reich über die Grenzen der früheren Jahrhunderte hinaus-

führte und dem ostfränkischen, deutschen die französisch redenden Gebiete des dritten Reiches, das im neunten Jahrhundert gegründet worden war, des altlothringischen, besonders im Rhonethal entriß. Westfrancien hörte auf, Frankreich vom atlantischen Ocean bis zu den Alpen begann. Philipp der Schöne war von Anfang an von Rechtsgelehrten umgeben, welche ihm die Nothwendigkeit, Geistliche und Barone im Zaume zu halten, vorhielten, und denen er völlig Glauben beimaß. Er betrachtete sich als die Quelle der Gesetze; stolz, jähzornig, hartnäckig, grausam setzte er sie durch. Ueberall erkennt man, daß er einen bestimmten Willen, einen Plan hatte, den er verfolgte. Er hatte Herrschsucht und Ehrgeiz und scheute kein Mittel, sie zu befriedigen. Er regierte durch die Tribunale. Er war gehaßt und gefürchtet; doch sahen die Unterthanen in der Furcht fremder Nationen vor ihm wiederum eine Befriedigung ihres Selbstgefühls.

Es war nicht anders möglich, als daß ein König von solcher Gesinnung, welcher in der Idee der vollen Souveränität seines Reiches lebte, mit einem Bonifaz, der die Oberherrschaft des Papstthums so entschieden in Anspruch nahm, in Widerstreit gerieth. Und was kein Kaiser hatte durchführen können, das gelang dem früher so devoten französischen Königthum. Schon die Jahre daher war es zu mancher Zwistigkeit gekommen. Nicht von vornherein und moralisch wird man dem Papste Unrecht geben. Es ließ sich etwas dafür sagen wenn er sich des Grafen von Flandern annahm, dessen Tochter der König in seiner Haft hielt. Aber ebenso klar ist, daß er dadurch mit dem eigensten Interesse des Königs zusammentraf. Denn der Graf hatte seine Tochter mit dem Prinzen von Wales verlobt und zwar eben zu der Zeit, als der eng-

lische Krieg wieder ausbrach. Für Frankreich hatte es das größte Interesse, daß diese Verbindung nicht zustande käme. Ein Recht gab es, das hiebei in den Vordergrund treten konnte, das auf Fälle dieser Art berechnet war: der König mußte bei der Verheirathung der Tochter seines Vasallen befragt werden, was der Graf versäumt hatte. Der Papst aber nahm sich des Grafen an und citirte den König vor das Tribunal des römischen Hofes. Der König antwortete, er habe in seinem Reiche Gerichtshöfe — den großen Pairshof, der den Oberlehnsherren immer so nützlich geworden —, der Papst habe kein Recht, sich in diese weltlichen Angelegenheiten zu mischen; er, der König, besitze die Souveränität durch göttliches Recht.

Eine andere, noch weniger zu vermeidende Differenz lag in den finanziellen Angelegenheiten. Die beiden Könige von Frankreich und von England zogen die Geistlichen zu den Lasten des Landes heran, die dann in dem Kriege oft sehr empfindlich wurden. Aber es war die Prätention der Geistlichkeit in aller Welt, daß sie eine Exemtion von diesen Auflagen besitze; in dem Papst sahen sie den Vertreter der geistlichen Immunitäten, und dieser hielt es für seine vornehmste Pflicht und unzweifelhafte Befugniß, sie zu schützen. Der Papst erließ 1296 eine Decretale über die Immunität der Cleriker, in welcher die Geistlichen, die sich einer weltlichen Anmuthung zu Collecten, Taillen und jeder Art von Auflagen einzeln unterwarfen, wäre es auch unter dem Namen einer Hilfsleistung, ohne die Ermächtigung vonseiten des apostolischen Stuhles, ebenso aber die Fürsten, die dergleichen eintrieben, mit der Excommunication bedroht wurden. Er autorisirte also in diesem Punkt die Geistlichen zum Ungehor-

sam gegen die Fürsten. Dagegen trat der König mit dem entgegengesetzten Princip hervor: er verbot allen Fremden in seinem Reich irgend eine Art von Geldverkehr zu treiben, was dann allerdings auf die geistlichen Exactionen des Papstes Bezug hatte und Bonifaz im höchsten Grade verdroß. Es war jener alte Streit zwischen Kaiserthum und Papstthum, der hier an anderer Stelle wieder auflebte. Der König von Frankreich aber war glücklicher, als der Kaiser. Die Prälaten selbst machten den Papst darauf aufmerksam, daß der Lehnseid sie verpflichte, dem Könige in seinen Kriegen Dienste zu leisten. Der Papst zog hierauf zurück; denn eine Differenz mit der Geistlichkeit selbst würde ihm höchst widerwärtig gewesen sein. Er erklärte 1297, die Bulle solle für Frankreich nicht gelten.

In jenen Verhandlungen über den Stillstand mit England wollte der Papst bei Strafe der Excommunication entscheiden; aber der König erklärte auch das für eine weltliche Angelegenheit, in der er sich keinem lebenden Menschen für untergeordnet erkennen könne. Für Deutschland war diese Differenz ein Glück. Denn sonst würde leicht der Bruder des Königs von Frankreich, Karl von Valois, der in Gnaden bei Bonifaz stand, römischer König geworden sein. Daß das nicht geschah und Karl von Valois in den italienischen Händeln in einem Sinne gebraucht wurde, den der König mißbilligte, weckte dessen Feindschaft gegen Rom noch mehr auf. König Philipp vereinigte sich mit Albrecht von Oesterreich, der dem Papste entgegen war. Die Colonnas, aus Italien verjagt, fanden Aufnahme in Frankreich.

Da schickte nun Bonifaz einen Legaten nach Frankreich, welcher recht geeignet war, den Hader zu entzünden. Es war Bernhard von Saisset, Bischof von Pamiers, schon zuvor ein

Gegner der Krone. Das meiste, was man über den früheren Hader zwischen ihm und Philipp erzählt, ist zweifelhaft. Der neue Bruch erfolgte, als der Bischof nach beendeter Botschaft in seine Diöcese zurückgekehrt war. Da mag er sich wohl sehr unvorsichtig betragen haben; eine Menge widriger Aeußerungen werden ihm Schuld gegeben. Man warf ihm vor, er habe zur Rebellion gegen den König aufgereizt. Er wurde gefangen gesetzt, zwar unter der Obhut einiger Geistlicher, denen der König traute, aber doch vornehmlich unter einer ritterlichen Wacht. Philipp wollte über den päpstlichen Legaten, der nach seinem Begriff hochverrätherische Reden geführt hatte, Gericht halten lassen. Durch die Belästigung eines hohen Geistlichen vonseiten der weltlichen Gewalt zeigte sich nun der Papst abermals aufs tiefste verletzt. Er erließ mehrere Bullen gegen den König, zugleich aber beschied er die französischen Prälaten nach Rom, um solche Maßregeln mit ihnen zu besprechen, wie sie zur Besserung des Königs und zur Abstellung der Mißbräuche erforderlich seien. Und noch ehe dies Concil beisammen war, erklärte Bonifaz die dem Könige gemachten Concessionen inbezug auf die Kriegssteuern für aufgehoben.

Am 5. December 1301 folgte die Bulle Ausculta fili. Darin besteht der Papst auf seinem Primat auch über die Könige und Reiche. Gott habe ihn gesetzt, um in seinem Namen zu zerstören und einzureißen, zu bauen und zu pflanzen. Philipp möge sich ja nicht einreden, daß er keinen Oberen habe. Dann folgt eine neue Verweisung auf die Gewalt: du wirst hören, was Gott der Herr durch mich ausrufen wird! Ein Nuntius brachte die Bulle nach Frankreich, zugleich — so meint man wenigstens, doch halte ich es für zweifelhaft —

mit der Erklärung, daß der König, wenn er nicht gehorche, des Thrones verlustig sein, sein Reich für ein dem Petrus heimgefallenes Lehen erklärt werden würde. Der König hörte diese Erklärung mit äußerster Entrüstung. Sein Schwager, der Graf von Artois, entriß dem Nuntius seine Papiere und warf sie ins Feuer. Philipp erklärte seine Söhne für verflucht, wenn sie jenen als Oberen des Reiches anerkennen würden.

Die Hauptsache war, daß er beschloß, um den Streit über das Persönliche zu erheben, die Stände des Reiches zu berufen. Nicht als ob nicht schon ein ähnlicher Versuch vorgekommen wäre: aber zu wirklicher Bedeutung kam der dritte Stand doch erst im April 1302, als er mit Baronen und Geistlichen zu einem großen Reichstag zusammentrat. Der König sprach selbst. Die Breven und Bullen ließ er nicht gerade verlesen, er hob nur hauptsächlich hervor, der Papst habe ihn wissen lassen, das Reich, das er von Gott erhalten zu haben glaube, sei ihm vom Papste verliehen. Er befahl den Versammelten als ihr König und bat sie als ihr Freund, ihn in der Wahrung der Ehre und Freiheit des Landes zu unterstützen. Darauf traten alle ab. Barone und Städte erklärten hierauf dem König ihre völlige Beistimmung mit der Bemerkung: sollte er je die römischen Uebergriffe dulden wollen, so würden sie dieselben nicht dulden. Was sollten wir thun? sagen die Prälaten in ihrem Briefe an den Papst. Man wollte ihnen keine Frist gestatten und erklärte ihnen: wer nicht beistimme, sei ein Feind des Königs. Sie fürchteten den Abfall der Laien von der Kirche; auch sie erklärten, sie würden den König bei der Vertheidigung der Ehre und Freiheit des Reiches ihrem Lehens- und Unterthaneneide gemäß unterstützen.

Ein sehr gereizter Briefwechsel erfolgte. Der Papst schrieb u. a. der französischen Kirche: der Wahnsinn einer Tochter könne die Mutter nicht beflecken. Am 30. October 1302 eröffnete er doch sein Concil zu Rom. Es waren immerhin, hauptsächlich aus dem südlichen Frankreich, vier Erzbischöfe, dreißig Bischöfe und einige Aebte, welche allen Gegenbefehlen des Königs zum Trotz in Rom erschienen und damit ein großes kirchliches Werk zu thun meinten. Man verdammte hier das Verfahren des Königs, stellte die Excommunication in Aussicht, wenn er das Hin- und Herreisen der Conciliaren verhindere, und erließ die Bulle Unam sanctam, welche ein großes Manifest der päpstlichen Ansprüche war. Nur erhellt nicht, welchen Antheil die Versammlung daran nahm. Darin wird die Einheit der Kirche, die nur Ein Haupt, nämlich den heiligen Petrus und dessen Nachfolger, habe, mit allem Nachdruck hervorgehoben und ebenso die Behauptung, daß beide Schwerter dem heiligen Petrus gebühren. Er ist der Höhere und kann alle richten, aber von niemand gerichtet werden. Die Bulle schließt mit den Worten: alle menschliche Creatur sei dem römischen Papste untergeben und zwar aus dem Bedürfniß des Heils.

Es sind immer noch Friedensbedingungen vonseiten des Papstes vorgeschlagen, von der anderen Seite abgelehnt worden; man hielt dafür, daß die Emissäre des Papstes zugleich die Prälaten zu gewinnen bestimmt seien. Die eigentliche Antwort auf die Bulle Unam sanctam war ein Beschluß des Staatsraths, von Wilhelm Nogaret, einem kleinen und unscheinbaren Manne, aber einem der größten Kronjuristen, die es je gegeben hat, dessen Voreltern zu den Albigensern neigten, vorgeschlagen und durchgeführt, daß der Papst selbst,

wenn er auf verbotenen Wegen zum Papstthum gekommen sei, nicht mehr als Papst anerkannt werden dürfe. Seine Lippe fließe über von Verwünschungen, und seine Füße seien schnell zum Blutvergießen. Hierauf schritt nun auch der Papst zu den äußersten Mitteln. Er erklärte den König am 13. April 1303 für ausgeschlossen von der Kirche und verbot, ihm die Sacramente zu administriren. Er ließ nichts unversucht, um die gallikanischen Prälaten doch zur Reise nach Rom zu vermögen.

In diesem Augenblick trat er in ein Verständniß mit dem römischen Könige Albrecht, welchen er nunmehr anerkannte; denn die Zeit dazu sei gekommen. Aber stets mit der Verwarnung, das geschehe nicht auf immer; der römische Stuhl, der den Deutschen das Kaiserthum übertragen habe, könne es ihnen auch wieder entreißen. Er sprach Albrecht von allen Verbindungen los, die er eingegangen sei. Er ermahnte auch die Wahlfürsten, durch Anerkennung Albrechts sich dem römischen Stuhle willfährig zu erweisen. Albrecht, dessen Ehrgeiz dadurch mächtig angeregt wurde, antwortete in einem höchst unterwürfigen Schreiben, in welchem er erklärt, dem Papst und seinen Nachfolgern allezeit treu und gehorsam sein zu wollen und sogar die Feinde der Kirche persönlich zu bekämpfen. Er suchte die Gnade des Papstes; denn er konnte nicht wie der König von Frankreich auf Unterstützung der Stände gegen ihn rechnen. Die deutschen Kaiser waren in dem großen Kampfe nun einmal besiegt. Es war offenbar auf einen Krieg in großem Stil abgesehen; der deutsche König sollte das Strafurtheil gegen Philipp den Schönen vollziehen.

Indessen nahmen sich die Franzosen nun um so mehr zusammen. Ein Rechtsgelehrter brachte so viele Beschul-

digungen gegen Papst Bonifaz vor — unter anderem er halte einen Hausteufel, glaube nicht an die Unsterblichkeit der Seele u. s. w. —, daß die Versammlung der Stände sich mit dem König dahin einigte — auch die Geistlichen — daß ein allgemeines Concil 'aus allen Nationen berufen werden müsse, um die Unschuld „unseres Herrn Bonifacius" an den Tag zu bringen. Sie appelliren zugleich an das Concil und an den künftigen wahren Papst. So erhebt sich zugleich mit der Selbständigkeit der Reichsversammlung die Idee einer großen allgemeinen conciliaren Vereinigung, um über den Papst zu richten. Die Geistlichkeit trat dem König mit ihren Abhäsionsurkunden bei. Der Streit zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt bekommt durch diesen Kampf zwischen Philipp und Bonifaz eine andere Wendung. Es ist die Idee des besonderen Reiches und Staates, die in den Ständen ihren Ausdruck findet, welche nun der allgemeinen Kirche mit ihren unerträglichen Rechten gegenübertritt.

Auch die Verhaftung des Papstes hatte Nogaret bereits in Anregung gebracht. Der König war wirklich stärker als der Papst. König Albrecht wollte von einer Belehnung mit Frankreich nichts hören; denn zwischen ostfränkischen und westfränkischen Fürsten bestehe ein alter Vertrag, welcher ihnen verbiete, einander anzugreifen. Ebensowenig rührte sich Eduard I. von England gegen seinen Nachbar.

Und selbst in seiner Vaterstadt Anagni, wohin er sich begab, war der Papst sehr schwach. Das Geschlecht der Gaetani, dem er angehörte, hatte unter dem Landadel viele Feindseligkeiten erweckt. Nogaret erschien in Italien; ein Bankhaus in Florenz vermittelte die Geldzahlungen. Sciarra Colonna, der sein ganzes Geschlecht rächen wollte, war die

Seele von allem. König Philipp hatte über die beiden Schwerter wohl gesagt, das eine bestehe in Worten, das andere in Eisen. Den Kampf in aller Form wollte er nun zwar selber nicht beginnen, aber er bediente sich der italienischen Factionen. Unter französischer Veranstaltung wurde der Papst am 7. September 1303 in Anagni überfallen und gefangen genommen. Sciarra Colonna drohte, ihm nun zu vergelten, was die Colonnas von ihm erduldet hätten. Aber die Bürger von Anagni befreiten Bonifaz und er ging nach Rom zurück. Er ward mit Jubel empfangen. Er hoffte noch ein Concil in Rom zu berufen und dann mit aller apostolischen Macht gegen Philipp IV. anzugehen, mit Interdict und Bann, von dem Concil unterstützt. Aber in Rom gerieth er in die Hände der Orsini. Auch diese und die Cardinäle selbst wollten ihm die Freiheit nicht lassen, aus der einen der päpstlichen Residenzen, dem Lateran, nach der anderen, dem Vatican, zu gehen. Also, sagte er, bin ich ein Gefangener! In diesem Gefühle, in dem er die Thüren verschloß und Zeichen von Wahnsinn gab, ist er verstorben. Man fand ihn todt auf seinem Lager. Die Welt wollte ein Papstthum wie dies, die Fülle der weltlichen und geistlichen Gewalt in Einer Person, nicht mehr.

Der neue Papst Benedict XI. (1303—1304) war in der größten Verlegenheit. Er suchte besonders die Ruhe im Kirchenstaat wiederherzustellen. Die Urheber der Attentate gegen Bonifaz drohte er zu bestrafen; gegen den vornehmsten der Könige wagte er nicht anzugehen. Seine späteren Bullen beweisen vielmehr, daß er mit demselben in ein gutes Verhältniß zu treten suchte. In dem folgenden Conclave stellten sich die beiden Factionen einander unversöhnlich entgegen, die

italienische von einem Gaetani, die französische von da Prato geleitet. Endlich kam dieser soweit, daß er dem König die Wahl des Erzbischofs von Bordeaux, Bertrand de Got, versprechen konnte. Der König hielt aber für rathsam, diesen erst völlig auf seine Seite zu bringen. Er legte ihm sechs Bedingungen vor, von denen die ersten fünf sich auf die Vernichtung des Andenkens Bonifaz' VIII. bezogen; die sechste wurde nicht bekannt. So erzählt wenigstens Villani. Bertrand de Got schwur bei dem heiligen Evangelium, sie alle zu halten. Hierauf wurde er gewählt, am 5. Juni 1305. Der erste Act seines Pontificates war, daß er die Cardinäle einlud, nach Lyon zu kommen und ihn dort zu krönen. So geschah es denn. Lyon konnte bereits als französische Stadt angesehen werden. Es ist nicht klar, ob dies jener versprochene sechste Punkt war. Clemens V. blieb in Frankreich. Siebzig Jahr haben die Päpste dort geweilt. Clemens sprach Philipp vom Banne frei, und zwar wegen seiner erwiesenen Unschuld. Der König von Frankreich triumphirte vollständig.

Noch eine große kirchliche Angelegenheit hat Philipp dann zustande gebracht: den Sturz der Templer. Eben in Paris hatte dieser Orden seinen vornehmsten Sitz; fast ein Drittel der Stadt gehörte ihm; von hier aus dehnte er seinen großen Einfluß über die Christenheit aus. Das Eigenthümliche des Verfahrens Philipps des Schönen liegt nun darin, daß er die Kirche mit kirchlichen Ideen bekämpfte. Er besiegte Bonifaz dadurch, daß er ihn mit Beistimmung des Clerus für einen Ketzer erklärte. So wandte er auch gegen die Templer hauptsächlich kirchliche Waffen an. Der Proceß der Templer zeigt doch, daß die Ordensritter, freilich unter der Folter, aber doch nicht ohne alle Glaubwürdigkeit, der Verleugnung des Christen-

thums sich angeschuldigt haben. Freilich sagten sie wohl: nach dem Beispiel des heiligen Petrus und doch nicht ernstlich. Die Templer befanden sich ungefähr auf dem Standpunkt Kaiser Friedrichs II. und Manfreds. Sie hatten sich mit dem mohammedanischen Wesen lange nah berührt und in ihrer besonderen Politik auch zuweilen christliche Fürsten bekämpft. In ihren Kirchen finden sich unchristliche Symbole.

Am 13. October 1307 ließ nun Philipp den Großmeister Jacob Molay und 140 Ritter auf einmal gefangen nehmen und den Proceß gegen sie instruiren. Die großen Herren, stolz auf den eben über den Papst erfochtenen Sieg, klagten sie an. Die Aussagen erschreckten selbst den Großmeister, und seine Vertheidigung war sehr schwach. Es scheint, als habe er nur die Vergehen der Einzelnen an diesen selber strafen lassen wollen. Aber die päpstlichen Commissare — denn auch der Papst hatte nach einigem Widerstreben eingewilligt — wollten den ganzen Orden für ketzerisch erklären. Dieses schreckliche Wort entwickelte noch einmal seine ganze Stärke. Ein Provinzialconcil unter dem Erzbischof von Sens verdammte auf einmal 56 Ritter zum Tode im Feuer. So fuhr man in Italien, in Spanien fort, wiewohl nicht mit der gleichen Strenge, namentlich ohne Tortur.

Indem der Papst inbezug auf die Templer nachgab, ließ Philipp zu, daß man Bonifaz VIII. nicht geradezu für einen Ketzer erklärte; sein Verfahren gegen ihn aber ward ebenfalls gebilligt. Im Jahre 1312 kam ein vermeintlich öcumenisches Concil in Vienne zustande, bei welchem der König selbst erschien, aber doch eine eigentliche Verdammung der Templer nicht durchsetzte. Der Papst mit den vertrautesten Bischöfen und einigen Cardinälen waren es selbst, welche die

Verurtheilung des Ordens aussprachen. Auf dem Concil war auch noch von der Wiedereroberung des heiligen Landes die Rede gewesen; es versteht sich aber, daß mit dem, was soeben geschah, das factische Ende der Kreuzzüge unwiderruflich ausgesprochen war. Zwei Jahrhunderte lang hatte die Hierarchie der Päpste über Europa geschaltet, hatte die Idee der Kreuzzüge das Abendland in Athem gehalten. Mit einander waren sie emporgestiegen: indem die eine zusammenbrach, verflüchtigte sich die andere.

Analekten.

Zur Kritik der Geschichtschreiber Heinrichs I. und Ottos des Großen.

(Nachtrag zum sechsten Theil der Weltgeschichte.)

Niemals habe ich eine lebhaftere Vergegenwärtigung der Studien aus älterer Zeit empfunden, als in der Epoche der sächsischen Kaiser, deren Erforschung vor einundfünfzig Jahren von einer Gesellschaft junger Männer unternommen wurde, die sich um den Arbeitstisch meines Studierzimmers versammelten. Das Haus hinter der katholischen Kirche, in welchem das geschah, ist jetzt abgebrochen. Ich hatte das Glück, eine Anzahl den Studien mit Leib und Seele hingegebener, fleißiger, überaus fähiger, grade in fruchtbarer Entwickelung begriffener junger Männer um mich zu sehen. Ihren Anstrengungen ist es dann gelungen, in die Bearbeitung dieser Epoche der deutschen Geschichte neues Leben zu bringen, welches auf alle anderen zurückgewirkt hat.

Indem ich nun die Fragen erwog, welche uns damals beschäftigten, habe ich gleichsam den Erörterungen jener Zeit wieder beigewohnt. Es waren Männer von verschiedener Begabung, alle von Talent; ich hörte, während ich ihre Schriften durchsah, gewissermaßen aufs neue ihre Discussionen. Als der Altmeister dieser Uebungen fühle ich mich jedoch auch in Verlegenheit; denn, indem ich die Ergebnisse, die sich damals in der Peripherie bewegten, zu einer centralen Anschauung zu erheben suchte, bildeten sich in mir Ansichten aus, die doch nicht immer mit dem übereinstimmten, was später im Streit der Meinungen die Oberhand behalten hat. Es würde unnütz sein, die Untersuchungen über die historische Literatur der Epoche wieder aufzunehmen. Ich will nur auf einige Punkte eingehen, um der Auffassung, von welcher ich in der Weltgeschichte ausgegangen bin, eine kritische Grundlage zu geben. Einzig aus diesem Gesichtspunkt mögen die folgenden Bemerkungen angesehen werden.

I. Die beiden Lebensbeschreibungen der Königin Mathilde.

In der Geschichtschreibung der ottonischen Zeiten reproducirt sich in gewissem Sinne der Charakter der Epoche; aus der Familie selbst ist sie hervorgegangen.

Die Nonne von Gandersheim Hroswitha und der Mönch von Korvey Widukind, die zuerst das Leben Ottos aufzusetzen unternahmen, haben nicht allein darin, daß sie dem Klosterleben angehörten, sondern auch in den Anlässen zu ihren historiographischen Arbeiten etwas Gleichartiges. Hroswitha gehörte dem Stifte von Gandersheim an, welches die Erinnerungen an die Familie, die das Kloster gegründet hatte, lebendig erhielt; ihren Impuls empfing sie von der Aebtissin Gerberga, die eine Nichte Ottos, Tochter seines Bruders Heinrich war. Sie schrieb ihre Geschichte in lateinischen Versen, die aber frei von jedem poetischen Anflug sind; sie bemerkt selbst, daß, was sie erzählt, ihr von fremder Hand mündlich überliefert worden sei (V. 23), hauptsächlich auf Veranlassung der Kaiserkrönung Ottos[1]), die Alles übertraf, was die Vorfahren erreicht oder auch nur angestrebt hatten. Sie verehrt seine Handlungen, die an das Andenken Liudolfs, des ersten Otto und Heinrichs I. anschließen, mit religiöser Hingebung. Schon über die erste Vermählung Ottos mit einer englischen Königstochter (V. 74 ff.), noch mehr über seine zweite mit Adelheid (V. 592 ff.) ist sie von eigenthümlichem Werth. Historische Forschung wird man bei ihr nicht suchen; an Irrthümern fehlt es nicht; als ein Document der Familiengeschichte wird man diese spät zu Tage gekommene Reliquie nicht verwerfen können.

Einen ähnlichen Ursprung hat man bei dem Werke Widukinds über Otto vermuthet[2]). Und leugnen läßt sich nicht, daß, wenn die Aufforderung zu demselben dem jungen Otto, dem Sohne Ottos, zugeschrieben wird, darin liegt, daß der Bischof Wilhelm, der damals das Reich verwaltete, den größten Einfluß darauf

[1]) Vergl. Köpke, Ottonische Studien II, S. 87 ff.

[2]) Köpke, Widukind von Korvey (Ottonische Studien) S. 52 ff. 66.

gehabt haben muß. Dem entspricht denn auch die zurückhaltende Fassung des Buches, die eben dadurch eine maßgebende Richtung erhielt, daß ein Sohn des Kaisers inmitten einer gährungsvollen Zeit die Regierung ausübte. Widukind, der Mönch von Korvey, riß sich von den Legenden, die er bisher bearbeitet hatte, los und widmete sich dem großen Gegenstande. Sein Buch ist durch die lebendige Anschauung einer großen Epoche, die er vor sich sah und auffaßte, für die folgende Zeit unschätzbar geworden. Der Gesichtspunkt Widukinds war der provinziell-sächsische; aber er verband die einheimische Sage mit Gelehrsamkeit und selbst Nachahmung der Alten [1]).

Einen ähnlichen Ursprung, zugleich vom Kloster und vom Hofe beeinflußt, haben zwei Biographieen der Königin Mathilde. Schon längst kannte man die jüngere. Die ältere hat vor etwa vierzig Jahren eines der ersten Mitglieder unserer Gesellschaft, Köpke, aufgefunden und publicirt. Die jüngere ist auf Heinrichs II., die ältere auf Ottos II. Veranlassung entstanden.

Von der älteren Biographie hat Jaffé nachgewiesen, daß die Vorrede und ein Theil der Erzählung selbst aus Heiligenleben und besonders aus Sulpicius Severus entnommen ist [2]). Das war nun eben die Sitte der Zeit. Was die Schule darbot oder was aus der Kirche hervorgegangen war, wurde mit einem Eifer benutzt, bei welchem das Plagiat eher als verdienstlich erschien. Man hielt es für Pflicht, irgendwelche passenden Floskeln, Redensarten, Sätze in die Arbeit, der man oblag, einzuschalten. Durch diese Wahrnehmung darf man sich aber nicht abhalten lassen, die Mittheilungen selbst aufmerksam zu prüfen. Ich finde denn doch, daß die ältere Vita, wie sie vorliegt, den größten Werth hat. Wenn man sie nur von den eingeflochtenen fremdartigen Zuthaten befreit, so stellt sie sich als ein ehrenwerthes Monument der Epoche dar. Die Erwähnung des älteren Otto ist würdig und sachgemäß; er erscheint als dux in tota Germania princeps (c. 1. MG. XII, SS. X S. 575, 33). Sehr bedeutend ist die

---

[1]) Köpke, Widukind S. 49 ff.

[2]) In den Anmerkungen zu seiner Uebersetzung in den Geschichtschreibern der deutschen Vorzeit. X. Jahrhundert 4. Bd. — Noch andere Entlehnungen sind von Köpke (Forschungen zur deutschen Geschichte VI S. 154) und Heerwagen (ebenda VIII S. 369 ff.) ermittelt worden.

Bemerkung, daß man nicht wisse, ob Konrad im Krieg oder im Frieden aus dem Leben geschieden sei (c. 4 S. 576, 49)[1]). Die Schilderung des jungen Heinrich ist aus Terenz entlehnt[2]); allein dem Entlehnten sind einige andere Züge hinzugefügt, welche doch die bezeichnendsten sind (c. 1 S. 575, 42: moestos consolando, miseros juvando. 43: specialiter omnibus carus, suae mansuetudinis humilitatisque provocante gratia). Der Verfasser kommt dann bald auf die Söhne Heinrichs, die schon zu dessen Lebzeiten zu hohen Ehren gelangt sind (c. 6 z. A. natorum sublimitas, qui summo decorantur honore); von Otto rühmt er, daß er, weniger schroff, als die Anderen, die Liebe des Volkes besessen habe; er gedenkt dann der Absicht der beiden Gatten Heinrich und Mathilde, den Convent von Wendhausen nach Quedlinburg zu verlegen. In diesen Geschäften geht der König nach dem Harz (c. 7.); von hier kehrt er nach Erfurt zurück, wo er Alle, die seiner Macht untergeben sind (S. 577, 38: cunctos ditioni subditos), versammelt, um über den Zustand des Reiches zu berathschlagen (de regni statu consilium habere). Von dem Beschluß sagt der Verfasser der älteren Vita gar nichts; doch wäre er wohl mit Widukind zu vereinigen, der die Anwesenheit des ganzen Volkes (I c. 41 z. A.: convocato omni populo) erwähnt, vor dem Heinrich seinen Sohn zum künftigen König erklärt. In der älteren Vita findet sich das nicht; der Verfasser scheint die Nachfolge Ottos für selbstverständlich gehalten zu haben. Aber davon hat er Kunde, daß zwischen Mutter und Sohn sogleich Mißverständnisse obwalteten, hauptsächlich weil Mathilde Gelder, die sie hätte ausliefern sollen, an die Klöster vergab (c. 8 S. 578, 8). Ausführlich ist er über das kirchliche Leben Mathildens; besonderen Werth aber hat seine Schilderung der Versöhnung Ottos mit seiner Mutter durch seine Gemahlin Edgitha (c. 9).

In alledem hat die ältere Vita der jüngeren zum Vorbilde gedient; in der Hauptsache stimmen sie meistens überein; obwohl die jüngere ausführlicher und besser ausgearbeitet ist, so erscheinen doch die Worte der älteren auch in der jüngeren wieder. Nun aber hat die jüngere Vita auch einige sachliche Abweichungen, und es will mir scheinen, als ob diese nicht geradezu zurückgewiesen

---

[1]) Vergl. Jaffé in der Uebersetzung S. 8 N. 6.

[2]) Jaffé in den Forschungen zur deutschen Geschichte IX. S. 344.

werden dürfen. Die Vorreden der beiden Werke sind, so zu sagen, in verschiedenen Tonarten abgefaßt; die ältere bezieht sich auf Kaiser Otto II., die jüngere auf König Heinrich II.; die jüngere ist eindringlicher und verständlicher; ich finde keine Spur, daß bei der Vorrede der jüngeren die der älteren zu Grunde gelegt ist. Auf eine einfache Bearbeitung des älteren Textes war also die Absicht des Verfassers der jüngeren Vita nicht gerichtet. Der abweichende Gesichtspunkt tritt gleich bei der ersten Erwähnung der Söhne König Heinrichs I. hervor; die Belobung Ottos I. ist in der jüngeren Vita an sich schwächer, als in der älteren; aber die Hauptsache ist, daß es von ihm heißt: ante regalem dignitatem procreatus (c. 6 MG. VI, SS. IV S. 287, 24), dagegen von Heinrich: in regali solio natus. Heinrichs wird von vornherein mit großem Lobe gedacht; die jüngere sagt von ihm: er sei seinem Vater ähnlich gewesen industria, armis, vultu (l. 27); Mathilde habe ihn behandelt, als ob es ihr einziger Sohn wäre, und ihm die Nachfolge gewünscht, wenn das irgend Gottes Wille sei (l. 30)[1]. Die Stelle enthält eigentlich den Schlüssel zu der ganzen folgenden Geschichte; sie ist dem alten Texte eingefügt; sollte sie aber darum zu verwerfen sein? So finden sich in der jüngeren Vita bei der Erzählung von der Brautbewerbung Heinrichs um Mathilde (c. 3) einige Zusätze und Abänderungen, durch welche das kleine Ereigniß erst verständlich wird. Besonders gegen das Ende der Schrift bemerkt man mancherlei Abweichungen, z. B. eine Einschaltung über die Fürsorge Mathildens für den Unterricht in dem Kloster zu Nordhausen (c. 23 S. 299, 23: sibi fuerat hoc munus gratissimum videre vel audire cujuscunque hominis profectum). Die jüngere Vita hat über die Zeit des Aufenthaltes von Otto und Mathilde in Nordhausen eingehendere Mittheilungen (c. 22 S. 298, 6—46), als die ältere. So erscheint auch die Schilderung der Zusammenkunft von Köln (c. 22 S. 297, 42 ff.) ausführlicher, als in der älteren Vita, mit Ergänzungen, die zuletzt auch von Dümmler (Kaiser Otto der Große S. 374 ff.) in seine Erzählung aufgenommen worden sind.

Wenn sich das nun so verhält, wenn sich in der jüngeren

---

[1]) Vergl. Köpke in den Forschungen zur deutschen Geschichte VI S. 167.

Vita Zusätze zu der älteren finden, welche eigenthümliche Informationen des Bearbeiters verrathen, wie sollte dann nicht auch der wichtigste von allen, die Nachricht von den Ereignissen, die nach dem Tode Heinrichs I., vor der Thronbesteigung Ottos I., eintraten, einer größeren Aufmerksamkeit würdig sein? Ich halte für nothwendig, die Stellen der älteren und jüngeren Vita neben einander zu stellen.

In der älteren Vita heißt es nach dem Tode Heinrichs nur: Ottone regni thronum insidente (c. 8. z. A.); dagegen hat die jüngere hier eine ausführliche Erzählung (c. 9 z. A.), daß nämlich die ersten Führer (ductores primi) sich versammelt hätten und von diesen die Mehrzahl (perplures) der Meinung der Mutter gewesen sei, den jüngeren Sohn auf den Thron zu erheben: quia natus esset in aula regali (S. 289, 14); die Anderen aber hätten den älteren vorgezogen. Die ältere Vita übergeht diesen Streit; auch die jüngere giebt nicht an, wie derselbe entschieden worden sei. Ich bekenne, auf mich macht es einen großen Eindruck, daß der im Allgemeinen gut unterrichtete Zeitgenosse Flodoard von einer offenen Entzweiung redet, in den Annalen z. J. 936: Heinrico rege obeunte contentio inter filios ejus agitatur; rerum tandem summa natu majori nomine Othoni obvenit (MG. V, SS. III S. 383, 35). Daß ein Streit über die Succession entstand, der im westlichen Francien eine gewisse Aufmerksamkeit erregte, läßt sich danach nicht bezweifeln; wie es aber geschehen ist, erfährt man nicht; daß irgend ein Ereigniß von Bedeutung der Thronbesteigung Ottos vorausgegangen ist, kann aber nach meinem Dafürhalten nicht in Abrede gestellt werden. Darüber würde nun auch die bekannte Stelle, die gegen das Ende der älteren Vita vorkommt, daß Otto milite tumultuante die Krone erlangt habe (c. 16 S. 581, 35), ein gewisses Licht geben. Diese Stelle ist freilich aus Sulpicius Severus entnommen und verliert damit ihre eigentliche Beweiskraft; sollte sie aber der Autor eingeschaltet haben, wenn nicht etwas Aehnliches bei der Thronbesteigung Ottos stattgefunden hätte? Er deutet diese Dinge nur an, da sie die allgemeine Parteiung berührten. An einer anderen Stelle, die ohne Zweifel original ist, heißt es: Otto habe seine Mutter vom Hofe verjagt (c. 9 S. 578, 21: de regno pepulisti). Sie war dann lange Zeit in Ungnade.

Die Frage wird immer sein, wie sich die Erzählung Widukinds (II c. 41), daß sich Heinrich schon in Erfurt für Otto ausgesprochen und den beiden anderen Brüdern ihren Allodialbesitz bestimmt habe, damit verträgt. Sollte das von der Mutter vollkommen in den Wind geschlagen worden sein, oder ist es eine Erzählung, die sich erst nachher gebildet hat? Die Versicherung, daß dabei den anderen Söhnen Allodialbesitz und Geldzahlungen zu Theil wurden, macht es doch nicht wahrscheinlich, daß Alles in Erfurt so rasch abgemacht sei.

Ich würde vorschlagen, anzunehmen:

1) die Anwesenheit der Großen in Erfurt;

2) eine Erklärung Heinrichs zu Gunsten Ottos, aber ohne vollkommene Beistimmung der Anwesenden;

3) den Tod Heinrichs, ohne daß weiter Bestimmungen über die Nachfolge getroffen waren, und sein Begräbniß;

4) eine neue Zusammenkunft der früher entbotenen, — die Angabe des Ortes, wo sie stattgefunden, fehlt;

5) in dieser: Erörterung der Frage über die Succession und Entscheidung zu Gunsten Ottos, — nicht durch die Mehrheit, sondern durch die Macht seiner Anhänger, — worauf Mathilde sich zurückzieht und Otto allein herrscht. —

Ueber die Modalitäten der Entscheidung wird in der jüngeren Vita mit den Worten: quid plura (S. 289, 16), hinweggegangen.

Im Allgemeinen muß man sagen, daß die ältere Vita eine echte, historisch annehmbare Grundlage enthält. Die Geschichte der Entzweiung Ottos mit seiner Mutter, ihrer Versöhnung durch Edgitha ist eine unverfälschte Erinnerung; ebenso, was über den Antheil, den Mathilde an dem Zuge Ottos gegen Rom nahm, gesagt wird (c. 14 z. A.), und besonders der Bericht über die Zusammenkunft der Familie in Köln. Die jüngere Vita ist allenthalben eine Durcharbeitung der älteren; sie hat den Fehler, daß sie die Geschichte Heinrichs an vielen Stellen einschaltet, wo sie von gar keiner Bedeutung ist. In Beziehung auf die Religion und das Priesterthum ist die jüngere Vita positiver, als die ältere. Da hat sich der Verfasser auch mancherlei Uebertreibungen erlaubt. Bei jener Versöhnung des Sohnes mit der Mutter durch Edgitha spielen die Geistlichen eine größere Rolle (c. 12), als in dem

Original; er flicht einen Brief ein, der ohne Zweifel erdichtet ist und eigentlich ein mater peccavi Ottos enthält (c. 12 S. 292, 2: fatemur, quod peccavimus et injuste contra vos egimus). Aber die jüngere Vita hat auch Zusätze und Abweichungen, welche von eigenthümlicher Kunde Zeugniß ablegen und Berücksichtigung verdienen.

II. Liudprand.

Wenn ich grade einige Züge der Ueberlieferung festhalte, die früher bei Seite gelegt waren, so bin ich dagegen auch wieder in dem Fall, Manches in Abrede zu stellen oder in Zweifel zu ziehen, was aus Liudprand in die Geschichte aufgenommen worden ist.

Die Werke Liudprands haben einen sehr verschiedenen Charakter. Von seiner Legation nach Constantinopel habe ich schon früher ein Wort eingeflochten[1]). Man würde Unrecht thun, die Schilderungen, die er beibringt, als historisch anzuerkennen; sie tragen überall das Gepräge von Mittheilungen eines beleidigten Diplomaten, der zugleich den Mißerfolg seiner Unterhandlungen rechtfertigen will.

Noch eine andere kleine Schrift aber giebt es, deren Grundlage in Erzählungen besteht, welche Liudprand bei seinem Aufenthalt in Deutschland gesammelt hat, die sogenannte Antapodosis. Niemand war mehr von dem Verlangen, literarische Rache auszuüben, erfüllt als Liudprand. Wie er in dem Bericht über seine byzantinische Gesandtschaft Alles daransetzte, den Kaiser, der ihn beleidigte, lächerlich und verächtlich darzustellen, so liegt ihm in der Antapodosis daran, Berengar und dessen Gemahlin Willa, aus deren Dienst er sich entfernt hatte, in das schlechteste Licht zu stellen. Dabei aber nimmt er doch in dieser Schrift einen historischen Anlauf. Er will einem spanischen Freunde[2]), der ihn darum ersucht hat, zu Liebe die Geschichte seit der Auflösung des karolingischen Reiches schreiben (Ant. I c. 1); aber man könnte

---

[1]) Weltgeschichte VI, 2 S. 256 ff.

[2]) Dem Bischof Recemund von Elvira, der als Gesandter des omajjadischen Chalifen Abderrahman III. im Jahre 956 an den Hof Ottos gekommen war.

nichts Wunderlicheres lesen, als diese historische Darstellung der Epoche. Liudprand beginnt mit einer Geschichte von Fraxinetum (c. 2—4) und geht dann zu den Ungarn über, denen Arnulf die Klausen eröffnet habe (I c. 13 MG. V SS. III S. 379, 41), die sie bis dahin enge begrenzten (c. 5 S. 276, 14). Hierauf kommt er auf die Zwistigkeiten zwischen Berengar und Wido von Spoleto (c. 13), die er mit einem ungeheuerlichen Bündniß einleitet, das sie geschlossen, nach welchem Italien an Berengar, Westfrancien an Wido fallen sollte (c. 14 S. 280, 20). Es ist unendlich schwer, sich daraus einen Begriff zu bilden, obwohl Liudprand da die historischen Thatsachen streift und bei dem Mangel an anderen Berichten nicht ganz entbehrt werden kann. Er gedenkt dabei der Kriege Arnulfs in Italien (c. 20—35); und vielleicht ist es bemerkenswerth, daß er für den Papst Formosus ist (c. 30. 31). — Otto der Große hat an Liudprand einen ebenso feurigen Anhänger, wie an dem Mönch von Korvey oder an der Nonne Hroswitha. Aber Liudprand war ein Mann, der nicht aus einer deutschen Klosterschule hervorgegangen war, sondern aus der Reihe der italienischen Weltgeistlichen; er war Diakonus von Pavia, als er zu Otto übertrat. Seine Studien und Erinnerungen gelten dem klassischen Alterthum: er erwähnt wohl einmal Julius Cäsar, Pompejus, Hannibal, Hasdrubal (Ant. I c. 1 S. 275, 12); keine Spur von ächter Volkssage kann ich bei ihm finden. Mit größter Leichtigkeit geht er in versificirte Prosa über. Ueberall steht bei ihm die moralische Verwerfung und die Anekdote in dem Vordergrund. Er erwähnt Adalbert von Babenberg, der bei ihm in großem Glanze erscheint (II c. 6); er weiß dabei auch von Hatto zu erzählen. Ludwig hat erkannt, daß er Adalbert nur durch Hinterlist werde überwältigen können; er wendet sich deshalb an Hatto, der ihm sagt: er werde ihm Adalbert in die Hände liefern; Ludwig möge nur verhüten, daß dieser zurückkehre (II c. 6 S. 289, 27). Hatto begiebt sich dann zu Adalbert, den er auffordert, ihm zu folgen: er werde dafür sorgen, daß er unverletzt zurückkehre. Adalbert wird hierauf in die Hand des Königs geliefert, der ein Fürstengericht über ihn halten läßt, bei dem er selbst das Wort nimmt. Man lernt die Erzählung kennen, wie sie damals im Munde Aller war; aber sie ist durch soviel Zusätze verunstaltet, daß man sie nicht annehmen kann.

An dieser Stelle nun tritt Liudprand der deutschen Geschichte näher. Man erfährt aber nur, was man zu seiner Zeit sagte oder sagen zu können glaubte; aber ernstlich kann man seine Erzählung nicht in Anschlag bringen.

Nach Ludwigs Tode wird Konrad von allen Stämmen als König eingesetzt (c. 17: ordinatur cunctis a populis). Liudprand nennt die Reichsfürsten, die unter ihm die meiste Macht besaßen: Arnulf in Baiern, Burchard in Schwaben, Eberhard in Franken, Heinrich in Sachsen und Thüringen. Diese ruft Konrad zu sich, als er sich dem Tode nahe fühlt; sie kommen alle außer Heinrich. Der Sterbende hält eine Rede, in der er sie zur Eintracht ermahnt, ihnen aber zugleich empfiehlt, den Herzog von Sachsen zum Könige zu erwählen (c. 20, S. 292, 11). Er läßt dann die goldene Krone, die herrlich mit Edelsteinen besetzt ist, herbeibringen und bezeichnet Heinrich als Erben derselben (l. 16: heredem regiaeque dignitatis vicarium regalibus his ornamentis Heinricum constituo). Das wird wörtlich ausgeführt. Es bedarf keiner langen Erläuterung, daß von alledem, so zu sagen, kein Wort wahr ist, weder die Anwesenheit der Fürsten, noch die Rede des Königs, noch vollends die Ueberreichung der Reichsinsignien durch die vereinigten Herzoge. Ueberhaupt findet sich in der Erzählung keine Spur der wahren Lage der Dinge. Ich lasse dahingestellt, ob man die Sache wirklich so angesehen, wie Liudprand berichtet, oder ob dieser, wenn nicht erfunden, so doch ausgeschmückt hat. Unter den Fürsten, die unter Konrad mächtig waren, hat er an erster Stelle Arnulf von Baiern genannt; eben diese (memorati principes c. 19) sind bei dem Tode Konrads gegenwärtig und überbringen Heinrich die Krone. Liudprand geräth mit sich selbst im Widerspruch, wenn er gleich darauf von einem Zerwürfniß zwischen Arnulf und Heinrich spricht, das einen Krieg herbeizuführen droht (c. 21, S. 292, 31). Er versichert, Arnulf habe selbst nach dem Reiche getrachtet und sei vorgegangen, um sich dem heranrückenden König zu widersetzen. Auf Heinrichs Veranlassung erfolgt dann eine Zusammenkunft mit Arnulf. Liudprand weiß von einem Zwiegespräch zu berichten, das zwischen ihnen stattfand, sowie von einer Anrede Arnulfs an seine Leute und deren Antwort. Niemand wird daran glauben, daß diese Reden gehalten worden sind; ich bin der Ansicht, daß auch die

Umstände, die den Anlaß zu ihnen geben, erdichtet sind. Wie hätte Arnulf, dessen bester Verbündeter Heinrich gewesen war, ihm mit offener Gewalt zu widerstreben oder gar sich zum König an seiner Statt zu setzen den Gedanken fassen können? Die klerikale Ader Liudprands zeigt sich darin, daß er annehmen läßt, Heinrich sei von Ewigkeit her zum König bestimmt gewesen; wenn der König gut sei, müsse man sich dessen freuen; sei er aber böse, so habe ihn Gott gesetzt, um die Sünden der Unterthanen zu bestrafen (c. 23 S. 293, 4). Nur Eine Thatsache ist richtig, nämlich die, daß Arnulf hiebei das Recht über seine Bisthümer zu verfügen erhalten habe (S. 293, 9: quatinus totius Bagoariae pontifices tuae subjaceant dicioni); diese Angabe wird von Thietmar II c. 45 bestätigt, und darin bestand ohne Zweifel der Kern der Uebereinkuft.

Unmittelbar an die Ereignisse von Baiern knüpft Liudprand eine nicht minder fabelhafte Erzählung von dem Einfall der Ungarn. Sie haben von dem Tode Konrads gehört und vermeinen, sein Nachfolger werde ihnen den bisher gezahlten Tribut nicht ferner zahlen; sie schreiten unmittelbar zum Angriff (c. 24). Der König liegt eben krank danieder[1]), rafft sich aber stärker an Geist als an Körper auf. Er ruft die Sachsen innerhalb vier Tage weit und breit zusammen (c. 25) und hält ihnen eine Rede oder vielmehr zwei. Es ist eine Situation, wie Liudprand sie braucht, um eine wirksame Rede einzuflechten. Die erste (c. 26) bewegt sich in Versen und erinnert an den Widerstand, welchen die Sachsen Karl dem Großen geleistet haben, der die übrige Welt überwunden, aber aus ihrem Lande habe fliehen müssen; wenn er dann zurückgekommen bei einem erneuten Angriff sie doch unterworfen habe, so sei das nur durch die Gnade Gottes geschehn, der sie des Heiles theilhaftig machen wollte; nun aber werde das ganze christliche Volk von diesen wilden Türken angegriffen, die Gott und Christus nicht kennen; man müsse ihnen mit männlichem Muth entgegengehen, die Waffen mit Kraft gegen sie schwingen

---

[1]) Liudprand giebt eine Erzählung, in welcher der Einfall der Ungarn im Jahre 919 nach Konrads Tode und der im Jahre 924, als Heinrich erkrankt war, mit dem, der im Jahre 933 stattfand, combinirt sind.

und ihre Gliedmaßen zerhauen; so mögen sie nach dem Styx fahren und ihr Fährgeld mit heißer Münze zahlen (c. 26).

Man sieht, wie da Alles ineinander fließt: Erinnerungen an die alte Sachsenfreiheit, an die Einführung des Christenthums, die Wuth der Barbaren gegen die Kirche und noch eine Anspielung auf den Fährmann über den Styx, — natürlich bei einem Italiener, höchst unnatürlich bei dem tapferen König. Aber Liudprand ist damit noch nicht zufrieden; in einer zweiten Anrede läßt er den König das Gelübde thun, die Simonie, eine von St. Peter verdammte Ketzerei, in seinem Reiche fortan nicht zu dulden (c. 27 S. 284, 4). Indem dieser noch redet, kommt die Nachricht, daß die Ungarn mit einem Haufen von Gefangenen, die sie hinter sich herschleppen, bis zur Feste Merseburg vorgedrungen seien (c. 28). Der König säumt nicht, ihnen entgegenzugehen, — nicht allein sein rascher Angriff kommt den Feinden selbst unerwartet, noch mehr die Art und Weise desselben. Heinrich wird zum dritten Male redend eingeführt; er weist seine Leute an, die Pfeile der Feinde bei ihrem ersten Anlauf mit den Schilden aufzufangen und, ehe diese dem ersten Pfeilschuß den zweiten nachfolgen lassen können, in guter Ordnung auf sie loszustürmen (c. 31). Auf diese Weise werden die Ungarn überwältigt und in wilder Flucht zersprengt; sie werfen sogar ihre Waffen weg.

Wollte man das Thatsächliche dieser Erzählung annehmen und von der weiteren Ausführung, wie wir sie bei Liudprand lesen, abstrahiren, so würde auch das unzulässig sein; augenscheinlich ist Alles erdichtet: die Berathung der Ungarn vor dem Angriff, der Gehorsam, mit welchem die Sachsen der Aufforderung des Königs nachkommen, die Anmahnungen, mit denen er sie zum Widerstande antreibt, selbst die militärische Anrede beim ersten Schlachtengetümmel und die Befreiung der unzähligen Gefangenen, deren Wehklage sich in freudigen Lobgesang verwandelt. Eine volksthümliche Tradition könnte man in dieser Darstellung nicht sehen, es wäre denn darin, daß die Niederlage der Ungarn den militärischen Vorkehrungen des Königs zugeschrieben wird. Auch das aber geschieht in einer Weise, die an die Schlachten des Alterthums, etwa der Römer gegen die Parther, erinnert. Selbst der Name Merseburg hat in dieser Combination wenig Werth. Wahr möchte es dagegen sein, daß in Merseburg ein Schlachtbild auf-

gestellt worden ist (c. 31 z. E.), wie wir ein solches Reliefbild, freilich von einem Ereigniß, das sich dreißig Jahre später zutrug, in Zürich erhalten finden[1]).

Liudprand schrieb nach der Ungarnschlacht Ottos, bereits nach dem Tode Liudolfs im Jahre 957, — in der Zeit der Blüthe Ottos; er kennt dessen Mutter, seine Geschwister und gedenkt ihrer mit gebührendem Lobe (IV c. 14). Eben an das Lob, das er über Heinrich ausgesprochen, knüpft er eine Lobeserhebung Ottos an: „der König sei gestorben, der die Feinde siegreich bestanden habe; das Volk möge aber darum nicht wehklagen; der Erdkreis feiere seinen Sohn, sein Abbild Otto" (c. 15). Nach Liudprand setzt Heinrich selbst Otto zu seinem Nachfolger ein; es habe sich, wie er sagt, darin der Verstand des Königs gezeigt: quod potissimum ac religiosissimum natorum suorum regem constituit (c. 15 S. 320, 5). Aus diesem Grunde ist er nun der größte Gegner der Unternehmungen des jüngeren Bruders Heinrich gegen den König Otto. Man wird dabei inne, daß er sein Buch an einen spanischen Bischof richtete; er geht von dem Satan aus, der sich Gott gleichsetzen wollte und Heinrich zu dem Anspruch verführte, seinem Bruder nicht allein gleich zu sein, sondern ihm vorgezogen zu werden. In diesem Zusammenhange tritt die Idee von dem Vorzuge des Porphyrogenitus besonders ins Licht: rectumne patrem egisse rere regia tibi in dignitate genito non in eadem genito proponendo (c. 17 S. 320, 35). Liudprand geht dann auf die Begebenheiten etwas näher ein. Zwar unrichtig, aber doch in Uebereinstimmung mit der am meisten vorkommenden Nachricht[2]) giebt er an, daß Heinrich von Eberhard bei der Belagerung einer Burgfeste gefangen genommen worden sei. Es ist die allgemeine Ueberlieferung, die Liudprand wiederholt, daß der unmittelbare Anlaß zur Empörung von Eberhard ausgegangen sei (c. 19); er gedenkt dann der Verbindung beider mit Giselbert: dieser habe den Bruder des Königs unter dem Vorwande, ihn zum König zu machen, zur Empörung aufgereizt; in Wahrheit sei aber seine Absicht gewesen, Heinrich nur als Mittel zu benutzen, um selbst König zu werden. Eberhard schreibt Liud-

---

[1]) Köpke-Dümmler, Otto der Große S. 382 N. 1.

[2]) Die Stellen bei Dümmler, Otto der Große S. 72 N. 4.

prand den Plan zu, beide, Giselbert und Heinrich, zu vernichten, um selbst die Krone in Besitz zu nehmen; er beweist das mit einem Worte, das dieser seiner Gemahlin anvertraute (c. 22 z. E.).

Mit Vorliebe verweilt er bei dem Versuche der Mannschaften Ottos bei Birten über den Rhein zu kommen. Er legt Werth auf den Widerstand, den die Kämpfenden leisten, und die Motive, über die sie sich zu einander aussprechen, daß sie das Leben nicht mit ewiger Schande erkaufen dürften; würde ihr irdisches Haus zerbrochen, so würden sie jenseits ein ewiges, nicht von Händen gemachtes finden (c. 23 S. 322, 6. 9). Das Gebet des Königs, der den Seinigen, da der Fluß ihn daran hindert, nicht zu Hülfe kommen kann, vergleicht Liudprand mit dem Gebet des Moses vor dem Kampfe mit dem Amalekitern; er betont, daß in der heiligen Lanze des Königs die Nägel eingefügt seien, deren mystische Bedeutung, daß sie nämlich zugleich zum Frieden führe, er daher leitet, daß sie das Göttliche und das Menschliche verbinde[1]). Nach ihm soll die Lanze an König Rudolf von Burgund gekommen und von diesem an König Heinrich überliefert worden sein. König Heinrich hat seine Feinde unter Vortragung dieses Zeichens besiegt, nicht weniger König Otto.

Mit anderen Ueberlieferungen stimmt das nun nicht grade überein[2]); auch darf es nicht als historisch angenommen werden; denn in der Zeit Heinrichs ist Liudprand fast allenthalben fabulos. Man sieht nur, von der heiligen Lanze wurde eben dies erzählt; erfunden hat Liudprand es nicht. — Durch den Erfolg bei Birten, so versichert Liudprand, sei der König von der Gnade Gottes überzeugt worden, die mit ihm sei (c. 24 z. E.). Die Fassung ist hier vollkommen geistlicher Natur, überall mit Bibelstellen durchflochten, die einen theokratischen Gedanken athmen. Die Erzählung ist nicht unmittelbar für ein großes Publikum bestimmt, sondern zunächst für den Bischof ausgearbeitet worden, auf dessen Veranlassung Liudprand die Schrift abgefaßt hat. Immer aber ist sein Augenmerk zugleich auf König Otto gerichtet, den er mehr als einmal anredet, namentlich bei dem Siege von Birten, der

---

[1]) IV c. 24 S. 322, 40: quo caelestibus terrea Deus conjunxerat. lapis scilicet angularis faciens utraque unum.

[2]) Vergl. Stälin, Wirtembergische Geschichte I S. 430 N. 9.

nicht hätte größer sein können, wenn Otto mit Tausenden von Legionen über den Rhein gegangen wäre; Gott habe dem Könige seine Macht und Liebe beweisen wollen (c. 25 z. E.). Es folgt dann die kleine und entscheidende Aktion, bei der Giselbert und Eberhard umkamen. Liudprand erzählt sie unter dem Gesichtspunkt des unmittelbaren göttlichen Beistandes, dessen der König theilhaftig sei. Ohne des Zusammenhanges weiter zu gedenken, spricht er von der Belagerung von Breisach: est in Alsaciae partibus castellum Brisicau (c. 26 z. A.). Eberhard hat das Castell in Besitz genommen und hält dadurch die Umgebung in Schrecken; der König belagert es mit Heeresmacht, um das Land zu schützen. Von großer Wichtigkeit erscheint dann bei Liudprand die Abtrünnigkeit der Bischöfe; sie erfolgt auf eine Anmahnung des Erzbischofs von Mainz, Friedrich, der aber dann beim König bleibt (c. 26 S. 324, 19), während die übrigen ihre Zelte verlassen, — wie sich versteht, mit ihren Truppen. Darin liegt also eine Secession des Klerus im westlichen Deutschland von dem König. Seine Sachsen sehen sich allein und fordern ihn auf, da er in einem solchen Zustande einem Angriff Heinrichs nicht gewachsen sein würde, lieber sogleich nach Sachsen zurückzugehen und dann mit verstärkter Zahl zurückzukehren. Allein Otto antwortet, wie einst Judas Makkabäus: wäre seine Zeit gekommen, so wolle er sterben; aber für das Recht zu streiten, mache ihm Freude.

Für die Auffassung der religiösen Gesinnung Ottos ist Liudprand von Werth, der dem König einen Glauben an die Göttlichkeit seines Berufes, in dem er von Gott geschützt werde, zuschreibt. Da ist nun ein Moment, wie der folgende, von Bedeutung. Bei dem Versuch gegen Breisach, als Otto von dem gesammten oberdeutschen Klerus und dessen Mannschaften verlassen wurde, nähert sich ihm ein benachbarter Graf mit der Bitte um eine große geistliche Zuwendung. Das war ja eben die Klage der Geistlichen gegen die weltlichen Gewalten, daß es diesen genehm sei, wenn sie ihrer Güter beraubt würden. Darauf zielten nun auch die Anträge des Magnaten hin. Otto aber durchschaut ihn; ohne sich um den Verlust zu bekümmern, der ihn deshalb betreffen könne, verweigert er, etwas Unrechtes zu thun; diesen brachte er dadurch auf seine Seite (c. 27 S. 325, 8). Aber es

leuchtet ein, daß ein solches Verhalten des Königs dazu gehörte, um die Geistlichkeit zu vermögen, sich ihm wieder anzuschließen.

Durch die Abwesenheit der königlichen Macht am Mittelrhein veranlaßt, gingen nun Eberhard und Giselbert über den Rhein; wider Erwarten fanden sie doch daselbst zwei konradinische Große, Udo und Konrad, die an der Sache des Königs festhielten. An sich wären diese unfähig gewesen, den bei weitem mächtigeren Feind anzugreifen; allein sie stießen auf einen Geplünderten, der ihnen sagte, daß die beiden Gegner fast alle ihre Leute mit dem Raube bereits über den Rhein geschickt hätten; nur mit wenigen seien sie noch diesseits geblieben, mit denen sie eben ein Mahl einnehmen. Udo und Konrad haben dies kaum gehört, so reiten sie, gleich als flögen sie davon, nach der ihnen bezeichneten Localität, sie treffen die beiden feindlichen Anführer, tödten den einen, während der andere im Rhein umkommt. Liudprand erkennt darin die Hand Gottes, die den König beschützt (c. 28 z. E.). Otto ist auf dem Wege zur Kirche begriffen, als er die Botschaft vernimmt; sie wird ihm, da er sich alle Weitläufigkeiten verbittet, mit wenigen Worten hinterbracht; hierauf begiebt er sich zur Kirche, um Gott zu danken (c. 29 z. E.). Liudprand berichtet hierauf, daß der Erzbischof Friedrich, der sich nach Metz begeben hatte (c. 31), als er nach Mainz zurückkehren wollte, daselbst keine Aufnahme gefunden habe und dann in die Hände des Königs gefallen sei, von dem er verbannt wurde (c. 32). Eine allgemeine und umfassende Ansicht tritt bei Liudprand nicht hervor; er erzählt nur, was ihm eben zu besonderer Kunde gelangt war. Er und Widukind sind über die Ereignisse von Breisach am ausführlichsten; der Unterschied aber ist, daß Liudprand den Abfall von Otto als ein Werk des Erzbischofs Friedrich[1]) und als etwas Selbständiges betrachtet. Dabei trat jene Gefahr ein, welche, wie Widukind sagt (II c. 24 S. 445, 2), der sächsischen Herrschaft ihr Ende anzukündigen schien. Widukind rühmt mehr die Charakterstärke, Liudprand mehr die Glaubenskraft des Königs; standhaftes Ausharren in der Gefahr (constantia) schreiben ihm beide zu (W. I. 3.

[1]) Widukind vermeidet, Friedrich zu nennen; er deutet an, daß er von dem wirklichen Anlaß zum Abfall Kenntniß habe, spricht aber zugleich aus, daß es nicht seines Berufes sei, dieselbe mitzutheilen (c. 25 z. A.).

L. c. 27 z. E.). Eine Erklärung des Ereignisses findet sich bei Liudprand nicht; dagegen flicht Widukind die Nachricht ein, daß Friedrich vorher eine Unterhandlung mit Eberhard im Namen des Königs gepflogen und Bedingungen eingegangen sein, die der König nicht habe anerkennen wollen (II c. 25 S. 445, 10), was allerdings äußerlich eine Motivirung ausmachen würde, aber eigentlich nicht genügt, da man nicht erfährt, welche Forderungen Eberhard gestellt und der König verweigert habe. Ueber die Gefangennahme Friedrichs gehen Liudprand und Widukind sehr auseinander. Nach dem letzteren sollte es scheinen, als wäre Friedrich auf der Stelle festgenommen und nach Hammelburg geschafft worden (c. 25 z. E.). Nach Liudprand wäre er tiefer in die allgemeine Opposition der westlichen Mächte verwickelt gewesen, da er sie in Metz erwartete (IV c. 1. 31 S. 326, 19). Ich neige mich mehr auf die Seite Liudprands, dessen Angabe durch den Continuator des Regino bestätigt wird (MG. SS. I S. 618, 21). — Nach Liudprand bringt Heinrich, König Ottos Bruder, seine Schwester Gerberga in große Verlegenheit, indem er von ihr fordert, in eines ihrer Castelle eingelassen zu werden (c. 33 S. 326, 32); aber er wird auch von ihr verlassen. Eine Folge dieses Feldzuges ist es unter Anderem, daß Herimann von Schwaben, der sich selbst als sehr reich bezeichnet, aber keine Söhne hat, seine Tochter dem König anbietet, um sie mit dessen Sohne Liudulf zu vermählen (V c. 1). Der Autor bedient sich hiebei der Ausdrücke des alten Testaments; denn in der heiligen Schrift ist er sehr belesen, nicht in den Legenden. Liudprand versäumt nicht, die von Abderrahman, den er als rex vester, mithin als von den Christen anerkannt bezeichnet — wie denn durch die ganze Lage eine eigentliche Feindseligkeit ausgeschlossen war —, durch Ramiro erlittene Niederlage zu erwähnen (c. 2). Er gedenkt dann aufs Neue der italienischen Händel; nach novellenartigen Erzählungen bringt er heftige Invectiven gegen die Berge vor, über welche Berengar und seine Gemahlin Willa sich nach Deutschland gerettet haben (c. 10. 11). Erst, wenn er auf Otto zurückkommt, wird er wieder der Alte; er rühmt ihn wegen der Aufnahme, die er Berengar auf Antrieb Herimanns gewährt habe (c. 12). Der Charakterzug Ottos, welcher jedes Anerbieten Hugos für die Auslieferung Berengars zurückweist und den Flüchtling, der sich an ihn wendet, wirklich in Schutz nimmt,

(c. 13), ist in dem Geiste der Haltung, die er Otto überhaupt zuschreibt.

Bemerkenswerth ist, wie diese Differenz mit den großen Angelegenheiten zusammenhängt. Hugo hatte sich an Kaiser Romanus gewendet und ihn um Schiffe und griechisches Feuer zur Verwendung gegen die Saracenen in Fraxinetum gebeten; Romanus versprach dies, wenn Hugo seine Tochter dem Enkel, dem Sohne des Constantinus Porphyrogenitus, zur Frau gebe (c. 14). Aus den Mittheilungen seines Stiefvaters, der damals als Gesandter von König Hugo an Romanus geschickt worden war, hat Liudprand interessante Nachrichten über Byzanz beigebracht, wie über den Sieg des Romanus über die Russen (c. 15). Er erzählt dann weiter, daß griechische Schiffe angelangt wären und die saracenische Flotte vernichtet hätten (c. 16), Hugo sich aber mit den Saracenen gegen Berengar verbunden habe (c. 17 S. 331, 46). Liudprand macht König Hugo den bittersten Vorwurf daraus, daß er auf diese Weise sein Reich habe retten wollen. Durch und durch novellenartig ist die Erzählung von Amedeus, der im Auftrage Berengars mit den Pilgern nach Italien zieht, um die Stimmung der Italiener gegen Hugo zu erkunden; sie hassen ihn, weil er nur Fremde befördere und sie selber niederhalte (c. 18). König Hugo wird die Absicht Schuld gegeben, die Ungarn nach Spanien zu schicken, was aber dadurch — denn Alles combinirt sich in dieser Zeit — unterbleibt, daß der Führer, der ihnen beigegeben ist, ihnen so schlecht den Weg weist, daß sie ihn tödten (c. 19). Man liest das Alles mit dem größten Vergnügen. Liudprand kommt dann wieder auf die Verhältnisse in Constantinopel zurück und giebt eine gute Schilderung des kaiserlichen Palastes (c. 21)[1]). Besonders merkwürdig ist, daß die gegen den Vater rebellirenden Söhne des Romanus die Anwesenheit eines Gesandten Hugos als ihnen hinderlich, Constantinus Porphyrogenitus förderlich bezeichnen (c. 21 S. 333, 22), was insofern eine Wahrheit, als dieser Gesandte die Vermählung des jüngeren Romanus, des Sohnes des Constantin, mit der von Hugo gesandten Bertha durchführte und hiedurch eine Verstärkung der Position Constantins den eigenen Söhnen des Romanus gegenüber bewirkt wurde.

[1]) Vergl. Köpke, De vita et scriptis Liudprandi S. 59.

Wenn nun in der Ueberlieferung, die wir bei Cedrenus (II S. 322 in der Bonner Ausgabe) lesen[1]) und die von Le Beau (Histoire du Bas-Empire t. XVI S. 499 (l. LXXIII, LXVI) excerpirt ist, Constantin selbst beschuldigt wird, durch eine Intrigue die Empörung der beiden Söhne des Romanus gegen denselben veranlaßt und dazu den geschickten Basilius, genannt der Vogel (*Πετεινός*) verwandt zu haben, so findet sich davon nichts bei Liudprand, der vielmehr versichert, daß die beiden Söhne des Romanus ohne Mitwissen des Constantinus Porphyrogenitus den Anschlag gegen ihren Vater unternommen haben[2]). Er schildert, wie die Söhne des Romanus sich seiner bemächtigen und ihn auf eine benachbarte Insel bringen, um hier, wie er sarkastisch hinzufügt, mit geschorenem Haupte zu philosophiren (c. 20 S. 333, 10). Bei dem Gerücht hievon erhebt sich ein Tumult in der Stadt; das Volk fragt aber nicht nach dem alten Romanus, der als imperator abusivus gilt (l. 13), sondern nach Constantinus Porphyrogenitus. Dieser wird durch die Söhne des Romanus bewogen, sich an den Schranken zu zeigen, worauf das Volk sich beruhigt und nach Hause zurückkehrt. Die beiden Söhne des Romanus schmieden dann, auch durch diesen Vorfall dazu veranlaßt, einen Anschlag gegen Constantinus Porphyrogenitus: denn der regiere ja so gut, wie ihr Vater; sie erfüllten den Palast mit ihren Leuten. Aber deren Führer, des Namens Diavolinus, wendet sich an Constantinus Porphyrogenitus und giebt ihm von dem Vorhaben der Söhne des Romanus Kenntniß, ihn bei einem Gastmahl zu ermorden: wenn er den ihm gebührenden Platz in der Mitte einzunehmen suchen werde, werden sie an den Schild schlagen, darauf die Bewaffneten hervorspringen und ihn ermorden. Diavolinus ertheilt ihm den

---

[1]) Vergl. Zonaras XVI c. 19.

[2]) Fratres ignorante Constantino .... adversus Romanum patrem suum quaedam *σφάλματα*, id est dolos, machinabantur (c. 20 S. 332, 47). — Während die griechischen Autoren insgesammt (Continuator des Theophanes, Symeon Magister, Georgius Monachus, Georgius Hamartolus) von einer Betheiligung Constantins (des Sohnes Leos VI.) berichten, wenn gleich sie ihm nicht die Anstiftung zuschreiben, stimmen das Chronicum Venetum (MG. IX SS. VII S. 23) und Elmacin (S. 23 bei Erpenius) insoweit mit Liudprand überein, als sie die Gefangennahme des alten Romanus durch seine beiden Söhne bewerkstelligen lassen.

Rath, nun auch seinerseits in seinen Gemächern treu ergebene Macedonier zu versammeln; — die Truppen der anderen Partei hält Diavolinus eingeschlossen —; wenn jener Moment eintritt, sollen die Mannschaften Constantins unerwarteter Weise eindringen, sich der Brüder bemächtigen und sie nach der Insel schaffen, wo ihr Vater weilt und sie auch philosophiren mögen. Alles das begiebt sich so bei dem veranstalteten Gelage. Als Constantin seinen Platz einnehmen will, erhebt sich ein Tumult; es wird an den Schild geschlagen, worauf die Macedonier hervorspringen, sich der beiden Brüder bemächtigen und sie mit geschorenem Haupt, nach der Insel bringen, um da zu philosophiren.

Gewöhnlich nimmt man an, das sei Alles das Werk von Constantins Gemahlin Helena, Schwester der beiden Brüder, gewesen, die lieber ihren Gemahl habe als Kaiser sehen wollen, der ihr gehorche, als ihre gewaltsamen Brüder[1]); Constantinus Porphyrogenitus habe dann die beiden Schwäger an seine Tafel geladen und sich ihrer bemächtigt.

Den ironischen Empfang, den die neu gefangenen bei ihrem Vater finden, hat Liudprand sehr ausführlich: er sieht darin einen Beweis des Waltens der göttlichen Gerechtigkeit. Alles, was er erzählt, hat innere Wahrheit; wiewohl auch hier sein novellistisches Talent bemerkt wird, so hat er doch die Hauptsache, daß nämlich ein Angriff der beiden Brüder auf Constantin, nicht ein Angriff Constantins auf die Brüder vorgelegen, wohl begründet. Das ist überhaupt der Charakter der Antapodosis in dieser Epoche: die Hauptsache erscheint gegründet und unanfechtbar; an den Nebenumständen kann man zweifeln, wie das ja fast immer bei Ereignissen, die innerhalb des Palastes sich vollziehen, der Fall ist.

Liudprand kommt hierauf auf den Kampf zwischen Hugo und Berengar zurück und weist nach, wie der letztere, dem sich die italienischen Oberhäupter anschlossen, die Oberhand behielt. In dieem Abschnitt ist das Auffälligste, daß er einen längeren Passus

---

[1]) Nach Cedrenus S. 324. 14 ff. — Der Befehlshaber, der die Söhne des Romanus gefangen nimmt, heißt bei Elmacin Bardas Phokas, der ihm und dem Continuator des Theophanes zufolge nach des älteren Romanus Sturz zum domesticus scholarum erhoben worden war; daß die Söhne des Bardas Constantin bei seinem Vorhaben unterstützten und Mitwisser desselben waren, giebt auch Cedrenus an.

über Armuth und Reichthum aus Ciceros Paradoxen aufgenommen hat (c. 27 S. 335, 10—19). Das kann doch nicht anders, als nachträglich geschehn sein, um das Wort, das er von Berengar sagt: bedürftig (egens), zu erklären. Ehe ich wußte, daß das Stück aus Cicero entnommen sei, wunderte ich mich über die Absurdität der Anschauung, die das private und öffentliche Vermögen ohne Zweifel verwechselt. Sonst hat die Erzählung treffende Züge und ist zum Verständniß der Begebenheiten unentbehrlich, da sie die Erhebung Lothars, des Sohnes Hugos, einigermaßen motivirt; die sonderbare Phrase der Abdication Hugos zu Gunsten seines Sohnes ist: quia se eis non morigerum abdicant, filium saltem Dei pro amore, qui nil in eos deliquerat, suscipiant ac voluntatibus eorum morigerum reddant (c. 28 S. 335, 28), gleich als sei es erforderlich, ihnen zu Gefallen zu leben, um ihr König zu sein, und für ihn doch unmöglich; sie sollen den Sohn zu ihrem König wählen, der Nichts gegen ihren Willen gethan habe. Der Antrag Hugos wird angenommen und Lothar als König eingesetzt, bald darauf aber auf Betrieb des arglistigen Berengar von Ivrea, der Hugo abhalten will, sich mit seinen Schätzen nach Burgund zu begeben, von wo er dann besser bewaffnet zurückkommen würde, an diesen eine Botschaft geschickt, durch welche er die Zusage erhält, daß er wieder König sein soll (c. 28). Während Hugo und Lothar als Könige betrachtet werden, gelangt doch die Macht selbst an Berengar, obwohl er nur Markgraf heißt (c. 30: quamquam iterato Hugonem atque Lotharium reges Italici susciperent, Berengarium tamen nomine solum marchionem, potestate vero regem, illos vocabulo reges, actu autem neque pro comitibus habebant). Diese Darstellung Liudprands wird durch die Urkunden bestätigt, in denen Lothar eine Zeit lang (April, Mai, Juni 945) allein als König erscheint, dann zugleich mit seinem Vater, immer aber Berengar, auf dessen Veranlassung Alles geschieht, die Hauptrolle spielt[1]).

Berengar erlaubt sich Eigenmächtigkeiten, besonders in Bezug auf die Bischöfe; den braven Bischof von Brescia setzt er ab; in Como setzt er einen Bischof ein, der das Land wüste legt

---

[1]) Vergl. Köpke-Dümmler, Kaiser Otto der Große S. 140 Note 4.

(c. 29). Zwei andere aber, den von Piacenza und den von Pavia schonte er nur, weil man ihm Geld gab (c. 30 z. A.) Ueberhaupt gelangte Berengar zum größten Ansehen; man hielt ihn für einen anderen David oder Karl.

Da ist denn auch Liudprand selbst aus dem Dienste Hugos in den Berengars übergetreten, — wie er sagt, auf Geheiß seiner Eltern; — von dem König, der als solcher galt, ging er zu dem eigentlichen Gewalthaber, der aber Nichts als Markgraf war, über; durch Geldgeschenke verschafften ihm seine Eltern die Stelle eines Geheimschreibers bei Berengar (c. 30). Er behauptet, er sei dann später schändlich von diesem behandelt worden. Solange Hugo und Lothar lebten, habe sich Berengar mit Mäßigung betragen; ganz anders aber sei das nach deren Tode geworden; auf Berengar lasse sich das Bibelwort anwenden: die Federn des Straußes sind denen des Habichts gleich; wenn aber die Zeit gekommen ist, erhebt er seine Flügel und verachtet Roß und Reiter.

Hugo selbst hat seinen Sohn der Treue Berengars anvertraut und ist dann über die Alpen gegangen (Frühjahr 946); er hat da mit Raimund von Aquitanien Freundschaft geschlossen, der ihm versprach, in Italien einzudringen und Berengar zu bekämpfen (c. 31). — Vom Hofe Berengars wird ein sehr häßliches Abenteuer erzählt; der Lehrer ihrer Töchter, ein Abbild aller Häßlichkeiten, sei doch von Willa seiner arma priapeia wegen geliebt worden; man habe ihn dafür zum Eunuchen gemacht (c. 32). Ebenso sagt Liudprand von Berengar selbst schimpfliche Dinge aus. Um sich der Ungarn zu erwehren, habe er von Jedermann, die Säuglinge nicht ausgenommen, ein Kopfgeld erhoben und das eingekommene Geld, um einen Theil davon für sich zurückbehalten zu können, mit Kupfer versetzen lassen und so die bedungene Zahl von Scheffeln Münze an die Ungarn abgegeben. Diese Erzählung bildet den Schluß des fünften Buches. Das sechste eröffnet der Autor mit einer Klage über seine Aufgabe, weiter zu schreiben, ohne jedoch präcis anzugeben, weshalb er sich von Berengar getrennt habe. In der Erzählung selbst kommt er auf Constantinopel zurück, von wo der damalige Kaiser Constantinus Porphyrogenitus sich an Berengar gewandt habe, weil dieser doch in Italien am mächtigsten war, zugleich auch, um Lothar nicht untergehen zu lassen, welcher der Bruder seiner Schwiegertochter war (VI c. 2: ob amorem

nurus suae cogitans, quae Lotharii soror extiterat). Berengar war von Constantin ersucht worden, einen Gesandten an ihn zu schicken, und ersah dazu Liudprand, unter der Bedingung jedoch, daß dessen Stiefvater die Kosten tragen müsse (c. 3). Sein Bericht über diese Gesandtschaft ist sehr anmuthig; schade, daß derselbe sobald abbricht[1]).

In der Sache selbst würde sich die zweite Legation Liudprands an den Hof von Constantinopel anknüpfen. Das nächste Interesse aber nehmen seine weiteren Beziehungen zu Berengar und Otto in Anspruch.

Gern würde man seine Erzählung über das erste Unternehmen Ottos nach Italien lesen, wenn er es in seiner Weise beschrieben hätte. Wahres und Falsches würden auch da vermischt sein, aber die Thatsachen in frischen Farben erscheinen.

Historia Ottonis ist jetzt der Titel einer angeblichen Schrift Liudprands. Dieser Titel hat jedoch etwas sehr Täuschendes oder vielmehr: man wird enttäuscht, wenn man das Werkchen, das bei Muratori (Rer. Ital. SS. t. II p. 471—476) nur fünf Folioseiten einnimmt, aufschlägt. Es ist eben nur eine kurze Recapitulation der Ereignisse zwischen der an Otto ergangenen Einladung, nach Italien zu kommen, und der Abdication Benedicts, vom Spätsommer des Jahres 960 bis Ende Juni 964. Aber auch hiebei ist ein großer Unterschied; der Zug selbst und das erste Einrücken Ottos in Rom im Januar 962 werden auf das kürzeste behandelt; doch ist die Angabe über die Versprechungen, die der Papst geleistet habe (c. 3), von Werth. Die ausführliche Erzählung beginnt erst damit, daß der Papst im Widerspruch zu denselben sich mit Adalbert in Verbindung setzt, und mit dem Bericht, den sich Otto darüber erstatten läßt (c. 4). Der Inhalt des Buches ist sehr einfach und bezieht sich auf Papst Leo VIII., — nur insofern auf Otto selbst, als er an der Erhebung Leos sowie an der Wiederherstellung desselben entscheidenden Antheil nimmt. Die

[1]) Liudprand verließ Pavia am 1. August 949; am 17. September traf er in Constantinopel ein (c. 4 S. 338, 3). Seine Schilderung der Audienz im Palast Magnaura und der Behufs derselben getroffenen Zurüstungen (c. 5) entspricht ganz dem, was darüber in der Schrift de caerimoniis aul. Byzant. II c. 15 (S. 566 ff. der Bonner Ausgabe) vorkommt.

Exauctoration Benedicts ist eine Befestigung Leos und bildet insofern den Schluß. Es ist ein Memorandum über Papst Leo und wahrscheinlich doch für die deutschen Bischöfe bestimmt, welche, wie man aus Thietmar ersieht, mit den Vorgängen in Rom nicht ganz zufrieden waren[1]). Daran ist gar nicht zu denken, daß Liudprand mit dieser Schrift sein Werk „Vergeltung" habe fortsetzen wollen; sie athmet einen durchaus anderen Charakter und hat einen engbegrenzten Gegenstand; sie ist ebenso ernst gehalten, wie die übrigen vergnüglich und eine freie Production sind. Schon Baronius hat das Buch dem Liudprand abgesprochen (Ann. eccles. z. J. 963 Nr. III, — in der zu Rom erschienenen Originalausgabe X S. 708 D ff.). Seine Gründe sind nicht sehr schlagend, aber Rücksicht verdienen sie doch; vor Allem findet er den Stil desselben nicht wieder, während die deutschen Forscher auch hier die nämlichen Eigenschaften wahrzunehmen glauben, die sie sonst an Liudprand tadeln. Der Bericht dieser Schrift über die im November 963 in der Peterskirche abgehaltene Synode ist als ein Aktenstück der Kirche betrachtet worden; als ein solches hat ihn auch Mansi in seine Conciliensammlung aufgenommen (XVIII S. 465—470). Niemand bezweifelte, seitdem Pertz das Original gefunden zu haben vermeinte[2]), daß Liudprand der Urheber der Schrift sei. Aber weitere Forschung hat diese Voraussetzung nicht bestätigt[3]), und man kommt wieder auf den Standpunkt zurück, den Muratori einnahm, daß es einem Jeden überlassen bleiben müsse, ob er den Stil für liudprandisch halten wolle oder nicht[4]). Wenn ich meine Meinung sagen soll, so ist die Grundlage eine officielle Relation; aber die Redaction derselben ist dem Bischof von Cremona, Liudprand, aufgetragen worden; von ihm stammt die Fassung[5]). Da finden sich nun manche zweifelhafte Punkte.

[1]) Die Abfassungszeit der Schrift fällt zwischen Juli 964 (Ende Juni erfolgte die Absetzung Benedicts) und Frühjahr 965, vor den Tod Leos VIII. (c. 6), demnach also auch vor die Kölner Reichsversammlung.

[2]) II c. 18. 22. MG. V SS. III S. 752, 34. 754, 45.

[3]) Fr. Köhler im Neuen Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde VIII (1883) S. 79 ff.; vergl. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter 5. A. I S. 395 ff.

[4]) sub judice lis est a. a. O. S. 422.

[5]) In stilistischer Beziehung zeigt die Historia Ottonis, wie die Vergleichung einzelner Stellen ergiebt, die nächste Verwandtschaft mit der

Die für die Studien wichtigste Frage ist, ob das kleine Werk Glauben verdient oder nicht. Ich denke, daß man an dem Fundamentalbestand d. h. der Darstellung jener Synode nicht Zweifel hegen kann, wohl aber an manchen Angaben, die der Tagesgeschichte angehören.

Von vornherein muß dabei zur Erörterung kommen, was es mit der Gesandtschaft des Papstes Johann, durch welche Otto nach Rom eingeladen wurde, auf sich hat. Man hat sie oft als formelles Versprechen der Kaiserkrönung verstanden. Liudprand sagt nur: orans, quatinus se sibique commissam sanctam Romanam ecclesiam ex eorum (Berengarii et Adalberti) faucibus liberaret ac saluti et libertati pristinae restitueret (c. 1 S. 340, 8—11, vgl. c. 14 S. 345, 3 ff.). Der Antrag des Papstes, wie er von Liudprand formulirt ist, verträgt sich sehr wohl mit der Nachricht in der Translatio S. Epiphanii (MG. VI SS. IV S. 248, 36[1]).

Ueber diese Ereignisse haben wir nun aber auch noch eine andere Relation, die in der Continuation Reginos. Ich bin der Ansicht, daß die beiden Schriftstücke, das dem Liudprand beigelegte und das in die Continuation Reginos aufgenommene, unabhängig von einander sind. Wenn man den Continuator mit Liudprand vergleicht, so bemerkt man von vornherein einen durchgreifenden Unterschied; er beginnt nicht mit dem salbungsvollen Ersuchen des Papstes, wie wir es soeben anführten, sondern er hat nur einfach: legati ab apostolica sede veniunt, vocantes regem ad defendendam Italiam et Romanam rempublicam a tyrannide Berengarii (z. J. 960 MG. SS. I S. 624, 12). — Die Namen der päpstlichen Gesandten haben sie übereinstimmend, wie auch die der

Antapodosis. Hist. Ott. c. 8: Phoebi radiis grave cancri sidus inaestuans, und Ant. V c. 11 V. 5: radiis Phoebus (vergl. Köhler a. a. O. S. 64) cancri sidus adurit ist der Ausdruck aus Boëthius' Schrift de consolatione entlehnt. (Vergl. Köpke, De vita et scriptis Liutprandi S. 142 ff.) In dem Referat über die Auslassungen der römischen Bürger an die Gesandten Ottos (c. 4) sind ganz in der Weise, wie sie in Liudprands übrigen Schriften erscheint, Verse aus römischen Dichtern, Horaz und Juvenal, benutzt; c. 5 läßt der Verfasser Otto sich in Redewendungen äußern, die aus Terenz stammen, und dann auf dieselben Worte des Propheten Ezechiel Bezug nehmen, die in der Ant. III c. 4 angeführt werden.

[1]) Vergl. Weltgeschichte VI, 2 S. 212.

Bischöfe und den des Markgrafen Otbert, die aus Italien ihre Zuflucht zu Otto nahmen; beide bezeichnen das Regiment Berengars als tyrannis. Wenn dann aber Liudprand in dem Folgenden die beiden Apostel als die Streitgenossen Ottos bezeichnet (c. 2), so erweist sich der Continuator unterrichteter. Beinahe alle Grafen und Bischöfe Italiens kamen Otto entgegen. So gelangte er ohne Widerstand nach Pavia, wo er sogleich Hand anlegt, den von Berengar zerstörten Palast wieder aufzubauen (z. J. 961 S. 624, 31 ff.). Es ist also ein allgemeiner Uebergang von Berengar zu Otto, der sich vollzieht. Berengar und Willa beschränken sich auf einige Befestigungen und erscheinen nirgends im Felde. Otto schickte den Abt Hatto von Fulda nach Rom, um ihm eine Wohnung zu bereiten (ad construenda sibi habitacula), wovon Liudprand Nichts hat, und folgt dann nach. Der Continuator schildert den Einzug mehr unter weltlichen Beziehungen: favorabiliter susceptus acclamatione totius Romani populi et cleri (z. J. 962 S. 425, 2); die große Sache scheint durch den Umschwung in Italien ausgemacht: in dem römischen Volk hat Otto Anhänger, die ihn mit dem Clerus begrüßen. Liudprand giebt dem Vorgang eine mehr clericale Fassung; er vergißt nicht die Unction, wogegen der Papst nicht bloß das Seine zurückempfängt, sondern auch reiche Geschenke erhält (c. 3). Bei dem Continuator heißt es nur, der Papst habe Otto mit vieler Freundschaft empfangen und ihm versprochen, alle Tage seines Lebens nicht von ihm abzufallen (diebus vitae suae nunquam se ab eo defecturum S. 625, 4). Bei Liudprand schwört nicht allein der Papst, sondern auch die vornehmen Römer, und zwar, daß sie es niemals mit Berengar und Adalbert halten werden. Nach beiden kehrt Otto sogleich nach Pavia zurück. Der Continuator giebt dann aber näher an, wie und wo Berengar sich zu vertheidigen gedacht habe. Er befestigte sich in San Leo, wohin er von allen Seiten Mannschaften zusammengebracht hatte, seine Gemahlin Willa auf der Insel San Julio im Ortasee. Der Continuator erzählt dann weiter, daß Adalbert nach Corsica gelangt sei und von hier aus die Hülfe des römischen Papstes nachgesucht habe (z. J. 963 S. 625, 28: pontificem in suum adjutorium sollicitavit), womit er soviel Succeß hat, daß der Papst ihn in Rom einläßt. Um vieles gravirender ist es, wenn es bei Liudprand

heißt, der Papst habe Adalbert nach Rom eingeladen, wo er ihn selbst gegen den Kaiser schützen werde (c. 4 z. A.: Johannes ob Adalbertum, ut se adeat, mittit, juramento ei adfirmans, se illum contra imperatoris potentiam adjuturum), so daß er sich durch die Verbindung mit Adalbert offenbar zum Kampfe gegen den Kaiser rüstet. Nach dem Continuator geschah das zu derselben Zeit, als Otto die Feste San Leo umlagerte, dergestalt, daß kein Zugang zu ihr offen stand (S. 625, 30); Otto, unterrichtet von dieser heimtückischen Verletzung des ihm geleisteten Versprechens, begiebt sich mit seinem Heere nach Rom und zieht ohne weiteres daselbst ein; von einer Absendung nach Rom zur Untersuchung der dem Papste Schuld gegebenen Schlechtigkeiten bringt der Continuator Nichts bei. Doch ist damit die Erzählung Liudprands nicht widerlegt; diese Dinge kamen unserm Berichterstatter eben nicht zu Kunde. Bei dem Einzuge des Kaisers in Rom findet zwischen beiden Relationen eine Differenz statt. Nach dem Continuator haben der Papst und Adalbert den größten Theil des Schatzes von St. Peter bei Seite gebracht; und es tritt in Rom eine Spaltung ein, die jedoch nicht verhindert, daß Otto aufgenommen wurde. Das Erstere kommt bei Liudprand gar nicht vor; das Andere wird von ihm mehr angedeutet als klar ausgesprochen. Dem Continuator zufolge dürfte man annehmen, daß Johann sich in der Absicht entfernt habe, um besser gerüstet wieder zu kommen; in Rom war immer eine Partei für ihn. Auch der Continuator kennt das von Otto versammelte römische Concil, welches den Beschluß faßt, den geflüchteten Papst auf seinen Sitz zurückzurufen; da dieser sich weigert, so wählt das römische Volk (plebs Romana S. 625, 42) den Protoscriniarius Leo zum Papst. Der Continuator giebt hiebei dem römischen Volk einen größeren Antheil, als Liudprand, der doch aber auch die Theilnahme des Volkes erwähnt (c. 9 S. 342, 47. c. 10 S. 343, 1. c. 14 S. 345, 1. 10) und bei der Einsetzung Leos es unter omnes (c. 15) mitbegreift, so daß die Abweichung nur eine geringe ist. Mehr hat es auf sich, daß bei Liudprand der Kaiser nach der Wahl Leos in der Meinung, daß Alles vollendet sei, einen Theil seiner Truppen nach Hause ziehen läßt (c. 16 S. 345, 27), worauf der geflüchtete Papst die Römer anreizt, sich zu empören, diese aber geschlagen werden, so daß es dann

wieder der Gnade des Kaisers bedarf, um sie vor dem Untergang zu retten. Dagegen weiß der deutsche Bericht Nichts von einer Entlassung der Truppen, noch auch von einer Einwirkung des Papstes, der sich vielmehr ihm zufolge von Adalbert trennt (z. J. 963 S. 626, 4); er gedenkt aber der in San Leo soeben erfochtenen Entscheidung. Durch diese wurde die Macht des Kaisers überhaupt gewaltig verstärkt, woraus sich erklären läßt, daß umwohnende Castellane, mit dem römischen Volke vereinigt, Otto durch einen Ueberfall zu vernichten suchen, den derselbe, obwohl er nur wenige Truppen bei sich hat, auf das mannhafteste besteht, worauf die Römer hundert Geiseln stellen und aufs neue Treue schwören. Die Stellung der Geiseln berichtet auch Liudprand (c. 17); übereinstimmend geben dann beide Autoren an, daß der Kaiser dieselben auf Bitten Leos den Römern zurückgegeben habe. In den kleinen Abweichungen, die hiebei zum Vorschein kommen, finde ich keinen Widerspruch. Denn wie leicht kann es sein, daß der Papst doch wieder geheimen Einfluß ausgeübt und der Kaiser einen Theil seiner Truppen entlassen hat. Nach dem Continuator lassen die Römer, nochmals undankbar, hierauf den Papst Johannes ein; Leo muß entfliehen, entblößt von allem Nöthigen (S. 626, 23), und begiebt sich zu Otto nach Camerino; Johannes rächt sich dann an den Gesandten, die in seinem Auftrag nach Regensburg gegangen waren, auf das grausamste. Dagegen erzählt nun Liudprand, daß es unzüchtige Frauen gewesen seien, welche auf die Römer wirkten, um Leo zu entfernen und Johannes zurückzurufen. Leo wird nur durch besondere Gnade Gottes aus ihren Händen gerettet und entflieht zu Otto (c. 19). Jene Verstümmelung der früheren Gesandten Johanns wird auch von ihm erwähnt (c. 20 z. A.). Darauf beschließt der Kaiser, nach Rom zurückzukehren. Nach dem Continuator hat Papst Johannes noch den Versuch gemacht, durch einen deutschen Bischof den Kaiser zu begütigen; aber, ehe es soweit kommt, stirbt er. Ganz anders erscheint sein Tod bei Liudprand; er verläßt Rom in einer Nacht, um sich mit einer seiner Concubinen zu vergnügen, und stirbt dabei (c. 20). Die Römer schreiten hierauf zu einer neuen Wahl und setzen den Cardinal-Diakon Benedict auf den Thron; sie versprechen diesem, ihn gegen den Kaiser zu vertheidigen (c. 21 S. 346, 14). Der Kaiser umzieht die Stadt mit einem Walle,

so daß Niemand herauskann; er nimmt die Stadt wider den Willen der Römer (Romanis nolentibus) ein. Nach dem Continuator setzen sich die Römer nach dem Tode des Papstes Johann aus Furcht vor dem Kaiser (S. 626, 27: non modice metuentes imperatoris adventum) einen neuen Papst, des Namens Benedict. Der Kaiser kehrt nach Rom zurück; aber Benedict bestimmt die Römer, ihm zu widerstehen (l. 34). Die Belagerung, die nach dem Continuator in derselben Weise stattfindet, wie nach Liudprand, führt zur Entscheidung. Die Römer öffnen die Thore; Benedict wird dem Kaiser überliefert.

Die Schrift Liudprands reicht nur bis zur Absetzung des Papstes Benedict; sie bricht mitten in einem Worte ab, hat aber doch eine gewisse Einheit, indem sie noch die Wiederherstellung des Papstes Leo in Rom berichtet. Nach dem Continuator des Regino entreißt Papst Leo den Hirtenstab und das Pallium dem Benedict: Leo Benedictum deposuit et pontificale pallium, quod sibi imposuerat, abscindit ferulamque pastoralem manu ejus arreptam coram omnibus in frusta confregit (S. 626, 42 ff.). Nach Liudprand überliefert Benedict das Pallium sowie den Hirtenstab: Benedictus pallium sibi abstulit, quod simul cum pontificali ferula, quam manu gestabat, domino papae Leoni reddidit, quam ferulam isdem papa fregit et fractam populo ostendit. Beiden ist gemeinschaftlich, daß der Hirtenstab zerbrochen wird. Liudprand stellt aber Alles mehr in dem Lichte einer freiwilligen Abdankung dar.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Weltgeschichte

Bd.: 8. Theil

1887